Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXII.

(Januar — Februar — März 1905.)

68026
6/8/06

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, C. Beck. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Akademische Buchhandlung, C. F. Lendorff. Georg & Co. Benno Schwabe. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, C. Grill's Hofbuchhandlung. Friedr. Kilian's königl. Univ.-Buchhandlung Nachfolger. — **Buenos-Aires**, Jacobsen Libreria. — **Bukarest**, Socecŭ & Co. — **Chicago**, Koelling & Klappenbach. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis (Postfach Nr. 233). — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchh. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Paul (Kegan), Trench, Trübner & Co., Limited. Williams & Norgate. — **Luzern**, J. Eisenring. Prell & Eberle. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — **Montevideo**, Jacobsen Libreria. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Libreria Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachfolger (Emil Praff). — **New-York**, G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchhandlung. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. — **Santiago** (Chile), Carlos Brandt. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchhandlung. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- und Univ.-Buchh. Wilh. Frick, Hofbuchh. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. — **Yokohama**, Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. Albert Müller, Nachf. von Orell Füßli & Co.'s Sortiment. Ed. Rascher, Meyer & Zeller's Nachf. Schultheß & Co.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.12-2

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertzweiundzwanzigsten Bande (Januar — März 1905).

		Seite
I.	Glückliche Menschen. Von **Wilhelm von Polenz.** IV. (Schluß)	1
II.	Das Kaiser-Friedrich-Museum. Von **Otto Seeck**	16
III.	Staat und Gesellschaft in einem großen Kriege unsrer Zeit. Von **W. von Blume,** General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westf.) Nr. 13. II.	45
IV.	Lord Acton. (1834—1902.) Von **Lady Blennerhassett**	64
V.	Aus unveröffentlichten Briefen und Schriften des Grafen Leo N. Tolstoi. Deutsch von **Adolf Heß.** I.	93
VI.	Die Hauptstädte der beiden ostasiatischen Kaiserreiche. Von **Msr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** I. Peking	102
VII.	Schillers „Braut von Messina" und ihr Schauplatz. Von **Robert Kohlrausch**	118
VIII.	Eine Großvaterstunde. Von **Fritz Rassow**	128
IX.	Albert Schäffle	140
X.	Politische Rundschau	144
XI.	Sven Hedin. Von **Wilhelm Bölsche**	149
XII.	Literarische Notizen	153
XIII.	Literarische Neuigkeiten	158
XIV.	Verena Stadler. Eine Erzählung von **Ernst Zahn.** I.	161
XV.	Ernst von Wildenbruch. (Geb. 3. Februar 1845.) Zu seinem sechzigsten Geburtstage. Von **Georg Ellinger**	196
XVI.	Staat und Gesellschaft in einem großen Kriege unsrer Zeit. Von **W. von Blume,** General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westf.) Nr. 13. III. (Schluß)	220
XVII.	Die Neuausgrabungen auf dem Forum Romanum. Von **Friedrich von Oppeln-Bronikowski**	234

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XVIII. Aus unveröffentlichten Briefen und Schriften des Grafen Leo N. Tolstoi. Deutsch von **Adolf Heß.** II. (Schluß) 252

XIX. Die Erblindung Erwachsener. Von **H. Schmidt-Rimpler,** Professor in Halle a. S. 262

XX. Die Hauptstädte der beiden ostasiatischen Kaiserreiche. Von **Mfr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.** II. Tokio 275

XXI. Die neue Machtverteilung am Stillen Ozean. Von **E. Litzer** 287

XXII. Ein Brief von David Friedrich Strauß. Mitgeteilt von **Karl Hampe** 298

XXIII. Politische Rundschau 301

XXIV. Graf Joseph Alexander von Hübner 306

XXV. Der Briefwechsel Gustav Freytags mit Herzog Ernst von Coburg 311

XXVI. Die „Vossische Zeitung" 314

XXVII. Literarische Notizen 317

XXVIII. Literarische Neuigkeiten 320

XXIX. Verena Stadler. Eine Erzählung von **Ernst Zahn.** II. (Schluß) 321

XXX. Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Schiller. Eine Nachlese von **Hans Schulz** 342

XXXI. Land und See der Griechen. Von **Alfred Philippson** . 365

XXXII. Gold und Prosperität. Von Dr. **Alfred Schwoner** (Wien) 390

XXXIII. Don Diego Velasquez. Von **Walther Gensel** 413

XXXIV. Im „Roten Spatz". Erinnerungen eines Verstorbenen . . 431

XXXV. Ein Gerücht. Von **Marie von Bunsen** 448

XXXVI. Die militärische Bedeutung der Niederlande für Deutschland. Von **Geest,** Generalleutnant z. D. 456

XXXVII. Die Aussichten des Automobils 461

XXXVIII. Politische Rundschau 463

XXXIX. Das Leben Luthers. Von **G. Egelhaaf** 468

XL. Die Welt als Tat. Von **Adolf Lasson** 470

XLI. Begegnungen und Erinnerungsblätter. Von **Richard M. Meyer** 473

XLII. „Die jungschweizerische Dichterschule" 475

XLIII. Literarische Notizen 476

XLIV. Literarische Neuigkeiten 479

Glückliche Menschen.

Von

Wilhelm von Polenz.

(Schluß.)

Herr von Wendena auf Dromsdorf war schon seit einiger Zeit durch eine schwere Wassersucht ans Bett gefesselt. Es schien nur noch eine Frage von Wochen, wann er seinen Leiden erliegen werde. Ernst Hindorf, der aufrichtige Verehrung für den alten Herrn, einen Zeitgenossen und Freund seines Vaters, hegte, fuhr, so oft es ihm seine Zeit erlaubte, trotz der nicht geringen Entfernung zwischen Lamnitz und Dromsdorf zu ihm hinüber.

Der Kranke war sich der Hoffnungslosigkeit seines Zustandes bewußt. Sein Leiden, qualvoll, wie es war, hatte ihm doch volle Klarheit des Geistes belassen. Er war imstande, vor dem Abschied sein Haus zu bestellen.

Hindorfs Besuche waren ihm eine große Beruhigung. Herr von Wendena hinterließ eine große Familie und, außer einem hochbelasteten Gute, kaum irgendwelches Vermögen. Vor fünfzig Jahren, als er, ein blutjunger Mensch, das Familiengut übernahm, war er mit diesem Besitz ein leidlich wohlhabender Mann geworden. Aber seitdem war ein wirtschaftlicher Umschwung vor sich gegangen, der alle Werte verändert hatte. Der Dromsdorfer Wendena hatte gute Jahre erlebt im Anfang seiner Tätigkeit, aber auch schlechte. Und diese letzteren hatten aufgezehrt, was er in besseren Zeiten zurückgelegt. Einfacher, als er für seine Person lebte, konnte man nicht leben, aber das Gut verlangte Meliorationen, wenn man als Landwirt mit der Zeit fortschreiten sollte. Dazu die vielen Kinder. An ihrer Erziehung zu sparen, wäre diesem Vater niemals in den Sinn gekommen. Von den sieben Mädchen hatten nur die beiden ältesten geheiratet. Dann war noch als jüngstes Kind ein Junge da, der kurz vor der Mündigkeit stand.

Es hätte für Herrn von Wendena nahegelegen, seine Familie und sein Haus dem Schwiegersohne zu übergeben; Superintendent Miele war ein Mann in den Fünfzigern, bereits zum dritten Male verheiratet, mit reichem

Kindersegen von den drei Frauen. Aber der alte Herr liebte den Schwiegersohn nicht besonders. Obgleich ein kirchlich gesinnter Mann und evangelischer Christ aus Überzeugung, waren ihm die Diener der Kirche doch immer mehr oder weniger als notwendiges Übel erschienen. Schwer genug war es ihm geworden, seine Tochter an einen Schwarzrock zu vergeben.

Ernst Hindorf war der Mann nach dem Herzen des alten Wendena. In seinen Augen war der Lamnitzer, trotzdem er schon in den Dreißigen nicht mehr viel zu suchen hatte, noch ein ganz junger Mensch. Der Greis empfand Hindorf gegenüber, den er vom Kind zum Manne hatte heranreifen sehen, die väterlichen Gefühle eines älteren Freundes. Sein eigener Sohn Gerd war im Alter zu weit von ihm entfernt, als daß er ihn hätte als Kameraden und Vertrauten betrachten können. Und die Töchter — ja, das waren eben Mädchen. So lieb er sie hatte, bedeuteten sie ihm doch nur eine wehmütige Freude, an die er stets mit einer gewissen Beklemmung dachte.

Herr von Wendena sprach voll Freimut über die Mißlichkeit seiner Verhältnisse mit dem Lamnitzer. Er legte dem Nachbar seine Familie und sein Gut ans Herz. Hindorf versprach dem Greis in die Hand, tun zu wollen, was in seinen Kräften stünde. Der Kranke nahm das Versprechen mit Genugtuung auf. Es war vielleicht die letzte Freude, die der alte Mann bei klarem Bewußtsein erlebte. Wenige Tage darauf schloß er die Augen für immer.

Der Lamnitzer war in der nächsten Zeit viel in Dromsdorf. Die Hinterlassenschaft des Verstorbenen zu ordnen, war kein kleines Stück Arbeit. Abgaben und Zinsen sollten bezahlt, Rechnungen beglichen werden, und dazu kein Bargeld vorhanden. Der junge Wendena war ein bescheidener, braver Mensch, aber es fehlte ihm mit seinen zwanzig Jahren noch völlig an Erfahrung und Selbständigkeit. Es rächte sich jetzt, daß der alte Wendena den Jungen bis zuletzt als Kind behandelt hatte; jetzt, wo er auf eigene Füße gestellt wurde, schien es etwas spät, das Gehen zu erlernen.

Der Grundgedanke von Herrn von Wendenas Testament war gewesen, daß Dromsdorf, welches nicht Majorat war, der Familie erhalten bleiben möchte. Darum hatte er den einzigen Sohn zum Haupterben eingesetzt. Die Töchter wurden gebeten, sich mit dem Pflichtteil zu begnügen. Da ihrer sieben waren, machten selbst bei niedriger Taxe des Gutes die Pflichtteile eine ganz stattliche Summe aus. Wenn die Töchter auf Auszahlung bestanden hätten, wäre der Bruder ruiniert und Dromsdorf der Familie verloren gewesen. Ernst Hindorf als Testamentsvollstrecker hatte das den Damen auseinanderzusetzen. Die Mädchen waren sofort einig, zugunsten des Gutes ihre Ansprüche aufzuschieben, bis der Bruder einmal in die Lage kommen würde, ihnen das Ihrige auszuzahlen. Nur die Frau des Superintendenten vermochte sich zu solcher Höhe der Auffassung nicht aufzuschwingen; sie machte den Rechtsstandpunkt geltend, verlangte Auszahlung des ihr zukommenden Kapitals.

Helene Kracht, die in Berlin in einer Diakonissenanstalt arbeitete, war während der letzten schweren Krankheitsperiode nach Dromsdorf gekommen,

um den Vater zu pflegen. Sie war öfters mit Ernst Hindorf an dem Lager des Vaters zusammengekommen. Der alte Mann hatte ganz vergessen, was vor Jahren zwischen seiner Ältesten und dem Lamnitzer gewesen. Die jüngeren Geschwister hatten nie etwas von jenen Ereignissen erfahren. Immer und immer wieder schwärmten sie ihr von dem Lamnitzer vor. Helene selbst verhielt sich mehr als zurückhaltend gegen Ernst Hindorf, so daß er den Eindruck einer gewissen feindlichen Stimmung hatte, die er sich nicht erklären konnte. Kaum jedoch war sie des Abends allein auf ihrem Zimmer, so konnte sie ihre Erregung nicht mehr meistern. Ihre grauen Haare schützten sie nicht vor dem Ausbruch leidenschaftlichen Empfindens. Sie dachte an jene Szenen im Jägerhäuschen, wenn Ernst Hindorf herübergeritten kam und sein Pferd draußen anband, und an die Trennung, die die vernünftigen Leute herbeigeführt. Seinen Abschiedsbrief besaß sie noch und las ihn von Zeit zu Zeit. Darin beschwor er sie, ihm treu zu bleiben. Und ein Jahr darauf hatte sie mit einem andern vor dem Altar gestanden. Furchtbar hatte es sich an ihr gerächt, daß sie sich verkauft. Sie kam sich befleckt und verbraucht vor. Ihre Gefühle für Ernst waren unverändert, doch sollte er es niemals merken. Sie fühlte sich seiner nicht mehr würdig. Diese Art Liebe, wie sie sie genossen, verwüstet eine Frau, und ihm wollte sie die elenden Reste nicht antragen.

Die Entfernung zwischen Lamnitz und Dromsdorf brachte es mit sich, daß Hindorf wiederholt bei den Wendenas übernachten mußte. Er hatte dort sein Zimmer, das stets für ihn bereitstand.

Er war gern in Dromsdorf. Der Geist von Schlichtheit und Ehrenhaftigkeit, der dem alten Wendena eigen gewesen, hatte sich auf die Kinder vererbt. Nur Menschen von ausgesprochener Rasse waren imstande, die Armut mit solch großartiger Gelassenheit zu ertragen. Man hielt sich nur die allernotwendigsten Dienstboten für den Haushalt. Die Mädchen schneiderten, kochten, wuschen sogar, wenn es notwendig war; und dennoch würde niemand einer von ihnen die Bezeichnung „Dame“ verweigert haben.

Sie ließen sich durch die Beschränktheit ihrer Lage nicht zur Kopfhängerei bringen. Selten konnte man vergnügtere Menschen beisammen sehen. Ihre Heiterkeit hatte etwas Veredeltes, weil sie sich behaupten mußte gegen vielerlei Widerwärtigkeiten des Alltagsdaseins.

Wenn sich Ernst Hindorf in dem Kreise umschaute, der sich mittags [illegible] dem einfach gedeckten Eßtisch, oft nur zu einem einzigen Ge[illegible] und die blonden Köpfe der fünf Fräulein von Wendena sa[illegible] immer hübscher war als die andre, dann empfand er jenes [illegible] Gefühl von Behagen, das für den Mann von weiblicher Anmut [illegible] ausströmt. Dann fühlte er sich selbst verjüngt. Es war ihm, als sei er zurückversetzt in seine Jugendzeit, wo sie in Lamnitz auch solch ein Kreis von jungen, glücklichen Menschen gewesen waren, die vom Ernst des Lebens noch nichts geahnt hatten. Es tat wohl, das einmal wieder mit anzusehen, jetzt, da man ein ganz andres Auge hatte für die feineren Nuancen des Lebens.

Die Wendenas hatten sich schnell daran gewöhnt, den Lamnitzer Hindorf wie einen älteren Bruder zu betrachten. Nicht bloß der junge Besitzer von

Dromsdorf vertraute ihm rückhaltlos in allen Dingen, auch die Mädchen kamen mit kleinen und großen Anliegen zu ihm als ihrem natürlichen Freund und Berater. Die Verehrung, die er in diesem Kreise genoß, hätte etwas Bedrückendes haben können, wäre sie nicht so selbstverständlich gewesen. Im Augenblick war er, Ernst Hindorf, ein und alles für diese Kinder. Sie schwärmten für ihn, aber die Offenheit, mit der das gezeigt wurde, machte die Sache harmlos; er brauchte sich kein Gewissen daraus zu machen, ihre Vergötterung anzunehmen.

Marka war von den unverheirateten Töchtern der Familie die älteste. Seit der Vater tot war, konnte sie als das Oberhaupt des Familienkreises gelten. Marka trat, trotz ihrer Schönheit, in Gesellschaft hinter lebhafteren und selbstbewußteren Mädchen zurück; erst in engerer Häuslichkeit kamen ihre Vorzüge zur Geltung. Für die jüngeren Schwestern war sie mit ihrer schlichten, sich stets gleichbleibenden Art eine ausgezeichnete Erzieherin. Gerade weil sie sich nirgends aufdrängte mit ihrem Rat, wirkte ihre bloße Gegenwart mit einer stillen Kraft, der man sich nicht entziehen konnte.

Für Ernst Hindorf verknüpfte sich mit diesem Mädchen noch eine besondere Erinnerung, die sie ihm wert machte: Doris hatte Marka Wendena gern gemocht und sie oft wochenlang bei sich in Lamnitz gehabt. Später hatte dann Eberhard ein gewisses Interesse für Marka an den Tag gelegt, und sein älterer Bruder bedauerte es noch heute, daß aus der Courmacherei nichts Ernsteres hervorgegangen war. Er bedauerte es um Eberhards willen, der eine bessere Frau sicherlich nicht hätte finden können, und es tat ihm leid um des Mädchens willen, das schwerlich Aussicht haben würde, einen Mann zu finden, und das doch eigentlich zu schade war, sich langsam im Dienste der Familie aufzureiben.

Ernst Hindorf brachte den Wendenas oft einmal etwas mit: so dem Sohne kürzlich ein Jagdgewehr, das er nicht mehr brauchte; den jüngeren Mädchen machte er Geschenke von Büchern oder Gesellschaftsspielen. Nur Marka konnte er nicht in dieser Weise beschenken; sie schien ihm über das Alter hinaus, wo man ein Mädchen einfach als Wahlnichte behandeln kann. Und gerade Marka hätte er gern ein äußerlich erkennbares Zeichen gegeben, wie er ihre selbstlose Aufopferung bewunderte.

Da kamen ihm die Blumen zustatten, die in seinem Warmhaus wuchsen. Doris war eine große Blumenfreundin gewesen. Der Gärtner in Lamnitz zog noch warmer die Arten weiter, welche die Verstorbene bevorzugt hatte. Ernst Hindorf ließ wohl hier und da ein besonders schönes Exemplar in sein Zimmer bringen, um sich daran zu erfreuen; aber die meisten dieser Kinder der Flora vergingen ungesehen. Seitdem er sich so viel in Dromsdorf aufhielt, bekam auch sein Warmhaus wieder einen Zweck. Dort hatten sie nichts dergleichen. Ernst Hindorf aber machte es Freude, Marka Wendena mit den kostbarsten Exemplaren, welche die Kunst seines Gärtners hervorbrachte, zu beschenken. Blumen, fand er, paßten so gut zu diesem Mädchen, das selbst in seinem passiven, pflanzenhaften Wesen etwas von einer stillen, schönen Blüte hatte. Blumen zu schenken und Blumen anzunehmen, brauchte sich ja

auch niemand zu scheuen; es machte den Geber nicht arm und beschwerte den Empfänger nicht.

Ernst Hindorf feierte seinen Geburtstag. Es waren nicht allzuviel Leute, die um das Datum wußten. Eberhard hatte ihm aus Berlin einen steifen Brief geschrieben, und von seiner Schwägerin Hedika lag ein kleines Höflichkeitsbillett bei. Frau Siebert, die Wirtschafterin, hatte es sich nicht nehmen lassen, die übliche Geburtstagstorte zu backen, aus Biskuit mit Zuckerguß, nach einem alten Rezept des Lamnitzer Hauses. Der Leuchter mit dem Lebenslicht und die Girlande um den Frühstückstisch fehlten nicht. Später traten einige von den Gutsleuten an, um mit verlegen schmunzelnder Miene zu gratulieren.

Hindorf hoffte, die Sache wäre damit erledigt, denn er liebte die Ovationen nicht; aber die zweite Post brachte noch einige Briefe und sogar ein umfangreiches Paket. Die Briefe stammten aus Kranzfelde. Der eine trug die ihm so gut bekannte Handschrift von Babette Finsterly. Die Alte vergaß keinen Geburtstag ihres ehemaligen Eleven. Das andre Kuvert zeigte gleichfalls eine Damenhand. Ernst Hindorf überlegte einen Augenblick. Die Witwe Nettelmüller! Wer anders führte ein so weichliches Parfüm, wie es dieser Brief ausströmte.

Am interessantesten war ihm das Paket. Absender war eine indifferente Firma in Kranzfelde. Dahinter verbarg sich irgendeine Freundin, die nicht erkannt sein wollte. Einen Augenblick dachte er an Anne Marie Plessow. Als er jedoch das Paket öffnete, wurde ihm klar, daß sie es nicht sein könne. Die gestickte Tischdecke, die sich daraus entwickelte, sah der kleinen Plessow nicht ähnlich. Eine äußerst fleißige Arbeit, aber ohne jede Spur von Originalität; wahrscheinlich nach irgendeinem Modejournal entstanden. Das war Dromsdorfer Fabrikat. Er sah es, und zum Überfluß sagte es ihm ein Brief von Marka, in dem sie ihm in ihrem und der Geschwister Namen zum Geburtstag gratulierte. Marka nahm die Gelegenheit wahr, ihm ihren Dank auszusprechen für alles, was er an ihnen tue.

Der Brief war merkwürdig unfrei im Tone und sagte, trotz ziemlicher Weitschweifigkeit, nicht viel. Die Decke belustigte Hindorf. Sie war sehr groß ausgefallen. Eine Menge bunter Wolle steckte in den vielen Blumen und Ornamenten. Wie viel Mühe mochten sich die guten Mädel damit gegeben haben! — Er wußte nichts Besseres als die Geburtstagstorte, die er ja doch nicht allein verzehren konnte, einpacken zu lassen und sie mit vielen Blumen nach Dromsdorf zu schicken.

Babette Finsterly hatte sich in ihrem Glückwunschschreiben an Ernst Hindorf beklagt, daß er sie vernachlässige. Als er das nächste Mal zur Kreisstadt fuhr, suchte er die Alte daher in ihrer Wohnung am Marktplatz auf. Babette war entzückt, ihn zu sehen. Der Frühling war ihre langweilige Zeit. Da kamen wenig Menschen zur Kreisstadt. Wenn das Gras zwischen den Pflastersteinen zu sprießen begann, gab es nicht viel zu sehen von ihrem Fenster aus; die Wagenburg vor dem „Goldenen Löwen" war nur klein. Die Wege waren grundlos und die Landwirte mit der Bestellung ihrer Felder beschäftigt.

Immerhin war die neugierige alte Jungfer auch jetzt gut beschlagen im Klatsch der Gegend. Zweierlei interessierte sie am meisten: das waren Verlobungen, welche in der Luft schwebten, und Kinder, die erwartet wurden. Es war ihr Ehrgeiz, über solche Eventualitäten früher unterrichtet zu sein als irgend jemand anders. Und sie scheute vor indiskreten Fragen nicht zurück. Man nahm ihr das auch nicht übel. Daß in Baderwisch voraussichtlich noch im Sommer getauft werden würde, war ihr natürlich längst bekannt. Dagegen schweige noch alles bei Agathe von Rängern. Dann rückte sie vorsichtig mit der Frage heraus, wie es denn in dieser Beziehung bei Eberhard und seiner jungen Gattin stehe, die im Dezember geheiratet hatten. Ernst Hindorf konnte mit gutem Gewissen versichern, daß er nicht wisse, ob er Aussicht habe, Onkel zu werden.

Ernstlich entrüstet war Babette, daß in der Gegend das Verloben neuerdings ganz aus der Mode zu kommen scheine. Die Herren seien zurückhaltender als früher geworden. Warum, zum Beispiel, saßen die Wendenaschen Töchter in Dromsdorf noch immer unvergeben? Früher waren so hübsche Mädchen abgegangen wie die warmen Semmeln.

Dann begann Babette ein Loblied zu singen zu Ehren von Marka Wendena. Sie werde eine ausgezeichnete Hausfrau und Mutter abgeben mit ihrer Solidität, Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit. Die Männer wären blind, daß sie einen solchen Demanten unbeachtet liegen ließen. Ernst Hindorf konnte nicht in Zweifel darüber sein, was die Alte damit sagen wollte[1]).

Ernst Hindorf fühlt sich unangenehm berührt. Das Dromsdorfer Idyll ist ihm zerstört. Nachdem die Sache dort in Ordnung gebracht ist, zieht er sich nun zurück. Es liegt so nahe für ihn, zu heiraten, aber er denkt an Eberhards schlechte Erfahrungen in seiner Ehe. Er denkt an sein Glück mit Doris. Kann ihm ein junges Mädchen nach ihr etwas sein? Und kann er einem jungen Mädchen etwas sein in seinem Alter? Die Frauen haben natürliches Zutrauen zu ihm. Er sucht sie nicht, aber sie suchen ihn auf. Anne Marie Plessow — das Mädchen ist ihm ein Rätsel, er kann sie mit andern Mädchen nicht in einen Topf werfen; sie ist etwas Besonderes, ihn sehr Anziehendes. Aber begünstigen kann und will er ihr aufkeimendes Interesse nicht; es kann doch höchstens romantische Mädchenschwärmerei sein. Er stellt sie sich an seiner Seite vor. Die Jahre sind es nicht so sehr, die ihn von Anne Marie trennen, als seine Erlebnisse, die ein junges Mädchen niemals würde verstehen können. Einen

[1]) Hier, wo die Lösung der kunstvoll verschlungenen Fäden beginnt, bricht die Ausführung des Werkes ab, zu der dem allzu früh Heimgegangenen keine Zeit mehr blieb. Doch hat er in dem hinterlassenen, sorgfältig skizzierten Entwurf des Schlusses, den wir unter unwesentlichen Abänderungen des Wortlautes im Nachstehenden wiedergeben, uns deutlich noch den Weg und das Ziel zu zeigen vermocht, das er zu erreichen gedachte: sein letztes Wort — wenn wir ihn richtig verstanden haben: — daß auch in der Ehe zwei starke, durch das Schicksal geprüfte Naturen nur durch Selbsterziehung und Selbstbeschränkung glückliche Menschen werden können.

Die Redaktion.

Menschen an sich fesseln, ist höchste Lust, aber auch höchste Verantwortung und Gefahr. Er hat zu ernste Dinge erlebt; seinem Gesicht ist der Stempel davon aufgedrückt. Und doch — das Alleinsein ist so schwer! Frauenliebe ist doch das Größte auf der Welt. Aber er hat das Geschick, Einsiedler zu sein, angenommen und will es nicht leichtsinnig vertauschen. Das Heiligtum seiner Erlebnisse will er sich nicht profanieren lassen.

Er setzt sich auf den Rand des Bettes und denkt an seine Lieben. Das ist seine Art, zu beten.

In Baderwisch ist ein Sohn geboren worden. Es herrscht allgemeine Beglückung über den Stammhalter. Aurelie schreibt an Anne Marie einen Versöhnungsbrief und lädt sie zur Taufe ein. Anne Marie fährt hin und steht Pate. Ihr Mitgevatter ist Assessor Tubus, der ihr von der Hochzeit her bekannt ist. Assessor Tubus ist ein unglücklicher Charakter, mißtrauisch, ehrgeizig, empfindlich, Outsider der guten Gesellschaft, die er bewundert. Beim Taufdiner spielt er eine unglückliche Rolle. Er tut Anne Marie leid; sie spielt mit ihm Tennis und macht mit ihm Besuche im Dorf, wo er den Leuten Geld schenken will. Eine Alte hält ihn für Anne Mariens Bräutigam.

Der Lamnitzer Hindorf kommt in einer Grenzangelegenheit zu Horst und bleibt zum Frühstück. Anne Marie kann ihre Freude, ihn zu sehen, nicht verbergen. Doktor Tubus wird dadurch eifersüchtig und stellt Anne Marie zur Rede. Sie weist ihn in seine Schranken zurück. Doktor Tubus schreibt einen Brief an Anne Marie; sie liebt nicht Korrespondenzen zwischen Menschen, die im selben Hause leben, und sagt ihm das. Darauf stellt er die entscheidende Frage, wird aber sofort abgewiesen. Er spricht davon, daß er das Leben von sich werfen wolle. Sie hält es für die bekannte Redensart.

Nach der Auseinandersetzung mit Doktor Tubus geht Anne Marie auf ihr Zimmer. Sie kann die Sache nicht recht ernst nehmen, hofft, daß er noch zur Räson kommen wird. Während sie hinausblickt, sieht sie ihren Bruder Horst mit dem Lamnitzer Hindorf unten auf und ab gehen. Sie scheinen ihren Gestikulationen nach in lebhafter Unterhaltung. Der Inspektor, der früher in Lamnitz gewesen, kommt dazu. Es scheint ein Streit daraus zu werden. Anne Marie stellt Vergleiche an, freut sich an der vornehmen Haltung Hindorfs, der sich jetzt verabschiedet.

Beim Essen ist Horst noch sehr erregt, räsoniert auf den Lamnitzer, der ihn um Beteiligung an seiner Genossenschaftssache gebeten hat. Horst hat das abgelehnt. Der Lamnitzer hat eine Anzahl Bauern in Baderwisch für seine Ideen gewonnen. Horst nennt es Popularitätshascherei und rühmt sich, es Hindorf diesmal ordentlich gesteckt zu haben. Anne Marie schweigt wohlweislich über ihre Gedanken.

Doktor Tubus fehlt; der Diener wird nach ihm geschickt, findet ihn aber nicht auf seinem Zimmer. Aurelie ist um ihn besorgt.

Im Laufe des Nachmittags machen Kammerherr und Frau von Mildenau Besuch. Anne Marie weiß nicht, wie sie zu Frau von Mildenau steht; es ist ihr nicht gleichgültig, wie Ernst Hindorfs Schwester von ihr denkt. Das alte Wohlwollen ist geschwunden. Sie hat das Gefühl, von ihr beobachtet

zu werden. Der Besuch verläuft kurz und steif. Horst ist unzufrieden mit Aureliens Haltung. Aurelie ist durch die Sorge um den Bruder ganz benommen.

Der Gärtner meldet, daß sich der junge Herr aus Berlin das Leben genommen habe. Aurelie verliert die Haltung völlig, beschuldigt sofort Anne Marie. Horst zeigt sich als feige und ratlos.

Anne Marie flüchtet sich auf ihr Zimmer. Zunächst wiegt das Entsetzen vor. Hat sie Schuld? Ist sie kokett gewesen? Nein, aber unklug. Was soll nun werden? In diesem Hause kann sie nicht bleiben. Wohin flüchten?

Sie erträgt es nicht länger und läuft in die Dämmerung hinaus, schlägt, ohne es zu wissen, die Richtung nach Lamnitz ein. Wilde Gedanken und Pläne jagen durch ihren Kopf. Zu ihm! Er muß ihr sagen, wer sie ist, was sie tun soll. Er allein auf der Welt kann es wissen, wird ihr helfen. Ihm zu Füßen fallen, von ihm sich aufrichten lassen. Sie sieht das Herrenhaus von Lamnitz, die Begräbnisstätte im Park; scheut sich, weiterzugehen. In seinem Zimmer ist Licht. Er hat seine Welt für sich. Was ist sie ihm?

Anne Marie kehrt um; es ist Nacht; das Baderwischer Haus ist verschlossen. Sie klingelt, muß warten, bis ein Mädchen ihr öffnet.

Anne Marie geht wieder auf ihr Zimmer. Sie muß sich ruhig überlegen, was sie zu tun hat. Hier kann sie nicht bleiben um Aureliens willen. Sie denkt an Agathe, will aber nicht um Einlaß betteln. Zur Tante in Kranzfelde! Das hieße versauern. Es bleibt nur Amerika für sie. Job wird sie und ihr bißchen Geld schon gebrauchen können. Sie wird ruhiger. Ein schneller Abschied ist die Hauptsache. Wie wenig Menschen man hat, an denen man hängt! Ihre Gedanken kehren zu Ernst Hindorf zurück. Ihn will sie noch einmal sehen, am hellen Tage ganz ruhig mit ihm sprechen, seinen Rat erbitten und sehen, ob es ihm leid tun wird, daß sie geht. Sie besiegt ihre Bedenken. Was bedeutet es ihr jetzt noch, was die Welt sagt! Wäre es nicht Feigheit, zu gehen, ohne dem Menschen, der die wichtigste Rolle in ihrem Leben gespielt, Lebewohl gesagt zu haben? Selbst auf die Gefahr hin, daß er merkt, was sie fühlt.

Der nächste Tag ist Sonntag. Sie weiß, welchen Weg er durch den Park von Lamnitz aus zur Kirche geht. Dort wird sie ihm morgen in der Frühe entgegen gehen.

Ernst Hindorf hat sich etwas früher aufgemacht als sonst; es ist ein wunderschöner Sommermorgen. Ein Mädchen aus dem Dorfe tritt ihm auf dem Kirchweg entgegen, erzählt ihm eine lange, tragische Geschichte. Zum Schluß bittet sie für ihren Geliebten, der eine Straftat begangen und sich verborgen hält. Ernst Hindorf erwidert: Strafe muß sein, aber er wird sich des Falles annehmen. Das Mädchen geht beglückt ab. Sie kommen alle zu ihm, haben Vertrauen zu ihm. Er hat sich gestern abend so einsam gefühlt. Wie ihn der junge Morgen erfrischt! Die Kirchenglocken läuten. Anne Marie kommt ihm entgegen. Er erkennt, daß etwas Besonderes mit dem Mädchen ist. Sie sagt ihm offen, daß sie ihn habe treffen wollen. Er sieht, daß er die Kirche heute aufgeben muß. Anne Marie berichtet, daß sie das Land verlassen will. Er erkennt, daß das, was sie vorhat, Torheit ist — sie würde

für Job nur eine Fessel werden —, und redet ihr ab. Sie: „Es bleibt mir kein andrer Ausweg.“ Er: „Was ist geschehen?“ Sie erzählt zaghaft das gestrige Ereignis. Er versteht schnell und erspart ihr das übrige. Er erwägt die weiteren Möglichkeiten, die ihr bleiben: ihre Tante, Frau von Nettelmüller. Sie setzt lebhaft auseinander, warum sie zur Tante nicht wieder will. Er schlägt seine Schwester, Frau von Mildenau, vor. Sie deutet an, daß die Freundschaft mit Drosselbach einen Riß bekommen habe.

Anne Maries ehrliche Art, dem Geschick mutig ins Gesicht zu sehen, imponiert ihm, und zugleich rührt sie ihn in ihrer Jugendlichkeit. Das Mädchen kommt ihm heute ganz anders vor, viel seelenvoller, bedeutender; alles Puppenhafte der Salondame ist von ihr gewichen. Sie hat mehr als bloß Rasse; sie scheint Charakter zu besitzen. Er will sie auf die Probe stellen, will herausbekommen, weshalb sie gerade ihm alles dies erzählt. Er will sie nicht merken lassen, wie sehr sie ihm gefällt, und unterwirft sie noch einem härteren Examen.

Was will sie drüben beginnen? Sie: „Arbeiten, was sich bietet, lieber, als hier Demütigungen ertragen.“ Blitzartig durchzuckt ihn das Gefühl, daß es eine Schmach wäre, anzusehen, daß dieses Wesen sich ruiniert. Man muß hier helfen. Sie hat solch großes Vertrauen zu ihm. Wie ist sie auf den Gedanken gekommen, sich gerade an ihn zu wenden? Er stellt diese Frage, kränkt sie dadurch. Anne Marie antwortet nicht, wendet sich und geht. Sie hat Furcht, ihm die Antwort hierauf zu geben, denn sie ist am Ende ihrer Kraft, fürchtet, weich zu werden. Er glaubt sie beleidigt, eilt ihr nach, und holt sie ein. Sie hat die Augen voll Tränen, sprachlos. „Warum“ . . . Er erkennt mit einem Male, was er geahnt hat, ist tief ergriffen. — Sie finden sich. „Du darfst nicht gehen!“ Die Gebetglocke schlägt an zum Vaterunser. Ihr ist's wie im Traum. Sie hat wieder das Gefühl des Überweltlichen. Er spricht von seiner Schwester; nun muß sie zu ihr. Man sieht Kirchgänger in der Ferne. Was kümmert es sie! Sie will nicht von ihm. Ihr ist, als sei sie endlich zu Haus. Er muß mahnen, bringt sie bis zum Park von Baderwisch und kehrt dann nach Lamnitz zurück. Sie bleibt lange stehen und schaut ihm nach.

Ernst Hindorf geht nach Hause zurück, durch seinen Park, am Erbbegräbnis vorbei. Sein Vogt begegnet ihm, fragt ihn wegen einer wichtigen wirtschaftlichen Maßnahme. Er reißt sich zusammen, um ihm zu antworten. Bestellt den Wagen, um nach Drosselbach zu fahren. Er geht dann ins Haus. Eine große Unruhe hat sich seiner bemächtigt. Sein Zimmer mutet ihn fremd an. Was hat er getan? Ist es Leichtsinn? Er schreitet durch alle Zimmer; vor dem Bild von Doris bleibt er stehen. Ihr Anblick beruhigt ihn. Es war doch nicht bloße Verliebtheit. Er hat in Anne Marie einen Abglanz jener Liebe gesehen, die er bei Doris gefunden, der großen Weibesliebe. Er darf ohne Scheu Doris ins Auge blicken.

Anne Marie verlebt ihre Brautzeit in Drosselbach. Wie alles für sie verwandelt ist! Sie liebt alle Menschen; es wächst etwas ganz Neues aus ihr heraus, Hingebung. Sie wundert sich, daß sie essen und trinken muß; schlafen

und sich an- und ausziehen wie früher. Nur was auf ihn Beziehung hat, sollte sie interessieren. Der Alltag macht seine Rechte geltend.

Agathe kommt auf kurzen Besuch nach Drosselbach; sie ist noch nüchterner geworden, gratuliert der Freundin, daß sie nun erreicht hat, was sie gewollt. Anne Marie kann nicht klug daraus werden, was Frau von Mildenau über ihre Verlobung denkt.

Eines Tages hört sie von der Terrasse Brocken eines Gesprächs zwischen Frau von Mildenau und der Witwe Nettelmüller. Ernsts Schwester spricht über Anne Marie und beklagt ihren Bruder. Das Mädchen sei oberflächlich; er müßte eine ganz andre Frau haben.

Anne Marie fühlt sich schwer getroffen. Ist das wahr? Ernst allein kann ihr darüber Aufklärung geben. Er kommt meist abends zu Wagen von Lamnitz. Sie macht sich zu Fuß auf, ihm entgegenzugehen. Er kommt nicht. Ihre Stimmung wird immer verzweifelter. Sie macht ihm in ihrem Herzen Vorwürfe, daß er nicht kommt, und kehrt schließlich um. Als sie bei Dunkelheit nach Drosselbach zurückkehrt, findet sie ein Telegramm von ihm, daß er wegen einer dringenden Sitzung abgehalten sei, zu kommen. Sie ist deprimiert, verbirgt das nicht.

Am nächsten Tage kommt er früh. Sie sieht ihn auf einmal mit andern Augen, will ihn nun nicht mehr fragen, ob sie oberflächlich ist. Fragen ihrer Ausstattung werden erwogen. Das kommt ihr so entsetzlich prosaisch vor. Sie weiß, daß Frau von Mildenau das exzentrisch findet; Ernst leidet darunter. Er ist doch in manchem ganz anders, als Anne Marie ihn sich gedacht.

Anne Marie erhält von ihm das Brautkleid geschenkt. Dabei erwähnt er ihr gegenüber zum erstenmal den Namen Doris.

Die Hochzeitsreise macht Ernst Hindorf mit seiner jungen Frau über Frankreich nach der Kanalküste von Südengland. Anne Marie ist wenig gereist; alles erstaunt sie. Das Beobachtetwerden in Paris fällt ihr auf. Ernst bestimmt alles. Es wird ihr schwer, die Unabhängigkeit des Mädchens fahren zu lassen, aber sie sagt sich, daß sie es ja selbst gewollt hat. Ernst ist sehr schweigsam; dabei hat sie das Gefühl, als beobachte er sie. Der Gedanke, daß er Vergleiche anstellen könne, ist ihr furchtbar. Im Seebad entzückt sie der Strand und die Brandung. Sie sieht eine andre junge Frau baden und fühlt alle diese leichten Bewegungen mit. Sie will sich ein Badekostüm anschaffen, aber Ernst erlaubt es nicht. Der Gedanke befremdet sie, daß er ihr etwas untersagen kann. Seine Gründe, daß er seine Frau nicht den Blicken andrer preisgeben will, erscheinen ihr lächerlich. Sie reisen nach Nordengland an die Seen, wo sie regnerische Tage verleben. Ernst sehnt sich nach Lamnitz und seiner Arbeit zurück.

Nach Lamnitz zurückgekehrt, nimmt ihn sein Beruf wieder ganz in Anspruch. Anne Marie ist eifersüchtig auf dieses Gut, das ihm mehr ist als seine Frau. Alle möglichen Menschen kommen zu ihm, vom Dorf, aus dem Haus, aus der Ferne; für alle hat er ein Ohr. Diese Anliegen scheinen ihr

zum Teil sehr unwichtig, aber ihm gehen sie im Kopf herum und ziehen ihn ab. Er ist eine ganz andre Art Gutsherr, als ihr Vater es war. Zum Reiten kommt sie gar nicht, zum Ausfahren wenig. Auch die Politik nimmt ihn in Besitz und seine Genossenschaftsbestrebungen. Dazu kommt Ärger mit Horst und Baderwisch. Ganz anders hatte Anne Marie sich das Leben einer Gutsherrin vorgestellt. Die Wirtschafterin will die junge Frau tyrannisieren; Anne Marie läßt sich das nicht gefallen. Ernst kündigt der Frau; die Neue schlägt schlecht ein. Der alte Diener Gustav scheint die junge Herrin nicht zu billigen; ihr ist der Alte unheimlich.

In der Kirche denkt sie an die Zeiten zurück, wo sie drüben in der Baderwischer Loge gesessen. Jetzt hat sie nun das, was sie damals nicht mal zu wünschen gewagt hat. Und doch möchte sie ihr Ideal sich nicht herabwürdigen lassen. Ernst ist doch ein großer Mensch, nur ganz anders, als sie ihn sich gedacht. Er ist ihr damals näher gewesen und verständlicher als jetzt. Sie fühlt, daß er sich von ihr zurückzieht. Der Verdacht, daß er Vergleiche anstellt, befällt sie aufs neue. Der Saal mit Doris' Bild ist ihr der unbehaglichste Raum im Hause. Sie geht in die Lamnitzer Gruft und steht vor den Särgen der ersten Frau und des Kindes. Sie kann es nicht ertragen, daß Ernst noch andre Götter hat außer ihr.

Das Haus von Babette Finsterly in Kranzfelde wird abgebrochen; an seine Stelle kommt ein moderner Modebazar. Dadurch ist das Bäbchen ohne Behausung. Ernst Hindorf ladet sie nach Lamnitz ein; er meint, Anne Marie könne weibliche Gesellschaft brauchen; er ahnt, daß er selber nicht der rechte Gesellschafter ist für eine junge Frau. Das Bäbchen bringt wirklich Leben in das Haus.

Ernst Hindorf ist Kurator des Kreiskrankenhauses. Die alte Vorsteherin legt ihr Amt nieder wegen Gebrechlichkeit. Helene Kracht wird zur Vorsteherin gewählt. Anne Marie erfährt das ganz zufällig und macht ihre Rückschlüsse daraus, daß Ernst ihr gegenüber nicht davon gesprochen hat. Er hat die neue Vorsteherin selbst eingeführt und kommt durch seine Stellung oft mit ihr zusammen. Anne Marie hat lange nicht mehr an Helene Kracht gedacht und an ihre früheren Beobachtungen. Jetzt will sie von dem Bäbchen wissen, was eigentlich zwischen den beiden gewesen ist. Babette kann nicht widerstehen, erzählt, was sie weiß: von den Zusammenkünften der beiden als junge Menschen, von der Trennung durch die Familien und von dem Brief, den Ernst geschrieben, und der durch Babettens Hände gegangen ist. Alles das macht Eindruck auf die junge Frau. Sie weiß nun gewiß, daß Helene Kracht Ernst noch liebt. Abends sucht sie ein Gespräch mit Ernst, aber er ist ganz an seinem Schreibtisch vertieft. Sie geht zu Bett, hält es nicht aus, sucht ihn noch einmal auf und findet ihn in seinem Zimmer am Fenster, tief in Gedanken hinausstarrend. Er scheint ihr Kommen unangenehm zu empfinden, sie ist gekränkt.

Sie fragt sich: Ist sie glücklich? Hat sie in der Ehe gefunden, was sie erwartet? Sie ist eine andre, aber auch Ernst ist ein andrer, als sie ihn gesehen. Schreckliches Gefühl, an einem geliebten Menschen Schwächen zu ent-

decken. Er ist ihr zu sehr Träumer. Sie möchte ihn einmal ganz in Flammen sehen. Seine große Güte kann langweilig wirken. Sie denkt an eine Szene mit einem Knecht, wo er ihrer Ansicht nach hätte zornig werden müssen, aber er blieb gelassen. Wie anders war ihr Vater! Es fehlt Ernst an einer gewissen Brutalität. Sie reizt ihn manchmal absichtlich, nur um zu sehen, wie er sich verhalten wird. Es ist ihr eine Qual, aber auch ein süßer Kitzel. Vor allem aber reizt es sie, Ernst aus seiner Gleichgültigkeit zu bringen. Sie erreicht dadurch nur, daß er traurig wird und sich noch mehr in sich selbst verkapselt. Ist sie schlecht?

Eberhard ist zurück von Berlin in seine alte Garnison Kranzfelde. Hedika, seine Frau, hat ihm inzwischen zwei Jungen geschenkt. Hedika ist die eleganteste Frau der Gegend; sie spielt die erste Rolle im Regiment, das jetzt einen bürgerlichen Oberst hat. Die Leutnants sind viel bei ihr; es wird geraucht und gespielt in ihren Salons und sehr ungeniert parliert. Hedika kann sehr liebenswürdig sein, wenn sie will; sie ist sehr geschickt und praktisch in allen Haushaltungsdingen. Sie beherrscht ihren Mann vollkommen, jedoch scheitert sie an Ernst Hindorf, der sie nach wie vor kühl behandelt. Von ihm fühlt sie sich durchschaut.

Auf Anne Marie gewinnt Hedika Einfluß. Anne Marie imponieren die Sicherheit und kühle Offenherzigkeit und die gesellschaftlichen Talente Hedikas. Im Innersten verabscheut Anne Marie diese Frau, aber sobald sie zusammen sind, hat Hedika Einfluß auf sie.

Chineck hat sich nach längerem Umherstreifen in Kranzfelde niedergelassen; er ist viel in Eberhards Hause, in Baderwisch und macht auch Besuch in Lamnitz.

Anne Marie hat ein sicheres Auftreten nach außen hin als Frau von Hindorf. Ihr macht die Geselligkeit Spaß; sie wird beneidet und bewundert. Es ist ihr Befriedigung, aus gesicherter Stellung ihre früheren Quälgeister fühlen zu lassen, daß sie die Frau des Lamnitzers ist.

Ernst Hindorf erschrickt manchmal vor der Schrankenlosigkeit ihrer Leidenschaft. Hat er nicht doch eine Torheit begangen? — Er weiß es, daß man imstande sein muß, sich vieles zu verzeihen in der Ehe. Aber gerade das will Anne Marie nicht einsehen. Der Mensch kann dem Menschen niemals ganz nahekommen; wir sind alle Einsiedler; vielleicht ist Anne Marie zu jung, das zu verstehen. Sie begehrt ihn ganz für sich selbst, mit der ganzen Einseitigkeit der Frau. Er will sich nach außen hin auswirken, in Gemeinde, Verwaltung, Politik. Gegensatz männlicher und weiblicher Auffassung in diesen Dingen.

Ernst Hindorf fühlt, daß er Einfluß gewinnt, am Widerstand der Gegner. Er kandidiert für den Landtag. Horst agitiert gegen ihn. Die Leute trauen ihm Ehrgeiz zu, schieben ihm sonst welche Motive unter. Daß einer um der Sache willen wirkt, glaubt niemand. Die politische Situation im Kreise ist so verfahren wie möglich. Man will wirtschaftliche Vorteile machen und nennt das gute Gesinnung. Keiner will etwas nachlassen von seinen speziellen Interessen. Er hat einmal in einer Versammlung der Grundbesitzer von

politischer Unerzogenheit und Kurzsichtigkeit etwas geäußert und damit in ein Wespennest gestoßen. Horst vor allem räsoniert. Hindorf erhält Beweise des Vertrauens von andrer Seite. Seine Zusammenschlußideen auf praktischem Gebiete fangen an, sich zu realisieren.

Der junge Wendena wird mündig; Ernst hat wieder in Dromsdorf zu tun. Anne Marie liebt diese Familie nicht. Sie machen gemeinsam einen Besuch in Dromsdorf, wobei man auch Helene Kracht sieht. Ernst erwägt, ob er seiner Frau von dieser Jugendliebe erzählen soll. Der Gedanke, daß er damit das Geheimnis einer Dame preisgeben würde, hält ihn davon ab. Er ist unzufrieden mit Anne Mariens neuesten Freundschaften. Er unterdrückt die dunklen Gedanken, die manchmal in ihm aufsteigen wollen. Sind nicht die Frauen doch das inferiore Geschlecht? Sie versprechen viel und halten wenig; sie täuschen durch Liebreiz, und ein Tor fällt darauf herein. — Es war nur eine, die davon eine Ausnahme machte.

Hedika geht im Sommer mit ihrer Mutter auf Reisen; Eberhard bleibt in Kranzfelde. Hedika weiß es bei Anne Marie durchzusetzen, daß sie die beiden Jungen mit dem Kinderfräulein nach Lamnitz nimmt. Anne Marie bereut es sehr bald, denn die Jungen verursachen viel Not im Haus, und sie sieht, wie Ernst darunter leidet. Wünscht er sich Kinder? —

Agathe Rängern ist in Drosselbach mit ihrem Baby. Die Freundinnen sehen sich und unterhalten sich über Kinder. Bei Agathe ist die Liebe zum Kinde an Stelle der Gattenliebe getreten; für ihren Mann empfindet sie Dankbarkeit und Freundschaft. Anne Marie ist außer sich bei dem Gedanken, jemals dahin kommen zu können.

Man trifft Chineck öfter; er kommt immer dahin, wo Anne Marie ist, kommt neuerdings auch ungebeten nach Lamnitz. Ganz anders faßt Anne Marie seine Courmachereien jetzt auf wie als junges Mädchen. Chineck ist ihr widerlich, direkt physisch unangenehm, und doch liegt ein Reiz darin, der Reiz des Gefährlichen, zu wissen, daß sie mit ihm anstellen kann, was sie will. Sie behandelt ihn absichtlich schlecht. Hedika kommt von ihrer Reise zurück; sie protegiert die Sache; Ernst scheint nichts zu sehen oder sehen zu wollen. Gerade das reizt Anne Marie noch mehr. Sie begeht eine Unvorsichtigkeit.

Ernst Hindorf greift nicht ein; er ist zu stolz dazu. Er zieht sich ganz auf sich zurück. Er sieht, daß er sich getäuscht hat in Anne Marie. Er weiß nun, daß er zum Einsiedler geboren ist. Manchmal hat er an einen Leibeserben gedacht; es ist besser so, daß er keinen hat. Er wird niemanden haben, wenn er stirbt, in dessen Auge er blicken kann. Es war vielleicht zuviel vom Leben verlangt, zweimal einen Menschen zu besitzen.

Hedika bringt Anne Marie in perfider Weise ins Gerede. Ernst erkennt, daß er eingreifen muß. Er stellt das Renommee seiner Frau wieder her.

Anne Marie bangt um Ernst. Sie erkennt mit Schrecken die Gefahr, in die sie ihn gebracht hat, und seine Großherzigkeit. Er tritt für ihre Ehre ein, läßt sie aber merken, daß damit das Tischtuch zerschnitten sein soll für künftig.

Ein paar Tage lebt man nebeneinander her, gleichgültig.

Anne Marie fühlt, daß sie sich ganz einsetzen muß, ihn wiederzugewinnen, oder ihn aufgeben. In der Nacht schleicht sie zu ihm, findet seine Türe erst verschlossen, fleht um Einlaß. Er läßt sie ein.

Hedika macht wieder Anknüpfungsversuche. Eberhard hat Schulden. Ernst muß wieder einmal einspringen.

Anne Marie erwartet; sie hat nicht gewußt, welch stolzes Gefühl das ist. Wie ihr Ernst wertvoll wird; in einem ganz andern Sinne bewundert und liebt sie ihn. Alles erscheint in einem neuen Licht. Sie ist unvorsichtig, er ängstlich. Bei einer Wagenfahrt nach Drosselbach schadet sie sich. Ihre Hoffnung wird vernichtet. Anne Marie liegt in Drosselbach; Agathe ist bei ihr; ihre Nerven sind stark angegriffen.

Ernst Hindorf ist tief deprimiert. Im Grund seiner Seele liegt tiefe Melancholie, er freut sich auf das Sterben.

Auf Anraten der Ärzte wird Anne Marie ins Bad geschickt. Sie nimmt nur ein Mädchen mit. Der Badearzt ist ein hervorragender Psychologe. Anfangs fühlt sie sich sehr matt und weint viel. Sie hat Ernsts Bild in ihrem Zimmer aufgestellt, denkt auch viel an ihn und über sich selbst nach. Sie schreibt oft an ihn in warmherzigem Ton; Ernst antwortet nur kurz, da er sehr beschäftigt ist mit Wahlvorbereitungen. Sie versteht ihn viel besser aus der Entfernung. Die Fragen des Arztes befremden Anne Marie. Die Kur schlägt gut an. Sie darf ausgehen, fühlt kein Bedürfnis nach Geselligkeit. Sie liest Bücher, die ihr der Arzt besorgt. Sie denkt jetzt manchmal über Dinge nach, die früher nie in ihren Gedankenkreis getreten. Sie empfindet, daß sie sehr schlecht erzogen worden ist. Der Gedanke, daß man sich selbst erziehen müsse, ist ihr früher nie gekommen. Anne Marie findet in den Büchern manches über den Einfluß der Mutter auf das Kind vom ersten Augenblicke des Daseins an. Sie fragt den Arzt über einiges. Sie findet, daß er ein zartfühlender Mensch in rauher Schale ist. Jetzt weiß sie, warum sie ihr Kind damals verloren hat: sie war noch nicht gut genug dafür.

Ernst Hindorf ist neuerdings öfter mit Helene Kracht zusammengekommen. Sie kündigt ihre Stelle als Vorsteherin des Krankenhauses. Er will ihr abreden; er meint, es gehe nicht ohne sie. Sie will ihm den Grund nicht sagen, warum sie gehen will. Bei dieser Zusammenkunft sprechen die beiden von ihrem Vater und den alten Zeiten, ohne die früheren Erlebnisse direkt zu berühren. Sie bleibt immer zurückhaltend. Dann gibt sie ihm, wie beiläufig, den Brief zurück, den er ihr damals geschrieben hat. Als er gegangen, bricht die grauhaarige Frau in verzweifeltes Weinen aus.

Äußere Ereignisse stellen starke Anforderungen an Ernst Hindorf. Man will ihn als Reichstagskandidaten aufstellen. Die politische Lage. Er prüft sich, kommt zu dem Resultat, daß er annehmen muß. Die Gehässigkeit der Gegner setzt sofort ein. Er hat gegen zwei Fronten zu kämpfen: die Liberalen, die ihn als Junker nicht wollen, und seine Standesgenossen, denen er zu frei denkt. In gewissem Sinn tut ihm dieser Kampf wohl; so kommt er am besten über seinen Kummer weg. Intrigen aller Art werden gesponnen; er unterliegt dem liberalen Kandidaten.

Anne Marie kommt nach Lamnitz zurück. Sie hat in den Blättern von seiner Niederlage gelesen; sie ist empört, viel mehr als er. Sie findet ihn gesetzt und stoisch gefaßt. Ihr Herz ist übervoll. Sie hat die feste Absicht, ihn zum Auftauen zu bringen. Er ist erstaunt über ihre Frische. Ihm ist ihr verändertes Wesen erst ganz fremd. Er meint, er müsse sie erst ganz prüfen. Bloße Zärtlichkeit allein kann ihm nicht genügen; er muß einen Freund haben. Hätte wirklich das Kind ihrer Seele zum Durchbruch geholfen? Er kommt sich vor wie ein Gärtner, der lange ein Bäumchen beobachtet hat, und nun, wo er längst die Hoffnung aufgegeben, steht es auf einmal in Blüten. Er überdenkt seine und ihre Geschichte. Hat er nicht vielleicht Unrecht begangen, da er zuviel bei ihr voraussetzte? Er hatte Erfahrung, sie nicht. Hat er ihr überhaupt jemals sein Herz geöffnet, wie andern Frauen? Er hat großes Unrecht getan, indem er sie mit Doris verglich. Jede Frau hat eine andre Art Liebe.

Sie sprechen sich aus zur Nachtzeit. Diesmal ist er es, der zu ihr kommt. Er erzählt von Doris und gibt ihr am nächsten Morgen Doris' und seinen Briefwechsel zu lesen, der wie ein „untrennbares Geflecht" ist. Anne Marie ist von der Größe dieser Liebe tief ergriffen. Aber warum hat er ihr das andre nicht auch gesagt? Er meint, sie ziele auf jenes Jugendabenteuer mit der Sängerin ab. Das interessiert sie nicht; sie meint Helene Kracht. Er gibt ihr den Brief zu lesen, den er damals geschrieben, und erzählt ihr, wie unerklärlich sich die Frau neulich benommen habe. Anne Marie wird alles klar; sie ist erschüttert bei dem Gedanken an die Treue dieser Liebe und sagt ihm das. Er sinnt nach; es macht ihm Eindruck. Er kann es doch nicht recht glauben. Anne Marie erscheint es so selbstverständlich jetzt. Er ist so schön, und sie weiß jetzt, warum er es ist: aus seinen Zügen strahlt alle Schönheit der Frauen, die ihn geliebt haben.

Sie haben lange gebraucht, um den tieferen Sinn der Ehe zu verstehen. Es gibt kein vollkommenes Aufgehen zweier Menschen ineinander. Es wird immer ein Anziehen und Abstoßen und Wiederfinden bleiben müssen. Man muß sich vieles verzeihen. Aber das große Vertrauen muß da sein. Dann kommt auch der Glaube an das Glück.

Das Kaiser-Friedrich-Museum.

Von

Otto Grack.

Die Berliner Sammlungen sind mir schon seit meiner Studentenzeit genau bekannt. An ihrem damaligen Bestande, der viel kleiner war als der heutige, habe ich meine ersten Kunststudien gemacht, dann ihr stetiges Anwachsen mehr als dreißig Jahre lang teilnehmend verfolgt und die reine Freude daran genossen, die jedes kühne und zielbewußte Vorwärtsstreben auch dem unbeteiligten Zuschauer bereitet. Und jedes wertvolle Stück, durch welches das Museum bereichert wurde, brachte zugleich auch eine Bereicherung der Kunstwissenschaft. Denn seine Leiter, die fast alle zu ihren führenden Geistern gehörten, veröffentlichten es in trefflichen Nachbildungen, setzten es mit umfassendster Kenntnis der Denkmäler zu den verwandten Werken in Beziehung und erläuterten Inhalt und Form mit Scharfsinn und erschöpfender Gründlichkeit. So ist es mehr als einmal vorgekommen, daß ein Ankauf des Berliner Museums zur Entdeckung eines noch unbekannten Künstlers oder selbst einer neuen Kunstrichtung den Anlaß bot. Namentlich seit im Jahre 1880 das „Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen" gegründet wurde, mehrten sich diese Erfolge; Berlin trat in den Mittelpunkt des kunsthistorischen Interesses, und allen, die an diesem regen Anteil nahmen, wurden seine Sammlungen besser bekannt als die aller andern Kunststädte, mochten sie an Reichtum und Wert ihres alten Besitzes den jungen Emporkömmling auch weit überragen.

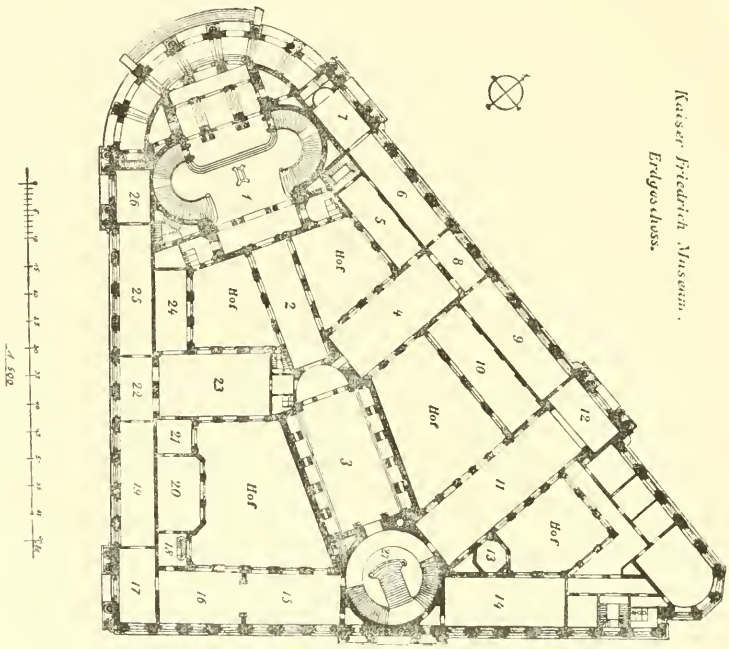
So kannte denn auch ich fast jedes Stück, als ich zuerst das Kaiser-Friedrich-Museum besuchte, um dieser Zeitschrift darüber zu berichten. Nicht die Kunstwerke an sich wollte ich betrachten, sondern mir über den Neubau, der sie aufgenommen hatte, und über die Art der Aufstellung, die er bedingte, ein Urteil bilden. Aber kaum hatte ich die überlange Reihe der Vorhallen durchschritten und die eigentlichen Sammlungsräume betreten, so war dieser Vorsatz vergessen. Denn all das Wohlbekannte strahlte mir in so neuer Schönheit entgegen, daß ich zum erstenmal seines vollen Reizes zu genießen meinte. So schritt ich von Kunstwerk zu Kunstwerk und empfand es recht

unangenehm, wenn hin und wieder mein Pflichtgefühl mich daran erinnerte, daß ich auf das Museum als solches, nicht auf seinen Inhalt zu achten habe. Mehrmals verirrte ich mich; wiederholt sah ich mich aus der Malerei in die Plastik oder aus dem Italienischen ins Deutsche versetzt, ohne recht zu verstehen, wie das zuging; in einem Saale von mäßigem Umfang hingen gar Crivelli und Roberti neben Dirk Bouts, van Dyck und Ruisdael, also fast alle Länder und Kunstepochen vom 15. bis ins 17. Jahrhundert bunt durcheinander. Doch gerade dieser reiche Wechsel, dies überraschend Unerwartete gab immer wieder neue Anregung und bewahrte mich davor, gegen den Genuß abgestumpft zu werden. Als endlich viel zu früh für mich die Glocke den Schluß verkündigte und ich nicht ohne einiges Suchen den Ausgang fand, hatte ich sehr viel gesehen, nur nicht das Museum selbst, das zu sehen ich gekommen war.

Als gewissenhafter Berichterstatter nahm ich mir das nächste Mal einen jungen, kenntnisreichen Architekten mit, von dem ich hoffte, daß er mir nicht nur den Bau erklären, sondern mich bei der Betrachtung desselben auch fest an der Stange halten werde. Vor der Fassade und in den Vorhallen dozierte er mir denn auch sehr schön, wie die Simse abgeteilt und die Treppen geschwungen sein müßten, um allen Anforderungen der Schönheit zu entsprechen. Doch als wir in die Sammlung selbst gelangt waren, begann sogleich das alte Leid von neuem. Er eilte begeistert von Bild zu Bild, von Statue zu Statue, wiederholte immer wieder, er habe gar nicht geahnt, daß das Berliner Museum so reich sei, und als die Glocke uns hinaustrieb, hatte ich mich zwar in der Anordnung der Räume etwas besser zurechtgefunden, war aber im übrigen so klug wie vorher. Doch tröstete mich der Ausspruch, den mein Architekt beim Heraustreten tat: „Ein ganz vortreffliches Museum, bei dem man das Museum selbst über seinem Inhalt vergißt!“ Das war seine Kritik, und die meine schließt sich ihr von Herzen an.

Bekanntlich haben viele Tageszeitungen schärfer geurteilt. So schrieb der Pariser „Figaro“, es sei schwer, ein Bauwerk von verblüffenderer Häßlichkeit zu finden. Mit vielem Gelde habe der Architekt es fertig gebracht, ein jeder Grazie entbehrendes und prätentiös-plumpes Gebäude zu schaffen, und das Innere entspreche dem Äußeren. „Man sieht dort kümmerliche, geschmacklose Treppen und eine so nackte, kalte, protestantische Basilika, daß man die italienischen Bilder, die sich dort zu langweilen scheinen, herunternehmen möchte.“ Und was schwerer ins Gewicht fiel: derjenige, dem die Sammlungen in erster Linie ihr schnelles Fortschreiten verdanken, und der ihre Aufstellung in dem neuen Bau geleitet hatte, schien selbst mit seinem Werke nicht zufrieden zu sein. Denn unmittelbar vor der Eröffnung des Museums erschien in der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ ein Aufsatz von Wilhelm Bode, der ganz wie eine Entschuldigung klang. Es wurde ausführlich dabei verweilt, daß auch die andern großen Museen Europas keineswegs den berechtigten Forderungen genügten; dann ist dargelegt, welche Schwierigkeiten den Neubau und seine Ausnutzung beeinträchtigten, und endlich an ihn nur die bescheidene Hoffnung geknüpft, er werde „für die Fortentwicklung der Museumsbauten

außer negativen auch einige positive Resultate bieten". Dies bedeutet doch, daß die „negativen Resultate" überwiegen, mit andern Worten, daß man aus dem Kaiser-Friedrich-Museum vorzugsweise lernen könne, wie es nicht zu machen sei. Aber so autoritativ dies Urteil ist, darf man es doch nicht gar zu ernst nehmen. Denn der grobe Druck praktischer Hemmnisse stemmt sich jeder idealen Forderung entgegen, und wer berufen ist, sie zu erfüllen, fühlt ihn am schmerzlichsten und kommt unter tausend kleinen Fehlschlägen und Ärgerlichkeiten leicht in eine Stimmung, die ihn das Erreichte über dem Unerreichbaren vergessen läßt. Und wenn man nicht frischweg genießen, sondern mit kühler Überlegung kritisieren will, bietet das Museum freilich Anhaltspunkte dazu in Fülle dar.



Das Untergeschoß.

Das Äußere ist offenbar durch die Absicht bestimmt, es den klassischen Bauten des alten Berlin, die ja meist der Schlüter-Zeit angehören, harmonisch einzufügen. Es zeigt daher eine etwas schwerfällige Hochrenaissance, die schon in das Barock hinüberspielt. Dem modernen Geiste sind keinerlei Konzessionen gemacht, wie man das von dem Hofarchitekten des Kaisers ja nicht anders erwarten konnte. Im ganzen ist der Bau zwar nicht neu und geistreich, aber auch keineswegs, wie der „Figaro" behauptet, „von verblüffender Häßlichkeit", sondern brav, schlicht und — was die Hauptsache ist — durchaus anspruchslos. Etwas wunderlich sitzen ihm die beiden Kuppeln auf, die sich über den Räumen 1 und 27 des beigedruckten Grundrisses erheben. Denn da die Gestalt der Insel, auf welcher der Bau liegt, in Verbindung mit der an ihm vorüber-

gehenden Stadtbahn ihn in ein rechtwinkliges Dreieck hineinzwingt und die Front nur an den einen spitzen Winkel gelegt werden konnte, teilt ihn die große Mittelachse, die scharf betont ist, in zwei sehr ungleiche Teile, und die Kuppeln, welche die beiden Endpunkte jener Achse bezeichnen, kommen schräg gegeneinander zu stehen und verschieben sich für die meisten Standpunkte in recht unschöner Weise. Doch soll dies dem Architekten verziehen sein: denn wenn auch die Kuppeln das Äußere des Bauwerkes verunstalten, im Innern, auf das es doch vor allem ankommt, wirken sie um so besser. Nach dem Muster der Rotunde im Alten Museum, die sich ihrerseits wieder an das Römische Pantheon anlehnt, trägt jede ein großes Rundfenster in ihrem Scheitel, so daß über jedes der beiden Treppenhäuser ein klares und doch ruhiges Licht aus einheitlicher Quelle höchst wirkungsvoll verbreitet ist. Überhaupt ist die Beleuchtung vortrefflich. Viele Räume vereinigen Ober- und Seitenlicht; hier hängen die Bilder fast wie im Freien, und selbst bei trübem Himmel bleibt jede, auch die feinste Einzelheit ihrer Malerei erkennbar. Die niederländischen und deutschen Gemälde, deren zarte Ausführung ein sehr genaues Betrachten nötig macht, sind in Kabinetten dieser Art aufgehängt. Wo dagegen, wie bei Werken der Plastik, einheitliche Schattenwirkung erforderlich war, ist die eine jener beiden Lichtquellen ausgeschlossen, ohne daß die Deutlichkeit darunter litte. Einige Säle, namentlich diejenigen, in denen die bemalten Heiligenstatuen der deutschen Kunst sich befinden, liegen in zartem Dämmerlicht, das an das Helldunkel gotischer Kirchen erinnert. Doch mit Erstaunen nimmt man wahr, daß trotzdem noch alles klar zu erkennen ist. Jener Eindruck ist eben nur dadurch erreicht, daß dem Auge, wenn es durch das strahlende Licht der übrigen Räume geblendet ist, im Gegensatze dazu schon unsre gewohnte Zimmerhelle dunkel erscheint. So konnte jede Art von Kunstwerken die Beleuchtung erhalten, die ihr am besten entsprach, starke oder gemäßigte, einheitliche oder diffuse, Ober- oder Seitenlicht oder beides zugleich, und dieser Vorteil ist mit feinem Geschmack bei der Aufstellung benutzt worden.

Treten wir in das Museum ein, so empfängt uns im ersten Treppenhause der Große Kurfürst von Schlüter in bronzenem Abguß, der hier, in geschlossenem Raume, viel kolossaler wirkt als sein Urbild unter freiem Himmel. Er ist hier aufgestellt um seines Sockels willen. Da dieser den Einflüssen unsres nordischen Klimas nicht länger Widerstand leisten konnte, wurde er auf der Langen Brücke durch eine Kopie ersetzt und das Original als kostbares Dekorationsstück unsres größten Architekten in das Museum übertragen, wo es natürlich nicht leer bleiben durfte. Doch auch als das künstlerische Wahrzeichen Berlins verdiente das Standbild hier seinen Platz. Ehe der Besucher auf sich wirken läßt, was die Länder einer alten Kultur geschaffen haben, wird er durch dieses Werk daran erinnert, daß auch das junge Preußen eine große Kunst besitzt. Über dem gewaltigen Reiter wölbt sich die Hauptkuppel mit ihrem schönen Oberlicht, vorn und hinten getragen von schmalen Tonnengewölben, rechts und links von Apsiden, an deren Wänden sich die Treppe in anmutiger Schwingung hinaufzieht. Unter jenen Halbtonnen gewähren

Säulenstellungen interessante Durchblicke in die lichten Korridore, welche die beiden Seiten des Museums verbinden. Der graue Marmor der Säulenschäfte steht etwas hart zu dem weißen Stuck der Kapitelle und Wände; auch sonst fand mein Architekt am Detail, das in Übereinstimmung mit jenem Sockel sich an das Schlüter-Barock anlehnt, manches zu mäkeln. Doch auf mein Laienauge wirkte das reiche Gewölbesystem feierlich-erhebend und doch zugleich festlich-heiter, und bereitete so meine Stimmung aufs glücklichste vor zum Eintritt in die Hallen der Kunst. Weniger erfreulich ist der niedrige, leere Korridor (2 des Planes), in den wir von hier eintreten. Auch er ist in glänzendem Weiß und in den schweren Formen des Schlüter-Stils gehalten, doch seinen Abschluß, auf den der Blick ganz zuerst fällt, bildet ein rotes Marmortor der Frührenaissance, dessen klares Halbrund zu dem breiten Ellipsenbogen des Gewölbes in schreiender Disharmonie steht. Es soll hinüberleiten zu der sogenannten Basilika (3), dem wunderlichsten Teil des ganzen Bauwerkes.

Wie der Name besagt, ist dies eine Art von Kirchenhalle, die sich in ihren Formen teils an die bella Villanella des Cronaca, teils an die Bauten des Brunellesco anlehnt. Waren die ersten Räume fast ganz weiß, so hat man es hier, freilich nur sehr schüchtern, mit der Polychromie versucht: Die Grundfarbe ist Hellgelb, die Pfeiler, Simse und sonstigen Gliederungen braun. Ein Tonnengewölbe, in das sehr hoch die Fenster einschneiden, überdeckt, durch dunklere Gurtbogen scharf in fünf Teile geteilt, den ganzen Raum. Die Pfeiler, welche sie tragen, scheiden zehn kapellenartige Nischen voneinander ab, in denen, durch ein paar Stufen erhöht, Altäre stehen. Einige davon sind alt, darunter wahre Prachtstücke edelster Renaissancedekoration; die meisten scheinen gute Nachbildungen zu sein. Darüber erheben sich italienische Altarbilder oder plastische Altarwerke, alle freilich viel zu klein, um die mächtigen Nischen auszufüllen. Über ihnen ist daher bald ein marmornes Grabmal, bald ein Medaillon in glasiertem Ton, bald ein kleines Nischchen mit einer Heiligenstatuette angebracht. Auf den Hintergrund des Raumes zu ziehen sich die zwei Reihen eines italienischen Gestühls aus dem 15. Jahrhundert; davor steht ein großes Lesepult, wie es in den Klosterkirchen jener Zeit der Vorsänger zum Tragen des schweren Meßbuches zu benutzen pflegte, alles mit feiner Schnitzerei und reichen Intarsien bedeckt. Das ist die Ausstattung eines Kirchenchors; den Chor selbst aber vermißt man. Denn die Wand, auf die das Gestühl ausmündet, sieht mit ihrem stattlichen Portal und dem Balkon darüber eher einer Palastfassade ähnlich. Eine Apsis fehlt der Basilika freilich nicht; doch sie befindet sich hinter dem Rücken des Beschauers und ist zudem durch drei säulengetragene Bogen unterbrochen, die in ihren leichten Formen schlecht zu den mächtigen Pfeilern und Gewölben des Schiffes passen. Die großen Bilder in den Nischen wirken aus einiger Entfernung sehr schön in ihrer reichen Farbigkeit; doch sie aus der Nähe zu betrachten, ist kaum möglich, weil die Spiegelung der hohen Fenster auf dem Firnis sie dann fast unsichtbar macht. Wenigstens in dieser Beziehung ist die Illusion eines Kirchenraumes vollkommen erreicht; denn in den wirklichen

Kirchen Italiens sieht man die Altargemälde meist auch nicht besser. Doch ist der Schaden im ganzen nicht groß, weil man sich klüglich gehütet hat, Bildern ersten Ranges diese Plätze zuzuweisen. Sehr schön stellen sich dagegen die plastischen Altarwerke dar, weil jedes in seiner Nische ganz isoliert ist und nicht, wie sonst in Museen, seine Wirkung durch die Nachbarschaft der andern beeinträchtigt wird; vor allem die Robbia-Arbeiten kommen hier erst zu ihrer vollen Geltung. Eine Ausnahme macht nur der Gekreuzigte von Begarelli, der sich hier im ungünstigsten Lichte zeigt, obgleich gerade für ihn eine Altarnische der gegebene Platz ist.

Antonio Begarelli gehört zu den bedeutendsten Bildnern der Hochrenaissance, ist aber sehr wenig bekannt, weil man Werke von ihm fast nur in dem kleinen Modena zu sehen bekommt. Dieses Kruzifix mit den vier schön bewegten Engeln, die es teils schwebend, teils knieend umgeben, ist daher ein äußerst seltenes Stück und verdient es in hohem Grade, daß schon durch seine Aufstellung diejenigen, welche das Museum besuchen, darauf aufmerksam gemacht werden. Denn gehört es auch nicht zu den Hauptwerken des Künstlers — diese stehen noch alle in den Kirchen, für die sie gearbeitet sind —, so gibt er doch von seinem Können einen klaren Begriff und läßt die Ziele, die er sich gesteckt hatte, deutlich hervortreten. Zwar stand er, nicht zu seinem Vorteil, schon unter dem beherrschenden Einfluß des Michelangelo und der mißverstandenen Antike und gab daher seinen Werken nicht mehr die bunten Farben seines Vorgängers Mazzoni, sondern bemalte ihren Ton weiß, damit er wie Marmor aussehe. Trotzdem suchte er durch die Plastik Bilder zu schaffen, d. h. er fertigte meist nicht Einzelstatuen, sondern Statuengruppen, manche von sehr großer Figurenzahl, die, für einen gegebenen Kirchenraum bestimmt und von dessen Architektur umrahmt, als Gesamtkomposition wirken sollten. So schließen sich auch unsre fünf Gestalten zum Altarbilde zusammen, und wahrscheinlich würden sie längst zu den Lieblingen des Publikums gehören, wenn ihnen, seit sie in die Berliner Sammlung aufgenommen sind, nicht immer der ganz notwendige Rahmen gefehlt hätte. Auch jetzt entbehren sie desselben, weil sie in ihrer übergroßen Nische sich ganz verlieren. Um sie zur Geltung zu bringen, müßte man ihnen eine kleine Apsis bauen, die sie eng umschließt und auf blauem oder rotem Hintergrunde ihre weißen Gestalten kräftig hervortreten läßt.

Ist die Basilika ohne jede Rücksicht auf die Kunstwerke, die sie aufnehmen sollte, gebaut, so paßt der folgende Raum nur zu genau für sie. Denn aus ihr gelangen wir in das zweite Treppenhaus (27), wieder einen reichen Kuppelraum, zwar von einfacherer Gestalt als der erste, aber nicht von geringerer Schönheit. Hier stehen auf den Treppenwangen die Rokokostatuen der Venus und des Merkur von Pigalle, in den Nischen der oberen Rundung Friedrich der Große und seine Feldherren, darunter zwei köstliche Werke Schadows. Die mythologischen Gestalten befanden sich früher im Park von Sanssouci, die historischen auf dem Wilhelmsplatze; doch gleich dem Sockel des Großen Kurfürsten drohten sie durch Eis und Regen zerstört zu werden und sind daher unter Dach gebracht. Sie alle passen trefflich auf ihren neuen Platz, aber

leider so trefflich, daß sie nur wie ein Schmuck der Architektur erscheinen und ihre eigene Schönheit kaum noch beachtet wird.

Die vier Hallen, die wir eben geschildert haben, durchziehen in breiter Flucht das ganze Gebäude, und da sich drei vom Erdboden bis zum Dache erheben, rauben sie beiden Geschossen einen sehr beträchtlichen Raum. Und dies auf einem höchst beschränkten Grundstück, das noch dazu durch seine Inselllage jede künftige Erweiterung des Museums verbietet. So ist man denn schon jetzt in der Lage gewesen, manche Teile der Sammlungen etwas gar zu gedrängt aufzustellen, und mit ihrem Anwachsen wird dieser Zwang sich mehren. Wozu zwei Treppenhäuser, wozu vor allem die wunderliche Basilika? Wie ich vermute, trifft den Architekten ein geringerer Teil der Schuld, als die Zeitungen und ihr gläubiges Publikum schon aus Abneigung gegen die „kaiserliche Kunst" anzunehmen geneigt sind. Doch die Rätsel dieses Baues zu lösen, können wir erst versuchen, nachdem wir auch die eigentlichen Sammlungsräume betrachtet haben.

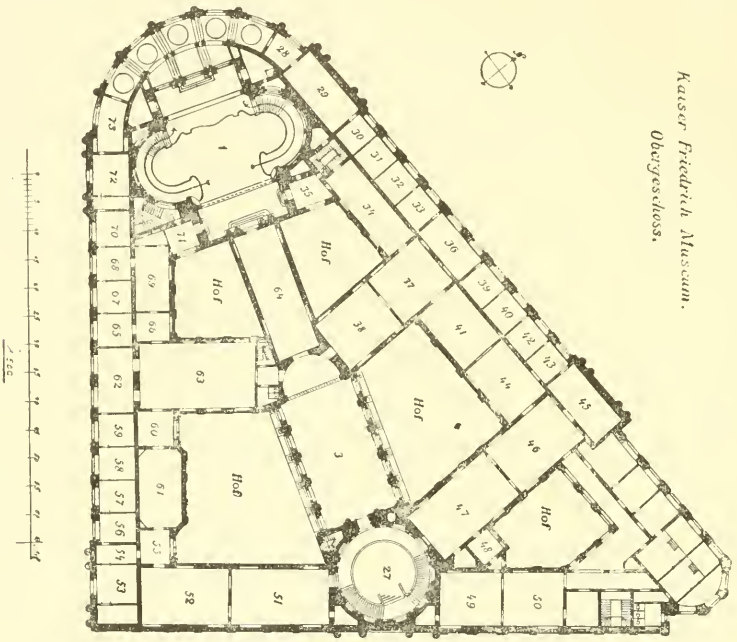
Schreitet man in der großen Vorhalle (1) die Treppe hinauf, so gelangt man in die Gemäldegalerie, links zu den germanischen, rechts zu den italienischen und spanischen Meistern. Auf beiden Seiten beginnen die Primitiven, von denen aus die historische Folge, wenn auch nicht mit pedantischer Strenge durchgeführt, so doch im allgemeinen beobachtet ist. So steht man auf dem nordischen Flügel gleich beim Eintritt vor dem köstlichsten Kleinod, das die Sammlung besitzt, dem Genter Altar der Brüder van Eyck, und empfängt in voller Frische, noch ehe man durch vieles Schauen abgestumpft ist, den bedeutendsten Eindruck. Wie sich's gebührt, hat man diesen farbenleuchtenden Tafeln ein besonderes Kabinett eingeräumt, wo sie nur noch mit Kopien der fehlenden Teile und einer photographischen Gesamtansicht des Altars in seiner ursprünglichen Zusammensetzung vereinigt sind, was trefflich dient, ihr Verständnis dem Publikum näherzubringen. Die Nachfolger der van Eycks schließen sich in den nächsten Kabinetten an, dann die Deutschen, Vlamen und Holländer, alle mit feinem Geschmack so geordnet, daß die Hauptstücke entweder eine Wand für sich allein einnehmen oder doch in den Mittelpunkt einer Wand gestellt sind, wodurch auch der Unkundige auf sie hingewiesen wird. Hier und da sind schöne alte Möbel verteilt, das prächtigste darunter die lange Bank, welche den Rubens-Saal in seiner Mitte durchzieht und ohne die übergroße Ängstlichkeit, die man solchen Stücken gegenüber sonst zu beobachten pflegt, dem Publikum zu freier Benutzung überlassen ist. Im allgemeinen sind die Werke derselben Meister vereinigt, doch sieht man, um bei dem Beispiel des Rubens-Saales zu bleiben, hier weder Rubens allein noch sieht man ihn nur in diesem Saal, und entsprechend bei den andern Künstlern. Denn über dem Bestreben, die Bilder so nebeneinanderzustellen, daß sie durch Kontrast oder Harmonie in Form und Farbenstimmung sich gegenseitig heben, hat man die historischen Rücksichten oft zurücktreten lassen und hat recht daran getan. Auch darauf hat man sorgsam geachtet, daß jede Wand als Ganzes ein schönes Bild gewähre, namentlich daß die Symmetrie nicht gestört werde; doch hierin ist man, wie mir scheint, etwas zu weit gegangen.

Denn mitunter hat man sehr schwache Gemälde in der Galerie belassen, nur weil Form und Umfang sie zu passenden Gegenstücken für andre, bessere machten, und aus entsprechenden Gründen andre ausgesondert, die viel eher die Aufnahme verdient hätten. Ja in einem Falle hat das Streben nach Symmetrie der Sammlung sogar einen sehr empfindlichen Schaden bereitet.

Unter den Malern der Frührenaissance nimmt Melozzo da Forli eine der vornehmsten Stellen ein, und da Tafelgemälde von ihm überaus selten sind, war es ein ganz besonderer Glücksfall, daß schon mit dem ältesten Bestande der Berliner Galerie eines davon unter anderm Namen erworben war. Als die neuere Forschung den Meister erkannte, wurde es denn auch gebührend geschätzt und erhielt in den Räumen des Alten Museums einen Ehrenplatz. Für unsre Sammlung war es auch deshalb von ganz besonderem Werte, weil ihre Stärke in den altniederländischen Bildern liegt, ja sie auf diesem Gebiete wohl die reichste der Welt ist. Denn Melozzo ist durch Justus von Gent, der mit ihm am Hofe des Herzogs von Urbino lebte, stark beeinflußt worden und nimmt daher zwischen den Nachfolgern der van Eycks und den großen Quattrocentisten Italiens eine eigentümliche Mittelstellung ein; ihm ist es gelungen, wie keinem andern, die Vorzüge der heimischen Art mit den nordischen zu vereinigen und aus beiden ganz originell für sich ein eigenes Neues zu gestalten. So schloß sein Werk sich unsrer schönen niederländischen Sammlung an und leitete aus ihr zur italienischen hinüber. Da wurde im Vorrat der Galerie ein furchtbar zerstörtes Gegenstück dazu entdeckt; doch die Köpfe und einige andre Teile davon waren noch leidlich erhalten, und ein Bild eines so großen und zugleich so seltenen Malers durfte man nicht untergehen lassen. Um es „galeriefähig“ zu machen, ließ man durch einen geschickten Restaurator die verschwundenen Teile dazumalen und stellte es aus. Doch wagte man das halb moderne Gemälde den Augen der Kenner nicht in gar zu großer Nähe preiszugeben und hängte es daher in solche Höhe, daß nur der Gesamteindruck zur Geltung kam, die fragwürdigen Einzelheiten aber zum größten Teil verschwanden. Nach den Sitten, die bis jetzt in allen Sammlungen herrschend sind, war dies Verfahren durchaus gerechtfertigt; denn leider ist man nur bei der Antike dazu vorgedrungen, sie auch unrestauriert der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Aber zum Unglück war der guterhaltene Melozzo ein wirkliches und unbestreitbares Gegenstück des zerstörten, und mitgefangen, mitgehangen! Er mußte diesem in seine hohe Verbannung folgen und hängt auch im Kaiser-Friedrich-Museum dicht unter der Decke. Wir haben also unsern einen, schönen Melozzo so gut wie verloren, bloß weil wir einen zweiten, schlechten dazu gewonnen haben. Dies ist jetzt um so schmerzlicher, als mit der Eröffnung des Neubaues manches unbedeutende Bild aus den Vorräten wieder aufgetaucht ist und sich an vortrefflichem Platze brüstet, während jenes Hauptstück jedem eingehenden Studium entzogen wird. Kann es die Museumsverwaltung nicht über sich gewinnen, die beiden Gegenstücke zu trennen und jedes ohne Rücksicht auf das andre an den Ort zu hängen, der ihm nach seinem Zustande gebührt? In unsern modernen Wohnungseinrichtungen ist man längst dazu gelangt, eine pikante Asymmetrie schöner

zu finden als die starr-gleichmäßige Verteilung von Gegenstücken. Wie ich glaube, wird das Museum noch mehr seine Wirkungen erreichen können, als es schon jetzt erreicht hat, wenn es auch dieses Prinzip neben dem alten hin und wieder zur Anwendung brächte. Nur neben dem alten; denn auch ich bin der Meinung, daß Symmetrie den Eindruck des Monumentalen verstärkt. Aber wie man sich sonst mit feinem Sinne von starrer Konsequenzmacherei ferngehalten hat, so sollte man es auch in dieser Beziehung tun.

Melozzo führt uns zu den Italienern hinüber, deren Aufstellung besonders neu und interessant ist. In den Räumen der germanischen Meister ließ sich historisch und künstlerisch ein fortlaufender Faden leicht verfolgen. Nur der ganz Unkundige kann sich auch hier auf kurze Zeit verirren, weil die Gemächer



Das Obergeschoß.

nicht sich einfach aneinanderreihen, sondern hier und da Seitentüren in Räume führen, die der Hauptlinie teils parallel laufen, teils senkrecht auf ihr gegen die Mittelachse vorspringen. Das wiederholt sich natürlich auch in der italienischen Abteilung, und hier ist es mitunter sehr geschickt benutzt, um prächtige Wirkungen zu erzielen. So sieht man, wenn man von der Reihe der Seitenkabinette her den Signorellisaal (37 des Grundrisses) betritt, ganz unerwartet zur Linken eine Tür, die den Blick durch zwei Gemächer (41 und 44) hin auf das große Altarbild des Luigi Vivarini leitet. Der Künstler gehört nicht zu den ersten, doch dies Bild ist sein bedeutendstes Werk und zeigt ihn weit über sein gewöhnliches Können erhoben. Neben seinen leuchtenden, echt venezianischen Farben wirkt es namentlich durch eine schöne Bogenarchitektur,

die sich über der thronenden Madonna erhebt. Deren Wölbung in ihrer kunstvollen Perspektive erscheint, so durch zwei Türen gesehen und von einem sehr glücklich gewählten Rahmen umschlossen, ganz wie eine Fortsetzung des wirklichen Raumes und gibt dem Bilde eine wunderbare Körperlichkeit. Um es noch mehr auszuzeichnen, ist aus echten Werkstücken, darunter ein paar sehr feine venezianische Reliefs, vor ihm ein Altar aufgebaut und mit einem orientalischen Teppich belegt. Überhaupt zeichnet sich die italienische Seite dadurch vor der nordischen aus, daß sie viel reicher mit Gegenständen des alten Kunsthandwerks geschmückt ist. Die Türen, die man durchschreitet, sind meist von Einfassungen umgeben, die aus italienischen Palästen hierher übertragen sind; sie zeigen ihren Ursprung in prächtiger Skulptur, die wohlerhalten und doch von der Zeit so weit angefressen ist, um ihr vornehmes Alter zu verraten. In die Wände sind Marmorkamine und reich verzierte Holztüren eingelassen, mehrere Räume tragen alte Decken, überall stehen Truhen und Bänke von köstlichster Arbeit, bei den Bildern wird die Wirkung durch alte Rahmen gesteigert, bei den Skulpturen durch alte Konsolen oder Piedestals.

In der nordischen Abteilung, die minder reich ausgestattet ist, läßt man die Gemälde wohl reiner und ungestörter auf sich wirken, während hier die Pracht jener Dekorationsstücke oft von ihnen abzieht. Doch anderseits bewahren sie das Auge davor, durch die stete Wiederholung gleichartiger Eindrücke schnell zu ermüden, und bieten ihm den Reiz buntester Abwechselung. In noch höherem Grade wird er dadurch erreicht, daß Skulpturenkabinette sich mitten in die Gemäldegalerie einschieben und auch untereinander, indem die einen Marmor, die andern Bronze, die dritten glasierten Ton enthalten, die mannigfachsten Eindrücke gewähren; oft stehen auch Skulptur und Malerei in denselben Räumen beisammen. Einigen der schönsten Stücke hat man eine ganz fremdartige Nachbarschaft gegeben, wodurch sie als Ausnahmen innerhalb ihrer Umgebung erscheinen und gerade dadurch das Auge am mächtigsten auf sich ziehen. So hat man die beiden Statuen des Michelangelo in einen Saal voll Gemälde gestellt, die nach Zeit und Kunstrichtung mit ihnen übereinstimmen, während doch zugleich der weiße Marmor von ihrer Farbigkeit kräftig absticht. Umgekehrt steht die kecke Tonbüste des Täufers von Donatello mitten unter Marmorwerken und strahlt mit ihrer schön erhaltenen Bemalung leuchtend aus dem umgebenden Weiß hervor. Die reichste Mannigfaltigkeit aber zeigt das Kabinett, dessen Inhalt James Simon mit fürstlicher Freigebigkeit dem Museum gestiftet hat. Hier vereinigen sich Gemälde und Skulpturen, Möbel und Medaillen, Bronze, Ton, Holz, Wachs und Elfenbein zu einem Gesamtbilde von beinahe verwirrendem Reichtum und doch zugleich von geschmackvoller Harmonie. Und haben wir die italienische Abteilung durchschritten, fast in jedem Raum durch ganz Unerwartetes aufs neue überrascht, so begrüßt uns zum Schlusse noch die anmutigste Überraschung. Wir befinden uns im Saale (47) der spätitalienischen Malerei und haben deren kräftige Farben, den starken Gegensatz greller Lichter und schwarzer Schattenmassen auf uns wirken lassen. Da lockt uns wieder eine der gewohnten Seitentüren, die immer spannender

für uns geworden sind. Wir blicken hindurch und sehen vor uns einen kleinen Kuppelraum (48), der wieder im Gegensatz zu dem vorhergehenden beinahe farblos ist: nur Weiß mit Grau und ein klein wenig Gelb; doch um so bunter sind die Formen. Das Gewölbe ist bedeckt mit Rokokoornamenten in weißem Stuck, deren phantasievoll geschnörkelte Linien glatte Felder von den seltsamsten Umrissen einschließen, und diese sind gefüllt mit Freskogrisaillen von Tiepolo. Was diese Allegorien bedeuten, weiß ich nicht und zweifle, ob irgendein andrer es erraten hat; aber mit welchem flotten Humor die lustig bewegten Gestalten an die Wand geworfen sind, wie sie sich in die launenhaften Schnörkel der Architektur hineinschmiegen und Rahmen von den mannigfaltigsten und seltsamsten Gestalten frei und ungezwungen ausfüllen, das ist einfach zum Entzücken.

Dahinter wieder eine Seitentür und wieder eine Überraschung! Nach dem Weiß und Grau die leuchtende Farbenpracht einer kleinen Zahl von ausgewählten Bildern, die allen Stilperioden vom Anfang des 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts angehören (49). Auf der Mitte der Hauptwand eine schöne, stolze Frau in ganzer Gestalt, von van Dyck mit der Kraft und dem tiefen Farbenschmelz seiner noch unverbrauchten Jugend gemalt. Nicht weit davon ein liebes, altes Mütterchen, das, bequem in seinem roten Lehnstuhl sitzend, eben die Augen von seinem Gebetbuch erhoben hat und den Beschauer mit ernster Freundlichkeit anblickt. Das Täfelchen unten am Rahmen nennt bescheiden den Namen des Jakob Backer; in Wirklichkeit aber ist dies ein köstliches Frühwerk Rembrandts, um dieselbe Zeit (1632) und in ähnlicher Art gemalt wie die weltberühmte Anatomie. Wir können nicht alle Meisterwerke aufzählen, die hier auf engem Raum vereinigt sind, und brauchen es um so weniger, als man sie leicht im Bädeker nachlesen kann. Denn was dieses Zimmer enthält, ist die Sammlung Adolf Thiem, die noch vor kurzem die schönste Sehenswürdigkeit von San Remo bildete und jetzt von der sonnigen Riviera in unsern Norden entführt ist.

Nicht nur hier kann man in schnellem Wechsel italienische und nordische Kunst auf sich wirken lassen. Denn nicht weniger als vier Übergänge verbinden die beiden Seiten der Galerie und gestatten, schnell aus jedem Teil derselben in den andern zu gelangen und Eindrücke der verschiedensten Art vergleichend zu genießen. Und schon von ferne kündigen diese sich an, noch ehe man die Türen durchschreitet, und locken hierhin und dorthin. Denn die Verwaltung ist bemüht gewesen, einige der bedeutendsten Stücke so zu hängen, daß sie schon von den Verbindungsgängen her durch die Türöffnungen wirkungsvoll sichtbar sind. Am schönsten sind die Blicke aus der Apsis der Basilika. Hier sieht man vor sich die Bekehrung Pauli in der schönlinigen Komposition des Rafael (64), links denselben Gegenstand in der Farbenpracht des Rubens (63), rechts die strenge Formengröße des Pan von Luca Signorelli (37). Dies Gemälde in seinem graulichen Ton, der wahrscheinlich durch einen bestimmten dekorativen Zweck bedingt war, wirkte im Alten Museum, von farbenreichen Bildern umgeben, etwas trüb und schwer; erst hier, wo es eine Wand für sich allein einnimmt und schon aus weiter Entfernung das Auge auf sich zieht, empfindet man

seine ganze Macht. Ähnlich stellt sich von der hinteren Rotunde aus der dicke Feldhauptmann Borro dar (47), ein Prachtstück der Galerie, auch wenn es nicht von Velasquez ist. Auch er hat kein konkurrierendes Gemälde neben sich, sondern ist nur von zwei Marmorbüsten und zwei reichen venezianischen Türen der Barockzeit flankiert. So schaut er, stolz isoliert, dem Eintretenden schon von ferne in seinem ganzen, dicknäsigen Hochmut entgegen. Auf der andern Seite (51) hat man es an dieser Stelle leider versäumt, einen ähnlich wirksamen Augenpunkt zu schaffen. Denn Riberas Sebastian mit seinen schweren Schatten ist nicht dafür geeignet und noch weniger die trefflichen, aber kleinen Bilder Goyas, die ihn umgeben. Mich wundert, daß man hier nicht Murillos heiligen Antonius hergehängt hat. Doch wer weiß, ob nicht der Versuch gemacht und mißlungen ist? Denn die Direktion des Museums hat mit so feinem Verständnis die Verteilung seiner Kunstschätze geleitet, daß man ihr unrecht täte, wenn man annähme, sie sei auf einen so naheliegenden Gedanken nicht schon selbst verfallen.

Dies Lob gilt vor allem für den ersten Stock; denn nicht ganz so günstig können wir über das Erdgeschoß urteilen, dessen bauliche Anlage freilich besondere Schwierigkeiten bot. Dazu kommt, daß hier der germanischen und italienischen Gruppe noch eine orientalische[1]) hinzutritt, also die Zweiteilung in eine Dreiteilung übergeht, die sich nicht mehr nach den beiden Flügeln des Gebäudes einfach gliedern ließ. Auch hier wollte man die historische Folge einhalten und begann an demselben Punkte, wo auch im Obergeschoß die ältesten Kunstwerke standen, d. h. zu beiden Seiten des großen Treppenhauses (7, 5, 24, 26 des Grundrisses auf S. 18). Von diesem aber führen direkte Zugänge wohl zur Gemäldegalerie, nicht aber zu den Gemächern des Erdgeschosses; sie öffnen sich nur nach der Basilika und dem hinteren Kuppelraum. Der Eintretende kommt also nicht, wie im oberen Stock, gleich anfangs zu den Primitiven, sondern sie liegen im toten Winkel ganz am Ende seiner Wanderung und konnten auch kaum eine andre Stelle finden, wenigstens auf der linken Seite. Denn das prachtvolle Mosaik aus Ravenna, das die Reihe der altchristlichen Kunstwerke würdig eröffnet (7), mußte an den Schluß der ganzen Saalreihe gesetzt werden, weil es zu seiner Aufstellung einer Apsis bedurfte, die sich nur hier einbauen ließ. Zugleich wurde so erreicht, daß auch dies Hauptstück der Sammlung mit dem feinen Flimmern seines Goldes, das noch durch versteckte elektrische Lichter gesteigert wird, schon aus weiter Ferne dem Besucher entgegenleuchtet.

---

[1]) Als ich in den Zeitungen von einer orientalischen Abteilung des Kaiser-Friedrich-Museums las, hoffte ich, daß hier die japanische Gemäldesammlung, die schon vor Jahren erworben, seitdem aber verschwunden ist, zur Ausstellung kommen werde, sah mich aber leider enttäuscht. Könnte man ihr nicht den Saal einräumen, der jetzt durch Kopien persischer Fliesen, also einen sehr minderwertigen Besitz, eingenommen ist? Mag er auch vielleicht keine ganz mustergültige Aufstellung zulassen, so würde man doch die interessanten Stücke, die jetzt schon so lange unzugänglich sind, wenigstens zu sehen bekommen, und gerade in diesem Museum wären sie an ihrem Platze, wo die occidentalische Malerei ihre reichste Vertretung gefunden hat und der Vergleich mit der orientalischen daher großes Interesse erregen müßte.

Man gelangt also von der Basilika links zuerst in einen großen Saal (4) mit anstoßendem Kabinett (8), die für die Bildnerei der italienischen Gotik bestimmt sind. Ersterer ist bis jetzt noch fast leer; vielleicht würde es sich empfehlen, ihn mit Gipsabgüssen zu füllen, welche die Originale des Kabinetts ergänzen und erläutern. Denn dieses enthält eine auserwählte Sammlung, wie kein andres Museum sie besitzt; die Hauptmeister des 13. und 14. Jahrhunderts sind beinahe vollzählig mit schönen Werken vertreten. Wieder ist die Aufstellung musterhaft; wieder wirkt ein bemaltes Stück, die Verkündigung, besonders prächtig inmitten des weißen Marmors, den es hebt und durch den es gehoben wird. Aus dem Saal tritt man links in die koptische Sammlung (5); doch was man hier erblickt, sind Antiquitäten, nicht Kunstwerke, die historisch sehr interessant sind, aber in dies Museum nicht hineingehören. Fast wäre man versucht, dasselbe auch von der Mehrzahl der altchristlichen und byzantinischen Stücke zu sagen, die sich hier anreihen (6, 7), wenn sie die gotische Kunst Italiens nicht vorbereiteten und dadurch ihren Platz neben dieser verdienten.

Von der gotischen erwartet man zur Renaissanceplastik zu gelangen; doch diese befindet sich teils im oberen Stock, teils ganz am andern Ende des Erdgeschosses (17, 19, 22, 25, 26). So sehen wir uns, wenn wir aus dem gotischen Kabinett (8) heraustreten, mit Staunen in einem Gemach (9), dessen Wände weder Statuen noch Gemälde schmücken, sondern große orientalische Teppiche. Die Schränke und Schautische darunter enthalten Messinggefäße, Buchdeckel, bunte Tonscherben, alte Kleiderstoffe, kurz lauter Dinge, die wir viel eher im Gewerbemuseum zu finden erwarten. Doch durch das Betrachten der vielen Bildwerke ermüdet, erholt sich das Auge mit Genuß an den ruhigen Arabesken der Teppiche, die nichts zu denken geben und doch die Sinne angenehm erregen; die Aufnahme der Gewebesammlung auch in dieses Museum kann man daher nur willkommen heißen. Durch einen zweiten Saal (10), der gleichfalls mit den Erzeugnissen des orientalischen Kunstgewerbes ausgestattet ist, gelangt man dann zu der Prachtfassade von Mschatta (11, 12), einem gewaltigen Dekorationsstück aus Syrien, das noch den letzten Zeiten des sinkenden Altertums anzugehören scheint. Wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" mutet uns diese Überfülle krauser Ornamentik an, und ihr phantastischer Eindruck wird dadurch gesteigert, daß sie in tausendjährigem Wehen der Wüstensand zerfressen hat und hier und da noch an ihr klebt.

Die rechte Seite des Erdgeschosses gehört wieder der Plastik, und zwar in erster Linie der polychromen. Denn wenn auch zahlreiche Stücke sich darunter befinden, die unbemalt sind oder ihre Bemalung verloren haben, so machen doch auch diese durch ihr dunkles Material, braunes Holz oder roten Ton, einen farbigen Eindruck. Die Verteilung ist derart, daß von den beiden parallellaufenden Reihen der Gemächer die vordere der deutschen, die hintere der italienischen Kunst eingeräumt ist. Auch hier scheint, wenn man den Grundriß betrachtet (S. 18), die historische Folge eingehalten zu sein: bei den Deutschen enthält der Raum, der mit 24 bezeichnet ist, die romanischen und gotischen Stücke, 23 die Renaissance, die dann in 21, 20, 18 in Barock

und Rokoko übergeht; bei den Italienern füllen die anonymen Meister, die auf der Grenzscheide des 14. und 15. Jahrhunderts tätig waren, das Gemach 26; in 25 folgen Donatello, Luca della Robbia und ihre Zeitgenossen, in 22 Verrocchio, in 19 und 17 die Bildhauer aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und einige aus dem 16. und 17. Doch auch hier ist diese schöne Ordnung wohl auf dem Plan, aber nicht für den Besucher vorhanden; denn von den zwei Eingängen führt keiner an den Anfang der Reihe, sondern einer in ihren Mittelpunkt, der andre an ihren Schluß. Wenn man also nicht die Augen zumacht und gleich in den allerletzten Winkel läuft, um erst dort mit dem Sehen zu beginnen, ist man gezwungen, ganz unhistorisch zu genießen, genießt aber darum, wie ich glaube, nicht weniger schön.

Von den großen Altarwerken der deutschen Renaissance, die noch auf ihrem ursprünglichen Platz in den Kirchen stehen, setzen viele sich derart zusammen, daß das Haupt- und Mittelstück in polychromem Hochrelief hergestellt ist, das sich oft bis zu völliger Rundung der Figuren steigert, die Flügel dagegen nur gemalt sind. Wie die neuere Forschung gezeigt hat, rühren beide meist von demselben Künstler her, der, Holzschnitzer und Maler zugleich, die Gesamtwirkung erwog und die in verschiedener Technik ausgeführten Teile harmonisch zueinander stimmte. Gelangten sie auf den Kunstmarkt, so wurden sie freilich meist voneinander getrennt. Jene Verbindung von Plastik und Malerei ist daher ebenso selten in den Museen wie häufig in alten Kirchen. Auch Berlin besitzt Altarwerke, die noch mit ihren ursprünglichen Flügeln verbunden sind, nur ganz vereinzelt und nicht in erster Qualität. Doch hat man Wirkungen, die den von den Künstlern erstrebten ähnlich sind, dadurch hervorzubringen versucht, daß man Gemälde und plastische Werke nebeneinander stellte. Der Erfolg ist glänzend gewesen. Im Alten Museum wurde die Abteilung der deutschen Skulptur fast nur von Spezialforschern besucht; der Laie blickte flüchtig hinein, um sehr bald gelangweilt den Rückzug anzutreten. Jetzt verbreiten gerade diese Gemächer mit ihrem trauten Halblicht, aus dem die reichen Farben zart hervorschimmern, einen so anheimelnden Reiz, wie ihn die stolze Kunst des Südens nie hervorrufen kann. Die Plastik wird lebendiger neben den Gemälden, und diese, obgleich sie nur von Meistern zweiten Ranges, wie Hans Multscher, dem Nürnberger Berthold oder Bernhard Strigel, herrühren, gewinnen durch den Kontrast eine neue Bedeutung. In zwei Kabinetten (20, 24) wird die Farbigkeit noch durch bemalte Glasfenster gesteigert, gering an Zahl, aber alles auserlesene Stücke. Im Zimmer der Primitiven sieht man zwei biblische Darstellungen noch aus romanischer Zeit und eine herrliche französische Madonna aus den Anfängen der Gotik, in dem gegenüberliegenden fünf große Heiligengestalten aus dem 16. Jahrhundert von Hans Baldung Grien, vielleicht das Vollendetste, was die Glasmalerei je hervorgebracht hat. Mit diesen wenigen Proben, die eine lange Reihe von Jahrhunderten glänzend repräsentieren, hat man sich begnügt, und dies mit Recht. Denn für ein Museum, das helles Licht braucht, bleiben bunte Glasfenster, wenn sie nicht allerersten Ranges sind, immer ein Besitz von zweifelhaftem Wert, weil sie die hinter ihnen liegenden Räume verdunkeln und so die Betrachtung der andern Kunstwerke schädigen.

Die Abteilung der italienischen Tonskulpturen ist die einzige, die im Vergleich zum Alten Museum in ihrer Aufstellung keine Verbesserung, ja teilweise sogar eine Verschlechterung zeigt. Schon dort waren die Bronzen abgetrennt; hier ist auch der Marmor in andre Räume verwiesen. So kommt es, daß man oft die Werke derselben Künstler, z. B. des Donatello und des Rossellino, nicht nur in verschiedenen Kabinetten, sondern selbst in verschiedenen Stockwerken suchen muß. Diesen Übelstand hat Bode selbst empfunden und gibt in dem schon (S. 17) angeführten Aufsatz ganz befriedigende Gründe dafür:

Die historische Abfolge ist, wie von jeher in den Berliner Museen, auch hier im allgemeinen durchgeführt worden. Da muß es auffallen, daß die Bildwerke der Renaissance nach dem Material aufgestellt und weit voneinander getrennt worden sind. Das ist nur mit Widerstreben geschehen, ausschließlich um die einzelnen Werke zu ihrer vollen Geltung zu bringen und eine günstige Gesamtwirkung zu erzielen, was bei der Zusammenstellung aller Werke derselben Schulen oder Meister nicht möglich war. Denn die bemalten Ton- oder Stuckreliefs erscheinen neben den polierten, sauberen Marmorarbeiten trüb, rissig und verstoßen, die Bronzen neben jenen wieder schwarz und tintig, die Marmorskulpturen aber kalt und glatt. Im kleinen läßt sich eine solche Mischung sehr wohl durchführen, wie das Simon-Kabinett, die großmütige Schenkung unsres bekannten Museumsfreundes James Simon, beweist, aber bei einer großen Zahl solcher Bildwerke, wie sie unser Museum besitzt, läßt sich jenes Prinzip ohne Beeinträchtigung der Wirkung der einzelnen Stücke wie der ganzen Räume nicht anwenden; im Erdgeschoß, im Anschluß an die großen Korridore mit den farbigen Skulpturen, waren aber intime Räume, wie sie für die kleineren Marmorarbeiten und Bronzen notwendig sind, nicht vorhanden.

Dies rechtfertigt die Museumsverwaltung vollkommen; denn auf die „Wirkung“ kommt natürlich viel mehr an als auf die „historische Abfolge“. Der Kunstgelehrte ist gewohnt, Stücke, die sich viele hundert Kilometer voneinander entfernt in den verschiedensten Städten befinden, unter sich zu vergleichen; er kann, wenn er in Berlin etwa Donatello studieren will, ohne Schaden die wenigen Dutzend Schritte gehen, die ein Werk des Meisters von dem andern trennen. Der Laie aber, für den das Museum doch in erster Linie bestimmt ist, will hier vor allem Schönheit genießen, und dazu ist es jedenfalls dienlicher, wenn die Zusammenstellung sich nach Kontrast oder Harmonie, als wenn sie sich nach historischen Gesichtspunkten richtet. Ich weiß, daß man zahllose Versuche gemacht, umgestellt und wieder umgestellt hat, ehe man sich entschloß, die Anordnung nach Schulen und Meistern der rein ästhetischen nach dem Material zu opfern. Und daß man den Mut gefunden hat, die immer bereite hämische Kritik ungescheut herauszufordern, indem man das starre Prinzip einfach in die Ecke warf, rechne ich Bode und seinen Genossen sehr hoch an. Jetzt, nachdem ich das Resultat gesehen habe, würde ich es lebhaft bedauern, wenn man die Skulpturenkabinette des oberen Stockwerks, welche die Folge der Gemälde so reizvoll unterbrechen, wieder verbannen wollte. Man halte an dem schön Gelungenen fest, mag es dem flüchtigen Blick auch sonderbar erscheinen. Die Tonskulpturen mögen also abgesondert bleiben; doch eine andre Aufstellung verlangen sie dringend. Denn auch sie sind meist von geringem Umfang und bedürfen daher gleichfalls

„intimer Räume“, wenn sie sich nicht für das Auge verwirren sollen. An den langgestreckten Wänden, an denen sie jetzt verteilt sind, sehen sie aus wie magaziniert, und das diffuse Licht zerstört jede feine Schattenwirkung. Außerdem hat die Überfülle dieses schönen Besitzes dazu geführt, die Reliefs und Büsten bis zu einer Höhe übereinanderzuschichten, wo dem Auge die Einzelheiten schon entschwinden. Selbst ein großartiger Donatello, ein wunderlieblicher Luca della Robbia blicken fast aus doppelter Mannshöhe auf uns herab. Über kurz oder lang wird man sich wohl entschließen müssen, diese langgestreckten Säle durch Scherwände zu teilen. So würde man zugleich mehr Raum und besseres Licht gewinnen; namentlich aber würden die Bildwerke sich nicht auf ungeheuren Flächen in ihrer eigenen Masse verlieren, sondern, zu kleinen Gruppen geordnet, dieselbe reizvolle Wirkung üben, die im oberen Stock mit so feinem Verständnis erzielt worden ist.

Das Münzkabinett mit seinen Arbeitsräumen befindet sich im Kellergeschoß, doch seine Ausstellungssäle sind den Gemächern der polychromen Skulptur angereiht (15, 16). Ich fürchte, daß sie für ihren Zweck zu umfangreich sind und so dazu verführen werden, mehr auszulegen, als dem Publikum dienlich ist. Für die Spezialstudien des Historikers und Numismatikers kann die Zahl der vorhandenen Münzen nie zu groß sein; für ihn aber brauchen sie nicht ausgelegt zu werden, sondern dienen ihm viel besser, wenn er sie in den Arbeitsräumen in die Hand nehmen, wiegen, auf ihren Feingehalt untersuchen, kurz in jeder Weise studieren kann. Der Laie dagegen findet sehr viel mehr Genuß und Belehrung, wenn ihm eine kleine Zahl charakteristischer Typen, die namentlich mit Rücksicht auf ihren künstlerischen Wert sorgfältig ausgesucht sein müssen, vorgelegt wird, als wenn viele Hunderte von Stücken, unter denen so und so viele sich mehr oder weniger ähnlich sehen, ihn schon durch ihre Menge verwirren und abschrecken. Doch war bei meinem Besuch des Museums die Auslage hier noch nicht abgeschlossen, so daß ich über sie kein Urteil fällen kann.

Endlich verdient es noch ganz besondere Anerkennung, daß schon bei der Eröffnung Spezialkataloge der wichtigsten Abteilungen und ein allgemeiner Führer durch das ganze Museum fertig gedruckt waren und am Eingange für billige Preise verkauft wurden.

Dies treffliche Büchlein habe ich befragt, wenn manches im Kaiser-Friedrich-Museum mir schwer erklärlich schien, und meist gefunden, daß die Verfasser Fragen dieser Art erwartet hatten und darauf Antwort gaben. Freilich wollte mir diese nicht immer genügen. Wozu die Basilika, ein Kirchenraum mitten im Museum? Wie ist man dazu gekommen, eine Sammlung orientalischer Teppiche einem Renaissancemuseum hinzuzufügen? Was wollen alle die zahlreichen Möbelstücke, die namentlich über die italienische Abteilung verstreut sind? Von der Basilika sagt der offizielle Führer, sie sei bestimmt, „um dem Bau eine große Hauptachse zu geben und zugleich für umfangreiche Altarwerke, plastische wie gemalte, die für die eigentlichen Sammlungsräume zu große Abmessungen haben, einen geeigneten Platz zur Aufstellung zu gewinnen“. Der zweite Grund ist nicht stichhaltig; denn alle hierher übertragenen Altar-

werke haben schon im Alten Museum, das keine Basilika besaß, sehr gut ihren Platz gefunden, und auch in den „eigentlichen Sammlungsräumen“ des neuen befinden sich zahlreiche Stücke, die ebenso groß oder noch größer sind. Der erste Grund läßt sich eher hören; doch zur „großen Hauptachse“ wären auch „eigentliche Sammlungsräume“ von zentraler Bedeutung, wie etwa der mächtige Rubens-Saal, nicht ungeeignet gewesen. In „Kunst und Künstler“ bekennt Bode es denn auch offen: „Hier ist der Raum nicht oder doch nicht in erster Linie für die Kunstwerke, sondern diese sind zur Dekoration für den Raum da.“ In diesem sieht er „gewissermaßen die Lunge des Museumskörpers, wo man nach den zahlreichen, meist kleinen Zimmern oder Sälen einmal ordentlich aufatmen kann“. Doch gerade darin besteht einer der Hauptvorzüge des ganzen Baues, daß mit den kleinen Zimmern immer wieder weiträumige Hallen wechseln; eines besonderen Raumes zum „Aufatmen“ bedarf es also wirklich nicht. Von den Möbeln sagt er unter anderm, sie seien bestimmt „vorwiegend, um durch lange Truhen die geschmacklosen Barrieren, die das Publikum von dem Berühren der Kunstwerke abhalten sollen, überflüssig zu machen“. Dann aber hätte man sie in fortlaufender Reihe an allen Wänden entlang führen müssen — eine Geschmacklosigkeit, die man natürlich nicht begangen hat. Diese und ähnliche Erklärungen schmecken nach Verlegenheit; sie sehen so aus, als wenn man bei Anlage und Ausstattung des neuen Museums von Gesichtspunkten ausgegangen wäre, die man jetzt nicht mehr anerkennen will, und daher für die Rudimente, welche davon noch zurückgeblieben sind, nach Entschuldigungen suchte. Doch diese sind wirklich nicht vonnöten, wo das Gelingen ein so glänzendes ist; denn die größten Schönheiten ergeben sich nicht aus der starren Konsequenz eines gegen alle Hindernisse durchgeführten Prinzips, sondern aus dem echt menschlichen Widerspruch zwischen dem Gewollten und dem Erreichten, namentlich wenn er mit so feinem Sinne ausgeglichen ist. So ist denn auch das Kaiser-Friedrich-Museum vielfach widerspruchsvoll, aber darum nur um so reizvoller, und der Historiker fühlt sich unwiderstehlich gelockt, den Gründen nachzugehen, die ein so seltsames und zugleich so schönes Resultat ergeben haben. Ohne ein paar recht gewagte Hypothesen wird es dabei freilich nicht abgehen; denn zu den Eingeweihten gehöre ich nicht, und Urkunden, die zweifellose Sicherheit böten, sind natürlich noch nicht veröffentlicht. Doch aus den künstlerischen Strömungen der Zeit, welcher die Pläne für den Neubau angehören, läßt sich mancher Schluß ziehen, der zwar nicht die Wahrheit, am wenigsten die volle Wahrheit, aufdeckt, aber doch vielleicht zu ihr hinleitet.

Wie der ganze preußische Staat den Charakter des jungen, kühn strebenden Emporkömmlings an sich trägt und hoffentlich noch recht lange bewahren wird, so sind auch seine Museen die jüngsten unter den großen Kunstsammlungen Europas. Hier kann man sich nicht rühmen, wie in Paris oder Madrid, daß viele Bilder noch aus den Händen des Lionardo und Rafael, des Tizian, Velasquez und Rubens unmittelbar erworben sind, sondern was man besitzt, hat man spät aus dritter oder vierter Hand kaufen müssen. Dafür hat Berlin den Vorzug, daß die Leitung seiner Sammlungen immer durch und durch modern war; aber dies ist zugleich auch ein Nachteil gewesen. Wie man hier

die neuesten Ergebnisse der Kunstwissenschaft oft selbst zutage gefördert, immer benutzt hat, wie man den wechselnden Richtungen des Geschmacks oft voraus-ging, immer verständnisvoll folgte, so hat man sich nicht selten auch von ihnen hinreißen lassen; denn keine Tugend kann bestehen ohne die notwendig mit ihr verbundenen Fehler. Dies zeigt sich von der Gründung der Sammlungen bis auf unsre Zeit und ist ohne Zweifel auch für das Kaiser-Friedrich-Museum entscheidend gewesen.

Der demokratische Zug, der seit der französischen Revolution durch ganz Europa ging, ließ auch in Berlin den Plan entstehen, den Kunstbesitz des Königshauses den breiten Volksmassen zugänglich zu machen. Noch unter dem Drucke der Fremdherrschaft wurde dieser Entschluß gefaßt. „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Die große Gesinnung, der dieses Königswort Ausdruck gab, führte, wie zur Gründung der Berliner Universität, so auch zur Entstehung des Museums, das ihr als zweite, nicht minder wichtige Bildungsstätte an die Seite treten sollte. Das reiche England besaß die Mittel, große Sammlungen zu schaffen, ohne daß der private Besitz der königlichen Familie angetastet wurde; in Preußen konnte das Ziel nur erreicht werden, indem der Herrscher seine Schlösser gründlich plündern ließ und fast alles, was er an Kunstschätzen sein eigen nannte, groß-mütig der Allgemeinheit schenkte. Freilich kam auch so nicht sehr viel zu-sammen. Denn die Kurfürsten und Könige der verflossenen Jahrhunderte hatten zwar auch ihr Heim geschmückt, aber niemals solche Summen darauf verwendet wie etwa Philipp IV. von Spanien, Katharina II. von Rußland oder auch August der Starke von Sachsen. Mit echt preußischem Pflichtgefühl hatten sie ihre bescheidenen Mittel vor allem zur Hebung ihres Landes ver-wendet, so daß nur die spärlichen Überschüsse dem Kunstgenusse der Fürsten zugute kamen. Friedrich der Große war der erste gewesen, der einen gewissen Sammeleifer, wenn auch in sehr vernünftigen Grenzen, entfaltete. Ihm ver-danken die Berliner Museen manches köstliche Stück, vor allem den welt-berühmten betenden Knaben. Doch außer der Antike bewunderte er, wie in der Literatur so auch in der bildenden Kunst, vor allem die Franzosen, und als Friedrich Wilhelm III. zur Gründung seines Museums schritt, waren diese ganz aus der Mode gekommen. Denn die historische Entwicklung, soweit ein lebendiger Fortschritt in ihr waltet, vollzieht sich ja immer in der Weise, daß jedes Menschenalter mit Steinen nach den Göttern wirft, die das vorhergehende angebetet hat. So wollten Romantik und Klassizismus, die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an der Herrschaft waren, vom Rokoko nichts mehr wissen, und selbst die Werke seiner größten Vertreter fanden damals kaum noch Käufer. Von dem, was Friedrich zum Teil mit großen Kosten in dieser Art erworben hatte, wurden daher nur ein paar kleine Bildchen von Watteau und Lancret für das neue Museum ausgewählt. Jener „schlechte Stil" sollte nicht ganz unvertreten sein, aber auch nicht gar zuviel Raum wegnehmen. So ist es gekommen, daß die Berliner Sammlung, die an Meisterstücken französischer Kunst nächst dem Louvre die reichste sein könnte, gerade auf diesem Gebiete zu den ärmsten gehört. Die anerkannten Hauptwerke Watteaus,

„Die Einschiffung nach Cythere“ und das Schild des Kunsthändlers Gersaint, nebst vielen andern der köstlichsten französischen Bilder hängen noch jetzt in den königlichen Schlössern, dem Publikum meist unzugänglich, weil man sie damals infolge einer einseitigen Geschmacksrichtung verschmäht hat. Hoffen wir, daß der Urenkel die Großmut seines Ahnen nachahmt und, was dieser gern seinem Volke geschenkt hätte, wenn man es damals nur hätte würdigen können, noch spät der freigebigen Schöpfung Friedrich Wilhelms hinzufügt. Wir sind es bei unsern Hohenzollern ja gewohnt, daß, was sie besitzen, auch uns gehört, und finden so den Mut selbst zu recht unbescheidenen Erwartungen. Hat unser Kaiser doch einen herrlichen Rubens, den man bei der Gründung des Museums aus törichter Prüderie gleichfalls nicht aufgenommen hatte, ihm erst ganz kürzlich zum Geschenk gemacht und so ein Werk von höchster künstlerischer und kunsthistorischer Bedeutung, das vorher so gut wie unbekannt war, zum Gemeingut aller werden lassen.

So hatte die Zeitmode dem Museum den ersten Streich gespielt. Doch anderseits sollte sie ihm auch zu dem Besitze verhelfen, der noch jetzt sein höchster Stolz ist. Denn eben damals erwachte die Freude an den Primitiven, und wie seitdem fast immer, gehörten die Leiter der Anstalt zu den ersten, die sich von der neuen Strömung ergreifen ließen. Im königlichen Besitz scheint sich kein einziges Gemälde befunden zu haben, dessen Entstehung dem 16. Jahrhundert voranslag. Noch aus der kurfürstlichen Zeit waren einige gute deutsche Bilder, namentlich ein paar schöne Cranachs, vorhanden; die Familienverbindung mit dem Hause Oranien hatte ihnen holländische und vlämische von hohem Range hinzugefügt; den Erwerbungen Friedrichs des Großen waren vereinzelte Prachtstücke aus der italienischen Blütezeit, wie die Leda Correggios, zu danken. Doch die etwas befangene Schönheit der Quattrocentisten in ihrer reizvollen Naivität hatte man vor dem Auftreten der Romantik noch nicht zu schätzen gewußt. Die Antike, deren Studium erst kürzlich durch Winckelmann einen neuen Aufschwung genommen hatte, beherrschte bis zum Anfang des vorigen Jahrhunderts den Kunstgeschmack so gut wie ausschließlich, und von den neuzeitlichen Werken wurden nur diejenigen schön gefunden, welche sich ihrem Formempfinden anschlossen, selbst wenn es schnöde Nachahmungen waren. Man erinnere sich, mit welcher Begeisterung Goethe bei seiner italienischen Reise in dem kleinen Cento vor den Bildern eines Guercino stand, die man heutzutage kaum noch ansieht. Das Kaiser-Friedrich-Museum hat es verschmäht, irgendeines derselben aufzunehmen, obgleich sie jetzt billig genug zu haben sind; in Dresden dagegen, dessen Galerie noch im 18. Jahrhundert gesammelt ist und dessen Geschmack entspricht, ist er reich vertreten. Der Farbenreiz und die gesunde Natürlichkeit der Holländer hatten freilich ihre Wirkung nie verloren; mit ihren leuchtenden Bildern hatte man auch in den königlichen Schlössern gern die Wände geschmückt. Aber ihren Leistungen wurde doch nur ein niedriger Rang zugeschrieben; als wirklich hohe Kunst hatte nach der Antike nur noch die Hochrenaissance mit ihren Nachfolgern bis auf Rafael Mengs herab gegolten.

Eine Geschmacksrichtung erlischt nicht gleich, wenn eine andre, sie bekämpfend, danebentritt; hat man doch noch unter Friedrich Wilhelm IV., als der Wind schon längst umgeschlagen war, einen Mengs für das Museum erworben. So kamen denn auch, als man seine Gründung vorbereitete und zu diesem Zweck den königlichen Besitz durch neue Ankäufe ergänzte, beide Richtungen fast gleichberechtigt zur Geltung, die ältere, als 1815 die Sammlung Giustiniani gekauft wurde, die neue 1821 bei der Sammlung Solly. Jene war noch im Anfang des 17. Jahrhunderts zusammengebracht und umfaßte namentlich die Meister, die in Italien jener Zeit ihren Stempel aufgedrückt hatten. Da sie nach unserm Urteil schon den Verfall der Kunst bezeichnen, wäre die Erwerbung von recht zweifelhaftem Werte gewesen, wenn nicht der kräftige Naturalist Caravaggio, in dessen kühnem Schaffen schon neue Keime sich regten, in ihr eine reiche Vertretung gefunden hätte. Von ganz andrer Art war der zweite große Ankauf, eine Sammlung, die erst in den letzten Jahrzehnten entstanden und daher ganz von dem Geiste der neuen Zeit erfüllt war. Unter den Wirren der Revolutionsjahre, die manchen alten Reichtum erschütterten und Kunstwerke von hohem Wert zu geringen Preisen auf den Markt brachten, hatte der englische Kaufmann Solly, der in Berlin ansässig war, die sich bietenden Gelegenheiten geschickt benutzt und namentlich die großen Quattrocentisten bevorzugt. Ihm verdankt das Museum alle Mantegnas, die beiden Melozzos, die meisten Botticellis und Bellinis, ein Hauptwerk Signorellis, vor allem seinen größten Stolz, die Altartafeln der Brüder van Eyck. Als es 1830 in dem edlen Bauwerk Schinkels eröffnet wurde, war es an Werken der vorrafaelischen Kunst das reichste der Welt, und dadurch wurde seine künftige Richtung bestimmt. Denn naturgemäß stellte man sich die Aufgabe, im Sinne des Vorhandenen weiterzusammeln, und dies war verhältnismäßig leicht. Denn die Würdigung des Quattrocento war noch lange keine allgemeine geworden; die Preise für Gemälde dieser Zeit stiegen daher nur langsam, und mit den bescheidenen Mitteln, die zu Gebote standen, ließ sich so manches wertvolle Bild erwerben. Die Reihe der hervorragenden Kunstforscher, die immer den Berliner Museen vorgestanden haben, eröffnete damals Friedrich Waagen. Seiner umfassenden Kennerschaft ist es gelungen, an den Genter Altar anknüpfend die Sammlung der Altniederländer zur reichsten in Europa zu machen, ein Rang, den sie auch im Laufe der späteren Zeit durch immer neue, glänzende Erwerbungen behauptet hat.

So kam die Berliner Sammlung in den Ruf, in erster Linie von *historischer* Bedeutung zu sein, und dies war kein Tadel in einer Zeit, welche die grundlegenden Forschungen Niebuhrs, die Anfänge Rankes sah, und in der das Interesse an der Geschichte daher im Mittelpunkte des geistigen Lebens stand. Jenen Charakter suchte man ihr denn auch zu erhalten. Die früheren Herrscher hatten gesammelt, um ihre Schlösser zu schmücken; ihnen war es daher nur auf die Schönheit der Bilder angekommen, und hatten sie Vorliebe für einen Künstler, wie Friedrich der Große für Watteau, so wurde von diesem angeschafft, was man erlangen konnte. Der Staat wollte ein Bildungsmittel für seine Bürger schaffen und war daher vor allem bestrebt,

daß jeder Name von kunsthistorischer Bedeutung würdig vertreten sei. Wie sehr dieser Gesichtspunkt maßgebend war, ersieht man aus der merkwürdigen Tatsache, daß in dieser ersten Periode der Galerie kein einziger Rembrandt, kein einziger Rubens angekauft wurde, obgleich Werke dieser Meister sehr häufig auf den Markt gelangen. Aber da man aus den königlichen Schlössern einige charakteristische Bilder von ihnen besaß, hielt man es nicht für nötig, diesen neue hinzuzufügen. Man bemühte sich eben nicht so sehr, möglichst viele Gemälde zusammenzubringen, die das Schönheitsgefühl befriedigten, als einen möglichst vollständigen Überblick über die Geschichte der Malerei zu gewinnen.

Dazu war es freilich auch nötig, daß die Höhepunkte dieser Geschichte ihre Vertretung fanden, und von den großen italienischen Meistern des sechzehnten Jahrhunderts, den spanischen des siebzehnten befand sich im königlichen Besitze fast nichts, in der Sammlung Solly sehr wenig. Doch ihre Werke standen hoch im Preise, und nach den schweren Nöten der Freiheitskriege waren die Mittel schmal. Trotzdem gelang es Waagen, noch unter Friedrich Wilhelm III. zwei Madonnen von Rafael, die Lavinia Tizians, das große Altarbild von Andrea del Sarto und den heiligen Antonius des Murillo zu erwerben. Auch einen Velasquez meinte man gewonnen zu haben, doch später erwies sich das schöne Bildnis als ein Werk des wenig bekannten, vlämischen Malers Voet. Wegen dieses Irrtums und manches ähnlichen darf man Waagen aber nicht schelten. Denn damals konnte man noch nicht mit der Eisenbahn ganz Europa durchfliegen und in wenigen Tagen weit voneinander entfernte Bilder vergleichen; auch gab es noch keine Photographien, an denen man die auf Reisen gesammelten Erinnerungen auffrischen und selbst in der eigenen Studierstube die Eigentümlichkeiten jedes Meisters sich einprägen konnte. Die Gemäldekritik stand daher auf viel schwankenderem Boden als in unsrer Zeit, und doch sind auch heute falsche Bestimmungen keineswegs selten. Doch der Leiter einer Kunstsammlung muß den Mut haben, auch einmal zu irren; durch übergroße Ängstlichkeit schadet er mehr als durch allzu keckes Zugreifen. Auch Bode hat manchen Fehlgriff getan; doch der Kühnheit, die ihn dazu verführte, hat er auch seine schönsten Erfolge zu danken. Nicht selten hat er gewagt, Kunstwerke anzukaufen, die mancher gute Kenner für unecht erklärt hatte, und so dem Museum seine beiden Michelangelos, den tamburinspielenden Putto von Donatello, das Frauenbildnis Dürers und andre seiner besten Zierden einverleibt.

Friedrich Wilhelm III. war niemals Kunstenthusiast gewesen; doch in ruhiger Erwägung des Angemessenen und Nützlichen hatte er das Museum gegründet und seine Fortschritte wacker gefördert. Sein Sohn, der für alles Schöne glühend begeistert war, schien ihm noch bessere Tage zu versprechen; doch wie in jeder andern Beziehung brachte auch in dieser die Regierung Friedrich Wilhelms IV. nur Enttäuschungen. Jenes Mißverhältnis zwischen den großen Zielen, die er sich steckte, und den höchst unzweckmäßigen Mitteln, mit denen er sie erreichen wollte, wie es für seine Politik charakteristisch ist, tritt auch in seinen Kunstbestrebungen hervor. Die Bilder, die man auf den

großen Auktionen der Zeit erwerben wollte, waren gut gewählt; aber statt die vorhandenen Geldmittel für einzelne Hauptstücke zusammenzufassen, richtete man sein Augenmerk immer auf vieles zugleich und setzte dafür Preise, die um das Vier- und Fünffache überboten wurden. Z. B. wollte man die große Anbetung der Hirten, ein Hauptwerk aus der Jugendzeit des Velasquez, für 500 Pfund kaufen, während die Londoner National Gallery 2050 dafür gab. So sind die einzigen wirklich bedeutenden Erwerbungen aus den zwanzig Jahren Friedrich Wilhelms IV. Rafaels Madonna di Terranuova, das große Altarbild von Moretto und zwei Triptychen von Roger van der Weyden. Dafür fügte man der historischen Reihe wieder eine ganze Anzahl „Namen" ein, meist sehr unberühmte. Und hatte die Romantik im Anfang des Jahrhunderts die Freude an den Primitiven erweckt, so zog es den König als eifrigsten Romantiker zu den Allerprimitivsten. In der byzantinischen Kunst, die weiter nichts ist als altersschwache Verknöcherung der Antike, meinte er den Reiz kindlicher Naivität zu finden, und sein lebhaftes religiöses Empfinden neigte sich ihr schon deshalb zu, weil sie ja „altchristlich" war. Und seine ganz persönlichen Erwerbungen waren so unbesonnen, daß er manchmal selbst nicht wußte, was damit anfangen. So hat das Hauptstück darunter, das große Ravennatische Mosaik, über ein halbes Jahrhundert verpackt gelegen, weil man es weder zu ergänzen imstande war noch einen passenden Ort fand, um es unterzubringen.

Doch ein Ergebnis zeitigte auch diese traurige Epoche, das später für die Kunstsammlungen entscheidende Bedeutung gewann. Schon gleich in den Anfängen Friedrich Wilhelms wurde Waagen nach Italien geschickt, um dort eine Anzahl hervorragender Bilder zu erwerben. Auch diesmal schlugen die großen Pläne fehl, und in halber Verzweiflung entschloß er sich, einen Teil der Geldsumme, die er ihrer Bestimmung gemäß nicht anlegen konnte, zum Ankauf von Renaissanceskulpturen zu verwenden, die damals noch gar nicht geschätzt wurden. Denn das neue Verständnis für das Quattrocento hatte die Plastik noch nicht ergriffen; auf diesem Gebiete, das vor allen andern der Antike gehörte, war man durch ihre ausschließliche Bewunderung noch so verblendet, daß man erst von dem Zeitpunkt an, wo ihre Formensprache in die moderne Kunst übergegangen war, auch diese anerkannte. So galten zwar wohl Michelangelo und dann wieder Canova, Thorwaldsen und Rauch, aber Donatello und Verrocchio waren noch so gut wie unentdeckt, obgleich man ihre Werke in Florenz an den Straßen sah. Zum Glück war Waagen dem Kunstgeschmacke seiner Zeit vorausgeeilt und legte so den Grund zu dem Teil der Sammlung, die jetzt den höchsten Ruhm des Kaiser-Friedrich-Museums bildet.

Nur in einer Beziehung hat Friedrich Wilhelm IV. die Kunstsammlungen wirklich gefördert: er erweiterte ihre Räume, indem er Stühlers Neues Museum dem Alten Schinkels angliederte. Dies war vor allem durch die Gipsabgüsse nötig geworden, die der Generaldirektor von Olfers zu sammeln begonnen und schnell vermehrt hatte. Das ganze Gebäude strotzte von Historie. Im Treppenhause malte Kaulbach die ganze Weltgeschichte, und in andern Räumen

blickten die verschiedensten Teile derselben, hier Athen, dort Rom, hier Justinian, dort Karl der Große, von den Wänden herab. Es war, als ob man die Epoche, in der die Museen vor allem „historisch“ sein sollten, mit einem großen historischen Knalleffekt hätte abschließen wollen; denn schon brach die neue herein, die ihnen künstlerische Ziele steckte.

Nachdem König Wilhelm den Thron bestiegen hatte, nahm erst die Heeresreform, dann die Reihe großer Kriege die finanziellen Kräfte des Staates zu sehr in Anspruch, als daß man an eine ansehnliche Vermehrung seiner Kunstschätze hätte denken können. Als aber der Goldstrom der französischen Milliarden sich in unser Land ergoß, da erinnerte sich der erste deutsche Kaiser des Beispiels, das sein Vater unter viel beschränkteren Verhältnissen gegeben hatte. Er übertrug seinem Sohne, dessen erinnerungsreichen Namen jetzt das neue Museum führt, die Protektion der preußischen Kunstanstalten, und unter dessen liebevoller Fürsorge entfalteten sie sich schnell zu neuer Blüte. Die reiche Kraft Wilhelm Bodes wurde für sie gewonnen; bald trat auch der Generaldirektor Richard Schöne ihm als verständnisvoller Helfer zur Seite. Und mit den neuen Männern kam ein neuer Geist, dem die veränderten Zeitverhältnisse es möglich machten, sich glänzend zu betätigen.

Nicht nur der Staat war reicher geworden und durfte es sich erlauben, größere Summen für edlen Luxus herzugeben; auch der private Wohlstand wuchs seit den großen Kriegen mächtig an. Und diese neu gesammelten Reichtümer konnten keine würdigere und vornehmere Verwendung finden als in der Pflege der Kunst. Von Bode angeregt und eifrig gefördert, entstanden auch in Berlin wertvolle Privatsammlungen, an denen es bis dahin fast ganz gefehlt hatte, und ihre Besitzer waren großherzig genug, sich den Verpflichtungen, die jede Macht, auch die des Geldes, auflegt, nicht zu entziehen. Sie gewährten auch der Allgemeinheit an ihren Schätzen reichen Anteil, und von Jahr zu Jahr mehrten sich die Geschenke, die dem Museum gemacht wurden. In den ersten Zeiten seiner Wirksamkeit war Bode in die Lage gekommen, daß bedeutende Ankäufe, die schon beinahe abgeschlossen waren, an der Unschlüssigkeit des Generaldirektors von Usedom oder an der Langsamkeit, mit der die bureaukratische Maschine auch im Museum arbeitete, noch im letzten Augenblick scheiterten. Jetzt konnte er frischweg auf eigene Faust erwerben, was er für gut und preiswert hielt. Denn wollte der Staat es nicht kaufen, so fand er immer unter den Sammlern Berlins einen Abnehmer oder gar einen freigebigen Schenker. So war das Konzert von Terborch, das schönste Gemälde dieses Meisters, das die Galerie besitzt, zu mäßigem Preise angeboten; doch in der Kommission, die über die Ankäufe zu entscheiden hatte, saß ein bekannter Maler, dessen sehr ausgesprochene Kunstrichtung ihn für die Reize dieses Bildes unempfänglich machte. Es wurde abgelehnt, blieb aber trotzdem dem Museum erhalten, und in dem neuen Katalog steht dabei die Bemerkung: „Von Freunden Herrn Geheimrat Bode geschenkt, der es der Galerie überwies.“ Daß er solche Freunde zu finden wußte, ist nicht das kleinste unter seinen zahlreichen Verdiensten.

Gegenwärtig haben diese Freunde Bodes und der Kunst in dem „Kaiser-Friedrich-Museumsverein“ ihre einheitliche Organisation gefunden. Sein Zweck ist, aus gemeinsamen Mitteln Kunstwerke anzukaufen, die dem Verein als solchem gehören, aber dauernd im Museum ausgestellt sind und, falls er sich auflöst, dessen Eigentum werden. Durchblättert man den Katalog, so findet man bei einer ganzen Reihe hochbedeutender Gemälde die Bemerkung: „Eigentum des Kaiser-Friedrich-Museumsvereins“, z. B. bei dem Bruder Rembrandts mit dem Goldhelm, der gleich nach seiner Erwerbung zu einem der beliebtesten Bilder des Museums geworden ist, bei dem Schongauer, dem Geertgen tot Sint Jans, einem herrlichen Goya, den beiden prächtigen Guardis usw. Muß außerdem ein Kauf so schnell abgeschlossen werden, daß sich die nötigen Staatsgelder in der kurzen Zeit nicht flüssig machen lassen, so schießen Mitglieder des Vereins auf eigene Gefahr die Summe vor und haben so schon manchen schönen Erfolg möglich gemacht. Denn jetzt ist die rasche Entschlossenheit Bodes nicht mehr durch das Zögern einer zwiespältigen Kommission oder durch die langwierigen Beratungen des Landtags gehemmt. Und das gemeinsame Wirken für das Museum macht es vielen wert und regt dadurch auch zu zahlreichen Einzelgeschenken an. Mehr und mehr verbreitet sich auch bei uns die Gesinnung, die in England, Frankreich und Amerika längst zu Hause war, daß, wer in der Lage ist, sich den Genuß der Kunstpflege zu gestatten, auch den ärmeren Mitbürgern an seinen Freuden reichen Anteil gewährt, indem er das Köstlichste, was er erwerben kann, der Allgemeinheit übergibt. Das Kabinett James Simon ist das glänzendste Zeugnis dafür. So hat denn auch unser Kaiser diesen Verein der Ehre gewürdigt, sich selbst unter seine Mitglieder aufnehmen zu lassen.

Die neuen Mittel, die jetzt den Museen zuströmten, wurden aber auch in einem neuen Geiste verwendet. Das historische Interesse war nicht erlahmt — wie wäre das bei Gelehrten von dem Range Schönes, Bodes und Friedländers möglich gewesen! —, aber es beherrschte die Erwerbungen nicht mehr in erster Linie. Noch immer kaufte man z. B. ein bezeichnetes Bild Squarciones, obgleich es für das Auge wenig Reizendes besaß, weil er als Lehrer Mantegnas und Eröffner einer neuen Richtung für die Kunstgeschichte hervorragende Bedeutung hatte. Vor allem aber suchte man Werke zu gewinnen, die nicht nur dem Studium Weniger dienten, sondern durch unmittelbar ergreifende Schönheit geeignet waren, auf große Kreise zu wirken und auch weniger geschulten Blicken das Kunstverständnis zu erschließen oder zu vertiefen. Dabei fragte man nicht, ob der betreffende Meister schon vertreten sei, strebte vielmehr danach, von wirklich großen Künstlern möglichst viel zu besitzen. So wurde die Zahl der Gemälde bei Rembrandt und Franz Hals mehr als verdoppelt, bei Rubens und Ruisdael verdreifacht, bei Terborch verfünffacht; den van Eycks traten sieben neue hinzu, Botticelli, Signorelli, Holbein je drei. Zugleich hatte die Verwaltung ein ganz erstaunliches Glück und Geschick, von seltenen Meistern, ja selbst von solchen, deren erhaltenes Lebenswerk noch nicht ein Dutzend Stücke erreicht, verborgene Bilder aufzustöbern. Ich nenne nur Duccio, Simone Martini, Giotto, Masaccio, Domenico

Veneziano, Giorgione, Hugo van der Goes, Ouwater, Geertgen tot Sint Jans, Fouquet, Schongauer, lauter Künstler hohen Ranges, manche darunter Marksteine der Kunstgeschichte. Von Dürer, der gleichfalls selten, wenn auch nicht so selten ist — die ältere Sammlung besaß von ihm kein echtes Gemälde —, wurden nicht weniger als sieben zusammengebracht, darunter solche Prachtstücke wie der Holzschuher, die Madonna mit dem Zeisig und das Bildnis seiner Frau. Denn wenn Friedländer in diesem reizenden Köpfchen die brave Dürerin nicht erkennen will, obgleich „Agnes D." auf dem Brustlatz geschrieben steht, so tut er unrecht. Freilich entspricht es nicht genau ihren beglaubigten Bildnissen, aber wie er selbst richtig bemerkt, hat Dürer es wahrscheinlich in Venedig gemalt, also nicht nach der Natur, sondern nur in sehnsüchtiger Erinnerung an die ferne Gattin, und da kann es ihm leicht begegnet sein, daß das Ideal venezianischer Frauenschönheit, wie er es damals an den Werken Bellinis studierte, sich ihm in etwas ihren wirklichen Zügen untergeschoben hat. Das Bildnis als solches mag also unvollkommen sein, doch ist es ein um so schöneres Zeugnis für das liebende Gedenken, das der treue Meister unter den schwarzäugigen Italienerinnen seiner deutschen Frau bewahrte; denn man sieht es ihm an, daß es mit dem Herzen gemalt ist.

Wenn man jetzt vor dem historisch Merkwürdigen das einfach Schöne bevorzugte, so fand man es doch nicht nur auf den sogenannten Höhepunkten der Kunst. Denn seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts war der Geschmack unendlich vielseitiger geworden und vermochte auch in dem Schönheit zu erblicken, was dem traditionellen Ideal der Antike nicht entsprach. Hatte Waagen nur in zweifelnder Verlegenheit sich zum Ankauf weniger Renaissanceskulpturen entschlossen, so übte jetzt die frische Jugendkraft, die mächtige Eigenart des Ausdrucks, die in diesen Werken liegt, einen ganz besonderen Reiz aus, und gerade diese Abteilung des Museums wurde eifrig und mit großem Glück vermehrt. Was aus denjenigen Kunstepochen, die zu allen Zeiten ihre volle Anerkennung gefunden hatten, erhalten war, befand sich fast alles in Kirchen oder Museen, war also unverkäuflich; hier war, wie das bekannte Stichwort lautet, die Welt schon verteilt, als Berlin in den Wettbewerb der Kunststädte eintrat. Die wenigen Reste, die noch auf den Markt kamen, erzielten fast immer unerschwingliche Preise und waren für eine öffentliche Anstalt, die mit amerikanischen Milliardären nicht konkurrieren durfte, nur durch besondere Glücksfälle zu erwerben. Anders bei denjenigen Werken, deren Schätzung erst im 19. Jahrhundert begann. Hier war für eine Museumsleitung, die den Wandlungen des Kunsturteils nicht nachhinkte, sondern voranging, noch Großes zu erreichen. Auch für die Sammlung der Münzen waren die Verhältnisse noch günstig; denn hatte man diese Denkmäler der Vorzeit auch immer hoch geschätzt, so waren doch die Länder des griechischen Altertums, welche die reichste und schönste Ausbeute gewährten, erst kürzlich erschlossen. Und die Händler, die mit ihrer kostbaren Ware nach Paris und London reisten, hielten sich meist unterwegs in Berlin auf, so daß man hier die erste Auswahl treffen konnte. Jede Gelegenheit hat man auszubeuten gewußt. Obgleich die Geldmittel in England, zeitweilig auch in Frankreich,

viel reichlicher flossen, sind jetzt doch unsre Sammlungen an altniederländischen Bildern, an Renaissanceskulpturen und Münzen die reichsten der Welt; an italienischen Gemälden des Quattrocento stehen sie nur hinter Florenz und London zurück. Man hat also geleistet, was man den Zeitumständen nach leisten konnte.

Die Leiter der Museen hatten eine glückliche Mittelstraße zwischen der historischen Richtung ihrer Vorgänger und den Schönheitsforderungen der neuen Zeit zu finden gewußt. Doch diese gingen weiter und schossen dabei, wie jede Reaktion pflegt, über ihr Ziel hinaus. Die Werke großer Meister, so wurde gepredigt, sollte man nur in demütiger Verehrung bewundern, nicht kritisch zu verstehen suchen; die Kunstgeschichte sei vom Übel, da sie nur den reinen Genuß durch verstandesgemäße Erwägungen störe. Daß diese Geschichte es gewesen war, die das Verständnis großer Kunstepochen erschlossen und damit den Genuß an ihren Schöpfungen erst möglich gemacht hatte, vergaß man in der Hitze des Widerspruches. Endlich wendete sich diese Bewegung der Geister gegen die Museen selbst. Sie seien nichts weiter als systematisch geordnete Rumpelkammern und der Aufwand, den der Staat für sie mache, verlorenes Geld; unmöglich könne man die Kunst rein genießen, wenn man ihre Werke so übereinandergehäuft sehe; für Kirchen oder Wohnräume seien sie geschaffen, und dort gehörten sie auch hin. Dies enthält einige Wahrheit, wenn auch arg übertrieben. Denn unstreitig betrachtet man ein schönes Bild, das man vereinzelt über einem Altar oder an der Wand eines Zimmers sieht, mit größerer Andacht, als wenn es unter tausend andern, nicht minder schönen hängt. Aber was sich in den Kirchen befindet, ist meist so hoch oder in so ungünstige Beleuchtung gestellt, daß man es oft kaum erkennen, fast niemals reine Freude daran haben kann, und in die Privatgemächer von Leuten, die Bilder ersten Ranges kaufen können, kommt man nicht leicht hinein. Will man also in echt sozialem Streben den Kunstgenuß auch den breiten Massen zugänglich machen, so bleiben nur die öffentlichen Museen übrig. Hier braucht man keinen vornehmen Herrn, vielleicht vergeblich, um Zutritt zu bitten und keinem Küster ein Trinkgeld zu zahlen. Und zugleich sind sie in der Lage, ihren Besitz nicht nach Rücksichten des religiösen Kultus oder irgendeines andern praktischen Gebrauches aufstellen zu müssen, sondern ihm den Platz zu wählen, auf dem seine Schönheit am besten zur Geltung kommt. Natürlich haben dies Bode und seine Genossen nicht verkannt; auch war ihnen ihr Museum, dem sie ihre erfolgreiche Arbeit gewidmet hatten, viel zu lieb, als daß sie die Anstalt als solche hätten verurteilen können. Doch anderseits lag gerade darin ihre Stärke, daß sie in den künstlerischen Strömungen ihrer Zeit mitten inne standen und sich keiner entzogen, und diese war mächtig genug, um auch auf sie ihres Einflusses nicht zu verfehlen. Hieraus ist, wie ich vermute, die eigentümliche Gestalt des Kaiser-Friedrich-Museums zu erklären.

Nur in den Kirchen und Wohnräumen, für die sie bestellt waren, sollten die Kunstwerke ihre volle Wirkung üben können. Sie dorthin zurückzugeben, war ausgeschlossen; aber innerhalb des neuen Museums ließen sich scheinbare Kirchenhallen und scheinbare Wohnräume schaffen, in denen sie eine Aufstellung

finden konnten, die ihrer ursprünglichen entsprach. In diesem Sinne ist, wie ich glaube, die Basilika entstanden, damit die Altarbilder wieder auf Altäre und in abgeschlossene Kapellen zu stehen kämen, in diesem Sinne das zweite Treppenhaus, das Bildwerke des Rokoko und seiner nächsten Nachfolger in die Architektur einzufügen erlaubte; in diesem Sinne hat man auch alte Türen und Türeinfassungen, schöne Holzdecken und Möbel aller Art zusammengekauft, um die Räume, welche Privatgemächer der Renaissancezeit darstellen sollten, wohnlich einzurichten. Und für sich selbst sammelte Bode orientalische Teppiche, nicht gar zu kostbare Majoliken und andres Kleingerät, wahrscheinlich um auch dadurch die Ausstattung jener Zimmer zu vervollständigen. Denn man weiß es ja längst, daß auch was ihm gehört, den Zwecken seines Museums dienstbar ist, und die Teppiche hat er ja auch tatsächlich dem öffentlichen Besitz übergeben. Natürlich konnte man nicht daran denken, alle Kunstwerke in dieser Weise auszustellen; dazu hätte der Raum niemals gereicht; wohl aber wird man daran gedacht haben, die vornehmsten Stücke durch eine solche nicht minder vornehme Umgebung auszuzeichnen.

Es ist anders gekommen. Eine Aufstellung, die der vom Künstler beabsichtigten ungefähr entsprach, haben fast nur die Rafaelischen Teppiche vertragen, ohne in ihrer Wirkung zu leiden. Man hat sie in einem langgestreckten Gemach (64), das sich an die Apsis der Basilika anschließt, über einem schönen Chorgestühl der Hochrenaissance aufgehängt, wie sie in der Sixtinischen Kapelle, für die sie bestellt sind, hängen sollten. So befinden sie sich hoch genug, um das Auge nicht mehr durch die Vergröberung zu beleidigen, welche die Malerei bei ihrer Übertragung in Weberarbeit notwendig erleiden mußte, und doch kommt die schöne Komposition voll zur Geltung. Freilich ist dies nur dadurch erreicht, daß man sie völlig isoliert hat. Hingen sie wirklich in der Sixtinischen Kapelle oder neben Bildern von dem Wert, wie sie jene schmücken, so würde man sie diesen gegenüber kaum beachten. Auch in diesem Fall ist also die Wirkung dadurch mitbedingt, daß die Aufstellung von der ursprünglichen denn doch recht wesentlich verschieden ist. Und in der Basilika hat man nicht die bedeutendsten Altarbilder, sondern die unbedeutendsten aufgebaut, weil man sich überzeugen mußte, daß Kirchenbeleuchtung ebenso in einer fingierten Kirche wie in den wirklichen den Eindruck der Gemälde stört, nicht hebt; nur einige der plastischen Altarwerke haben hier gewonnen. Das kleine Treppenhaus bringt die schönen Statuen, die es füllen, nicht zu selbständiger Geltung, sondern drückt sie zu Architekturteilen herab. Bodes Teppiche hat man alle in einem Raum zusammengestellt; wären sie mit den Gemälden vereinigt worden, so hätten ihre lebhaften Farben deren Kolorit wahrscheinlich matt erscheinen lassen. In fast noch höherem Grade hätte der Glanz der Majoliken geschadet; sie sind ganz weggeblieben. Von den Gobelins hat man einige dazu verwandt, über den italienischen Tonskulpturen die hohen leeren Wände zu bekleiden, und hier wirken sie vorzüglich. Doch mit gutem Bedacht hat man dazu nur Stücke gewählt, die unauffällige Pflanzenornamente zeigen, während ein Prachtteppich mit figürlichen Darstellungen, den man im Alten Museum be-

wundern konnte, hier verschwunden ist, gewiß nicht ohne die triftigsten Gründe. Die Möbelsammlung aber, so reich sie ist, konnte doch schon wegen des hohen Preises dieser feinen Stücke nicht überreich sein; auf wenige Zimmer konzentriert hätte sie ausgereicht, diesen den Charakter der Wohnlichkeit zu geben; doch über alle Räume verteilt fügt sie den Statuen und Bildern nur eine neue Art von Museumsstücken hinzu, die jene nur dadurch heben können, daß sie eine angenehme Abwechselung bieten. So war der Plan gescheitert und durch den Versuch bewiesen, daß Kunstwerke sich als Zubehör einer hübschen Zimmereinrichtung keineswegs besser machen, als wenn sie in Räumen ausgestellt sind, die eigens für den Zweck geschaffen wurden, jene zur Geltung zu bringen. Man wollte jetzt zur altgewohnten historischen Anordnung zurückkehren, aber der Bau, unter andern Gesichtspunkten entworfen und ausgeführt, setzte dem Hindernisse entgegen. Kompromisse mußten helfen, und es entstand jene Anordnung, in der sich die Reste sehr verschiedener früherer Pläne verraten, aber keiner rein zur Durchführung kommt. Dies alles sind zwar nur Vermutungen, aber die resignierte Sprache Bodes in dem schon mehrmals angeführten Aufsatze weist nur zu deutlich darauf hin, daß er der Eröffnung des Museums mit dem Gefühl entgegensah, vor gescheiterten Hoffnungen zu stehen.

Aber siehe da! Während er selbst nur für mildernde Umstände plädierte, sprach das Publikum ihn einstimmig frei. Viele schalten zwar auf den Bau als solchen, wozu der Drang, auf jeden Fall „modern" zu sein, wohl mitgewirkt haben wird; aber alles war darin einig, daß das, was er enthielt, gar nicht schöner zur Geltung kommen könne. Man hatte von jedem Prinzip der Aufstellung, dem rein ästhetischen und dem rein historischen, ein gutes Stück opfern müssen, und eben diese Prinziplosigkeit, mochte sie auch erzwungen sein, hatte die schönste Frucht gezeitigt. Man wollte die italienischen Skulpturen alle zusammenstellen; aber daß man es nicht konnte, hat zu dem reizenden Wechsel der Eindrücke geführt, der jetzt die Gemäldegalerie auszeichnet. Und so ist auch sonst die eiserne Notwendigkeit zu einer Quelle der Schönheit geworden. Hohes Lob aber gebührt den Männern, die sich ihr geschickt zu fügen und der Bedingtheit, die allem Menschlichen anhaftet, diesen Reiz abzugewinnen wußten.

Das anmutige Durcheinander des Museums hat auch die günstige Folge, daß es die Einordnung von Privatsammlungen als Ganzes gestattet, ohne daß sie in Disharmonie zu einer streng durchgeführten Anordnung zu treten brauchen. Im letzten Frühjahr war ich in San Remo und besuchte dort die Sammlung Adolf Thiem. Der Besitzer war mir ein freundlicher Führer und zeigte mir mit berechtigtem Stolze, welche Schätze er durch seine Kennerschaft und geschicktes Benutzen der Gelegenheiten zusammengebracht hatte. Zum Schlusse fragte er mich, ob ich nicht irgendeine Stadt wisse, die in der Lage sei, seine Sammlung in ihrem vollen Umfange zu erwerben. Es schmerze ihn, daß, was seine Lebensfreude und ein großer Teil seiner Lebensarbeit gewesen sei, nach seinem Tode in alle vier Winde zerstreut werden solle, und doch sehe er einstweilen keinen andern Rat. Ich wies ihn auf das Kaiser-Friedrich-

Museum und das schöne Beispiel James Simons hin; doch er erwiderte mir, zu dieser großartigen Freigebigkeit reichten seine Mittel nicht. So werde er wohl nicht verhindern können, daß seine geliebte Sammlung künftig unter den Hammer komme. Auch ich bedauerte dies mit ihm: denn jeder Kunstbesitz, der Stück für Stück mit Mühe und Verständnis gesammelt, nicht wie mancher amerikanische in Bausch und Bogen gekauft ist, zeugt von der Individualität seines Herrn, und zerstreut er sich, so ist es, als wenn ein Stück Leben mit ihm sterbe. Wie freudig war ich erstaunt, als ich beim ersten Besuch des Kaiser-Friedrich-Museums, das Tiepolo-Kabinett durchschreitend, mich plötzlich nach San Remo zurückversetzt glaubte. Denn hier hing fast die ganze Sammlung Thiem in einem sehr ähnlichen Saal und, von kleinen Veränderungen abgesehen, sogar in der gleichen Anordnung. Das Hauptstück, den großen Genueser van Dyck, hatte der Eigentümer geschenkt; das übrige war, vermutlich mit Unterstützung des Vereins, erworben. So ist dem feinsinnigen Sammler die kaum erhoffte Freude zuteil geworden, hier in seinem Werke für alle Zeiten fortzuleben. Findet er Nachfolger, so ist noch manches leere Kabinett für sie vorhanden, und zum Glück für das Museum wird es nicht von einem starren Prinzip beherrscht, sondern sein Organismus ist gefügig genug, um andre Organismen, unbeschadet ihrer Eigenart, in sich aufzunehmen und doch in seiner Wirkung harmonisch zu bleiben.

Wie ich hörte, trägt man sich schon jetzt mit Plänen zu großen Umstellungen, doch hoffe ich, daß sie nicht zur Ausführung kommen. Gewiß kann und soll man Einzelheiten nachbessern, aber das Ganze ist so gelungen, daß es erhalten bleiben sollte. Als echte Künstler haben die Leiter des Museums mit einem spröden Stoff gerungen und ihn meisterlich bewältigt. Sie mögen mit schonender Hand hier und da Retouchen aufsetzen, Lichter erhöhen und Schatten aufhellen, aber nicht das Kunstwerk zerstören, das sie zu unser aller Freude geschaffen haben.

Staat und Gesellschaft in einem großen Kriege unsrer Zeit.

Von

W. von Blume,

General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westf.) Nr. 13.

IV. Beginn und Durchführung des Krieges.

1. Charakteristik der militärischen Aktion.

Schon die Bereitstellung der Streitkräfte für den Krieg, insbesondere der Aufmarsch des Heeres, erfolgt unter Zugrundelegung des Kriegsplanes, der in großen Zügen feststellt, wie in Anbetracht der politischen und militärischen Gesamtlage die Erreichung des Kriegszweckes angestrebt werden soll. Bestimmte Maßnahmen können durch ihn freilich nur insoweit angeordnet werden, als das Handeln von dem des Gegners unabhängig ist, höchstens also bis zur ersten größeren Waffenentscheidung. Darüber hinaus wird der Kriegsplan sich auf allgemeine Angaben über die anzustrebenden Hauptziele und die anzuwendenden Mittel beschränken müssen. Er hat sowohl den Landkrieg als den Seekrieg und das Verhältnis beider zueinander ins Auge zu fassen.

Wir betrachten zunächst den Landkrieg. In ihm liegt die Entscheidung bei jedem kriegerischen Zusammenstoße Deutschlands mit einer benachbarten Kontinentalmacht oder mit einer Koalition, zu der eine solche gehört. Die bedeutsamen Aufgaben, die auch unsrer Flotte in künftigen Kriegen zufallen, bleiben späterer Besprechung vorbehalten.

Der Kriegsplan trifft darüber Bestimmung, ob der Krieg von Hause aus angriffs- oder verteidigungsweise — strategisch offensiv oder defensiv — geführt werden soll. Er kann auch offensives Verfahren für die Hauptmacht, defensives auf Nebenkriegsschauplätzen vorschreiben. Die offensive Kriegführung verfolgt geraden Weges den Zweck, die Streitkräfte des feindlichen Staates zu vernichten und ihm die Herrschaft über seine Hilfsquellen zu entreißen. Den

Gegner in seinem Lande aufsuchend und zurückdrängend schützt sie zugleich am wirksamsten das eigene Land, hebt das Selbstvertrauen und die Tatkraft der eigenen Truppen und ihrer Führer und versetzt die des Gegners in ein ermüdendes und lähmendes Abhängigkeitsverhältnis. Das sind in die Augen springende Vorteile dieses Verfahrens. Doch kann es nur der anwenden, der sich stark genug fühlt, den Gegner anzugreifen, wenn er sich zum Kampfe stellt. Zwar ersehen wir aus der Kriegsgeschichte, daß es in vereinzelten Fällen — so in der Einschließung Bazaines in Metz — gelungen ist, die Vorteile der taktischen Verteidigung mit denen der strategischen Offensive zu vereinigen. Doch werden diese Fälle vereinzelt bleiben. Die strategische Offensive setzt ausreichende Kraft für erfolgreichen taktischen Angriff voraus und kann nur so weit durchgeführt werden, wie diese Kraft oder wenigstens der Glaube des Gegners an sie reicht. Mit der Zurückdrängung und fortgesetzten Schwächung des Gegners muß deshalb die Fürsorge für Erhaltung der eigenen, überlegenen Kraft Hand in Hand gehen.

Die strategische Defensive beschränkt sich zunächst darauf, das eigene Land und seine Hilfsquellen zu schützen. Sie sucht diesen Zweck gleichfalls unter Schwächung der feindlichen Streitkräfte sowie möglichster Erhaltung und Verstärkung der eigenen zu erfüllen, um zur Offensive überzugehen, sobald es ihr auf dem eingeschlagenen Wege gelingt, überlegene Kraft zu gewinnen. Das letztgedachte Ziel muß der Verteidiger unentwegt im Auge behalten, wie aus dem hervorgeht, was in der Einleitung über die Mittel zur Erreichung des politischen Kriegszweckes gesagt wurde. Er kann den Angreifer stehenden Fußes erwarten, und hat dann eine gewisse, wenn auch nicht unbeschränkte Freiheit in der Wahl des Schlachtfeldes. Er kann auch den Gegner, wenn dessen Verhalten dazu einladet, durch Ausfälle (Offensivdefensive) zurückweisen. Sieht er sich aber zum Zurückgehen veranlaßt, um sich ungleichem Entscheidungskampfe zu entziehen, so nähert er sich seinen Hilfsquellen, während der Gegner sich von den seinigen entfernt und zur Sicherung seiner rückwärtigen Verbindungen mehr und mehr Kräfte zurücklassen muß. Darin ist die Hoffnung begründet, allmählich ein günstigeres Kräfteverhältnis und mit ihm einen Umschwung der Kriegslage herbeizuführen. Freilich ist mit dem Rückzuge eine moralische Schwächung der Streitkräfte, die Preisgabe von Land und dessen Hilfsmitteln und eine nachteilige Wirkung auf die Stimmung im eigenen Lande verbunden — Folgewirkungen, die beim Entschluß zum Rückzuge nicht außer acht gelassen werden dürfen.

So bestehen in der Schwächung und Vernichtung feindlicher Streitkräfte und in der Erhaltung und Stärkung der eigenen die nächsten und Hauptaufgaben sowohl der offensiven wie der defensiven Kriegführung. Erfolg darin dient bei beiden Verfahren dem Zweck, das eigene Land zu schützen, eröffnet aber dem Angreifer überdies die Bahn zu den Hilfsquellen des feindlichen Landes.

Wer sich überlegen fühlt, wird zum Angriff schreiten. Vorübergehend, so namentlich bei Eröffnung des Feldzuges, können beide Parteien die Offensive ergreifen. Sie treffen dann bald aufeinander, und das Ergebnis des Zusammen-

stoßes nötigt eine von ihnen zum Übergang in die Defensive. Fühlt sich keine von beiden Parteien stark genug zum Angriff, so tritt ein Stillstand der Kriegshandlung ein, der so lange dauern wird, bis eine von ihnen ausreichende Kraft zum Angriff gewonnen zu haben glaubt.

Die für erfolgreiches Angriffsverfahren erforderliche Überlegenheit kann auf der größeren Zahl oder auf der besseren Beschaffenheit oder auf dem zweckmäßigeren Gebrauch der Streitkräfte beruhen. Doch hat die Überlegenheit an Zahl der Streitkräfte wenig Wert, wenn diese erheblich schlechter beschaffen sind oder ungeschickter geführt werden als die des Gegners. Die größere Tüchtigkeit der Streitkräfte kann den Mangel an Zahl zwar in ziemlich weitem, doch nicht unbegrenztem Maße ausgleichen; und der genialste Feldherr vermag keine dauernden Erfolge mit Truppen zu erringen, die an Zahl oder an Güte oder in beiden Beziehungen über ein gewisses Maß hinter denen des Gegners zurückstehen. Sicheren Schutz gewährt dem Vaterlande nur ein Heer, das nach Zahl und Tüchtigkeit den möglichen Gegnern gewachsen ist. Für den Enderfolg eines großen Krieges ist überdies die Fähigkeit des Staates zu nachhaltiger Kraftentfaltung von ausschlaggebender Bedeutung.

Das Hauptmittel zur Vernichtung feindlicher Streitkräfte ist der Kampf, d. h. die unmittelbare Ausübung der Waffengewalt gegen einen Widerstand leistenden oder angreifenden Gegner. Bei zusammenhängenden Kämpfen von Truppenverbänden, die je nach deren Stärke Gefecht, Treffen oder Schlacht genannt werden, ist die Vernichtung feindlicher Streitkräfte entweder alleiniger Zweck oder zugleich Mittel zu einem besonderen Zweck, z. B. zur Aufklärung über Stärke und Absichten des Gegners, zu seiner Täuschung, zur Eroberung oder Behauptung wichtiger Örtlichkeiten. In der Schlacht ist der Vernichtungszweck mindestens vorherrschend.

Die Wirkung der Waffengewalt in der Schlacht und im Gefecht ist teils physischer und materieller, teils seelischer Natur. Durch Tod, Verwundung, Erschöpfung und Gefangennehmung soll die Streiterzahl des Gegners verringert, durch Zerstörung und Erbeutung von Kriegsmaterial seine Kampffähigkeit geschwächt, durch den Eindruck aber, den dieses Vernichtungswerk und dessen drohende Steigerung macht, der Mut seiner Krieger gebrochen und das feste Gefüge seiner Truppenverbände erschüttert werden. Durch einen vollen Schlachterfolg über die feindliche Hauptmacht werden diese Zwecke derart erreicht, daß ein solcher die Kriegslage räumlich und zeitlich weithin beherrscht. Die gleiche Wirkung kann durch Kampfsiege über die geteilten Kräfte des Feindes erzielt werden.

Den Feind unter den für ihn möglichst ungünstigen Verhältnissen zum Kampf zu nötigen, Entscheidungskämpfe unter ungünstigen Bedingungen aber zu vermeiden, ist daher eine Hauptaufgabe der Heeresleitung. Im Vordergrunde der strategischen Offensive steht der positive Teil dieser Aufgabe; aber auch das Bestreben der strategischen Defensive muß darauf gerichtet sein,

möglichst bald ausreichende Kraft und günstige Gelegenheit zu gewinnen, um durch eine erfolgreiche Entscheidungsschlacht einen Umschwung der Kriegslage herbeizuführen.

Wohl hat es Zeiten gegeben, in denen es als vollendete Feldherrnkunst galt, den Gegner durch künstliche Manöver unter Vermeidung ernsten Kampfes zum Zurückweichen zu veranlassen. Erfolg konnte solche Kunst nur so lange haben, als der Gegner an sie glaubte und sich ihr unterwarf, ohne Berufung an das Schwert einzulegen. Kriegführung unter Vermeidung von Blutvergießen ist ein Widerspruch in sich. Heute zumal entspricht nur die rücksichtsloseste Anwendung aller völkerrechtlich zulässigen Mittel zur Niederwerfung des Gegners dem Ernst der Lage, in die der Staat durch den Krieg versetzt wird, und der Größe der auf dem Spiele stehenden nationalen Interessen. Den Krieg in diesem Sinne zu führen, ist überdies das Mittel, seine Leiden zu verkürzen.

Allerdings lastet der Druck körperlicher Anstrengungen, Entbehrungen und seelischer Erregungen nicht nur in den Stunden des Kampfes, sondern während der ganzen Dauer des Krieges auf dem Dasein und der Tätigkeit der Truppen und ihrer Führer. Die Folgen davon zeigen sich in verminderter Leistungsfähigkeit der Menschen und Pferde für kürzere oder längere Zeit und in starken Verlusten der Heere durch Krankheit. Fast in allen Kriegen — trotz der auf den Gebieten der Gesundheits- und Krankenpflege gemachten Fortschritte selbst in denen der neuesten Zeit — waren diese Verluste größer als die durch feindliche Waffengewalt entstandenen. Die Fürsorge für die Erhaltung der eigenen Streitkräfte wird sich daher hauptsächlich in dem Bestreben kundgeben, jenen Druck zu mildern und seine nachteiligen Folgen auszugleichen. Anderseits bieten sich auch in der operativen Tätigkeit mancherlei Mittel, die Strapazen und Entbehrungen des Gegners zu steigern und ihn dadurch zu schwächen. Diese Mittel haben, wie wir sehen werden, mit der Zunahme der Heeresstärken sogar an Bedeutung gewonnen. Aber in der Regel können sie auf den Verlauf und Ausgang eines Krieges doch nur einen mittelbaren Einfluß ausüben; ihr Hauptwert besteht darin, daß sie den Erfolg in der Entscheidungsschlacht wirksam vorbereiten. Sie sind daher als Nebenmittel der Kriegführung zu bezeichnen.

Schon während der Mobilmachung und des Aufmarsches der Heere wird es zwischen den auf beiden Seiten gegen die Grenze vorgeschobenen Sicherungstruppen zu Zusammenstößen kommen. Und die zur Offensive entschlossene Partei wird den Gegner aufsuchen, sobald die hierfür notwendigen Vorbereitungen beendet sind. Hierzu gehört nicht nur die Mobilmachung und Versammlung der Truppen, sondern auch die Versorgung des Heeres mit allem, was zur Kriegführung im feindlichen Lande erforderlich ist, sowie die Sicherung ausreichenden Nachschubes von Unterhaltungsmitteln und notwendigen Verstärkungen. Offenbar wird die Aussicht auf einen schnellen ersten Erfolg, der für Hebung der Zuversicht im Heere und in der Heimat, oft auch für die

Haltung des zunächst unbeteiligten Auslandes von so großer Bedeutung ist, vermehrt, wenn es gelingt, den Gegner zu überraschen, bevor er mit seinen Vorbereitungen fertig ist. Deshalb ist auch für die Partei, die sich strategisch defensiv zu verhalten gedenkt, Schnelligkeit der Mobilmachung und des Aufmarsches ihrer Streitkräfte von höchstem Wert. Wer jedoch die Offensive geplant hat und gleichwohl nicht mindestens ebenso schnell wie der Gegner kriegsbereit ist, schwebt in Gefahr, seine Absichten durchkreuzt zu sehen und von Hause aus in die Defensive gedrängt zu werden. Denn der Gegner würde dadurch zum Angriff herausgefordert werden.

Der große Vorteil der früheren Kriegsbereitschaft ladet scheinbar zu dem Versuch ein, sich ihn durch früheren Beginn der Rüstungen zu sichern und diesen Versuch durch die diplomatische Behandlung der Kriegsfrage zu unterstützen. Allein, unter den heutigen Verkehrsverhältnissen lassen sich Kriegsvorbereitungen von nennenswertem Umfange vor der Öffentlichkeit in Europa nicht vierundzwanzig Stunden verbergen, und der durch das Vorgreifen mit Einzelmaßnahmen zu erzielende Gewinn steht in keinem richtigen Verhältnis zu der Beeinträchtigung, die der planmäßige Verlauf der allgemeinen Mobilmachung dadurch erleidet. Man kann deshalb annehmen, daß ein künftiger großer Kontinentalkrieg in Europa durch die auf beiden Seiten nahezu gleichzeitig beginnende Mobilmachung eingeleitet wird.

Der hierdurch bedingte Wettbewerb in der Schnelligkeit der Mobilmachung und des Aufmarsches der Streitkräfte hat zur Folge, daß sich jetzt der Übergang vom Friedenszustande zu ernsten Kriegsereignissen in sehr kurzer Zeit vollzieht. Während früher von dem Zeitpunkt, an dem der Entschluß zum Kriege ausgesprochen wurde, bis zur Herstellung des vollen Kriegszustandes Monate vergingen, wurden schon im Jahre 1870 drei Wochen nach Erlaß des Mobilmachungsbefehls die ersten großen Schlachten geschlagen, und in Zukunft wird die Übergangszeit häufig vielleicht noch kürzer sein.

Nun liegt den Wehrverfassungen der europäischen Kontinentalmächte jetzt übereinstimmend das Prinzip der allgemeinen, persönlich zu erfüllenden Wehrpflicht zugrunde. Bei langjähriger Verpflichtung für den Kriegsfall erhalten die Mannschaften in verhältnismäßig kurzer Friedensdienstzeit ihre militärische Ausbildung und Erziehung in Truppenverbänden, die zugleich als Stämme für die Kriegsformationen dienen. Der Mobilmachungsbefehl ruft die nach erfüllter Friedensdienstpflicht in das bürgerliche Leben entlassenen Mannschaften wieder zum Heere, dessen bei weitem größten Bestandteil sie nunmehr bilden[1]). Auf diesem Prinzip beruht die Massigkeit der heutigen Kriegsheere. Von den geworbenen oder auf der Grundlage beschränkter Wehrpflicht gebildeten Heeren früherer Zeiten unterscheiden sie sich, außer durch ihre größere Kopfstärke, übereinstimmend dadurch, daß an ihrer Zusammensetzung alle Volksklassen, ohne Unterschied des Standes, des Vermögens und der Bildung, gleichmäßig beteiligt sind, von den Milizheeren durch feste Friedensstämme und gründ-

[1]) An andrer Stelle haben wir die Kriegsstärke des deutschen Heeres auf 2½ Millionen Köpfe angenommen. Das wäre mehr als das Vierfache seiner Friedensstärke.

lichere Schulung. Das Heer ist jetzt das Volk in Waffen. Was an Tüchtigkeit und an Mängeln in der Gesamtheit eines Volkes vorhanden ist, das spiegelt sich in seinen Heerscharen wider, in den Eigenschaften des Offizierkorps ebenso wie in denen der Mannschaften, in der Organisation und Verwaltung des Heeres ebenso wie in der taktischen Schulung und in der Disziplin der Truppen. In keiner Periode des Krieges aber ist die physische und moralische Tüchtigkeit des Heeres in so hohem Maße von den im bürgerlichen Leben erworbenen Eigenschaften der Krieger und von dem Volksgeiste abhängig wie kurz nach der Mobilmachung, in der Zeit also, in die die ersten folgenschweren Kriegsereignisse fallen. Haben doch die zu den Fahnen einberufenen Reservisten und Wehrleute viel länger unter dem Einflusse des bürgerlichen Erwerbs- und Gesellschaftslebens als im militärischen Dienstverhältnis gestanden. Wohl wirkt die militärische Erziehung, wenn sie gut war, lange nach. Aber sie hat ihr Bestes geleistet, wenn in den zum Kriege aufgebotenen Reservisten und Wehrleuten militärisches Fühlen und Denken sich unter der Einwirkung des Kriegslebens, des Korpsgeistes und der Disziplin im Verlaufe einer nicht zu langen Zeit wieder zu voller Kraft entwickelt. Bei den in festgefügte Cadres eingestellten Mannschaften wird sich dieser Wandel schneller vollziehen als in völlig neu zu bildenden Truppen, wie denn überhaupt die organische Beschaffenheit des Heerwesens und der im Friedensstande der Truppen herrschende Geist für die schnelle Herstellung der Kriegstüchtigkeit des mobilen Heeres von größter Bedeutung sind. Aber die Einwirkungen des bürgerlichen Lebens auf die Reservisten und Wehrleute werden hierdurch nicht ausgeschaltet. Wie auf moralischem, so treten sie auch auf physischem Gebiete stark hervor. Der Grad der physischen Leistungsfähigkeit der mobilen Truppen ist wesentlich durch den Kräftezustand bedingt, in dem die Reservisten und Wehrleute bei den Fahnen eintreffen, also — außer durch ihre angeborenen Eigenschaften und ihre Jugendentwicklung — durch die Art ihrer Erwerbstätigkeit und ihrer Lebensweise im bürgerlichen Verhältnis und durch den Grad des allgemeinen Volkswohlstandes. Diese Einflüsse wirken auf die Leistungsfähigkeit der mobilen Truppen dauernd ein, am stärksten aber in der ersten Zeit des Krieges. Mannschaften, die jahrelang sitzende Lebensweise in geschlossenen Räumen, bei schlechter Luft und mangelhafter Ernährung geführt haben, brechen ebenso wie verwöhnte und verweichlichte oder entnervte Naturen unter den ungewohnten Strapazen und Entbehrungen des Krieges schnell zusammen. Ist ihre Zahl groß, so wird sich die Schwächung, die das Heer durch ihren Ausfall erleidet, in den ersten entscheidenden Kämpfen sehr fühlbar machen. Denn ihr Ersatz durch geeignetere Mannschaften nimmt, vorausgesetzt, daß solche überhaupt in ausreichender Zahl zur Verfügung stehen, eine gewisse Zeit in Anspruch.

Im weiteren Fortschreiten der Ereignisse drängen militärische Einflüsse die nachwirkenden des bürgerlichen Lebens mehr zurück. Deshalb bieten für die physischen und moralischen Kräfte miteinander ringender Nationen, bei der übereinstimmenden Beschaffenheit der heutigen Wehrverfassungen, die ersten Entscheidungen den zutreffendsten Maßstab. Nur bezüglich der Nachhaltigkeit

der Kräfte ist ein Vorbehalt zu machen; sie wird erst in der nachfolgenden Zeit geprüft.

Da jede der beiden Kriegsparteien ihre Streitkräfte so nahe an der Grenze versammeln wird, wie die Rücksicht auf den ungestörten Verlauf dieser vorbereitenden Handlung gestattet, so kann als Regel angenommen werden, daß der Beginn der Operationen in kürzester Zeit zur Schlacht führt.

Die Schlacht wird sich jetzt in ihrem Verlauf und in ihren Folgen nicht unwesentlich von denen früherer Zeiten unterscheiden, und zwar hauptsächlich infolge der größeren Zahl und veränderten Zusammensetzung der aufeinanderstoßenden Streitkräfte sowie infolge der Vervollkommnung und sehr gesteigerten Wirkung der Feuerwaffen.

Nach wie vor ist es selbstverständlich Grundsatz, zur Schlacht unter Beschränkung der Abzweigungen für Nebenzwecke möglichst stark zu erscheinen. Welcher Bruchteil der Gesamtstreitkräfte des Staates auf einem Kriegsschauplatze Verwendung findet, also für eine Schlacht auf ihm in Frage kommt, hängt in erster Linie von der allgemeinen militärischen und politischen Lage ab, aber auch die natürliche Beschaffenheit und der Kulturzustand des Kriegsschauplatzes, besonders seine Wegsamkeit, sprechen hierbei wesentlich mit. Wenn auch nur die Hälfte der deutschen Feldarmee, ohne Reserveformationen, auf demselben Kriegsschauplatze in Tätigkeit träte, so wären dies zwölf Armeekorps. Nehmen wir an, daß ein Heer von dieser Stärke, drei Korps in Reserve haltend, zur Schlacht versammelt werden soll, so beanspruchen die in erster Linie zu verwendenden neun Armeekorps zu ihrer gefechtsmäßigen Entwicklung einen Breitenraum von mindestens 27 Kilometern, fast vier deutschen Meilen [1]). Schon aus der größeren Frontausdehnung ergibt sich ein langsamerer Verlauf der Einleitung und der Durchführung der Schlacht. Es ist schwieriger und zeitraubender, ausreichenden Einblick in die Verhältnisse beim Gegner zu gewinnen, um danach bestimmte Entschlüsse fassen zu können, zeitraubender, die entsprechenden Maßnahmen einzuleiten und durchzuführen; und schließlich überträgt sich ein an einer Stelle erzielter Erfolg nicht so schnell wie in kleineren Verhältnissen auf das Ganze, wird eher durch Mißerfolg an andern Stellen unwirksam, daher die Entscheidung länger schwankt.

Noch mehr aber wird der Verlauf der Schlacht durch die sehr gesteigerte Tragweite und Wirkung der Feuerwaffen verlangsamt. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als wenn wenigstens die größere Wirkung der Waffen die Entscheidung beschleunigen müßte. Aber das Gegenteil ist der Fall. Zunächst hat die Wirksamkeit des Feuers auf große Entfernungen die Folge, daß die Parteien beim Beginn des Kampfes weiter auseinandergehalten werden. Ge-

[1]) Die Artillerie von 9 Armeekorps füllt bei normaler Entwicklung schon einen Breitenraum von 21½ Kilometern aus. — In der Schlacht von Gravelotte-St. Privat bestand die deutsche Streitmacht aus 8 Armeekorps; drei von ihnen bildeten die Reserve, die fünf andern entwickelten sich in einer Frontbreite von 15 Kilometern zum Angriff. Sie waren aber an Artillerie erheblich schwächer als die heutigen Korps.

waltig ist das Feuer, das beim Angriff auf eine in gut gewählter und vorbereiteter Stellung befindliche feindliche Armee den Truppen schon auf Entfernungen entgegenschlägt, auf die das unbewaffnete Auge vom Gegner noch nichts zu erkennen vermag. Dessen Stellung ist mit Schnellfeuergeschützen gespickt, die verdeckt aufgestellt, sichtbar werdende größere Ziele schon aus Entfernungen von 4000 m und darüber wirksam zu beschießen, bei weiterer Annäherung sie aber mit vernichtendem Feuer zu überschütten vermögen. Bis auf 1500 m und darüber hinaus bestreicht auch die — gleichfalls aus verdeckter Stellung mit rauchschwachem Pulver feuernde und daher kaum sichtbare — Infanterie des Verteidigers aus ihren Schnellladegewehren mit Geschossen von gestreckter Flugbahn und gewaltiger Durchschlagskraft das Vorgelände so wirksam, daß darin, ehe die Kraft dieses Feuers gebrochen ist, geschlossene Abteilungen nicht ungedeckt verweilen oder sich bewegen können, ohne der Gefahr der Vernichtung preisgegeben zu sein. Der Angreifer hat daher einen weiten Weg unter schwierigen Verhältnissen zurückzulegen. Das erfordert selbst bei überlegener Kraft, ohne die der Angriff nicht durchführbar ist, Zeit. Schon außerhalb des Bereiches des wirksamen Artilleriefeuers müssen die Heerteile sich zum Gefecht entwickeln, indem sie sich nach der Breite und Tiefe in kleinere Abteilungen gliedern, die im Gelände leichter Deckung finden und dem Gegner geringere Trefflächen bieten. In dieser Form rückt die Infanterie des Angreifers unter dem Schutz ihrer Artillerie, die inzwischen den Kampf mit der gegnerischen aufgenommen haben wird, um deren Feuer abzulenken und zu dämpfen, so weit wie möglich vorwärts. Aber vor dem Eintritt in den Bereich des feindlichen Infanteriefeuers müssen die vorderen Abteilungen sich in Schützenlinien auflösen, die sich auf wirksame Schußweite an die feindliche Stellung heranarbeiten, um, von rückwärts her nach Bedarf verstärkt, im Verein mit der Artillerie durch ihr Feuer die Widerstandskraft des Gegners zu brechen. Das kann lange, tagelang dauern. Erst wenn es gelungen ist, den Gegner so zu schwächen und moralisch zu erschüttern, daß sein Feuer nur noch geringe Wirksamkeit hat, kann der Angreifer wagen, geschlossene Abteilungen näher an die Schützen heranzuführen, um mit einem letzten Sturmanlauf den Feind zu vertreiben. Vorzeitig unternommene Sturmversuche scheitern nicht nur, sondern setzen die stürmenden Truppen der Gefahr völliger Vernichtung aus.

Aus einem Nebeneinander von Kämpfen dieser Art, die vielleicht unter Gegenstößen des Verteidigers hin und her wogen und in ihrem Verlauf und Ausgang zueinander in Wechselbeziehung stehen, ergibt sich in großen Zügen das Bild einer heutigen Schlacht bis zum Herannahen der Entscheidungsstunde. Hauptträgerin des Kampfes und die Waffe, deren Erfolg oder Mißerfolg über Sieg oder Niederlage entscheidet, ist nach wie vor die Infanterie. Die Artillerie hat zweifellos an Bedeutung gewonnen und ist deshalb in allen Staaten beträchtlich vermehrt worden. In einer großen Schlacht wird der Donner von einigen tausend Geschützen und das Platzen ihrer Geschosse in Verbindung mit dem Rollen des Kleingewehrfeuers einen sinnbetäubenden Lärm verursachen. Die Hauptaufgabe der Artillerie besteht aber nach wie vor darin, die Gefechts-

tätigkeit der Infanterie zu unterstützen und zu erleichtern, namentlich sie von dem Feuer der feindlichen Artillerie zu entlasten. Die Kavallerie, deren Tätigkeit im Aufklärungs- und Sicherungsdienst sowie in Erfüllung besonderer Aufgaben an entfernten Punkten von größerem Werte als je ist, kann in Anbetracht der heutigen Wirkung der Feuerwaffen und der Größe der Ziele, die sie bietet, auf dem Schlachtfelde nur noch in einzelnen, besonders günstigen Momenten Erfolge erzielen.

Am meisten unterscheidet sich das Bild der heutigen Schlacht von dem der Schlachten früherer Zeiten durch die veränderte Kampfweise der Infanterie. Während früher, bisweilen selbst noch in unsern letzten Kriegen, das Schützengefecht hauptsächlich zur Vorbereitung und Unterstützung des Kampfes der geschlossenen Massen diente und die Entscheidung im Zusammenstoß der letzteren gesucht wurde, wird sie jetzt durch das von der Artillerie unterstützte Feuergefecht der Schützenlinien in der Regel unmittelbar herbeigeführt. Der Schützenschwarm ist die fast ausschließlich zur Anwendung kommende Kampfform der Infanterie geworden; geschlossene Abteilungen folgen während des Feuergefechts, so weit, als es überhaupt möglich ist, den Schützenlinien hauptsächlich zu dem Zweck, ihnen Ersatz und Verstärkungen in aufgelöster Ordnung zuzuführen. Der Sturm, zu dem auch sie vorrücken, hat im allgemeinen nur noch die Bedeutung, die Ernte des durch das Feuergefecht erfochtenen Sieges in Sicherheit zu bringen. Nur für einen bei Nacht oder Nebel unternommenen Angriff hat auch heute noch Suworows Ausspruch, daß die Kugel eine Törin, das Bajonett allein weise sei, Gültigkeit. Der entschlossene Wille, an den Feind heranzukommen, um ihn desto sicherer niederzukämpfen, muß gleichwohl die Schützenlinien wie die geschlossenen Abteilungen des Angreifers beseelen; ein ohne diesen Geist unternommener Angriff hat heute so wenig wie je Aussicht auf Erfolg.

Die Vorherrschaft in der Fechtweise der Infanterie hat der Schützenschwarm durch die Vervollkommnung der Feuerwaffen erlangt, die zur Folge hat, daß bei Anwendung geschlossener Formen im Bereiche des wirksamen feindlichen Feuers die Verluste eine unerträgliche Höhe erreichen. Die Entstehung des Schützengefechts reicht aber zurück in die Zeit der glattläufigen Steinschloßgewehre. Da den jungen Truppen der französischen Revolution die Schulung in den bis dahin gebräuchlichen Kampfformen fehlte, so suchte und fand man einen Ersatz für diesen Mangel darin, daß man den individuellen Kräften freieren Raum zur Betätigung gewährte. Durch die weitere Ausbildung dieses Grundgedankens hat das ursprünglich regellose Schützengefecht seine heutige Gestaltung gewonnen. Es erfordert geringere formale Schulung, aber höher entwickelte körperliche, geistige und sittliche Eigenschaften als die Fechtweise in geschlossener Ordnung. Pflichttreue, Tapferkeit und Disziplin sind Eigenschaften, von denen der Gefechtswert einer jeden Truppe abhängt, gleichviel, in welcher Form sie kämpft. Aber während in der geschlossenen Ordnung der Soldat nur nach Kommando und peinlich genauer Vorschrift zu handeln hat und vom Ganzen getragen und mitfortgerissen wird, beansprucht das Schützengefecht von jedem einzelnen Kämpfer

sehr viel eigenes Urteil sowie selbständige Widerstandskraft gegen die aufregenden und herabstimmenden Einflüsse des Kampfes, Entschlußfähigkeit und Tatkraft bei körperlicher Gewandtheit und Ausdauer und Geschicklichkeit im Gebrauch der Waffe.

Eine Hauptschwierigkeit beim Schützengefecht besteht darin, die selbsttätigen Einzelkräfte jederzeit einheitlich auf die durch die Gefechtslage bedingten Ziele hinzulenken; denn durch Zersplitterung würden sie entwertet werden. Der Zweck kann nur durch strengste Disziplin erreicht werden. Aber die Ein- und Unterordnung ist im Schützengefecht andrer Art als in der geschlossenen Ordnung; sie besteht in überlegtem Handeln nach dem Willen des Führers, den dieser oft nur durch Winke kundgeben kann. Die formalen Vorschriften für das Schützengefecht beschränken sich auf das Notwendigste, und die Stimme der Führer reicht in der feuernden Schützenlinie nicht weit. Aber auch die Überbringung von Befehlen dahin stößt oft auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Schon aus diesem Grunde vermögen die höheren Führer auf den Verlauf des entbrannten Kampfes in der Regel nur noch durch das Einsetzen frischer Kräfte Einfluß zu üben; und die Offiziere in der Schützenlinie, selbst die Leutnants und deren Stellvertreter, werden häufig den Anforderungen der Disziplin nur dadurch gerecht werden können, daß sie die aus der Gefechtslage sich ergebenden Aufgaben im Geiste der Oberen und unter möglichster Aufrechthaltung der taktischen Verbände nach eigener Einsicht fördern. Dadurch ist die Bedeutung der Unterführer im Gefecht außerordentlich gewachsen. Verlauf und Ausgang des Gefechtes in zerstreuter Ordnung hängen wesentlich von ihrer einsichtigen, tatkräftigen Führung, von ihrer mit Disziplin gepaarten Unternehmungslust, von dem hingebenden Vertrauen ihrer Untergebenen zu ihnen und von dem Einfluß ab, den sie durch ihre Haltung und ihr Beispiel auf letztere ausüben. Und doch darf die Truppe nicht hilflos bleiben, wenn sie durch Tod oder Verwundung ihr entrissen werden; eine wohlorganisierte und geschulte Truppe muß imstande sein, die Führerverluste aus ihren Reihen wenigstens notdürftig zu ersetzen.

Aus dieser kurzen Charakteristik des heutigen Infanteriegefechts ergibt sich, daß in ihm der persönliche Wert der Unterführer und der einzelnen Mannschaften erheblich schwerer in die Wagschale des Erfolges fällt als in der Zeit des Vorherrschens der geschlossenen Ordnung.

Um einen vollen Schlachtensieg zu erringen, muß der Angreifer den Gegner im Feuergefecht derart erschüttern, daß er mit stürmender Hand sich wenigstens eines Abschnitts der feindlichen Stellung zu bemächtigen vermag. Es bedarf dazu überlegener Zahl oder überlegener Tüchtigkeit der Truppen. Überlegene Zahl findet die vorteilhafteste Verwendung da, wo umfassend angegriffen werden kann. Am häufigsten bieten hierzu die Flügel der Verteidigungsstellung Gelegenheit. Für überlegene Tüchtigkeit werden sich, zumal wenn auch das Zahlenverhältnis nicht ungünstig ist, in einer meilenlangen

Verteidigungsstellung bisweilen auch andre geeignete Einbruchsstellen bieten. Indem der Angreifer sich eines Abschnittes der Stellung des Feindes bemächtigt und die daraus verdrängten Truppen vor sich hertreibt, bedroht er zugleich die andern Abschnitte der feindlichen Front mit gefährlichem Flankenangriff. Gegen diese werden inzwischen die übrigen Teile des Angriffsheeres näher herangerückt sein, um nun auch ihrerseits zum entscheidenden Stoße zu schreiten.

Ein in dieser Weise von ausreichend starken Kräften mit Einsicht und Entschlossenheit durchgeführter Angriff hat heute, trotz der Vervollkommnung der Feuerwaffen, kaum weniger Aussicht auf Erfolg als früher, sofern der Angreifer in bezug auf die Güte der Waffen und deren geschickten Gebrauch dem Verteidiger ebenbürtig ist. Dieser hat freilich neben der — wenn auch beschränkten — Freiheit in der Wahl des Kampfplatzes den weiteren Vorteil voraus, daß er, stehenden Fußes in wohlvorbereiteter Stellung den Gegner erwartend, dem feindlichen Feuer weniger ausgesetzt ist und seinerseits sicherer und lebhafter schießen kann als jener in der Vorwärtsbewegung, zu der er genötigt ist, um seinen Zweck zu erreichen. Und wenn man nun die Ergebnisse betrachtet, die sowohl die Artillerie wie die Infanterie bei Schießübungen im Frieden erzielt, so sollte man glauben, daß im Kriege jeder Versuch von Truppen, sich einer leidlich gut besetzten Stellung zu nähern, schon weit vom Ziele mit deren völliger Vernichtung endigen müsse.

Aber die erwähnten Vorteile hat der Verteidiger zu allen Zeiten gehabt; seine Verluste waren bis zum Augenblick der Entscheidung immer geringer als die des Angreifers. Ebenso erlitt nach der Entscheidung stets der Unterliegende die größeren Verluste, so daß der Gesamtschlachtverlust des siegreichen Angreifers sich oft als geringer herausstellte als der des unterliegenden Verteidigers. Die Kriegsgeschichte lehrt nun des weiteren, daß in dem Verhältnis der Größe dieser beiderseitigen Verluste durch die Vervollkommnung der Waffen keine wesentliche Veränderung eingetreten ist. Und wir entnehmen ihr die noch auffallendere Erscheinung, daß die Gesamtverluste an Toten und Verwundeten in der Schlacht im allgemeinen wohl mit der Größe der Heere gewachsen, aber im Verhältnis zur Stärke der Heere, trotz der Vervollkommnung der Waffen und trotz der längeren Dauer der Schlachten, nicht größer, sondern fortschreitend geringer geworden sind. Auch die mehrfach aufgestellte Ansicht, daß die Verluste, die einzelne Heer- oder Truppenteile in entscheidenden Momenten erlitten haben, in der neuesten Zeit eine früher unbekannte Höhe erreicht hätten, erweist sich bei näherer Prüfung als nicht stichhaltig.

Wir müssen darauf verzichten, dies ziffermäßig eingehend zu begründen[1]). Ein paar Beispiele seien aber doch angeführt. Es verloren — wir haben hier immer nur die Verluste durch Tod und Verwundung im Auge — nach Prozenten der Stärke der beteiligten Truppen:

---

[1]) Sehr wertvolles Material zur Beleuchtung der oben behandelten Fragen findet sich zusammengetragen in Teil III des Werkes: „Zur Psychologie des großen Krieges". Von C. v. B. K. (v. Binder-Kriegstein). Wien und Leipzig, W. Braumüller. 1893. — Diesem Werke sind auch die obigen Zahlenangaben entnommen.

bei Kolin die Preußen 40%, die Kaiserlichen 12%,
= Zorndorf die Preußen 32%, die Russen 36%,
= Aspern die Österreicher 26%, die Franzosen 40%,
= Borodino die Russen 30%, die Franzosen 25%,
= Leipzig die Verbündeten 14%, die Franzosen 23%,
= Solferino die Österreicher 10%, die Franzosen und Italiener 10%,
= Königgrätz die Preußen 4,8%, die Österreicher 11%,
= Custozza die Österreicher 7%, die Italiener 4%,
= Gravelotte-St. Privat die Deutschen 10%, die Franzosen 6%.

Bei Kolin erlitt die preußische Infanterie sogar einen Verlust von 70% ihrer Stärke und zog sich dann in guter Ordnung zurück. Ähnliche und selbst größere Verluste einzelner Heerkörper oder Truppenteile waren in der friderizianischen und napoleonischen Zeit keine Seltenheit. Die größten Verluste dagegen, die deutsche Truppen im Kriege von 1870/71 erlitten, sind die der 38. Infanteriebrigade bei ihrem abgeschlagenen Angriff nördlich von Mars-la-Tour. Sie betrugen 44%; beim ersten Bataillon des zu dieser Brigade gehörenden Infanterieregiments Nr. 16 erreichten sie 55%. Die Infanterie des Gardekorps verlor am 18. August 1870, wo sie schwere Angriffe erfolgreich durchführte, nahe an 30% ihrer Stärke; die größten Verluste, nämlich 46%, erlitt dort das Gardeschützenbataillon. Das sind, wie gesagt, die Höchstverluste deutscher Truppen im Kriege von 1870/71, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß die gegnerische Infanterie erheblich überlegene Waffen führte. Weit geringer waren die Höchstverluste englischer Truppen im Kriege gegen die Buren. Die größten Verluste erlitten dort[1]: bei Magersfontein die Black Watsh mit 35,2%, die Seaforth-Highländer mit 23,4%; bei Colenso die Royal Dublin-Füsiliere mit 23,9%, die Connaught Rangers mit 16,1%; am Spionkop die Lancashire-Füsiliere mit 17,2%.

Wie ist nun dieser auffällige Rückgang der Verlustziffern zu erklären? Wie kommt es, daß heute eine der beiden kämpfenden Parteien die Schlacht schon nach Erleidung von Verlusten verloren gibt, die früher kein Hindernis für die Fortsetzung des Kampfes waren? Diese beiden Fragen decken sich zwar nicht vollständig, sind aber so nahe miteinander verwandt, daß es sich empfiehlt, sie gemeinsam zu behandeln. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß infolge der größeren Tragweite, Feuergeschwindigkeit und Treffsicherheit der heutigen Waffen das Gefecht nicht nur, wie bereits erwähnt, auf weitere Entfernung eröffnet, sondern auch das entscheidende Feuergefecht in entsprechend größerem Abstande der Parteien voneinander geführt wird. Hierdurch sowie durch die Annahme veränderter, die Wirksamkeit des feindlichen Feuers abschwächender Kampfformen und durch die sorgfältige Benutzung natürlicher oder künstlicher Deckungen wird die Steigerung der Feuerkraft des Gegners mehr oder weniger ausgeglichen. Allerdings wird sie sich gleichwohl in einzelnen Momenten durch schnelle Häufung bedeutender Verluste hier und da sehr fühlbar machen, so namentlich nach einem gelungenen Sturmangriff bei den zurückflutenden Truppen des Verteidigers, nach einem mißlungenen bei denen des Angreifers,

[1]) Nach dem dritten Beiheft zum Militär-Wochenblatt von 1902.

in jedem Gefechtsstadium bei geschlossenen Abteilungen, die ungedeckt in den Bereich starken feindlichen Schnellfeuers geraten ꝛc. Oft erfordert auch der Gefechtszweck, ohne Rücksicht auf größere Verluste zu handeln. Allein, das ist zu allen Zeiten so gewesen; nur spielten sich solche Momente in größerer Nähe der beiden Gegner ab. Wenn es auch zurzeit noch an ausreichender Erfahrung darüber fehlt, ob und welchen Einfluß die heutigen Schnellladewaffen mit ihrer großen Fernwirkung auf die Häufigkeit und den Ausgang von Fällen dieser Art auszuüben vermögen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß die Widerstandsfähigkeit der Truppen gegen Verluste, sowohl in bezug auf deren Zahl als auf ihre zeitliche Häufung, künftig oft auf härtere Proben gestellt werden wird, als es in der Vergangenheit in den Momenten der Fall war, in denen der Entscheidungskampf zwischen den geschlossenen Massen auf nächste Entfernung mit Kugel und Bajonett ausgefochten wurde. Nur von einem heute ohne genügende Feuervorbereitung unternommenen, bis nahe vor die feindliche Stellung durchgeführten, dort aber scheiternden Sturmversuch kann man bestimmt sagen, daß er noch blutiger endigen wird; bei ihm kann eine Truppe innerhalb weniger Minuten völliger Vernichtung anheimfallen.

Nun wird aber ein Kampf auch nicht durch die Verluste an sich und durch sie allein entschieden, sondern durch den Druck, den sie im Verein mit andern im Kampfe wirkenden Ursachen auf das Gemüt der Krieger ausüben. Diese andern Einwirkungen sind ohne Zweifel zahlreicher und stärker geworden. Die Vorstellung von der Größe der Gefahr im Feuerkampfe ist nicht nur bedingt durch die Zahl der Geschosse, die treffen, sondern auch durch die Zahl derer, die zu treffen drohen. Die Massenhaftigkeit der Geschosse, die über das Gefechtsfeld weithin streichen, wirkt in Verbindung mit den unter großem Getöse platzenden Geschossen der Artillerie lähmend auf die Entschlußfähigkeit selbst solcher Truppen, die gut gedeckt stehen und infolgedessen nicht getroffen werden. Der Entschluß, in solchem Feuer die Deckung zu verlassen oder auch nur sich in ihr so weit aufzurichten, um selbst sicher schießen zu können, erfordert ein Maß von Mut und Willensstärke, das nicht jeder von Natur besitzt; und in der Schützenlinie ist der moralische Zwang, der den Zaghaften mitfortreißt, nicht so stark wie in Reih und Glied eines geschlossenen Truppenkörpers. So kann es heute kommen, daß Schützenlinien stundenlang ein massenhaftes, aber trotz der Vortrefflichkeit ihrer Waffen wenig wirksames Feuer gegeneinander unterhalten, weil man auf beiden Seiten sich gut gedeckt hält, aber deswegen auch schlecht schießt; daß gleichwohl das Bewußtsein beständiger Nähe der Gefahr nicht verfehlt, eine niederdrückende Wirkung auf die Gemüter auszuüben. Diese Wirkung wird noch gesteigert, wenn der Gegner, wie jetzt allgemein geschieht, mit rauchschwachem Pulver schießt. So lauten wenigstens übereinstimmend die Nachrichten aus der englischen Armee, die allein seit Einführung dieses neuen Kriegsmittels vor 1904 Gelegenheit gehabt hat, Kriegserfahrungen in größeren Verhältnissen zu sammeln. Früher, so wird von dort berichtet, erkannte man die gedeckt feuernden feindlichen Linien wenigstens an der Rauchentwicklung. Jetzt empfindet man nur noch die Wirkung der feindlichen Geschosse, ohne entdecken zu können, woher sie kommen. Das wirkt

äußerst beunruhigend auf die Führer wie auf die Mannschaften, erschwert den ersteren richtige Entschlußfassung. In einem lange währenden Feuergefecht dieser Art erlahmen allmählich die moralischen Kräfte, selbst wenn die Verluste nicht schwer sind. Nur tüchtige Truppen bleiben unter solchen Einwirkungen fähig, sich zu entschlossenem Handeln aufzuraffen; für minder tüchtige genügt vielleicht ein überraschender Vorstoß des Feindes oder das sichtbare, wenn auch unbegründete Zurückweichen einer Nebenabteilung, um sie des letzten Haltes zu berauben.

Und lange währt jetzt, wie bereits hervorgehoben wurde, eine große Schlacht; sehr selten wird sie in einem Tage ausgefochten werden. Schon die Versammlung des großen Heeres hat die Kräfte der Truppen stark in Anspruch genommen. Seit mehreren Tagen werden sie nur im Biwak Ruhe gefunden haben; die Nächte auf dem Schlachtfelde bringen sie mit dem Gewehr im Arme zu; das Nahrungsbedürfnis kann, selbst bei den besten Vorkehrungen, nur in dürftigster Weise befriedigt werden. Die durch die ermüdende Kampftätigkeit verbrauchten Körperkräfte finden daher keinen Ersatz. Unter solchen Umständen wird bei der Schlachtentscheidung die Frage der körperlichen Widerstandsfähigkeit und Ausdauer eine große, vielleicht nicht selten eine ausschlaggebende Rolle spielen. Steigt und fällt doch mit der physischen auch die moralische Kraft, von der alles Vorwärtsschreiten und alles Standhalten der Truppen im feindlichen Feuer bei annähernd gleich guter Bewaffnung auf beiden Seiten in weit höherem Maße abhängig sind als von der Stufe der Vollkommenheit der Waffen.

Und hiermit sind wir bei dem Punkte angelangt, der der wichtigste ist für die Beantwortung der Frage, wie es kommt, daß die Blutverluste in der Schlacht mit der Vervollkommnung der Waffen nicht zu-, sondern abgenommen haben. Es ist dies zum nicht geringen Teile darauf zurückzuführen, daß mit der schnell fortschreitenden Kultur, der die Vervollkommnung der Waffen zu verdanken ist, ein mehr oder weniger starker Rückgang der physischen und moralischen Eigenschaften, auf denen die Kriegstüchtigkeit der Heere wesentlich beruht, in ursächlichem Zusammenhange steht. Die Kultur stärkt in nicht zu unterschätzender Weise die Wehrkraft eines Staates, indem sie die geistigen Kräfte auf eine höhere Stufe erhebt und die materiellen Hilfsmittel der Kriegführung vermehrt und vervollkommnet. Aber sie wirkt schwächend, verweichlichend, entnervend, wenn nicht auf alle Volksklassen, so doch auf breite Volksschichten. Der frische, fröhliche Wagemut, die natürliche, nach Betätigung drängende Kraft, die Freude an der Gefahr, sie müssen mehr und mehr der Vorliebe für ein behagliches, genußreiches Leben weichen. Die kriegerische Tüchtigkeit der modernen Kulturvölker geht zurück, und die Folgen davon müssen in den auf der Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht gebildeten Massenheeren um so sicherer zutage treten, als in ihnen die militärischen Gegengewichte nicht so stark sein können wie in den kleinen Heeren vergangener Zeiten mit langer Dienstzeit.

In den Kriegen von 1864 und 1866 sind die preußischen, 1870/71 die deutschen Truppen aus allen Schlachten als Sieger hervorgegangen; nur in

zwei Treffen, bei Trautenau und Coulmiers, haben sie ohne schwere Verluste den Kampf aufgegeben. Sie haben sich dadurch ihren Gegnern überlegen erwiesen. Daraus aber etwa die Schlußfolgerung zu ziehen, daß die deutsche Nation unter den Einflüssen der Kultur keine Einbuße an kriegerischen Tugenden erlitten habe, auch nicht in Gefahr sei, solche zu erleiden, und daß unser Heerwesen ohne weitere Vervollkommnung auch in Zukunft allen Anforderungen, die an es herantreten können, gewachsen sein werde, — das wäre ein Trugschluß und ein Zeichen von einem Leichtsinn, vor dem Gott uns behüten wolle! Die Kultur bringt auch uns nicht nur Segen — sie birgt auch für uns Gefahren, denen wir mit Nachdruck und Ausdauer entgegenwirken müssen, um uns samt unsrer Kultur vor schwerem Schaden zu bewahren.

Wir haben nun zunächst noch den Ausgang einer Schlacht und deren Folgen ins Auge zu fassen. Es ist denkbar, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Schlacht nach mehrtägigem Ringen infolge beiderseitiger Ermattung, wie durch stillschweigendes Übereinkommen, erlischt, ohne daß es Sieger und Besiegte gibt. Sie wird dann nach kürzerer oder längerer Erholungszeit auf derselben Stelle oder nicht fern von ihr aufs neue entbrennen. Häufiger wird es vorkommen, daß eines von beiden Heeren, unfähig zu weiterem Kampfe oder doch die Erfolglosigkeit weiteren Ringens voraussehend, die Schlacht, vielleicht unter dem Schutze der Nacht, abbricht, ohne von dem gleichfalls ermüdeten Gegner unmittelbar verfolgt zu werden. Die Schwierigkeit, die Größe eines erfochtenen Sieges alsbald richtig zu beurteilen, wächst mit der Ausdehnung des Schlachtfeldes, die vermehrte Auflösung der taktischen Ordnung, die eine unvermeidliche Folge der heutigen Fechtweise ist, erschwert den Übergang zur Verfolgung, und die bekannten seelischen Einwirkungen, die so oft selbst große Feldherren davon zurückgehalten haben, die Früchte einer gewonnenen Schlacht in energischer Verfolgung zu pflücken, werden bei der längeren Dauer der Schlachten sich verstärkt geltendmachen. Wenn aber ein Heer durch eine entscheidende Niederlage gezwungen ist, im Angesicht des siegreichen Feindes und scharf von ihm bedrängt das Schlachtfeld eilig zu verlassen, so ist seine Lage um so bedenklicher, je größer es ist. Ordnung in den eiligen Rückzug einer Armee zu bringen, die in einer Breite von vier bis fünf Meilen unglücklich gefochten hat, ist unendlich schwierig, besonders dann, wenn der Feind flankierend drängt. In der Gefechtsformation quer feldein marschierend können sich die Heerteile der Einwirkung des Gegners nur langsam entziehen; bald werden sie bei ihrem Rückzuge hier und da auf Hindernisse stoßen, die sie nur auf den gebahnten Wegen überschreiten können. Aber die Herstellung von Marschkolonnen ist zeitraubend. Selbst wenn man den günstigen Fall annimmt, daß jedem Armeekorps eine Straße für den weiteren Rückzug zur Verfügung steht, so erfordert doch der Übergang eines solchen in Marschkolonne schon unter geregelten Verhältnissen lange Stunden[1]). Man kann sich vor-

[1]) Die normale Marschlänge der vollzähligen Truppen eines deutschen Armeekorps auf einer guten Straße beträgt etwa 25 km; sie steigert sich bei schlechter Marschordnung und ungünstiger

stellen, wie es hierbei zugehen wird, wenn die Truppen in mehrtägigem Kampfe durcheinandergekommen und ermüdet, durch die Niederlage und das Nachdrängen des Feindes ihres inneren Haltes beraubt sind, welche Zustände eintreten, wenn die Marschkolonnen sich kreuzen oder durch Straßenverstopfungen aufgehalten werden oder mit den vor ihnen befindlichen Trains durcheinandergeraten!

Wenn daher ein Heer die Kraft besitzt, einen in mehrtägiger Schlacht erfochtenen Sieg durch energische Verfolgung auf dem Schlachtfelde und in den nachfolgenden Tagen voll auszunutzen, so kann der Erfolg, wie nach den Schlachten bei Leipzig, Belle-Alliance u. a., sich bis zu fast völliger Vernichtung der feindlichen Streitkräfte steigern. Aber nicht Überlegenheit an Zahl, sondern nur hervorragende Tüchtigkeit der Truppen befähigt hierzu! 300000 erschöpfte oder disziplinlose Soldaten sind für die Verfolgung nicht mehr wert als deren 100000. Dagegen erleidet ein aus kraftlosen Soldaten mangelhaft organisiertes Heer, auf dem Rückzuge nach verlorener Schlacht energisch verfolgt, um so schwerere Einbuße, je zahlreicher es ist.

So wertvoll es im Kriege ist, auch an Zahl der Streitkräfte überlegen zu sein: große, die Dauer des Krieges abkürzende Schlachterfolge erzielt nur ein Heer von hoher kriegerischer Tüchtigkeit. Und ein zahlreiches Heer von solcher Beschaffenheit vermag nur ein Staat ins Feld zu stellen, der eine hohe Kulturstufe ohne Einbuße der Kriegstüchtigkeit seiner Bevölkerung erreicht hat.

Der in der Schlacht Besiegte wird — wenn er nicht, wie Bazaine bei Metz, der Versuchung unterliegt, Schutz unter den Mauern einer nahen Festung zu suchen — bestrebt sein, sein Heer in der Richtung zurückzuführen, in der er die schnellste und wirksamste Unterstützung zu finden hofft, und hierbei einen Vorsprung vor dem Gegner zu gewinnen, um dadurch seinen Truppen die Möglichkeit zur Wiederherstellung der Ordnung und zur Sammlung neuer Kräfte zu bieten. Um schneller fortzukommen und die Hilfsmittel des Landes für den Unterhalt seiner Truppen und für die Wiederherstellung ihrer Schlagfertigkeit ausnutzen zu können, muß er im Zurückgehen seine Streitkräfte auseinanderziehen. Diese Notwendigkeit ergibt sich ohne nähere Begründung schon aus der soeben angegebenen Länge der Marschkolonne eines Armeekorps. Den Rückzug wird er so weit fortsetzen, wie notwendig ist, um nicht vom Gegner vor ausreichender Erstarkung zu erneuertem Entscheidungskampfe gezwungen werden zu können. Früheres Frontmachen wäre ein Wagnis, das nur in zwingenden Umständen der politischen oder militärischen Gesamtlage eine Rechtfertigung finden könnte.

Der Sieger wird die zuvor entwickelten Grundsätze der strategischen Offensive zur Richtschnur seines Handelns nehmen, soweit seine Kräfte dazu

Wegebeschaffenheit bis auf das Doppelte. Die Herstellung einer Marschkolonne aus der Gefechtsformation des Korps dauert also schon unter günstigen Verhältnissen mindestens sechs Stunden. Nicht eingerechnet sind hierbei die Munitionskolonnen und Trains, deren normale Marschlänge 20 km beträgt.

ausreichen und seiner Offensivtätigkeit nicht engere Schranken durch politische Rücksichten oder durch die allgemeine Kriegslage gesetzt sind, wie es beispielsweise 1870/71 bei den deutschen Armeen der Fall war, die die Belagerung von Paris zu decken hatten. Sein Hauptziel bleibt die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, daher die Verfolgung des geschlagenen Feindes seine nächste Aufgabe. Insoweit es mit dieser Aufgabe vereinbar ist, hat er aber auch dringenden Anlaß, der Erhaltung seiner Kräfte die größte Fürsorge zuzuwenden, zumal er, vorschreitend, sich von seinen Hilfsquellen entfernt und, besonders in Feindesland, zum Schutze seiner rückwärtigen Verbindungen Kräfte zurücklassen muß, während der Gegner sich seinen Unterstützungen nähert. Aus denselben Gründen wie letzterer muß er seine zur Schlacht versammelt gewesenen Streitkräfte behufs Fortsetzung der Operationen auseinanderziehen, darf sie aber von der Zeit an, wo jener möglicherweise zu erneutem ernsten Widerstand bereit sein kann, nicht weiter verteilt lassen, als daß sie rechtzeitig versammelt sein können, wenn sie auf die vereinigten Streitkräfte des Gegners stoßen. In dieser Beziehung ist die strategische Offensive im Nachteil gegen die Defensive; und auch insofern ist dies der Fall, als die Zuführung von Ersatzmannschaften und Verstärkungen sowie der Nachschub von Verpflegungsmitteln, Munition und andern Bedarfsgegenständen zu Truppen, die sich in Vorwärtsbewegung befinden, ungleich schwieriger sind als zu stehenden oder zurückgehenden Truppen.

Die Bewegung und der Unterhalt von Heeresmassen wie die, mit denen ein künftiger Krieg zwischen europäischen Großmächten geführt werden wird, ist ein Problem, für dessen Lösung die Geschichte keinen ausreichenden Anhalt bietet. Die „große Armee“, mit der der erste Napoleon Rußland zu bezwingen gedachte, war um vieles kleiner als jene, und doch vermochte selbst die Genialität eines Napoleon nicht, sie vor der Vernichtung durch Strapazen und Entbehrungen zu bewahren. Nun stand freilich der Kulturzustand des damaligen russischen Reiches sehr weit zurück gegen die Entwicklungsstufe, die die mittel- und westeuropäischen Länder mit ihrer dichteren und wohlhabenderen Bevölkerung, ihren zahlreicheren und besseren Verkehrswegen, ihren Eisenbahnen, Telegraphen ꝛc. heute erreicht haben, und die Heere sind jetzt mit mancherlei technischen Hilfsmitteln zur Überwindung von Bewegungs- und Unterhaltsschwierigkeiten ausgerüstet, die die napoleonische Zeit noch nicht kannte. Ja, der Gedanke an die Aufstellung und kriegerische Verwendung von Millionenheeren hat überhaupt erst mit der entsprechend höheren Kulturentwicklung auftauchen können, und die Stärke der Heeresmassen, die auf einem gegebenen Kriegsschauplatz verwendet werden können, findet auch heute noch ihre Grenze in dessen natürlicher Beschaffenheit und seinem Kulturzustande. Aber mindestens auf dem Kriegsschauplatze oder auf dem Teile eines Kriegsschauplatzes, wo die Entscheidung liegt, wird man beiderseits möglichst starke Kräfte in die Wagschale zu werfen suchen, und selbst unter den günstigsten Verhältnissen werden der zweckmäßigen Verwendung großer Heeresmassen, ihren Bewegungen, ihrem Lebensunterhalt und der Erhaltung ihrer Schlagfertigkeit Schwierigkeiten erwachsen, deren glückliche Überwindung einen hohen

Grad innerer Tüchtigkeit nicht nur des Heeres, sondern des gesamten Staatsorganismus zur Voraussetzung hat.

Strapazen und Entbehrungen hat der Krieg den Truppen zu allen Zeiten auferlegt. Weite Märsche in dichten, langen Kolonnen, oft auf beschwerlichen Wegen, ohne Rücksicht auf Jahreszeit, Tageszeit und Witterung, nehmen, ebenso wie der notwendige Aufklärungs- und Sicherungsdienst, die Kräfte der Menschen und Pferde sowie das Kriegsmaterial stark in Anspruch. Zeit und Gelegenheit zum Ersatz der verbrauchten Kräfte und zur Instandhaltung des Materials können den Truppen nur in beschränktem Maße gewährt werden, in den Kriegslagen, die dichtes Zusammenhalten der Kräfte erfordern, nur unter freiem Himmel oder in engsten Quartieren. Die schon hierdurch unzulängliche Nachtruhe wird häufig unterbrochen. Die Ernährung ist selbst im günstigen Falle der Zeit nach ungeregelt, oft unzureichend und mühsam herbeizuschaffen. Zu alledem kommt die seelische Beunruhigung durch die Lostrennung von der Heimat, durch die ungewohnten Lebensverhältnisse und die beständig drohende Gefahr, bei den Führern der Druck schwerer Verantwortlichkeit. Alle diese kraftraubenden Einflüsse steigern sich mit der Größe der Heere, erschweren die Aufrechthaltung der Disziplin, setzen die Leistungs- und Widerstandsfähigkeit der Truppen herab und lichten ihre Reihen durch Krankheit und Tod. Die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft und die Vervollkommnung des Feldsanitätswesens werden schwerlich ausreichen, um die Folgen des stärkeren Kräfteverbrauchs in künftigen Kriegen auszugleichen.

Aber die Größe der Verluste, die Truppen durch Strapazen und Entbehrungen erleiden, wird doch verschieden sein einerseits je nach dem größeren oder geringeren Grade von Widerstandsfähigkeit, den sie zufolge der natürlichen Eigenschaften der Mannschaft, ihrer Organisation und ihrer Disziplin besitzen, anderseits je nach den Kriegslagen, in die sie versetzt werden. In letzterer Hinsicht den Gegner nachteilig zu beeinflussen, bieten sich im Verlaufe der Operationen mancherlei Mittel, die wir an andrer Stelle als Nebenmittel der Kriegführung bezeichneten. Sie sind darauf gerichtet, die Führer und die Truppen des Feindes unter dem Gefühl beständig drohender Gefahr zu erhalten, sie bei Tag und Nacht nicht zu Ruhe und Erholung kommen zu lassen, die Führer in ihren Entschließungen von unserm Handeln abhängig und unsicher zu machen, sie dadurch zu häufiger, das Vertrauen erschütternder Änderung ihrer Anordnungen, zu engem Beisammenhalten ihrer Kräfte, zu ermüdenden Märschen und Sicherheitsmaßnahmen zu veranlassen. Unternehmungslust, Tatkraft und List geben die geeigneten Mittel hierfür an die Hand. Ein besonders wirksames Mittel besteht in der Unterbrechung der rückwärtigen Verbindungen des Gegners. Dadurch wird ihm nicht nur der Lebensunterhalt erschwert, sondern auch seine Entlastung von Kranken und andern Impedimenten, die Ausfüllung der in seinen Reihen entstandenen Lücken und der Ersatz des verbrauchten Kriegsmaterials verhindert. Erfolgreiche Unternehmungen dieser Art sind für den davon Betroffenen um so empfindlicher, je größer die Bedürftigkeit seines Heeres ist, und diese wächst mit dessen Zahl. Große Heere bedürfen für ihre rückwärtigen Verbindungen

der Hilfe von Eisenbahnen oder Wasserstraßen und Telegraphenlinien, also verhältnismäßig leicht zu unterbrechender Einrichtungen. Einem unternehmenden Gegner gegenüber sind sie daher genötigt, beträchtliche Kräfte für den Schutz ihrer Verbindungen hinter der Front zu verwenden, die dann im Entscheidungskampfe fehlen.

Unternehmungen im Rücken des Gegners sind für ein Heer, das stehenden Fußes dessen Angriff erwartet oder vor ihm zurückgeht, leichter ausführbar als für ein vorwärtsschreitendes. Sie sind ein mächtiges Hilfsmittel der Defensive im eigenen Lande, wenn sie durch eine patriotische Bevölkerung und durch ein Eisenbahnsystem unterstützt werden, das gestattet, Truppen unter Umgehung der Flügel des feindlichen Heeres überraschend in dessen Rücken zu werfen. Daraus ergibt sich anderseits aufs neue, daß die wirksamste Form der Kriegführung, die Offensive im feindlichen Lande, heute mehr als je nachhaltig überlegene Kraft erfordert.

Bei Anwendung der Nebenmittel wird es häufig zu gewaltsamen Zusammenstößen mit dem Feinde kommen. Aber den Kampf werden tatkräftige Führer und Truppen niemals scheuen, wenn durch ihn Vorteile erzielt werden können, die der mit ihm verbundenen Opfer wert sind. Sie werden im Gegenteil im Verlaufe der Operationen jede günstige Gelegenheit, Teilkräfte des Feindes durch Kampf zu schwächen, ebenso wahrnehmen wie darauf bedacht sein, ihn durch Anwendung der Nebenmittel zu schädigen, beides zu dem Hauptzweck, überlegene Kraft für den nächsten Entscheidungskampf zu gewinnen. Aber freilich sind zu solch tatkräftigem Handeln nur physisch leistungsfähige und moralisch starke Truppen fähig.

Die vielfach verbreitete Ansicht, daß ein Krieg zwischen europäischen Großmächten nur von kurzer Dauer sein könne, ist irrig und gefährlich. Sie gründet sich auf die Annahme, daß der Druck, den der Krieg auf ein Kulturland ausübt, zu seiner schnellen Beendigung nötige. Dieser Druck steigert den Wert schnellen Erfolges. Dem steht aber gegenüber, daß die Folgen des Unterliegens schwerer geworden sind, und daß deshalb eine kräftige Nation sich nicht unter das Joch beugen wird, solange sich noch irgendeine Möglichkeit bietet, das Schicksal zu wenden. Wir wenigstens dürfen einen Krieg nicht ohne den entschlossenen Willen unternehmen, ihn zu glücklichem Ende zu führen, wie lange dies auch dauern und wie große Opfer es auch kosten möge. Und weil die Nachhaltigkeit des Willens zweifellos darunter leiden muß, wenn die Meinung im Volke Wurzel gefaßt hat, daß der Krieg nur von kurzer Dauer sein könne, und er nun gleichwohl, vielleicht bei zeitweise ungünstigem Verlauf, sich in die Länge zieht, so ist die Verbreitung jener Meinung gefährlich; es kann ihr nicht entschieden genug entgegengetreten werden.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Lord Acton.

(1834—1902.)

Von

Lady Blennerhassett.

Mehr als zwei Jahre sind verflossen, seitdem ein früher Tod das Wirken des Mannes unterbrach, der ein Geschichtsforscher, ein Politiker, vor allem ein Denker gewesen ist und als solcher eine ebenso eigentümliche wie bedeutende Stellung in der intellektuellen Geschichte des 19. Jahrhunderts einnimmt. Die meisten seiner Freunde in Deutschland, wo er die Grundlagen seiner gelehrten Bildung erhielt, sind ihm in die Ewigkeit vorangegangen; andre überleben. Leider hat keiner derselben bis jetzt die Schuld abgetragen, die auch von deutscher Seite seinem Andenken gebührt. Ihr Schweigen veranlaßt uns, dieser Pflicht wenigstens vorläufig gerecht zu werden und die Aufmerksamkeit auf den Mann zurückzulenken, von dem, wenn auch alles hier gesagt werden könnte, was zu sagen ist, doch der Eindruck bliebe, wie wenig oft die Welt von ihren merkwürdigsten Menschen weiß [1]).

I.

John Emerich Edward Dalberg Acton wurde am 10. Januar 1834 in Neapel geboren. Seine Mutter, die den Namen ihres Geschlechtes auf den Sohn übertrug, war die einzige Tochter und Erbin des ältesten Zweiges der Dalberg auf Herrnsheim bei Worms. Ihr Vater war der Sohn von Schillers Gönner, des Mannheimer Theaterintendanten Reichsfreiherrn W. H. von Dalberg, und Neffe des geistlichen Würdenträgers, der Koadjutor, dann Kurfürst

[1]) Von Lord Actons hier erwähnten Schriften sind zwei, der Essay über „George Eliot", „Die deutschen Geschichtsschulen", in vortrefflicher Übersetzung von J. Imelmann erschienen. „Das Sendschreiben an einen deutschen Bischof", die Schrift über „Das Vatikanische Konzil" veröffentlichte Acton selbst in deutscher Sprache 1871. Als notwendige Ergänzungen seiner vorliegenden Biographie sind zunächst zu nennen: 1. „The late Lord Acton", Edinburgh Review, Juli 1903. — 2. Herbert Paul, „Indroductory Memoir to the Letters of Lord Acton to Mary, daughter of the Right Hon. W. E. Gladstone". London, George Allen. 1904. 1 Vol.

von Mainz und Erzkanzler des Deutschen Reichs, hierauf Fürstprimas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt gewesen ist, als Bischof von Regensburg starb, und in dessen wechselvollen Schicksalen sich die der stürmischen Epoche widerspiegeln, die er mithandelnd durchlebte. Actons Großvater, Dalberg, 1810 aus badischem in den französischen Staatsdienst übergetreten, erhielt von Napoleon den Herzogstitel und von Ludwig XVIII. den Auftrag, Frankreichs Interessen auf dem Wiener Kongreß neben Talleyrand zu vertreten. Seine Tochter gab er Sir Richard Acton, dem siebenten Baronet seines Namens und Sohn des neapolitanischen Ministers, zur Ehe, der gleichfalls so tief in die Geschicke des von ihm geleiteten Landes eingegriffen hatte. Der Bund währte nur kurz. Sir Richards Witwe vermählte sich zum zweitenmal mit George Leveson Gower, Lord Granville, der später zu wiederholten Malen die auswärtige Politik Englands als Mitglied der liberalen Ministerien geleitet hat. Die Geschichte seiner Ursprünge und Familienbeziehungen gehört zur Kenntnis Actons. Ihnen verdankte er den kosmopolitischen Zug in seinem Wesen, der ihm das geistige Heimatrecht in den vier Kulturländern Deutschland, England, Frankreich, Italien, mit in die Wiege gab. Nur von ihm hing es ab, die Abkunft von einem Herrenvolk, von Staatsmännern, von Leuten, die regiert hatten oder noch regierten, zu seinen Gunsten auszunützen. Lord Granville verstand seine Stellung dem Stiefsohn gegenüber nicht anders, und er war nicht nur ein weltmännisch gebildeter, höchst liebenswürdiger und gewandter, sondern auch ein sehr begabter Mann. Seine Mutter, eine Schwester des Herzogs von Devonshire, hat Briefe hinterlassen, die den seltenen Vorzug besitzen, von Humor zu übersprudeln und das Paris zwischen 1823 und 1842, in welchem sie als Gemahlin des britischen Botschafters residierte, im anziehendsten und unterhaltendsten Ton zu schildern[1]. Eine Tochter dieser liebenswerten und klugen Frau, Lady Georgiana Fullerton, überbot das Talent der Mutter, erlebte als Verfasserin vorzüglicher Romane verdiente literarische Triumphe, trat zur katholischen Kirche über und weihte von da an ihr Leben dem Dienst der Armen in heroischer Selbstverleugnung. Lady Granville, Actons Mutter, schuf ihr Haus in London zum gesellschaftlichen Mittelpunkt eines auserlesenen und geistig bedeutenden Kreises vorwiegend politischer einheimischer und fremder Notabilitäten, und ihr Andenken lebte noch lange fort, nachdem ein früher Tod sie ihren Angehörigen und Freunden entrissen hatte. Alle Anziehungen der Gegenwart, alle Vorbedingungen einer glückverheißenden Zukunft schienen vereinigt, um den jungen Acton, als er, ein siebzehnjähriger Jüngling, in das Leben eintrat, in London und England bei den Seinen festzuhalten. Lediglich seinem eigenen Eingreifen ist es zuzuschreiben, wenn sein Schicksal dennoch eine andre Wendung nahm.

Acton, in der römisch-katholischen Religion geboren und erzogen, war neunjährig auf die Schule nach Oscott geschickt worden, deren Präsident, der nachherige Erzbischof von Westminster und Kardinal Nikolaus Wiseman, ein be-

[1] „Letters of Harriet Countess Granville, edited by her son the Hon. F. Leveson Gower". 2 Vol. London 1894.

bedeutender Orientalist und auch sonst ein vielseitig gebildeter Mann, die Studien der jungen Leute mit Erfolg leitete. Fünf Jahre hindurch blieb Acton dieser Führung anvertraut und machte ihr Ehre. Er sei der letzte seiner Klasse gewesen, als er eingetreten, konnte er nach vier Jahren der Mutter schreiben, nun sei er der erste und hoffe es zu bleiben:

Ich widme mich mit Vorliebe der Dichtung und empfinde bei der Lektüre des göttlichen Pope ein Entzücken, das die unterhaltendsten Bücher mir niemals bieten. Eine deutsche Übersetzung von Shakespeares Tragödien, könnten Sie mir eine solche verschaffen, wäre sehr willkommen. Da ich bereits eine umfangreiche Bibliothek besitze, so lese ich das Verschiedenste. Oft am selben Tag und neben den Klassikern die Geschichte der Kreuzzüge, französische, römische, deutsche Historiker, und dazu ein Lexikon der Geschichte und Geographie. Aber auch Miß Edgeworth, Johnson, Scott, Dante, Tasso, Thompson und ein deutsches Buch, das alle Alphabete des Ostens und Westens enthält, dieses nicht ohne Mithilfe eines Wörterbuches . . . Mr. Morris (einer seiner Lehrer) kennt Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Syrisch und Sanskrit besser als sonst irgend jemand im College, mit Ausnahme Mgr. Wisemans. Er behandelt uns mit großer Güte, aber er ist so philosophisch, daß wir nicht alles, was er uns sagt, zu verstehen vermögen.

Acton hat später erwähnt, wie sehr er es beklagt habe, daß seinem Wunsch, das Hebräische zu erlernen, damals nicht willfahrt worden sei. Oscott und seine Lehrer behielt er stets in gutem, freundlichem Andenken; nur über die Trägheit seiner Mitschüler klagte er und verlangte nach vorläufiger Beendigung seiner dortigen Studienzeit Privatunterricht auf seinem väterlichen Stammsitz Aldenham in Shropshire:

„Es ist unmöglich," schrieb er, stets auf französisch, der Mutter, „in Oscott noch ferner meine Pflichten gegen Gott, gegen Sie, gegen mich selbst so, wie ich sollte, zu erfüllen. Die Anstalt ist sehr gut für die meisten jungen Leute, aber nicht für mich. Meine stärkste Leidenschaft — ma plus folle passion — der Wunsch, mir einen Namen zu machen, kann, ich weiß es wohl, nur dann befriedigt werden, wenn ich die mir vom Himmel verliehenen Gaben durch Studien fördere, und Wetteifer finde ich hier nicht."

Der Wunsch des Jünglings ging anders in Erfüllung, als er gedacht hatte. Er wurde nach Edinburg zu einem Konvertiten, Dr. Logan, geschickt und verlebte dort die unglücklichsten Tage seiner Jugend, so daß er nach einem Jahre der Arbeit unter diesem Lehrer das Geständnis ablegte, lieber, als noch ein solches zu verleben, würde er auf alle Hoffnungen der Zukunft verzichten. Dr. Logan scheint ein Schulpedant gewesen zu sein, der Actons Wunsch, auf der Londoner Universität immatrikuliert zu werden, vereitelte. Die Wahl hatte der Umstand veranlaßt, daß die Verfassung der Hochschule zu Oxford damals noch die Katholiken ausschloß und verschiedene Colleges zu Cambridge, obwohl dort kein ähnliches gesetzliches Hindernis bestand, dennoch dem jungen Acton seines religiösen Bekenntnisses wegen die Aufnahme verweigert hatten. Ohne die Aussicht auf akademische Bildung wurde der Aufenthalt in Edinburg vollends unerträglich:

„Ich sehe klar voraus," schrieb der Siebzehnjährige seinem Stiefvater, „wie ich in kommenden Tagen empfinden werde, wenn die vorübergehenden Vergnügungen, die mich jetzt locken könnten, keinen Reiz mehr besitzen und nichts bleiben wird als

die Früchte meiner gegenwärtigen Anstrengungen. Wie dankbar werde ich sein, für diese Zukunft gearbeitet zu haben. Mein Entschluß, rastlos zu studieren, steht fest, und ich fühle die Willenskraft in mir, in Übereinstimmung damit zu handeln."

Nach den Enttäuschungen in England war sein Augenmerk auf Deutschland gerichtet. Eine Cousine seiner Mutter, die vortreffliche, allen, die sie gekannt haben, unvergeßliche Gräfin zu Arco-Valley, die in München lebte, wurde zu Rat gezogen. Sie war mit Professor J. Döllinger, dem großen Stiftspropst von St. Cajetan, seit lange innig befreundet, besprach sich mit ihm und gewann seine Zustimmung, den jungen Acton zur Fortsetzung seiner Studien in seinem Hause aufzunehmen.

So erfolgte die Wendung, durch die der Jüngling, auf die ihm offen stehende praktisch-weltliche Laufbahn in der Heimat verzichtend, sich auf ein Gelehrtendasein vorbereitete. In Döllinger fand er einen unvergleichlichen Führer im Reiche des Wissens, der ihn nach den eigenen strengen Methoden zum Historiker schulte. Er ließ ihn Vorlesungen auf der Münchener Universität besuchen, stellte seinem Wissensdurst die eigenen Kenntnisse und Erfahrungen und eine der reichhaltigsten Privatbibliotheken zur Verfügung und überließ ihn, wie es seine Art war, im übrigen der eigenen Wahl und Einsicht in bezug auf seine Arbeiten. Philologische Studien hat Acton nicht fortgesetzt, und nach dem Maßstab ihrer englischen oder deutschen Vertreter ist er ein klassischer Gelehrter nicht gewesen; aber zur Kenntnis des Griechischen und Lateinischen fügte er die des Deutschen, Französischen, Italienischen und Spanischen, die ihm geläufig waren wie seine eigene Sprache. Bis tief in die Nacht fand man ihn bei seinen Büchern, und früh im Leben begann er die systematische Lektüre, bei der er, die Feder in der Hand, an Ideen und und Tatsachen festhielt, was die Autoren ihm zu geben hatten. Zur Geschichte im eigentlichen Sinne fügte er Ethik, Theologie, Nationalökonomie, vergleichende Religionsgeschichte, Staats- und Rechtswissenschaft; er las Dichter und Denker, ließ früh in französischen, spanischen und italienischen Archiven wichtige, noch ungehobene Schätze kopieren und reihte sie einer Bibliothek ein, die er zu Aldenham aufstellte, und die nach seinem Tode, durch Schenkung von Mr. Carnegie, der sie erworben hatte und an Mr. Morley weitergab, vom letzteren der Universität Cambridge überlassen wurde. Sie zählt weit über 100000 Bände. Die Mehrzahl derselben weist Bleistiftzeichen von der Hand ihres Sammlers auf, dessen Lektüre sein Freund, Professor Bryce, auf durchschnittlich einen Oktavband am Tag geschätzt hat.

Der Grund zu dieser ungeheuren Aufnahmsfähigkeit, die ein phänomenales Gedächtnis unterstützte, wurde in jenen Münchener Tagen gelegt.

Döllinger stand in den fünfziger Jahren auf der Höhe seines Ruhmes und seines Ansehens in der katholischen Kirche. Aus dem engen Rahmen seiner vaterländischen Lokalinteressen hatte ihn die Teilnahme an der Bischofsversammlung in Würzburg, 1848, dann die Abordnung zur Frankfurter Nationalversammlung 1848/49 herausgehoben. Seit Möhlers Tod gebührte ihm unbestritten die erste Stelle unter den deutschen Gelehrten katholischen Bekenntnisses; nach dem Heimgang von Görres, 1848, blieb er der gefeiertste

katholische Name. Durch Reisen nach Paris und England förderte er Wechselbeziehungen zu den namhaftesten Katholiken seiner Zeit. Auf ihn rechnete Wiseman, nach einem Besuch in München, um neues wissenschaftliches Leben unter seinen Glaubensgenossen zu wecken, und man trug sich Ende der dreißiger Jahre in England mit der Hoffnung, Döllinger zu einer Übersiedlung dahin zu vermögen. Seit jener Zeit blieb er in innigen Beziehungen zu den Führern und Anhängern der traktarianischen Bewegung, die, von Oxford ausgehend, die besten Geister der Nation beschäftigte. Nicht nur mit Newman, Hope Scott und andern, die zur katholischen Kirche übertraten, sondern auch mit solchen, die, wie Pusey, Brewer, Gladstone, im anglikanischen Bekenntnis verblieben, knüpfte er regen Verkehr, mit Gladstone seit 1845 eine warme Freundschaft an. Seine ausgesprochene Vorliebe für die englischen Institutionen und die Nationalität führt auf jene Tage zurück. Nicht weniger bedeutungsvoll wurde die Freundschaft Döllingers mit den hervorragendsten französischen Katholiken, mit Montalembert vor allem, der im Gefolge von Lamennais bereits 1832 nach München gekommen war, nach dem Bruch seines Lehrers mit Rom zu Döllinger zurückkehrte und auf der Münchner Staatsbibliothek sein Buch über die heilige Elisabeth von Thüringen vorbereitete. Eine besondere Stelle in diesem Freundeskreis gebührt dem zu Paris lebenden dänischen Konvertiten und Orientalisten Baron Eckstein, der die Zeitschrift „le Catholique“ ins Leben rief und vierzig Jahre hindurch der „Allgemeinen Zeitung“ in Augsburg Beiträge einsandte, die Döllinger eines handschriftlichen Auszugs für wert hielt, und in denen u. a., und zwar 1836, gesagt ist, die Zukunft Europas liege in der Sicherstellung seiner Handelsverbindungen und in der Eröffnung des Orients.

Ebenso merkwürdig wie diese Lichtblicke in die Ferne sind Ecksteins Betrachtungen über Kirche und Staat. So wenn er 1844 schreibt:

Das große Ideal des Christentums ist die Kirche, gebaut auf den freien Glauben. Sowie ein Glaube erzwungen ist, macht er den Gezwungenen zum Heuchler, zum geheimen Rebellen, oder abrutiert ihn zum Dummkopf. Das Compelle intrare aller Konfessionen — die Geschichte des Protestantismus, der orientalisch Heterodoxen zeigt das ebensogut als die Geschichte des katholischen Mittelalters — gebiert Atheisten oder auch Gewohnheitsmenschen. Daher weisen die Zeiten immer strenger darauf hin, daß das Fundament der christlichen Kirche, — welche nach meiner Überzeugung nur eine sein kann, die abendländisch-katholische, aber ohne Inquisition, ohne Zensur, ohne Compelle intrare irgendeiner Art, — in der Zukunft zu ruhen haben werde auf dem ewigen Fundament eines Glaubens durch freie Überzeugung.

Es ist charakteristisch für den jungen Acton, daß dieser originelle, weitblickende und wissenschaftlich geschulte Geist ihn weit mehr als der glänzende Montalembert oder der gefeierte Lacordaire anzog. Er blieb mit Baron Eckstein bis zu dessen 1862 erfolgtem Tode in regem schriftlichen Verkehr, und der letzte Rat des Greises, sich nicht in den Streit der katholischen Parteien zu mischen, „sondern für das Ganze zu kämpfen“, ist treu von seinem jungen Freunde befolgt worden.

In München selbst, wo ein Dezennium früher Schelling, Savigny, Franz von Baader an der Hochschule gelehrt hatten, fesselte ihn keiner ihrer Lehrer mehr als der geistreiche, enthusiastische Ernst von Lasaulx. Er nennt ihn einen der besten Freunde, die er jemals gehabt habe, und hörte seine Vorlesungen über alte Literatur, Philosophie usw. während vollen zwei Jahren.

„Als er starb," schrieb Acton 1881, „überließ er mir seine Bibliothek. Sein Geist war mit religiösen Ideen und Studien beschäftigt, aber seine Religiosität war eine intellektuelle, ohne den Begriff einer Kirche oder den Eifer des Gebetes. Seine Schwester, Amalie von Lasaulx, die ich nicht kannte, hatte seine geistige Unabhängigkeit und denselben edelmütigen Idealismus, aber auch eine demütige Frömmigkeit, die er nicht besaß, und die auffallend selten unter intellektuellen Deutschen zu finden ist."

Als Acton nach München kam, waren die Tage der Romantik dort noch in lebendiger Erinnerung, aber ihre Träger vom Schauplatz abgetreten. Wieder von Baron Eckstein vernahm Acton die Kritik der Schule im Urteil über Joseph von Görres:

Er war ein großes Genie, ein Wahrsager, Zeichendeuter, gott- und weltbegeistert, vom besten Wein des Geistes trunken, aber ein Forscher war er nicht. Für uns ist er unschätzbar als Genius und als Glaubensgenosse. Die nicht denken und fühlen wie wir, sehen ihn als einen Poeten an. Ein Poet war er auch im besten Sinne des Wortes, geschichtlichen Geist besaß er auch, das höchste Altertum aber hat er zum Teil erfunden, und von Kritik der Quellen ist in diesem überaus großen und kräftigen Geist keine Spur. So wie er ist, gefällt er mir erstaunlich, als Haupt einer Schule könnte er aber der Sache, welcher er mit großem Ruhme gedient hat, in manchen Dingen gefährlich werden."

Mit der Erfahrung des gereiften Mannes auf die Eindrücke von damals zurückblickend, hat Acton den Tod von Döllingers persönlichem Freund Böhmer, der 1863 erfolgte, als den Zeitpunkt bezeichnet, zu welchem die romantische Schule unter den Horizont sank. Er nennt ihren dauernden Einfluß außer Verhältnis zu ihrem unmittelbaren Werk:

„Ihre Schwäche," so urteilt er von den Romantikern, „bestand im Mangel an Genauigkeit und Schärfe, ihre Stärke in der Wiedergewinnung verlorenen Wissens. Sie erweckten Verständnis und Bewunderung für Dinge wieder, die der Rationalismus zur Masse wertloser Irrtümer geworfen hatte. Sie spielten eine Weile mit der Phantasie, aber sie verdoppelten die Gesichtsweite Europas. Indien wurde mit Griechenland gleichgesetzt wie das mittelalterliche mit dem klassischen Rom, und die von den Romantikern in Fluß gebrachten Gedanken riefen Bopps ‚Konjugationen', Grimms Begeisterung für die Freiheit und den Glauben der Anbeter Odins und Otfried Müllers Eifer für den Faktor der Rasse ins Dasein. Die Romantik . . . ist der mächtigste Einfluß gewesen, der die deutsche Tatkraft auf Geschichte, als wirksamstes Gegenmittel für das 18. Jahrhundert und die Krankheit eitler Spekulation betrachtet, lenkte."

Döllinger, den einst Ranke durch seine „Deutsche Geschichte zur Zeit der Reformation" zur Behandlung eines ähnlichen Themas angeregt hatte, ließ das eigene Werk unvollendet und bereitete seit 1850 das Buch über „Heidentum und Judentum als Vorhalle zur Geschichte des Christentums" vor. Aus Actons Briefen läßt sich, wie gesagt, klar erkennen, daß des Lehrers Freude an diesem

Schüler und das warme Interesse, womit er seine Studien förderte, ihn keinen Augenblick dazu verleiteten, eine geistige Pression auf ihn auszuüben.

„Von Cambridge ausgeschlossen," schreibt Acton 1881, „und auf ausländische Universitäten verwiesen, hatte ich niemals Altersgenossen, sondern verbrachte Jahre damit, mich nach Männern umzusehen, weise genug, um die Probleme, die mich stutzig machten, zu lösen, nicht so sehr in bezug auf Religion und Politik als auf der schwankenden Linie zwischen beiden. So kam es, daß ich stets mit Männern aus einer älteren als meine eigene Generation verkehrte, von denen die meisten — zu früh für mich — starben, und die mir alle die gleiche Moral einschärften, diese nämlich, daß Lernen und Denken eine persönliche Sache sei, bei der man weder auf abgekürzte Wege noch auf die Stütze andrer zu rechnen habe. Und das führte zu der ausgesuchten Loslösung, zu der unliebenswürdigen Vereinsamung, zu der Furcht vor persönlichen Einflüssen, die Sie billig tadeln."

Diese älteren Männer, die Acton damals in München kennen lernte oder in Deutschland aufsuchte, hießen Radowitz, dessen Gedankenreichtum ihn fesselte, und den er den gelehrtesten Laien unter den deutschen Katholiken nennt, und der protestantische Theologe Richard Rothe, für den er eine schwärmerische Verehrung empfand, und dessen „Ethik" er „allen in die Hand zu geben wünschte, die gute Katholiken werden wollten". Er bezeichnete sich stets als einen Jünger von Ranke. Bei seinem letzten Besuch des großen Historikers 1877 in Berlin glaubte er zu seinem Schmerz eine Abnahme der Lebenskraft wahrzunehmen, die das baldige Ende befürchten ließ. Aber Ranke lebte noch lange genug, um mit der „Weltgeschichte" abzuschließen. Kuhn, Bluntschli, Droysen, Mommsen, Harnack, Dilthey, Sybel, Waitz, Giesebrecht, Sickel, Arneth, so viel andre hervorragende deutsche Gelehrte hat Acton aufgesucht oder ist mit ihnen befreundet gewesen. Unter den führenden Geistern in Frankreich von 1850 bis zur Jahrhundertwende ist ihm nur einer, und zwar merkwürdigerweise Guizot, persönlich unbekannt geblieben.

Nach Beendigung seiner Lehrjahre, als er seinen ständigen Wohnsitz in England nahm, aber zu Studienzwecken häufig in Deutschland, Paris und Italien sich aufhielt, unterbrachen zwei wichtige Reisen seine sonstige Tätigkeit. Im Gefolge von Lord Granville wohnte er 1856 der Krönung Alexanders II. in Moskau bei. Obwohl nichts weniger als ungesellig und in sympathischer Umgebung von anregendster Liebenswürdigkeit, war Sir John Acton, wie er damals hieß, in seiner Jugend schweigsam. In Moskau jedoch setzte die Vielseitigkeit des Wissens dieses Zweiundzwanzigjährigen und die zugleich bescheidene und bestimmte Art seines Auftretens alle diejenigen, die mit ihm in nähere Berührung kamen, in Erstaunen. Der eigene Trieb und die Vorliebe für das Land hatten ihn bereits 1853 nach den Vereinigten Staaten geführt. Das Problem, das Acton sein ganzes Leben hindurch beschäftigte, und das in einer Geschichte der Freiheit Ausdruck finden sollte, zog ihn immer wieder zu den Begründern der Verfassung der Vereinigten Staaten. In ihren Reden, Schriften und Taten, in den Argumenten für und wider fand er die Bedingungen freier Institutionen, aber auch die sie bedrohenden Gefahren. Ihrem Anteil an dem Fortschritt der Welt hat er in den Worten gehuldigt:

Von Amerika gingen die einfachen Ideen aus, daß die Menschen für ihre Angelegenheiten zu sorgen haben, daß die Nation dem Himmel für die Handlungen des Staates verantwortlich ist; Ideen, die lange in der Seele einsamer Denker eingeschlossen und in lateinischen Folianten verborgen lagen, drangen, einem Eroberer gleich, in die Welt, die sie unter dem Namen der Menschenrechte umzugestalten bestimmt waren.

Die Ursachen, die zum Sezessionskrieg führten, waren 1853 kaum erkennbar. Unter allen Ereignissen, die während Actons Lebenszeit sich abspielten, sollte keines sein Interesse vollständiger in Anspruch nehmen.

Über den Meeren wie in Europa selbst war ihm die Geschichte im besten Sinn des Wortes lebendig geworden, als 1859 seine öffentliche Tätigkeit begann.

II.

Wie alle alten englischen Katholiken, die den freiheitlichen Grundsätzen die Wiedererlangung ihrer Rechte, den Boden, auf dem sie standen, verdankten, durch Überlieferung, vor allem aus tiefinnerer Überzeugung, war Acton ein Liberaler, ein Whig. Sein politischer Glaube lag ihm nicht weniger als sein religiöser Glaube am Herzen:

„Die Politik," sagt er einmal, „steht für mich der Religion näher, eine Partei ist nach meiner Meinung einer Kirche, Irrtum einer Häresie, Vorurteil einer Sünde ähnlicher, als das bei bessern Menschen, als ich es bin, der Fall zu sein scheint ... Obwohl frühe Eindrücke und Doktrinen, von denen man sich nicht selbst Rechenschaft gibt, mir sehr verdächtig sind, so weiß ich doch, daß ich der großen Whig-Konnektion, der Tradition von Locke und Somers, Adam Smith, Burke und Macaulay viel günstiger gestimmt bin, als Mr. Gladstone es möchte ....

Aber dennoch meinte er die Doktrin allein und nicht ihre Vertreter, wenn er von der von 1688 als einem der drei oder vier mächtigsten Faktoren sprach, die unsre Zivilisation gemacht haben.

Im Jahre 1859, dreißig Jahre nach der Emanzipation der Katholiken, war deren Stellung in England noch so schwierig, daß ihr Wunsch, dem jungen Baronet Sir John Acton ein Mandat zu geben, vorerst nur erfüllt werden konnte, indem er für eine irische Grafschaft, Carlow, gewählt wurde. An der Spitze der liberalen Administration stand damals Lord Palmerston. Sein Schatzkanzler war Mr. Gladstone, der noch 1859 für die Reformbill der Tories als Anhänger der Partei gestimmt hatte. Bis 1865 folgten sich die großen Finanzreformen und Budgets, deren Durchführung Gladstones Ruf als Staatsmann und Redner begründeten. Die Ursachen der Übereinstimmung und bald der steigenden Bewunderung für ihn lagen, von seiten Actons, auf andern Gebieten. Gladstone und er waren vor allem religiöse, für die höchsten Aufgaben der Menschheit begeisterte Naturen; sie waren beide ernste Christen. Aus den Tiefen ihres Wesens, aus der Gemeinsamkeit ihrer Auffassung dessen, was ihnen als das zu erstrebende Ideal der Gerechtigkeit, als das sittlich Gute erschien, erstand die Freundschaft zwischen beiden, die Hingebung des jüngeren an den älteren Mann, der seinerseits bald in Acton einen ebenbürtigen, an positiven Kenntnissen ihm überlegenen Geist erkannte und von da an seine Bundesgenossenschaft auf immer gewann.

Actons parlamentarische Tätigkeit, die 1865 im Unterhaus zu Ende kam, nachdem sein heimatlicher Wahlkreis Bridgenorth die erforderliche Majorität zu seinen Gunsten nicht aufgebracht hatte, blieb eine passive. Er war kein parlamentarischer Redner und sprach nur einmal, im Mai 1860. Damals verlangte er von der Regierung Aufklärungen über die päpstliche Verwaltung im Kirchenstaat, da die vorliegenden Informationen widersprechend seien und die Wahrheit bekanntgegeben werden solle. Lord John Russell, der Staatssekretär des Auswärtigen, entsprach diesem Begehren nicht, weil die Regierung keinen beglaubigten Vertreter in Rom habe.

Acton hatte seine Tätigkeit auf dem Felde wissenschaftlicher Publizistik, die er bis 1872, aber nicht ohne Unterbrechungen, fortsetzte, 1859, und zwar zum Zeitpunkt begonnen, wo die Römische Frage akut wurde.

Es ist nicht möglich und soll auch nicht versucht werden, hier eine auch nur annähernd erschöpfende Darstellung seiner Wirksamkeit während dieser zwölf Jahre zu geben. Nur ihre wesentlichsten Momente können festgehalten werden.

Die Einsicht von der Notwendigkeit einer engen Berührung der englischen Katholiken mit dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart bewog Acton, eine seit dreizehn Jahren in gleichem Sinne tätige Zeitschrift, den „Rambler", als Mitherausgeber zu übernehmen.

Er tat es zunächst im Interesse des Friedens. Ein hervorragender bisheriger Mitherausgeber der Zeitschrift, sein Freund Mr. Simpson, Konvertit, Gelehrter und u. a. einer der feinsten Shakespeare-Forscher, hatte 1856 den Ton im „Rambler" verschärft und offen erklärt, die englischen Katholiken alten Schlags seien zu ungebildet und zu engherzig, um aus den kritischen Methoden, die die intellektuelle Welt anerkenne, Vorteil zu ziehen. Simpsons Bemerkungen über schwülstige Redensarten und übel angebrachten Enthusiasmus spielten auf Kardinal Wiseman, seit 1850 Erzbischof von Westminster, an. Dieser hatte die Aufrechterhaltung eines guten Verhältnisses zwischen Altgläubigen und Übergetretenen stets als seine besondere Aufgabe betrachtet und Parteibildungen unter den Katholiken zu verhindern gesucht. Obwohl die katholische Zeitschrift „The Dublin Review" sein Werk war, beteiligte er sich doch am „Rambler". Auch jetzt ergriff er in demselben das Wort, verwahrte sich gegen jede Absicht, eine Übereinstimmung der Gesinnung oder gar eine Beschränkung der individuellen Meinungen auf wissenschaftlichem, literarischem oder künstlerischem Gebiet erzwingen zu wollen, verlangte aber von den Mitarbeitern des „Rambler" einen andern Ton. Seine Mahnungen erzielten keine Wirkung, aber ähnliche Klagen andrer englischer Bischöfe veranlaßten 1859 den Rücktritt des liebenswürdigen, geistreichen, aber kampflustigen Simpson, und an seine Stelle trat für kurze Zeit Englands größter Konvertit, Father J. H. Newman.

Allein wenige Jahre hatten genügt, um den Stand der Dinge im katholischen Lager völlig zu ändern. Wiseman, früh gealtert und kränklich geworden, geriet mehr und mehr unter den Einfluß wieder eines andern Konvertiten, der 1860 sein Koadjutor und 1865 sein Nachfolger werden sollte. Es war Mgr. Manning. Mit diesem ehrgeizigen Mann, der kein Hehl daraus machte, daß er von der katholischen Kirche die Verwendung seiner Fähigkeiten

erwarte, war das Haupt und die treibende Kraft der extremen Richtung, nicht nur in der englischen Kirche, gefunden. Ihr prophezeite Manning einen guten Fortschritt der Religion erst dann, wenn die alte, tolerante Generation von englischen Bischöfen und Priestern ausgestorben sein werde. Bereits 1860 hielt er zu London Vorträge über die weltliche Macht des Papsttums, deren Erhebung zum Dogma er in Aussicht stellte, und die mit knapper Not in Rom selbst dem Index, nicht aber der Zensur entgingen. Dann begann Manning, mit Unterstützung seiner römischen Freunde, den offenen und versteckten Kampf gegen den in völliger Zurückgezogenheit lebenden John Henry Newman. Manning vereitelte dessen Plan einer katholischen Gründung für Studenten in Oxford; er verdächtigte Newman in Rom, ließ ihn in der nunmehr von ihm und seinen Freunden abhängigen „Dublin Review" angreifen und lieferte eigentümlicherweise vor seinem Tode selbst die für ihn kompromittierendsten Schriftstücke in die Hände seines künftigen Biographen. Sie lassen nicht nur sein Auftreten gegen Newman, sondern seine Haltung in kirchlichen Dingen überhaupt im gehässigsten Licht erscheinen und ihre Veröffentlichung ist mit einer selbstvollzogenen Hinrichtung verglichen worden. Die beiden Männer, Newman und Manning, sind nur im Gegensatz zu einander zu denken. Der Zwiespalt begann, als Newman während seiner kurzen Leitung des „Rambler" eine Abhandlung über „die Beteiligung der Laien in Glaubenssachen" erscheinen ließ.

Infolgedessen wurden in Rom Erklärungen verlangt, die Newman auch gab, Manning jedoch auf dem Weg dahin unterdrückte. Es lag nicht in Newmans Absicht, etwas von dem, was er sein ganzes Leben hindurch über das Recht und die Pflicht freier Meinungsäußerung bekannt hatte, zurückzunehmen oder zu modifizieren. Aber über religiöse Fragen hielt er fortan polemische Auseinandersetzungen in der Tagespresse für nutzlos, sehr oft für schädlich, und so riet er 1861 dazu, den „Rambler" zu sistieren.

In dieser Zeitschrift waren Actons erste Publikationen erschienen. Er schrieb u. a. eine historische Darstellung der Begründung und Entwicklung der weltlichen Macht des Papsttums, eine Kritik von Stuart Mills „On Liberty", einen Essay über Cavour. Alle diese Beiträge sind in maßvollem Ton gehalten und sehr wichtig für den Entwicklungsgang des Verfassers; denn die Probleme, die ihm als die entscheidenden galten, begegnen uns bereits in diesen Erstlingsarbeiten. Über die Kirche des Mittelalters schreibt Acton u. a.:

Der Kampf zwischen Kirche und Welt wurde zum Streit zwischen Kirche und Staat, zwischen Priestertum und Kaisertum; und während keines der beiden an die Sicherstellung seiner Rechte unter gleichzeitiger Achtung der Rechte des andern glaubte, gelangte jedes zur Überzeugung, es sei nur dann gesichert, wenn es vorherrsche. Der Begriff der Überlegenheit der kirchlichen Macht reifte zur Überzeugung von der Wertlosigkeit der weltlichen Macht und zur Ableitung ihrer Autorität von der Kirche. Eine bessere spekulative Basis im Konflikt mit dem Staat wurde in jenen Tagen nicht gefunden. Diese antipolitische Theorie wurde durch Schriftexte verteidigt, mit jener Geläufigkeit des Zitierens und mit jener Ehrfurcht vor dem geschriebenen Wort, die charakteristische Eigentümlichkeiten des Mittelalters sind. Die durch den hl. Augustinus populär gewordene Anschauung vom Antagonismus der beiden Reiche der Kirche und des Staates unterstützte eine solche Theorie. Sie wurde besonders bestätigt und gefördert durch den Einfluß der altheidnischen Literatur, die

der theokratischen Doktrin eine demokratische Basis gab. Der heidnische Begriff vom Tyrannenmord wurde ein Bundesgenosse in der Entwicklung jener Anschauung von der untergeordneten, abgeleiteten Natur aller weltlichen Gewalt, auf deren Grund das Absetzungsrecht so oft verteidigt worden ist. Daß diese Anschauung von der Rechtmäßigkeit, Tyrannen zu töten, aus heidnischen Quellen in die katholische Theologie eingedrungen und nicht etwa ein Produkt christlicher Ethik ist, läßt sich durch das Vorhandensein derselben in ihrer beleidigendsten Form in den Werken eines Mannes nachweisen, der tiefer als fast irgendeiner seiner Zeitgenossen von klassischer Bildung durchdrungen war, und der vor dem Zeitpunkt schrieb, wo solche Fragen in den Schulen diskutiert wurden, bevor das, was wir scholastische Theologie nennen, bekannt zu werden anfing.

Acton meinte Johann von Salisbury und verweist auf dessen „Polycraticus". Der Essay über Mill gewann die Bewunderung Gladstones, der die geistige Atmosphäre, aus der die Kritik Mills kam, als diejenige bezeichnete, in der er selbst lebe. Acton sprach von Mill ohne Sympathie, aber mit gerechter Würdigung seines Wertes und begegnete seiner Bezeichnung der christlichen Moralität als einer negativen, mehr passiv als aktiv gedachten, mit einer schönen und beredsamen Auseinandersetzung des christlichen Ideals, das nicht „Unschuld", wie Mill es ausdrückt, sondern „Heiligkeit" verlange.

„Moralität," schrieb Acton, „ist dem Menschen *natürlich*; ihre leitenden Gedanken sind, unabhängig von direkter Offenbarung, durch den Schöpfer dem Gewissen eingeprägt . . . Gott *offenbart* seinen Geschöpfen nicht, was die Veranlagung, mit der er sie ausgestattet hat, ihnen selbst zu finden ermöglicht, und infolgedessen ist es keine Beeinträchtigung der geoffenbarten Moral des Evangeliums, wenn man sagt, daß es kein vollständiges ethisches Gesetzbuch ist. Das Christentum offenbart uns die wahren Beziehungen zwischen dem Menschen und Gott und die Bestimmung des Menschen über das Grab hinaus; die christliche Moralität ist demnach jener Teil der Moral, der den Menschen lehrt, sein Leben so zu verbringen, daß er sein wahres Ziel in der Ewigkeit erreiche . . ."

Mit der gleichen Innigkeit wie in jener Jugendarbeit hat Acton selten wieder vom religiösen Ideal gesprochen, das seine Seele erfüllte. Aber unablässig war er bestrebt, es in seinem Leben zu verwirklichen, und auch auf anscheinend fernliegenden Gebieten blieb sein Denken auf die Interessen gerichtet, die er wert hielt, ihm zu dienen.

Die Umwandlung des von den Bischöfen nach wie vor beanstandeten „Rambler" in die „Home and Foreign Review", 1861, war ein letzter Versuch, im Einverständnis mit dem Episkopat den Katholiken Englands ein wissenschaftliches Organ zur Verfügung zu halten. Acton blieb einer der Herausgeber auch dieser Zeitschrift und ihr vorzüglichster Mitarbeiter. Im „Rambler" hatte er, kurz nach Cavours Tod, eine strenge Wertung des Staatsmannes gegeben, dessen Freiheitsbegriff, wie er sagt, nur dem Staat, nicht der Kirche und auch nicht dem Individuum galt.

Die neue Zeitschrift, an der Acton hervorragende Kräfte ohne Unterscheidung des Bekenntnisses beteiligte, eröffnete ein Artikel von ihm über die „Nationalitäten". Die Idee, sagt er, die infolge der Teilung Polens das, was zuerst ein bloßes Gefühl war, zu einem politischen Anspruch erhob, wurde im Kampf gegen Napoleon abwechselnd benutzt und hierauf unterdrückt, bis Mazzini

sie zu einem politischen System gestaltete, indem er der liberalen Bewegung den Rückhalt der Nationalität gab. Wie der Gleichheitsbegriff und der Kommunismus ist sie revolutionären Ursprungs und in der demokratischen Theorie der Souveränität des allgemeinen Willens mit einbegriffen. Die Nation wird zur idealen, auf Rasse begründeten Einheit, ohne Rücksicht auf äußere Ursachen, auf Überlieferungen, auf bestehende Rechte. Im Gegensatz zu diesem Begriff der Nationalität, der den Staat mit ihr gleichsetzt, ist die Vereinigung verschiedener Nationalitäten in einem Staat eine ebenso notwendige, von christlichen Einflüssen geförderte Bedingung der Zivilisation, als es die Vereinigung der Einzelnen zur Gesellschaft ist. Der christliche Begriff der Freiheit schuf Raum für die verschiedenen Rassen in einem Staatswesen. Unser Zusammenhang mit der Rasse ist ein bloß natürlicher oder physischer, während unsre Pflichten gegen die politische Nation ethischer Natur sind. Den Zweck der Freiheit erfüllt nur der Staat, der verschiedene Nationalitäten einschließt, ohne irgendeine derselben zu bedrücken. Ebenso bestimmt trat Acton in dieser Zeitschrift und später in einem besonderen Vortrag „über den amerikanischen Bürgerkrieg und seine Stelle in der Geschichte" auf die Seite der Südstaaten in ihrem Kampf gegen den Norden. Die Sklaverei, „ein Anachronismus in der Entwicklungsgeschichte des 19. Jahrhunderts", nennt er den Ideen politischer Moralität weniger entgegengesetzt als den gefälschten Freiheitsbegriff, mit dem der Norden sie bekämpfte. Denn ein Gemeinwesen, welches die Sklaverei einschließt, vermag dennoch die politische Freiheit vollkommener auszubilden als ein solches, das absolute Souveränität duldet. Die Ursache der Sezession war nicht die Sklavenfrage, wohl aber war diese der Anlaß, weswegen die Sezession fehlschlug. Das eine vorherrschende Element im amerikanischen Krieg, neben dem alle andern in verhältnismäßige Bedeutungslosigkeit versinken, war die Verteidigung des Self-government, der von Südcarolina erhobene Rechtsanspruch, aus der Union zu treten. Die entgegengesetzte Theorie von einer höchsten, unzweifelhaften, absoluten Gewalt führt Acton, zum Teil in den eigenen Worten der Urheber der amerikanischen Verfassung, auf das Mißlingen der Versuche von Jefferson, von Hamilton und ihrer Kollegen zurück, eine Schranke gegen die Allmacht der Majoritäten zu errichten, die er unverträglich mit dem Begriff wahrer Freiheit nennt. Er bekannte sich zu Calhouns Doktrin von der Souveränität der Einzelstaaten und erwähnte noch in einem Brief von 1881, wie „die Kapitulation von Lee ihm das Herz gebrochen habe".

Schon die Prüfung dieser ersten Schriften nötigt zur Beantwortung der Frage, was Acton unter Freiheit verstand? Er antwortet:

„Unter Freiheit verstehe ich die Gewährung der Sicherheit für jeden Einzelnen, das tun zu können, was er für seine Pflicht hält." „Die nötige Autorität, um die wenigen gegen die vielen zu schützen, ist nicht der Freiheit zuwider, es ist die Bedingung der Freiheit." „Freiheit ist nicht ein Mittel zur Erreichung eines höheren politischen Zieles. Sie selbst ist das höchste politische Ziel . . . Ein edelgesinnter Geist zieht es vor, daß sein Land arm, schwach und ohne Bedeutung, aber frei, lieber als mächtig, gedeihend und geknechtet sei. Es ist besser, der Bürger eines unansehnlichen Gemeinwesens in den Alpen zu sein, als der Untertan der stolzen Autokratie, die die Hälfte Asiens und Europas überschattet." „Das Gesetz

der Freiheit erstrebt die Abschaffung der Herrschaft von Rasse über Rasse, Glaube über Glaube, Klasse über Klasse. Es ist nicht die Verwirklichung eines politischen Ideals, es ist die Erfüllung einer sittlichen Verantwortung." „Der Fehler des klassischen Staates bestand darin, daß er versuchte, zugleich Kirche und Staat zu sein, und dadurch den Individualismus schädigte, indem er über Religion bestimmte. Die drei Dinge, die der Freiheit im Altertum fehlten, waren die repräsentative Regierung, die Emanzipation der Sklaven und die Freiheit der Gewissen. In christlichen Tagen hat Thomas von Aquin die Theorie der Whig-Revolution antizipiert." „Cui Christus vim intulit?" schrieb Graf Bonifacius dem heiligen Augustinus. „Quem coegit? Wem hat Christus Gewalt angetan? Wen hat er gezwungen?"

Diese räumlich und zeitlich weit voneinander getrennten Stellen aus Actons Schriften, die wir hier vereinigen, liefern den Beweis, daß sein politisches Glaubensbekenntnis sich zwar bereichert und vertieft, niemals aber verändert hat. Ganz aus denselben Gründen, die ihn dazu veranlaßten, den katholischen Glauben zu bekennen, weil er ihn für wahr und die katholische Kirche dazu berufen hielt, ihn zu lehren, aus ganz denselben Gründen liebte er die Freiheit als die notwendige sittliche Voraussetzung, „the beginning of real Religion, a condition of interior Catholicism", wie er 1891 an Gladstone schrieb. Der religiöse Glaube, so dachte Acton, setzt Aufrichtigkeit voraus; er ist ein Geschenk, für das in unehrlicher Gesinnung kein Raum vorhanden ist. Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß sein politischer Glaube auf ganz ähnlichen Voraussetzungen beruhte, daß es sich hier wie dort um Grundsätze, um Moralität, um ewige Interessen, ganz ebenso wie um Tugend und Laster im Privatleben für ihn handelte. Die Frage, wie diesen Interessen am besten gedient werden könne, hat Acton als Historiker und dahin beantwortet, daß „Geschichte die wahre Auslegung — the true demonstration — der Religion sei".

Das Gewissen zu entwickeln, zu vervollkommnen und zu waffnen, ist die große Tat der Geschichte, die Hauptaufgabe, die sie jedem stellt, und die vornehmste Triebkraft dabei ist Religion, oder was der Religion gleicht."

Was die Menschen Wahrheit zu nennen pflegen, sagt irgendwo Newman, ist die Erkenntnis von Tatsachen, soweit eine solche Erkenntnis reicht. Acton zögerte von Anfang an keinen Augenblick, nach den Gesetzen einer unparteiischen Kritik an die Erforschung der historischen Tatsachen heranzutreten. Seine wichtigsten Beiträge in der „Home and Foreign Review" behandelten Friedrichs des Großen „Matinées Royales", die geheime Geschichte Karls II., die waldensischen Fälschungen, die Papstfabeln des Mittelalters im Anschluß an das kurz zuvor erschienene Werk seines Lehrers Döllinger. Die meisten dieser Arbeiten waren kirchengeschichtlichen Inhalts und beruhten auf der Voraussetzung, daß weder der katholische Theologe noch der katholische Historiker zu irgendwelchen Kompromissen zwischen Wahrheit und seinen vorgeblichen Interessen oder zu einem Verzicht auf intellektuelle Freiheit veranlaßt werden könne.

Man schrieb 1863. Bereits zwei Jahre früher, am 18. März 1861, hatte eine päpstliche Allokution die Täuschung derjenigen beklagt, die im Gegensatz zu den ewigen Gesetzen göttlicher Gerechtigkeit von Versöhnung mit dem Fortschritt, dem Liberalismus und der modernen Zivilisation sprechen und

sich dennoch Freunde der Religion nennen. Die Spitze der Erklärung war gegen die liberalen Katholiken in Frankreich, insbesondere gegen den bereits sterbenden Lacordaire gerichtet, dessen Sympathien für ein einiges Italien ebenso bekannt wie seine Verurteilungen des ultramontanen Systems waren, das Veuillots „Univers“ in Paris und die „Civiltà cattolica“ in Rom mit fanatischer Unduldsamkeit verfochten. Lacordaire starb mit dem Bekenntnis auf den Lippen, er bleibe bis zum Ende ein katholischer Büßer und ein unbußfertiger Liberaler. Sein Freund und Biograph, Graf Montalembert, der bis dahin durch Zugeständnisse die Stellung seiner Partei in Rom zu retten gesucht hatte, sah die Erfolglosigkeit der Taktik ein und erklärte sich bald darauf, auf dem Katholikenkongreß zu Mecheln, in unzweideutiger Weise für Gewissensfreiheit und gegen den Absolutismus in Staat und Kirche. Inzwischen hatte sich Actons alter Gönner und Lehrer, Kardinal Wiseman, zur Maßregelung der „Home and Foreign Review“ entschlossen. Er benützte eine öffentliche Gelegenheit, um den Mangel an Zurückhaltung und Ehrfurcht in der Behandlung von Personen und Dingen von seiten dieser Zeitschrift, die am Rande des gefährlichsten Abgrunds von Irrtum sich bewege, und ihre Bevorzugung unkatholischer vor katholischen Instinkten, Tendenzen und Motiven zu beklagen. Der Kardinal verhehlte nicht, daß er in höherem Auftrag spreche. Acton übernahm es, dem Kardinal Rede zu stehen. Er rechtfertigte die Zeitschrift bezüglich einiger untergeordneter, längst in Vergessenheit geratener Angaben, die Wiseman beanstandet hatte, und sprach mit Liebe und Dank von dessen Werk in England.

„Die Home and Foreign Review,“ so lautete jedoch seine Erklärung, „verfolgt keine andern Ziele und bezweckt keine andern Lösungen als solche, die der Kirche selbst frommen. Die Lehre, die sie empfängt, und die Autorität, der sie gehorcht, sind keine andern als diejenigen, die den Kardinal selbst zur Unterwerfung verpflichten. Sie wünscht, mit ihm zu gehen, und ist bereit, Irrtümer zurückzunehmen und Fehler wieder gutzumachen, wenn es ihr widerfuhr, solche zu begehen. Aber zugleich halten wir, ihre Mitarbeiter, uns überzeugt, daß die moderne Gesellschaft keine Bürgschaft der Freiheit, kein Werkzeug des Fortschritts, kein Mittel zur Erforschung der Wahrheit gefunden hat, das uns gleichgültig lassen oder unser Mißtrauen erwecken könnte. Wir sehen keine notwendig trennende Schranke zwischen unsern eigenen politischen oder wissenschaftlichen Überzeugungen und denen der besten und weisesten Männer, die das religiöse Bekenntnis von uns scheidet. Wir erinnern uns der Verwicklungen, der Niederlagen, der Ärgernisse, die eine falsche Apologetik und ein mißverstandener Eifer gegen die Kirche heraufbeschworen haben, weil übelberatene Verteidiger sie mit den Waffen der Unwahrheit und Verleumdung gegen vorübergehende Angriffe zu schützen versuchten, oder weil grundsatzlose Parteigänger sie mit dem Absolutismus verbanden, wo es Privilegien zu retten galt, und der Reform nur dann verpfändeten, wenn sie Verfolgung litt. Wir fragen, was dadurch gewonnen wurde, daß man den Geist der Kirche preisgab, um äußern Umständen Rechnung zu tragen und irdische Vorteile zu gewinnen? Auch bei unsern heutigen Gegnern wird die Einsicht reifen, daß den Katholiken eine höhere, edlere Laufbahn bestimmt ist als jene, die in Angst beginnt und nicht in Sicherheit endet. Der Unterschied zwischen wahrer und falscher Religion ist der, daß die erstere alle Dinge nach dem Maßstab ihrer Wahrheit, die andre nach dem Maßstab der eigenen Interessen wertet. Ein politisches Gesetz oder eine wissenschaftliche Entdeckung kann dem Glauben oder der Moralität einzelner gefährlich werden, aber auf diesen Grund hin kann die Wissenschaft ihnen nicht widerstehen.“

Kardinal Wiseman brach nun zwar die Polemik ab, aber sein einstiger Schüler verwechselte den Waffenstillstand nicht mit einem Friedensschluß. Er wußte, daß er nicht einzelne Menschen, sondern ein System zu bekämpfen hatte, und benutzte die ihm gewährte Frist, um seinen Gegensatz zu demselben ein für allemal festzulegen. Es geschah im Artikel „Ultramontanismus" in der Julinummer seiner Zeitschrift, 1863. Acton sagt im wesentlichen folgendes: In vorrevolutionären Tagen und seit der Reformation bezeichnete der Ausdruck das strikte römische im Gegensatz zum gallikanischen System. Die Kontroversen zwischen beiden Systemen waren insofern untergeordneter Natur, als keines von beiden bei dem damaligen Zustand historischen Wissens seine Ansprüche geschichtlich zu begründen vermochte. Man verteidigte Thesen, weil man die Tatsachen nicht oder nur sehr unvollständig kannte. Gallikaner und Ultramontane behaupteten, die Sache der Freiheit zu vertreten, aber beide gehörten einem absolutistischen Zeitalter an. Das gallikanische System wurde von den Fürsten als Werkzeug zur Ausdehnung ihrer Macht über die Kirche gebraucht. Durch das ultramontane System wurde das Prinzip des Absolutismus in der Kirche selbst eingeführt. Beide Systeme waren Auskunftsmittel, die die kirchliche Freiheit schädigten und die Autorität über das Gesetz erhoben. Die Voraussetzungen für diese Zustände fielen mit der Revolution, und gegen die Wiederkehr ähnlicher Katastrophen verbündeten sich nach 1814 Staat und Kirche. Für die letztere nahmen zunächst nicht Priester, sondern Laien das Wort. Ein Mann von Genius, Joseph Graf de Maistre, entsagte den Freiheitsbegriffen seiner Erstlingsschriften und schuf dem modernen Ultramontanismus die Theorie, die den Katholiken seiner Zeit bis dahin fremd gewesen war. Sie siegte erst nach dem Tode ihres Verkünders. De Maistre fand die Quelle des über die Welt hereingebrochenen Unheils im Verfall des Glaubens und in der Schwächung der Autorität. Er lehrte die Notwendigkeit unbedingten Gehorsams und das Verdienst des Leidens; er warnte gegen die Gefahren der Selbstbestimmung und der Freiheit; er verurteilte nicht nur den revolutionären Despotismus, sondern auch die verfassungsmäßigen Regierungen. Die Monarchie allein konnte die Gesellschaft retten, indem sie den Monarchen unter der Herrschaft des Gewissens beugte und den Nationen ihre Gebieter stellte. Es war Pflicht der Monarchie, die Religion zu erhalten, Irrtum und Sünde zu strafen, den Glauben gegen das Wissen zu verteidigen und selbst den Aberglauben zum Schutz der Religion aufzubieten. Wie der Fürst im weltlichen Staat, so wurde der Papst unfehlbarer Herr in der Kirche und die höchste Instanz auch der weltlichen Macht; denn die Quelle der Macht ist eine und dieselbe, und man ist gezwungen, ihre Unfehlbarkeit selbst da, wo sie nicht ist, bei den weltlichen Regierungen vorauszusetzen, wenn man ihren Bestand nicht erschüttern will. Jede Auflehnung gegen sie ist Rebellion und Verrat. Unbedingter Gehorsam, nicht nur in geistlichen, sondern in weltlichen Dingen, ist der Prüfstein katholischer Glaubenstreue. Geistreicher, rücksichtsloser, triumphierender hat kein andrer wie de Maistre die Theorie des Absolutismus verfochten. Der Mantel dieses Propheten fiel auf die Schultern eines kaum weniger beredsamen Priesters. Den Fanatismus dieses Priesters,

Felix de Lamennais, dämpfte keine weltkundige, spottende Weisheit, wie de Maistre sie besaß. Lamennais glaubte die Theorie seines Meisters zu stützen, indem er das Vorhandensein aller sicheren Demonstration der Evidenz leugnete und diese vom allgemeinen Konsens der Menschheit abhängig machte. Einen andren Wahrheitsbeweis besitzt das Individuum nicht, und das Organ dieser allgemeinen Vernunft ist das Papsttum. Wenn die Unfehlbarkeit der allgemeinen Vernunft der Ursprung der Gewißheit ist, so ist sie auch die Quelle der Autorität, und so wurde der Papst nicht nur über die Fürsten, sondern auch über Denker und Forscher gesetzt. Als nun die Regierung Karls X. in Frankreich dem Volk verhaßt wurde und mit der Kirche in Streit geriet, appellierte Lamennais an das Volk als Quelle der Macht und an den Papst als Organ derselben. Nachdem der Papst versagt hatte, indem er sich weigerte, die ihm zugeschriebene schrankenlose Macht auszuüben oder anzuerkennen, fiel Lamennais ab und starb als Anhänger der extremen Demokratie. Seine Theorie aber überlebte ihn, einerseits im Ultramontanismus, andrerseits im Traditionalismus, der die Lehre von der Unfähigkeit der Vernunft in ein System brachte, das von Konzilien und Papsttum, mit Berufung auf diese, verurteilt wurde.

Die Gegnerin der Theorie von de Maistre und ihrer Weiterbildung durch die Schule von Lamennais, war vor allem die Geschichte.

„Auf Geschichte angewendet," schreibt Acton, „wurde die Lehre von der Eitelkeit alles Wissens zu der der alleinigen Gültigkeit der kirchlichen Lehre, auch auf historischem Gebiet. Keine historische Tatsache, keine authentischen Dokumente wurden für verläßlich genug erachtet, um gegen theologische Meinungen aufgeboten zu werden. Der Anteil der Ignoranz und des Übelwollens wurden als so groß, die Fähigkeiten der sich selbst überlassenen Vernunft als so gering vorausgesetzt, daß nur die kirchliche Autorität auch auf ihr ganz fernen Gebieten als sichere Führerin erschien. Eine gemeinsame Basis der Kritik für Katholiken und Andersdenkende fiel weg. Alles Protestantische wurde principia negans . . . Die Theologie wurde fast ausschließlich scholastisch, zurück- und nicht vorwärtsblickend. Die Politik wurde nicht durch Grundsätze, sondern durch Interessen bestimmt. Die Haltung der Parteien, die sie vertraten, fiel auf die Kirche zurück."

Actons Ausführungen beziehen sich auf die Folgen dieses Zustandes für die Geschichtschreibung. Fälschungen wurden verteidigt, die Verfolgungstheorie wurde gerechtfertigt. Autoren, deren Namen längst so vergessen sind wie ihre Bücher, schrieben, der eine die Bartholomäusnacht, der andre den Mord Heinrichs III. den Hugenotten zu. Louis Veuillot fand Geschichtschreibung überhaupt gefährlich und gab den Rat, keine Zeit damit zu verlieren, da Unwissen dem Dienste der Wahrheit ebenso förderlich als Wissen sei. Gegen solche Torheiten und Verirrungen bot Acton das Zeugnis der besten katholischen Schriftsteller seiner Zeit auf. Er zitiert de Broglie, Maret, Eckstein, Gratry usw. in Frankreich, Gügler, F. Baader, Möhler, Kuhn, Döllinger und andre in Deutschland. Er beruft sich auf den Ausspruch von J. Görres in der Einleitung zu Diepenbrocks „Suso":

Diejenigen, die Wahrheit verschleiern wollen, sind im Irrtum; heute mehr als je ist das die schlimmste Politik. Sie ist gefährlich, weil sie unehrlich und zudem ganz nutzlos ist. Ich stimme überall und furchtlos für die reine Frische der Wahrheit.

Dem Ultramontanismus, den er verurteilte, setzte auch Acton einen Begriff der Kirche entgegen, nach dem er den Fortschritt als Bedingung ihres Daseins und als Gesetz ihres Wesens bezeichnet:

Während sie ihre Lehren beständig entwickelt und aus der unerschöpflichen Überlieferung der Unterweisungen unsres Herrn Wahrheit enthüllt, gestaltet sich ihre Tätigkeit zur immer gegenwärtigen Anregung und Anleitung für die Fortbildung ihrer Gesetze und die Entwicklung des Wissens . . . Dieses Wachstum der Erkenntnis setzt keine neuen Offenbarungen, keine fortdauernde Eingebung voraus; sie ist vielmehr eine Errungenschaft des christlichen Geistes in seinem Kampf gegen die wechselnden Formen des Irrtums. Der Erfolg wird durch Anstrengung gewonnen, nicht, wie der Glaube selbst, einfach geschenkt. Die Entwicklung der Lehre ist unerläßlich zur Bewahrung ihrer Reinheit, und der intellektuelle Akt, der den Glauben begleitet, ist der Vermittler des Fortschritts der Kirche in religiöser Erkenntnis. Da ihr die Fülle alles Wissens nicht ein- für allemal gegeben wurde, und da ihre Autorität eine Menge von Dingen ungewiß läßt, muß sie sich auf andre Hilfsmittel zur Gewinnung dessen beziehen, was ihr nicht durch Erbrecht zukam. Infolgedessen geht der fortschreitenden Erforschung geoffenbarter Wahrheit eine ununterbrochene geistige Arbeit angesichts der Autorität, auf der Grundlage des Glaubens und innerhalb einer Sphäre der Einheit und Liebe zur Seite, zum Zweck, alles Wissen der Religion tributpflichtig zu machen und die Anbetung Gottes in Einklang mit seinen Worten, seinen Werken und seinen Absichten zu bringen. Denn die volle Auslegung der Wahrheit ist die Bestimmung, die dem Menschengeschlecht hienieden gesetzt ist . . . Religion kann verständlich werden, wenn wir uns die Mühe geben, sie verständlich zu machen; ihre Beweise können erbracht, ihre Gesetze nachgewiesen und Gewissen und Vernunft können veranlaßt werden, sie anzuerkennen. Die Katholiken sind die einzigen, die ein solches Arbeitsfeld mit völliger Freiheit in Angriff nehmen können; denn sie allein besitzen eine vollkommen klar umgrenzte, von allen andern Sphären des Denkens unterschiedene Religion; sie allein vermögen ohne den Argwohn des Zweifels und ohne Furcht vor dem Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen in diese Sphären einzudringen. Wo immer diese klare Unterscheidung von Katholiken vergessen wurde, folgte die unvermeidliche Niederlage, und diese Niederlage endigte mit dem Sieg der Wahrheit. Denn die Autorität kann sich zwar mit ihrem eigenen Gesetz in Widerspruch setzen, aber das Gesetz wird in diesem Fall durch die Niederlage der Autorität gerechtfertigt. Das geschah u. a. auf politischem Gebiet während des Dramas der sizilianischen Vesper und auf naturwissenschaftlichem Gebiet in der Opposition zu Galilei. Diese Experimente lehrten die Autorität ihre Grenzen und den Gehorsam seine Schranken erkennen; sie zerstörten die letzten denkbaren Hindernisse der Freiheit, mit der ein Katholik auf dem Gebiet induktiver Forschung sich bewegen kann.

Wenige Monate nach dieser Veröffentlichung berichtete Acton als Zeuge über die Versammlung katholischer Gelehrten zu München. Döllinger hatte ihr Zustandekommen veranlaßt, um die Gegensätze innerhalb der katholischen gelehrten Welt zu einem friedlichen Ausgleich zu bringen. Auch bei dieser feierlichen Gelegenheit beherrschten ihn der Gedanke und die Hoffnung seines ganzen Lebens, die Glaubensspaltung, an der zunächst Deutschland krankt, zu überwinden. Während er an die Pflicht erinnerte, in den Systemen Andersgläubiger das Antikatholische und Trennende nachzuweisen, mahnte er die katholische Theologie an die Notwendigkeit, die eigene Lehre in organischer Vollendung darzustellen, das Dauernde und Wesentliche vom Zufälligen oder Fremden zu scheiden, in Demut, in Liebe, in Selbstüberwindung das Gute und Wahre, wo immer es sich finde, anzuerkennen, über die eigenen Mängel

und Sünden keinen Schleier zu werfen, die analytische Methode des Mittelalters durch das Prinzip der historischen Entwicklung zu ersetzen und den Irrungen der Wissenschaft mit wissenschaftlichen Waffen zu begegnen. Er verpflichtete sich und seine Hörer zur Unterwerfung unter den geoffenbarten Glauben, nach der Lehre der katholischen Kirche, und erklärte, der Gehorsam gegen ihre unfehlbare Autorität stehe nicht im Widerspruch mit der aller wissenschaftlichen Arbeit notwendigen Freiheit. Es gelang ein letztes Mal, die Vertreter der verschiedensten Richtungen, deutsche Führer des Ultramontanismus und Gesinnungsgenossen Döllingers im Zeugnis für seine Orthodoxie zu vereinigen und Konflikte von den Beschlüssen der Versammlung fernzuhalten, die unter Mitwirkung von Bischöfen tagte und mit dem päpstlichen Segen auseinanderging.

Actons meisterhafte Darstellung ihrer Beratungen und der Standpunkte ihrer Teilnehmer gehört, wie fast alles, was er schrieb, zu den wertvollsten Beiträgen für die Kenntnis der religiösen Geschichte des Jahrhunderts. Diese Darstellung läßt durchblicken, daß er die edlen Illusionen seines Lehrers auf die Möglichkeit einer Verständigung der Geister nicht mehr teilte. So traf ihn das Breve Pius' IX. an den Münchner Erzbischof, vom März 1864, auch nicht unerwartet. Dieses Breve beantwortete die Beschlüsse der Gelehrtenversammlung mit der Erklärung, alle Meinungsäußerungen katholischer Schriftsteller seien der Autorität römischer Kongregationen unterstellt, und bezeichnete es als unrecht, wenn auch nicht als häretisch, wenn sie den Entscheidungen dieser Kongregationen sich nicht fügten. Actons „Home and Foreign Review" brachte hierauf, mit seinem Namen unterzeichnet, den denkwürdigen Artikel „Conflicts with Rome", mit dem er die Zeitschrift schloß. Er erklärte, die vom Breve aufgestellten Meinungsäußerungen seien weder neu noch die darin vertretenen Grundsätze annehmbar für ihn und seine Gesinnungsgenossen. Er beharre auf den Grundsätzen und stehe zugleich davon ab, die Autorität anzugreifen, die sich mit ihnen in Widerspruch gesetzt habe. Die Kirche sei weder ein Despotismus, der auf die Mitbeteiligung der Gläubigen durch Ausdruck ihrer Überzeugung verzichten könne, noch sei sie eine organisierte Anarchie, in der die Autorität, auch da, wo sie von der Berechtigung ihrer Handlungen nicht zu überzeugen vermöge, das Recht, Unterwerfung zu fordern, verliere. Er werde daher, durch das Breve gewarnt, eine bestimmtere Verurteilung der von ihm vertretenen Ansichten vermeiden, indem er die Zeitschrift aufgebe, deren Zweck es war, zugleich der Religion und der Wissenschaft zu dienen, und die zwecklos werde, sobald man diese Interessen trenne. Entmutigung sei nicht am Platze; denn nichts vermöge die wissenschaftliche Fortentwicklung des katholischen Gedankens aufzuhalten:

> Die Zeitschrift war nur eine partielle, vorübergehende Verkörperung einer unsterblichen Idee, der flüchtige Widerschein des Lichtes, das in den Seelen der schweigenden Denker der Kirche fortlebt und leuchtet.

Kurz nach diesem Schriftstück, das gleichfalls eine Darstellung der ganzen kirchenpolitischen Lage gab, erschien der Syllabus von 1864. Acton hatte seinen Erklärungen nichts hinzuzufügen, erneuerte aber den Versuch nie mehr,

unter katholischer Fahne katholische Interessen zu vertreten. Ihre Verteidigung setzte er auf neutralem Gebiete fort: 1867 durch Herausgabe der Wochenschrift „The Chronicle“ und, als ihre Raumverhältnisse sich ungenügend erwiesen, durch Übernahme der „North British Review“, für die er bis 1872 die Hauptlast der Arbeit trug.

III.

Der besonders in späteren Jahren gegen Acton erhobene Vorwurf, er habe wenig produziert, ist in bezug auf den Zeitabschnitt zwischen 1859 und 1872 gegenstandslos. Nicht nur, daß viele seiner wertvollsten historischen Abhandlungen in den vier genannten Revuen einander folgten, er schrieb gleichzeitig politische Tagesberichte und Kritiken über die wichtigsten Erscheinungen auf den Gebieten der Geschichte und Literatur, die nicht nur Bände füllen würden, sondern durch den Reichtum des dazu gelieferten Stoffes und die Originalität seiner Behandlung selbständigen Wert besitzen. Er regte damals und später durch Übermittlung seines handschriftlichen Materials und durch persönliche Ratschläge andre zu Untersuchungen an, die er bis ins kleinste Detail so völlig beherrschte, daß auch die verschiedenartigsten Arbeiten zu seinem eigensten Forschungsgebiet zu gehören schienen. Werke, die er aus reinem, selbstlosem Interesse für die Sache und nicht für die Öffentlichkeit durchprüfte, kehrten oft in veränderter Gestalt an ihre Verfasser zurück. Seite um Seite versah er, wenn nötig, mit Noten und Korrekturen, die ganz neue Gesichtspunkte eröffneten und zugleich die kleinsten Möglichkeiten mit einer Sachkenntnis richtigstellten, die das Bereich gelehrter Untersuchung nach einem neuen Maßstab festlegten. Es ist uns versagt, hier auf handschriftliche Beispiele, die sich in Fülle bieten würden, zu verweisen. Wir müssen uns auf die Erwähnung des in den „Letters to Mary Gladstone“ abgedruckten, allen zugänglichen Briefes von 1882 über Shorthouse „John Inglesant“ beschränken, der die Kritik dieser merkwürdigen religiösen Geschichte aus dem 17. Jahrhundert zu einem kirchenhistorischen Überblick von bleibendem Wert erhebt.

Zur Zeit, die uns hier noch beschäftigt, schrieb Acton selbst über Wolsey und Heinrich VIII., über die Borgias, über die Bartholomäusnacht, endlich, 1869, über Janus, „Der Papst und das Konzil“. Die Abrechnung des katholischen Historikers mit den Sünden und Irrungen seiner Glaubensgenossen in der Vergangenheit wurde mit Absicht am Vorabend des Zusammentritts der Kirchenversammlung gehalten, auf der noch einmal zwei Systeme sich begegnen mußten. Actons Besprechung der Lage dagegen beruhte auf dem Nachweis, wie der katholische Episkopat der Zentralgewalt in der Kirche seit 1854 und Schritt für Schritt so viel zugestanden hatte, daß den Bischöfen keine andre Form des Widerstandes gegen das in Aussicht genommene Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit offenstand als die, welche gegen die Opportunität der Definition geltendgemacht werden konnte. Das große vorliegende historische Problem, die Erklärung darüber, wie es kam, daß die alte Verfassung der Kirche durch ein andres, das Papalsystem ersetzt wurde, findet Acton durch die Geschichte seiner Entwicklung von der Mitte des 9. bis zum 16. Jahr-

hundert im „Janus“ befriedigend gelöst. Er vermißt die Lücke des Buches in bezug auf das darin nur kurz erwähnte Konzil von Trient und sagt in dieser Besprechung des Janus und an andrer Stelle:

„Das Konzil von Trient stempelte die Kirche mit dem Zeichen einer intoleranten Zeit und einer strengen — austere — Immoralität. Das Bild der Vergangenheit, das die Anschauungen der Menschen des 16. Jahrhunderts beherrschte, war falsch. Es ziemt sich, nicht zu vergessen, daß mit Ausnahme des einzigen Bischofs von Lerida alle Welt zu Trient die falschen Dekretalen für authentisch hielt. Drei Jahrhunderte haben die Welt so völlig verändert, daß die Maximen, durch welche die Kirche der Reformation widerstand, zur Quelle ihrer Schwäche und zum Vorwurf gegen sie geworden sind, und daß dieselben Gründe, die ihren Verfall verhinderten, heute ihren Fortschritt hemmen. Mit dieser Überlieferung zu brechen, bedarf es des Eingreifens derselben Autorität, die sie auferlegte, und das Vatikanische Konzil ist die erste dem Katholizismus gebotene Gelegenheit, das Werk von Trient zu reformieren, umzugestalten und zu adaptieren. Das Wesen dieser Reform ist im „Janus“ nicht angedeutet. Ebensowenig wird in demselben der Theorie der Entwicklung gedacht, eine Unterlassung, die den Anspruch des Buches auf eine Stelle ersten Ranges in der Wissenschaft beeinträchtigt.“

Im Spätherbst 1869 begab sich Sir John Acton nach Rom, wohin Gladstone aus Erwägungen politischer aber auch persönlicher Natur ihm die Berufung in das Oberhaus sandte, in dem er fortan als Baron Acton of Aldenham seinen Sitz einnahm.

Zu Rom trat der nunmehrige Lord Acton in enge Beziehungen zu den Bischöfen der Minorität. Durch die Berichte, die er als der bestinformierte aller anwesenden Laien nach München und London sandte, und deren Inhalt bis jetzt nur teilweise und unvollständig in die Öffentlichkeit gedrungen ist, bewährte er sich als der zuverlässigste Chronist der Ereignisse, wie sie Tag für Tag sich abspielten. Die Sympathie, die er für viele Bischöfe der Minorität empfand, die bewundernde Anerkennung, die ihm vor allem Georges Darboy, der Erzbischof von Paris, einflößte, vermochten ihn keinen Augenblick über die Tatsache zu täuschen, daß unter den gegebenen Verhältnissen der Kampf, den sie führten, ein aussichtsloser bleiben mußte. Nicht allein in den zusammenfassenden Darstellungen aus Actons Feder, „The Pope and the Council“ und „The Vatican Council“, die in der „North British Review“ 1869—1871 erschienen, sondern in seinem gleichzeitigen, noch ungedruckten römischen Briefwechsel mit Gladstone und Döllinger ist der Beweis dafür erbracht. Er sah die Minorität in sich gespalten und nur durch die Taktik gegen den Opportunismus zu einer äußerlichen Einheit vereint, die keine Bedingungen der Dauer bot. Die Gleichgültigkeit der katholischen Regierungen mochte gerechtfertigt werden, solange die Unfehlbarkeit selbst, eine Frage der dogmatischen Theologie, im Vordergrund stand. Die Regierungen waren vom Augenblick an beteiligt, wo politische Interessen und die religiöse Freiheit selbst in das Bereich päpstlicher Entscheidungen gezogen wurden. Statt dessen versagte nicht nur die Einsicht der Staatsmänner, sondern auch das Verständnis der katholischen Laienwelt, die, zwischen Apathie und dem ihr eingeschärften passiven Gehorsam geteilt, der Sache der kirchlichen Reform entfremdet blieb.

Nach dem 18. Juli, der zu Rom die Entscheidung brachte, und als der Fall der weltlichen Macht bereits eine vollzogene Tatsache war, richtete Lord Acton, und zwar in deutscher Sprache, sein „Sendschreiben an einen deutschen Bischof". Er verlangte in demselben Aufschluß über das Verhalten der Bischöfe der Minorität und eine Richtschnur für das seinige. Er führte die bischöflichen Aussprüche an, die diesen Episkopat zum Widerstand verpflichtet hatten, er berief sich auf alle Proteste, die gegen Vergewaltigung der Minorität, zugunsten der moralischen Einstimmigkeit, nicht der Stimmenmehrheit, gerichtet worden waren. Er zitierte die letzte Adresse vom 17. Juli, worin die Minorität erklärte, daß ihre Ansicht von der Verwerflichkeit der Lehre unverändert bleibe und nach dem Schluß der Debatte selbst noch Bekräftigung erfahren habe; er führte aber auch die bei der Vorbesprechung zu diesem Schritt geäußerten Worte eines Unterzeichners der Adresse an — es war Melchers, Erzbischof von Köln —: „Vor der Konfirmation sind wir Bischöfe und haben die Verpflichtung, nach unserm Gewissen und nach unsrer Überzeugung zu stimmen. Nach der päpstlichen Konfirmation sind wir bloß Christen und haben der Welt ein Beispiel demütiger Unterwürfigkeit unter die Urteile der Kirche zu geben." Lord Acton stellte die Frage:

„Sind Sie und die Bischöfe selbst zu später Stunde zu dieser Einsicht gekommen, und erkennen Sie das Gegenteil dessen, was Sie verfochten haben, als Lehre und Gesetz der Kirche an, dann werden Sie unvermeidlich den Drang empfinden, das gegebene Ärgernis zu sühnen. Wenn Priester und Laien die Dekrete jetzt verwerfen, so ist das die Wirkung Ihres Beispiels, das Echo Ihrer bischöflichen Worte. Von Ihnen hängt es ab, ob die Verteidigung des alten kirchlichen Organismus an gesetzlicher Schranke und an dem Ziel der Erhaltung feststehen oder ob die katholische Wissenschaft zu einem Kampf gezwungen werde, welcher sich dann gegen die Träger der Autorität selbst wenden müßte."

Die Ereignisse, nicht die Menschen, beantworteten diese feierliche Aufforderung an den Episkopat, die vitale Kraft des Katholizismus und seine Fähigkeit der Wiedergesundung nicht aus Schwäche des Glaubens an die Vergangenheit zu binden und gutzuheißen, was er bessern sollte. Gegen die politischen Folgen der Vorgänge in Rom hatte Acton gleichfalls vergebens, aber unablässig zu vorbeugender Abwehr von seiten der Mächte gedrungen. Seine Warnung, das französische Konkordat werde infolge der heillos verschärften Gegensätze fallen und eine schwere Schädigung der Religion bei dem Zustande der Dinge in Frankreich die wenigstens unmittelbare Folge seiner Aufhebung sein, erging im Frühjahr 1870 und liest sich heute wie eine Prophezeiung. In Berlin verweigerte Bismarck am Vorabend unvergleichlicher Siege jede Einmischung in Rom mit der Erklärung, für Preußen gebe es verfassungsmäßig nur den Standpunkt völliger Freiheit in kirchlichen Dingen und der entschiedenen Abwehr jedes Übergriffs auf das staatliche Gebiet. Kaum ein paar Jahre später, und der Rechtsboden war verlassen, der Katholizismus in Deutschland mit dem dem neuen Reich feindlichen Ultramontanismus gleichgesetzt und der Kulturkampf entfesselt. Auf englischer Erde schwieg die Polemik bis 1874. Dann griff Gladstone mit der Schrift „Die vatikanischen Dekrete in ihrer Rückwirkung auf die bürgerlichen Pflichten"

in dieselbe ein. Die Katholiken, so argumentierte Gladstone, erhielten ihre Emanzipation auf die Erklärung hin, daß sie in jeder Deutung des Wortes loyale und treue Untertanen des Reiches seien, und daß die päpstliche Unfehlbarkeit nicht zu den Dogmen ihrer Kirche gehöre. Nach den späteren Ereignissen, die eine dieser Erklärungen aufhoben, ist die Zuverlässigkeit der andern erschüttert, und es bietet sich das Problem, ob die Autorität, welche das von den Katholiken abgelegte Glaubensbekenntnis annullierte, nicht kompetent sein werde, ihren politischen Pflichtbegriff zu verändern.

Zum Zeitpunkt, den Gladstone zur Veröffentlichung dieser Schrift gewählt hatte, war der den Katholiken auferlegte, beleidigende Eid kurz vor Entstaatlichung der Hochkirche in Irland abgeschafft worden, und Acton wußte Gladstone entschlossen, unparteiische Gerechtigkeit gegen die Katholiken zu üben. Zugleich kannte er ihn genug, um zu wissen, daß die Flugschrift der Ausfluß seiner katholischen Gesinnung und die Wirkung der Reaktion gegen die vermehrten Schwierigkeiten war, die Gladstone von nun an vom Katholizismus trennten. Am 10. November 1874 beantwortete Acton den Angriff, den er abzuwenden vergebens versucht hatte, in dem ersten der zwei denkwürdigen „Briefe an die Times“:

„Die Doktrinen, die Sie angreifen,“ erwiderte er Gladstone u. a., „sind nicht vom Vatikanum ausgegangen. Zur Zeit, als der Testeid abgeschafft wurde, besaß der Papst das gleiche Recht und dieselbe Macht wie heute, diejenigen Fürsten, die seine Autorität angriffen, abzusetzen und in den Bann zu tun. Die von Rom am meisten geschätzten Autoren betrachteten diese Doktrin als einen Glaubenssatz; ein moderner Papst hat erklärt, sie könne ohne den Verdacht der Häresie nicht aufgegeben werden, und diejenigen, die seine Autorität in zeitlichen Dingen bezweifelten oder beschränken wollten, schlimmer als jene genannt, die sie in geistlichen Dingen verwerfen. Infolgedessen wurden Menschen dafür mit dem Tode wie andre für Blasphemie und Atheismus bestraft. Die letzten Dekrete haben die Sträflichkeit dafür weder verstärkt noch leichter anwendbar gemacht.

Das ist die wahre Beantwortung Ihrer Frage. Ihre Anklage wäre gerechter, wenn sie vollständiger wäre. Wollten Sie die Untersuchung fortführen, so würden Sie ernstere Dinge als alle von Ihnen aufgezählten finden. Und dann müßten Sie, so denke ich, zugeben, daß Ihre katholischen Mitbürger billigerweise nicht für alle Einzelheiten eines Systems zur Rechenschaft gezogen werden können, das niemals in seiner Integrität ihnen vorgelegt wurde, noch können sie für Meinungen haftbar gemacht werden, deren Vorhandensein bei Theologen sie mit größtem Widerstreben zugeben würden. Niemals ist es überdies gelungen, die Katholiken in ihrer Gesamtheit zur Anerkennung der extremen Theorien zu verpflichten, die in ihrem Schoß entstanden und durch die Autorität zur Anwendung gekommen sind. Man erwäge die Tatsachen.

Die Irländer scheuten nicht davor zurück, gegen Heinrich II. die Waffen zu ergreifen, obwohl zwei Päpste ihm die Herrschaft über sie gegeben hatten. Sie kämpften gegen Wilhelm III., obwohl der Papst seine Expedition gegen sie genügend unterstützt hatte. Selbst Jakob II., als er für Father Petre vergebens eine Mitra verlangte, erinnerte Innocenz daran, daß man ein sehr guter Katholik sein und ohne Rom durchkommen könne. Philipp II. wurde exkommuniziert und seine Rechte ihm entzogen, aber mit der vollen Zustimmung spanischer Theologen sandte er eine Armee wider Rom. Ein geringes Maß des Verständnisses ist möglich zwischen einem Menschen, der die allgemeinen Grundsätze der Moralität, wie wir sie bei der überwältigenden Mehrzahl der Schriftsteller unsrer Kirche finden, anerkennt, und

einem andern Menschen, der, nachdem er vernommen hat, daß ein Heiliger — Pius V. — den Mord einer protestantischen Königin — Elisabeth — einschärfte, oder daß ein Papst — Gregor XIII. — das Gemetzel protestantischer Untertanen guthieß, sich an die Aufgabe macht, eine neue Auslegung des Dekalogs zu finden. Nicht nur die Ungunst der Zeiten, sondern das eigentliche Wesen der Dinge ist es, das den Katholizismus vor den Folgen solcher Theorien bewahrt.

Nachdem durch Zuschriften an die „Times" die Aufforderung an Acton ergangen war, für die vorgebrachten Tatsachen den historischen Beweis anzutreten, gab er in der Nummer vom 24. November 1874 die geforderten Belege und begegnete zugleich dem Einwand, als ob eine wahrheitstreue Darstellung undogmatischer Geschichte den Widerspruch zur Lehre und Autorität der Kirche in sich schließen könne, „deren Gemeinschaft ihm teurer sei als das Leben".

Er beschwor diejenigen, deren Gefühle der Verehrung und Liebe durch das Gesagte verletzt worden waren, sich ernstlich die Frage vorzulegen, ob die Gesetze der Inquisition etwa nicht ein Schmerz und Ärgernis für ihre Seelen seien?

„Es wäre gut," so schloß er, „wenn Menschen niemals der Versuchung erlegen wären, zur größeren Sicherheit der Religion die Wahrheit zu unterdrücken oder den Irrtum zu ermutigen. Unsre Kirche beruht und unser Glaube sollte beruhen nicht auf den Tugenden der Menschen, sondern auf dem festeren Grunde einer göttlichen Institution und Leitung . . . Ich würde die Kirche entehren und sie verraten, wenn ich den Verdacht hegte, daß die Evidenz der Religion oder die Autorität der Konzilien geschwächt oder untergraben werden könnte durch das Bekanntwerden von Tatsachen wie der von mir angeführten, oder von andern, die nicht weniger schmerzlich und gewiß sind, weil sie unerwähnt bleiben."

Die Veröffentlichung der „Briefe an die Times", von denen wir nur das Wesentliche betonen, veranlaßte Manning zu wiederholten brieflichen Aufforderungen an den Verfasser, sich ihm gegenüber zu rechtfertigen. Actons Antworten sind nicht bekannt, wohl aber veranlaßte der Inhalt derselben den Erzbischof von Westminster, von weiteren Schritten abzustehen und diese dem zuständigen Bischof zu überlassen. Der Meinungsaustausch mit diesem führte zum Ergebnis, daß Actons Orthodoxie unangefochten blieb. Seine Abwehr war weder gegen eine Lehre noch gegen ein Konzil, sondern sie blieb gegen die tiefste Quelle des Unheils, gegen das System gerichtet, zu dessen Bekämpfung er auf „der Autorität der Überlieferung in der Kirche als die einzige gesetzliche Regel der Interpretation" bestand.

„Wir sind Katholiken," äußerte er damals, „weil wir die katholische Kirche für wahr halten. Hieße es noch katholisch sein, wenn wir der Gemeinschaft mit ihr die Wahrheit zum Opfer brächten?"

Nach 1874 ist Lord Acton nicht wieder in Kontroversen hineingezogen worden; aber der Inhalt und Zusammenhang seines ganzen Lebenswerkes erscheint nur dann klar und verständlich, wenn man den Standpunkt vor Augen behält, von dem aus er seinen Begriff der Kirche, seine Pflicht als katholischer Christ innerhalb derselben und seine Aufgabe als Staatsbürger und Diener der Wissenschaft erfaßte. Wohl aber kehrte die Klage seiner Jugend, er sei isoliert, und nur wenige teilten seine Auffassung der Dinge, mit verschärfter Einsicht wieder, und unter dem schmerzlichen Empfinden der Vereinsamung

wird das Urteil zu schätzen sein, das er einige Jahre später selbst über seinen geliebten Lehrer fällte:

„Sie beschrieben den Professor (Döllinger) ganz richtig," schrieb er 1879 an Mary Gladstone; „ruhige Klarheit steigerte sich bei ihm mit den Jahren, obwohl es Jahre des Konfliktes und des großen Schmerzes gewesen sind, wie ihn Männer, die nicht für sich selbst gelebt haben, um der Sache willen empfinden, für die sie lebten. Aus einem Gefühl der Würde und der Liebe weigert er sich, all das Schlimme, das in den Menschen vorhanden ist, einzusehen, und mit Rücksicht darauf, in seiner Beurteilung immer liebevoll, edelmütig und der sicheren Seite zugeneigt zu bleiben, ist er nicht immer genau in seinen Definitionen oder streng in der Anwendung von Grundsätzen. Er sucht die Wurzel der Differenzen in spekulativen Systemen, in mangelndem Wissen, in allem, nur nicht in sittlichen Ursachen, und wenn Sie länger bei uns geblieben wären, würden Sie entdeckt haben, daß das ein Gegenstand ist, der mich von ihm durch einen Abgrund scheidet, der fast zu weit für Sympathie ist."

Acton selbst setzte sich seit Ende der siebenziger Jahre eine historische Aufgabe, die so groß gedacht war und mit fortschreitenden Studien eine solche Ausdehnung und Vertiefung erfuhr, daß auch seine ungeheure Arbeitskraft sie nicht zu bewältigen vermochte. Die geplante „Geschichte der Freiheit" blieb ein Bruchstück, deren enormes, angesammeltes Material die Bibliothek zu Cambridge aufbewahrt, ohne daß Hoffnung gegeben ist, es werde eine Kraft sich finden, hingebend und mächtig genug, um die vorhandenen Bausteine zu einem Denkmal aufzurichten, das des Gedankens, der seinem Schöpfer vorschwebte, würdig wäre.

Welcher Art dieser Gedanke war, läßt sich jedoch aus zwei Vorträgen erkennen, die Lord Acton 1877 an das Auditorium seiner nahe bei seinem Landsitz Aldenham gelegenen kleinen Stadt Bridgenorth, richtete. Sie behandelten den Begriff der Freiheit, zuerst im Altertume, dann im Christentum, und gewährten in gedrängter Kürze, aber mit beredter Formvollendung den Einblick in enzyklopädische Kenntnisse. Der Lord-Oberrichter von England, Lord Coleridge, zitierte, nachdem er diese Vorträge gelesen hatte, den Ausspruch eines Papstes: „Dem Manne ist ja kein Wissen verborgen geblieben", und beneidete die braven Bürger von Bridgenorth, im Fall es ihnen gelungen sein sollte, einem solchen Sprecher zu folgen. Aber Coleridges Wunsch, der Inhalt dieser Vorträge möge weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, blieb unerfüllt. Mit der Gleichgültigkeit für die Verwertung der eigenen Produktion, die Acton eigen war, sorgte er nicht für die Verbreitung dieser Reden, deren vergilbte Blätter bis heute in wenigen Bibliotheken zu finden sind.

IV.

Seit 1865 hatte Acton durch die Ehe mit der Tochter des Grafen zu Arco-Valley das Glück seines häuslichen Herdes begründet. Sechs Kinder, von denen ein Sohn und drei Töchter am Leben sind, wurden ihm geschenkt und blieben der Gegenstand seiner beständigen Sorge und Liebe. Sein äußeres Dasein teilte sich zwischen England, dem französischen Süden und Bayern, wo er zu Tegernsee den größten Teil des Sommers zu verbringen pflegte, wenn

die Verantwortungen seiner öffentlichen Stellung ihn nicht in London festhielten. Wo er auch war, fand man ihn gastfrei, liebenswürdig, teilnehmend, von Büchern und Freunden umgeben, bis tief in die Nacht hinein mit Studien beschäftigt und dennoch immer zu geselligem Meinungsaustausch, am liebsten mit bedeutenden Menschen, bereit, aber auch nachsichtig und mitteilend für solche, die ihm nichts zu bieten hatten als Aufrichtigkeit der Gesinnung und den Wunsch, von ihm zu lernen, indem sie mit ihm sprachen. Seine Bedeutung wuchs mit den Jahren; sie war bereits 1873 anerkannt genug, um dem Gedanken, ihn als Botschafter nach Berlin zu senden, bestimmten Ausdruck zu geben. Als der Vorschlag, der ihn aus dem selbstgewählten Beruf gerissen hätte, an ihn gelangte, wies er ihn zurück. Die Episode ist typisch, nicht vereinzelt; weder weltliche Ehren noch pekuniäre Vorteile übten die leiseste Anziehungskraft auf einen Mann, dessen Idealismus sich nicht in Worten verschwendete, in dem kein Zug weltfremden Wesens störend auffiel, und dem es dennoch gelang, sein Leben unter eine so strenge Disziplin zu beugen, daß die Zeugen desselben weder Wechsel der Stimmungen noch Äußerungen des Unmuts gegen Mitmenschen, noch Spuren der Selbstsucht darin entdecken konnten. Die Außenwelt gewahrte nur die Urbanität des Auftretens, die feine, spielende Ironie, auch das Schweigen, das Actons schärfste Form der Mißbilligung war. So hat er, um nur ein Beispiel unter vielen zu geben, es stets vermieden, über Pius IX. sich zu äußern, wohl aber in seinen Briefen des Nachfolgers, Leos XIII., in eigentümlichen aber anerkennenden Urteilen gedacht. Ebenso ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, um ungerechte Angriffe am schärfsten dann zurückzuweisen, wenn sie gegen Andersdenkende gerichtet waren. Der Oxforder Gelehrte Mark Pattison hatte in wegwerfender Weise von Petavius gesprochen. Acton entgegnet, dieser Jesuit sei einer der gelehrtesten Männer, die jemals gelebt und nicht geringer als Grotius, Usher oder Selden zu achten. Der Reiz von Actons Briefen beruht vor allem auf der völligen Unabhängigkeit und Originalität seiner Beurteilung der Menschen. Carlyle galt ihm als der schlimmste der Historiker,

mit Ausnahme von Froude: Die Deutschen lieben ihn, weil er ein Echo der Stimmen ihres klassischen Zeitalters ist. Er lebte vom deutschen Denken zwischen Herder und Richter, vor seiner besten wissenschaftlichen Entfaltung. Das Deutschland seit 1840 ist von demjenigen sehr verschieden, das Carlyle inspirierte, und sein Begriff deutscher Geistesschulung war ein grotesker Anachronismus .... Aber er hatte, was selten ist, historisches Taktgefühl und einige Sympathie für Dinge, die nicht in die Augen springen, einen unbestimmten, schwankenden Begriff vom Wirken unpersönlicher Kräfte. „Past and Present“, und „The french Revolution“, obwohl ein elendes Geschichtswerk, enthalten Blitze des Genius. Oliver Cromwell hat er erfunden. Das ist sein positives Resultat, dieses und sein persönlicher Einfluß über viele bedeutende Geister, ein anregender, kein anleitender Einfluß, wie da Arthur Stanley fragte, was er tun solle, und Carlyle antwortete: „Tun Sie Ihr Bestes.“

Ein andrer hervorragender Zug in Actons geistiger Individualität lag im unablässigen Streben, dem Ursprung weltbeherrschender Ideen und Systeme nachzuspüren, ihren geistigen Stammbaum zu entwerfen. In bezug auf Leibniz, auf Malebranche, auf Bischof Butler, auf Kant, um nur diese zu nennen, liegen die interessantesten Äußerungen vor. So schreibt er an Gladstone:

Kants wegen ist Butler in Deutschland wenig bekannt oder gelesen. Die Deutschen wissen nicht, daß Kant Butlers Makrokosmus ist. Er ist Butler in großen Lettern. Sein hauptsächliches, auf die Göttlichkeit des Gewissens begründetes Argument gelangte aus der „Analogy" und den „Predigten" zu ihm. Ich will damit nicht sagen, daß Butler der Neuerer und Erfinder in ethischer Wissenschaft gewesen sei, zu welchem Leute wie z. B. Martineau ihn erheben, und behaupte vielmehr, es sei nicht unmöglich, nachzuweisen, woher er die Theorie vom Gewissen nahm, die das politische sowohl als das religiöse Denken so mächtig beeinflußte. Aber es ist nahezu gewiß, daß Kant, der kein großer Leser war, sie ihm entnahm, ohne tiefer in der Literatur des 17. Jahrhunderts zu graben. Eine größere Häresie hier auszusprechen, ist unmöglich; denn er selbst und seine Landsleute leiten ihn ab von Hume, Adam Smith und Rousseau. Sein berühmtester Ausspruch über die Stimme des Gewissens in uns und dem Firmament dort oben ist direkt von Rousseau entlehnt. Aber ich verzweifle nicht, deutsche Freunde davon zu überzeugen, daß, was Butler in einen dunklen Band mühsam zusammenpreßte, substantiell zu der subtilen und eingehenden Philosophie seines Nachfolgers ausgearbeitet wurde.

Nach dem Gesagten kann es nicht wundernehmen, daß Wissen um des Wissens willen die Klippe wurde, an der Actons Produktionskraft freiwillig scheiterte. Döllinger hatte richtig vorausgesagt, wenn Acton nicht vor seinem vierzigsten Jahre ein großes Werk vollende, werde es nie geschrieben werden. Von 1875—1895 gab Acton der Öffentlichkeit historische Essays, die Abhandlungen über deutsche Geschichtsschulen 1886, über Döllingers historisches Werk, 1890, über Wilhelm von Giesebrecht, über George Eliot. Er schuf der Geschichtswissenschaft in England ein ebenbürtiges Organ, „The English Historical Review", und beteiligte sich an derselben durch mustergültige Beiträge der Kritik. Erst das Erscheinen der Briefe an Mary, der Tochter Gladstones, während der Jahre 1880—1886 hat jedoch Fernerstehende über seinen vollen Anteil an den politischen Ereignissen einer sturmbewegten Zeit in seinem Vaterlande aufgeklärt.

Actons Bewunderung für Gladstone beruhte, wie gesagt, auf Übereinstimmung der Gesinnung in religiösen Dingen und nicht weniger auf der unerschütterlichen Überzeugung, daß dieser Staatsmann allein unter allen den optimistischen Mut der Enthusiasten besaß, selbst mit der Aussicht auf Niederlage ein Ziel des abstrakten Guten, eine Forderung politischer Gerechtigkeit zu verfolgen. In diesem Sinn hat Acton Gladstone gegenüber, wenn nicht auf Kritik verzichtet, so doch ihn überschwenglich gepriesen. An die Tochter schrieb er, sie möge nicht vergessen, daß ein whiggistischer Dämon ihn beherrsche, daß weder Pitt noch Peel in seinem Walhall lebten: „Den großen Namen Mr. Camings, den größeren Namen Mr. Burkes halte ich, seit Parteiregierung erfunden wurde, in höchsten Ehren". Es kam der Tag, wo er Gladstone den ersten Rang unter englischen Staatsmännern zuerkannte und nur Burke als politischen Denker ihm ebenbürtig fand. Den Sieg der Liberalen bei den Wahlen von 1880 schrieb er Gladstone zu und wurde der Anhänger, zuweilen der Eingeber einer Politik, die er als die Kunst bezeichnete, in großem Maßstab das Rechte zu tun. Er verteidigte diese Politik mit allen ihren Konsequenzen, und die ihn am besten kannten, führen seine eigenen Sympathien für Home Rule, für die Verwaltung Irlands durch Irländer, bis auf 1867 zurück.

Vom Augenblick an, wo Gladstone sich diesem Programm verpfändete, stand Acton mit der Hingebung einer begeisterten Überzeugung zu ihm. Sie quoll aus der Einsicht, daß die unabwendbar gewordene Teilung der Macht mit den arbeitenden Klassen, das Anwachsen der Demokratie, zur Zentralisation der Macht führen müsse, wenn nicht ein bedingter Föderalismus gegen die Gefahr, die der Freiheit dadurch drohe, aufgeboten werde. Auf Irland angewendet, hat Acton, bevor und nachdem politische Morde und Gewalttaten geschehen waren, an der Notwendigkeit dieser Lösung festgehalten, aber ohne an ihren Erfolg zu glauben. Er gab und verlangte Treue für den Führer und die Sache, auch wenn diese abscheulichen Verbrechen andauern sollten, auch wenn es diesem Führer versagt bleibe, die Saat zu ernten: „Gottes Mühlen mahlen langsam!" Aber indem er für Irland kämpfte, hegte er über die Irländer keine Illusionen. Er gedachte auch in bezug auf sie der Tage von 1870 und schrieb:

Es war eine interessante Frage, ob der Papst sich entschließen würde, den aus religiösen oder aus politischen Motiven begangenen Mord unbedingt und ausdrücklich zu verurteilen. Eine solche Verurteilung hätte unermeßliche Folgen gehabt, als direkter Widerruf des vatikanischen Systems, das mit der Lehre, ob man einen Protestanten ermorden dürfe, steht und fällt. Aber ich glaube nicht, daß ein so kühner Frontwechsel auch nur einen einzigen Priester in Irland beeinflußt haben würde.

Eine Politik wie diese, die das irische Volk für so demoralisiert hielt, daß auch die großmütigsten und weitestgehenden Zugeständnisse aller Wahrscheinlichkeit nach scheitern mußten, und die sie dennoch forderte, die, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, auf Kreta und Ägypten verzichtet hätte, die Gladstones südafrikanische Friedensverhandlungen „after disasters unavenged, in defiance of military indignation, in spite of lost prestige" guthieß: eine solche Politik rechnete mit der Niederlage, längst bevor die Unionisten der liberalen Partei sich von Gladstone lossagten, die Einheit des Reiches auf ihre Fahne schrieben und Englands Weltmacht unter den wehrhaften Schutz des imperialistischen Programms stellten.

Mit eiserner Konsequenz und auch dann drang Acton auf die gebietende Pflicht, das Beispiel einer Staatskunst zu geben, die ethische Motive beherrschten, und er pries Gladstone glücklich, in ihrem Dienste gefallen zu sein.

Merkwürdig wie die Beziehungen zwischen ihnen, war auch die amtliche Haltung Gladstones dem ergebensten seiner Freunde gegenüber. Eine Hofstelle politischer Natur blieb alles, was er, und zwar erst 1892, Acton zu geben fand. Ein römischer Katholik schien ihm nicht geeignet, die Regius Professorship auf einer englischen Hochschule zu bekleiden. Nicht Gladstone, sondern Lord Rosebery berief 1895 den nunmehr sechzigjährigen Mann in dieser Eigenschaft als Nachfolger Seeleys auf den Lehrstuhl der Geschichte zu Cambridge. Noch sechs Jahre hindurch hat Lord Acton mit der Hingebung begeisterter Liebe für die Hochschule und die ihm anvertraute akademische Jugend seines Amtes gewaltet und in ungebrochener Tatkraft die zu lange brachgelegene Energie der Schaffensfreude bewährt.

Diese sechs Jahre erleichtern dem Biographen die Aufgabe, vom Schöpfer auf das Werk zu verweisen. Zwei Bände von Vorlesungen „Über die fran-

zösische Revolution" und „Über moderne europäische Geschichte" sind druckbereit oder heute bereits erschienen. Fünf Bände der von Acton geplanten und entworfenen „Cambridge modern History" hat dankbare Pietät im wesentlichen nach seinen Ideen bis jetzt fertiggestellt. Das ganze Werk, für das er die besten Mitarbeiter, vornehmlich in England und Amerika, aber auch auf dem europäischen Kontinent gewann, ist auf zwölf Bände berechnet und bereits in der „Deutschen Rundschau" besprochen worden[1]). In seiner Antrittsrede zu Cambridge entwickelte Lord Acton die Gedanken und stellte die Grundsätze fest, nach denen historisches Denken noch mehr als historisches Wissen der Leitstern moderner Weltanschauung sein soll. Die Episoden, für die die Quellen so verwertet worden sind, daß die Resultate uns befriedigen, sind selten. Einige Abschnitte aus dem Leben Luthers und Friedrichs, ein Bruchteil der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, vieles aus der Zeit der amerikanischen Revolution und der französischen Restaurationsperiode, der ersten Jahre Richelieus und Mazarins, einige Bände von Gardiner ragen wie zerstreute Inseln im Stillen Ozean hervor.

Für Ranke selbst, den heroischen und glücklichsten Pfadfinder des eigentlichen Studiums der Dokumente, kann der Anspruch kaum erhoben werden, daß auch nur einer seiner siebenzig Bände nicht wieder in Angriff genommen und zum Teil überboten werden könnte. Aber seinem fördernden Einfluß ist es zu danken, wenn die Geschichtswissenschaft so progressiv geworden ist, daß der beste Lehrer in kurzer Zeit vom besseren Schüler übertroffen wird. Die vatikanischen Archive allein füllten 3239 Kisten, als sie nach Paris gesandt wurden, und sie sind nicht die reichsten. Wir stehen noch am Anfang des Erforschens der Dokumente, durch das die Geschichte unabhängig vom Geschichtschreiber wird und das Wissen auf Kosten des Schreibens sich entwickelt. Aber wir haben gelernt oder sollen noch lernen, mit dem besten Buch uns nicht zu begnügen, Menschen und Dinge von einander zu trennen, dem Blendenden großer Namen zu mißtrauen, die Schwäche der guten Sache ebensowenig wie die Stärke der schlechten zu unterschätzen, den Zusammenbruch von Götzenbildern nicht zu fürchten, das Talent auf seiner Höhe und den Charakter nach seiner schlimmsten Seite zu wägen. Denn Meinungen wechseln, Sitten ändern sich, Glaubensformen steigen und sinken; aber das moralische Gesetz ist auf ewigen Tafeln eingegraben. Nach der Wertung der letztvergangenen Jahrhunderte bestimmt sich der Wert des Mannes, der das Urteil fällt. Unter dem Namen von Geschichte schließt sie sein philosophisches, sein politisches, sein religiöses Bekenntnis ein. Ein Christ ist durch den Glauben gebunden, der sein Gewissen geschärft, der durch die Lehre von dem Ursprung der Sünde das Böse mit einer Bestimmtheit ans Licht gebracht hat, die vorher nicht existierte. Ihn leitet eine Offenbarung, die, voll der Barmherzigkeit nach einer Seite hin, dennoch den Zustand der Welt in furchtbarer Wahrheit enthüllt. Das Evangelium weckt den Begriff des Übels im Bewußtsein; ein Christ sieht es auch da, wo es den Blicken andrer entgeht.

---

[1]) „Ein neues Geschichtswerk". „Deutsche Rundschau", September 1904.

Die moderne Geschichte berührt uns so nahe, daß sie eine Frage von Leben und Tod für uns geworden ist und uns zwingt, uns den eigenen Weg durch sie zu bahnen. Die Historiker früherer Tage können, trotz aller Überlegenheit des Wissens und des Talentes, nicht unsre Grenze bleiben. Wir besitzen die Fähigkeit, unpersönlicher, selbstloser, unerbittlich strenger als sie zu sein. Wir sind durch die ursprünglichen, unverfälschten Aktenstücke in den Stand gesetzt, mit Reue auf die Vergangenheit, mit begründeter Hoffnung auf bessere Dinge in die Zukunft zu blicken. Unter der Bedingung, niemals zu vergessen, daß, wenn wir den Maßstab in der Geschichte erniedrigen, es uns versagt bleiben wird, ihn in Kirche und Staat aufrechtzuerhalten.

Acton hat die englische Geschichtswissenschaft, als deren größten Meister er Stubbs bezeichnet, die in Lightfoot und Hort Größen ersten Ranges besitzt, schon in aufsteigenden Bahnen gefunden. Das Ideal aber, das er ihr stellte, wurde zu seinem Vermächtnis an die englische Jugend. Wenn die Strenge seiner Forderungen auch den mutigsten seiner Schüler und Mitarbeiter schreckte, so sagten sie sich mit einem der hervorragendsten derselben, der Lehrer werde, wenn alles versagen sollte, imstande sein, die zwölf Bände der „Cambridge History“ allein zu schreiben. Es kam anders, als sie dachten. Die Last, die Acton auf sich genommen hatte, wurde zu spät auferlegt und brach seine Kraft. Zu Cambridge, wo er die glücklichsten Tage seines Lebens zubrachte, wo selbst die Steine zu ihm sprachen und der ganze Zauber klösterlicher Stille und geistiger Regsamkeit das wünschenswerteste Dasein des Gelehrten schützend umgab, zu Cambridge traf ihn der Schlaganfall, dessen Folgen er ein Jahr später, am 19. Juni 1902, zu Tegernsee erlag. Die Seinen und einige Freunde betteten ihn auf dem kleinen Friedhof mit dem Ausblick auf den See und die Berge zur Ruhe neben der geliebten Tochter, deren Augen er mit den Worten geschlossen hatte: „Sei froh, mein Kind, bald wirst du Jesus Christus sehen.“ Auch er schied mit der Zuversicht auf Ihn, in dessen Gegenwart er gelebt, in Frieden mit der Kirche, in der er einst, nicht für sich allein, um seine Seele gerungen, der sein Streben gehörte, und die sein Sterbebett tröstete.

Mit dem historischen Aufruf der alten Kaiserkrönungen: „Ist kein Dalberg da?“ war die Hochschule Münchens vorangegangen, indem sie ihm 1872, zu ihrer Jubiläumsfeier, die erste der ihm zuteil gewordenen akademischen Auszeichnungen verlieh. Wenn Lord Acton sich nicht getäuscht hat, indem er die Entwicklungen künftiger Zeiten vorauskündete, so wird die katholische Christenheit einst bezeugen, es sei zu kritischer Stunde ein Dalberg dagewesen, ein Ritter aus ihrem Geist, vornehm und selbstbeherrscht, furchtlos und treu, der an die Macht ihrer Wahrheit glaubte, über die Vergehen der Menschen in ihrem Schoß ein unerbittliches Gericht hielt, ihren göttlichen Gesetzen und irdischen Satzungen demütig gehorchte und ein Beispiel sittlicher Größe gab, dessen Segnungen fortdauern und dem Werke, das er hinterließ, das Siegel eines zielbewußten, unsterblichen Gedankens aufdrücken.

Aus unveröffentlichten Briefen und Schriften des Grafen Leo N. Tolstoi.

Deutsch
von
Adolf Heß[1]).

Zwei Lebensauffassungen.

Es gibt, strenggenommen, nur zwei logische Lebensauffassungen: eine falsche, der zufolge man unter Leben die sichtbaren Vorgänge versteht, welche sich in unserm Körper von der Geburt bis zum Tode abspielen, — und die andre, richtige, nach der man unter Leben das unsichtbare Bewußtsein seiner selbst versteht, welches man in sich trägt. Die eine Ansicht ist falsch, die andre richtig; beide sind logisch.

Die erste, falsche Ansicht, die unter Leben die sichtbaren Vorgänge versteht, die sich im Körper von der Geburt bis zum Tode abspielen, ist ebenso alt wie die Welt. Es ist nicht, wie viele glauben, eine Lebensauffassung, die von der materialistischen Wissenschaft und Philosophie unsrer Zeit zuwege gebracht worden ist; — die Wissenschaft und Philosophie unsrer Zeit haben diese Auffassung nur bis zu ihren letzten Konsequenzen durchgeführt, wo dann der schreiende Widerspruch, in dem diese Auffassung mit den Grundforderungen der menschlichen Natur steht, um so deutlicher zutage tritt; — tatsächlich ist es eine längst bekannte, ursprüngliche Auffassung von Leuten, die auf einer niedrigen Entwicklungsstufe stehen; sie findet sich bei den Chinesen und Buddhisten, den Juden und im Buche Hiob.

Diese Auffassung in ihrer jetzigen Form lautet: Leben ist ein zufälliges Spiel der Kräfte in der in Raum und Zeit sichtbaren Materie. Das, was

[1]) Die Auswahl und Zusammenstellung nachfolgender Äußerungen, die das religiöse und besonders das philosophische, gegen den Materialismus gerichtete Glaubensbekenntnis Tolstois enthalten, hat dieser selbst vorgenommen und mich zur deutschen Veröffentlichung ermächtigt, als ich bei Übersendung des Buches „Gedanken weiser Männer" um Mitteilung neuen Materials bat.
Der Übersetzer.

wir unser Bewußtsein nennen, ist kein Leben, sondern eine Sinnestäuschung, die uns vorspiegelt, daß in diesem Bewußtsein das Leben sei. Das Bewußtsein ist ein Funke, der in der Materie bei deren ganz bestimmtem Zustande aufblitzt. Er blitzt auf, fängt an zu brennen, wird kleiner und geht gegen Ende ganz aus. Dieser Funke, d. h. das Bewußtsein, in dem die Materie sich während einer bestimmten Zeit, zwischen zwei zeitlichen Unendlichkeiten, befindet, ist — nichts.

Und ungeachtet dessen, daß das Bewußtsein *sich selbst sieht und die ganze unendliche Welt, und sich selbst beurteilt und die ganze unendliche Welt, und das ganze Spiel der Zufälligkeiten dieser Welt sieht und* — *was die Hauptsache ist* — *dieses Spiel im Gegensatz zu etwas Nicht-Zufälligem ein zufälliges nennt*, — ist dieses Bewußtsein an und für sich nur das Produkt der toten Materie, eine Illusion, die entsteht und vergeht, ohne jeden Rest und ohne jede Bedeutung. Alles ist Produkt der Materie, die sich unendlich verändert, und was wir Leben nennen, ist nur ein bestimmter Zustand der toten Materie.

Das ist die eine Auffassung des Lebens. Sie ist vollkommen logisch. Nach dieser Auffassung ist das vernünftige Bewußtsein des Menschen eine Zufälligkeit, die einen bestimmten Zustand der Materie begleitet, und deswegen ist das, was wir in unserm Bewußtsein Leben nennen, eine Illusion. Es existiert nur Totes. Was wir Leben nennen, ist ein Spiel des Todes.

Die andre Lebensauffassung ist dagegen folgende: Leben ist nur dasjenige, dessen ich mir in mir bewußt bin. Ich bin mir aber meines Lebens stets nicht in der Weise bewußt, daß ich war oder sein werde (so *urteile* ich über mein Leben), sondern ich bin mir meines Lebens in der Weise bewußt, daß ich bin — nie und nirgend beginne, nie und nirgends aufhöre. Mit dem Bewußtsein meines Lebens nicht vereinbar sind die Begriffe Raum und Zeit. Mein Leben erscheint in Raum und Zeit; aber das ist eben nur seine Erscheinung. Das Leben an und für sich dagegen, dessen ich mir bewußt bin, ist in meinem Bewußtsein außerhalb des Raumes und der Zeit. So kommt denn bei dieser Auffassung das Gegenteil heraus: nicht das Bewußtsein des Lebens ist eine Illusion, sondern alles Räumliche und Zeitliche ist illusorisch. Und deshalb hat die zeitliche und räumliche Beschränktheit der körperlichen Existenz bei dieser Auffassung nichts Wirkliches und kann mein wahres Leben nicht nur nicht begrenzen, sondern nicht einmal berühren. Und ein Tod existiert bei dieser Auffassung nicht.

Die Ursache falschen Wissens ist die falsche Perspektive, in der man sich die Gegenstände vorstellt.

Wahres Wissen besteht darin, daß wir wissen, daß wir das wissen, was wir wissen und das nicht wissen, was wir nicht wissen, — sagt Confucius. Falsches aber darin, daß wir glauben, das zu wissen, was wir nicht wissen, und das nicht zu wissen, was wir wissen. Und es kann keine genauere Definition des falschen Wissens geben, welches unter uns herrscht. Mit dem

falschen Wissen unsrer Zeit nimmt man an, daß wir das wissen, was wir nicht wissen können, und daß wir das nicht wissen, was wir allein wissen. Einem Menschen mit falschem Wissen kommt es so vor, als ob er alles das wüßte, was ihm in Raum und Zeit erscheint, und als ob er das nicht wüßte, was ihm in seinem vernünftigen Bewußtsein bekannt ist.

Einem solchen Menschen kommt es so vor, als ob das Heil überhaupt und sein Heil die für ihn am wenigsten erkennbaren Dinge seien. Als beinahe ebensowenig erkennbar erscheint ihm seine Vernunft, sein Vernunftbewußtsein; als etwas mehr erkennbar erscheint ihm sein Ich als lebendes Wesen; als noch mehr erkennbar erscheinen ihm die Tiere und Pflanzen, und als am meisten erkennbar erscheint ihm die tote, unendlich ausgedehnte Materie.

Etwas ähnliches geht mit dem Sehen des Menschen vor sich. Der Mensch richtet den Blick unbewußt stets auf die entferntesten und deswegen in bezug auf Farbe und Umriß ihm am einfachsten erscheinenden Dinge: auf den Himmel, Horizont, ferne Felder, Wälder. Diese Dinge erscheinen um so bestimmter und um so einfacher, je weiter sie entfernt sind; und umgekehrt: je näher ein Gegenstand ist, um so komplizierter erscheinen seine Umrisse und seine Farbe.

Wenn der Mensch die Entfernung der Gegenstände nicht zu bestimmen, dieselben nicht perspektivisch anzuordnen wüßte, sondern die größte Einfachheit und Bestimmtheit in Umriß und Farbe als höchsten Grad der Sichtbarkeit bezeichnen würde, so würde als das Einfachste und Sichtbarste einem solchen Menschen der unendliche Himmel erscheinen; als schon weniger sichtbar würden ihm die komplizierten Umrisse des Horizontes erscheinen; als noch weniger sichtbar würden ihm die in bezug auf Farbe und Umriß komplizierten Häuser und Bäume erscheinen; als noch weniger sichtbar würden ihm seine vor den Augen sich bewegenden Hände erscheinen, und als Unsichtbarstes würde ihm das Licht erscheinen.

Ist nicht dasselbe mit der falschen Erkenntnis des Menschen der Fall? Das, was ihm unzweifelhaft bekannt ist — sein Vernunftbewußtsein —, erscheint ihm unerkennbar, weil es nicht einfach ist; das aber, was unzweifelhaft unerreichbar für ihn ist: die unbegrenzte, ewige Materie, scheint ihm sehr erkennbar, weil sie ihm bezüglich ihrer Entfernung von ihm einfach erscheint.

Tatsächlich ist es gerade umgekehrt.

Vor allem und unzweifelhafter als alles andre kann jeder Mensch kennen und kennt tatsächlich das Heil, nach dem er strebt; dann kennt er ebenso unzweifelhaft die Vernunft, die ihm dieses Heil anzeigt; dann kennt er sein tierisches Wesen, das dieser Vernunft untergeordnet ist, und dann sieht er, aber kennt nicht, alle andern Erscheinungen, die sich ihm in Raum und Zeit darstellen.

Nur dem Menschen mit seiner komplizierten Vorstellung vom Leben scheint es, daß er die Dinge um so besser kennt, je genauer sie durch Raum und Zeit bestimmt werden; in Wirklichkeit kennen wir genau nur das, was weder durch Raum noch Zeit bestimmt wird, — das Heil und das Vernunftgesetz. Die äußeren Gegenstände kennen wir um so weniger, je weniger unser

Bewußtsein an der Kenntnis teilnimmt, auf Grund deren ein Gegenstand in Raum und Zeit nur bestimmt wird. Je ausschließlicher ein Gegenstand also in Raum und Zeit bestimmt wird, um so weniger erkennbar (begreiflich) ist er für den Menschen.

Das wahre Wissen des Menschen endet mit der Erkenntnis seiner Persönlichkeit, seines Lebewesens. Dieses Lebewesen, das nach dem Heil strebt und dem Vernunftgesetz untergeordnet ist, kennt der Mensch ganz unabhängig von seiner Kenntnis alles dessen, was nicht seine Persönlichkeit ist. Er kennt sich wirklich in diesem Lebewesen und kennt sich nicht deshalb, weil er etwas Räumliches und Zeitliches ist (im Gegenteil: als räumliche und zeitliche Erscheinung kann er sich niemals kennen), sondern deshalb, weil er etwas ist, das zu seinem Heil dem Vernunftgesetz untergeordnet sein muß. Er kennt sich in diesem Lebewesen als etwas von Raum und Zeit Unabhängiges.

Wenn er sich nach seinem Platz in Raum und Zeit fragt, so zeigt sich ihm vor allem, daß er mitten in einer nach beiden Seiten unendlichen Zeit steht, und daß er das Zentrum einer Kugel ist, deren Oberfläche überall und nirgends. Und gerade dieses außerzeitlichste und außerräumlichste Ich kennt der Mensch wirklich, und bei diesem seinem Ich endet sein wirkliches Wissen. Alles, was sich außerhalb dieses seines Ich befindet, kennt der Mensch nicht, sondern kann er nur beobachten und äußerlich mit Einschränkung bestimmen.

Nachdem er sich zeitweilig von der Kenntnis seines Ich, des Vernunftzentrums, das nach dem Heil strebt, d. h. seines außerräumlichen und außerzeitlichen Wesens, freigemacht hat, kann der Mensch zeitweilig bedingt zugeben, daß er ein Teil der sichtbaren Welt ist, die in Raum und Zeit erscheint. Indem der Mensch sich so in Raum und Zeit in Zusammenhang mit andern Wesen betrachtet, vereinigt er seine wahre innere Kenntnis seines Ich mit der äußeren Beobachtung seines Ich und erhält von sich eine Vorstellung als von einem Menschen überhaupt, der allen andern Menschen ähnlich ist. Durch diese bedingte Kenntnis seines Ich erhält der Mensch auch eine gewisse äußere Vorstellung von andern Menschen, kennt sie aber nicht.

Die Unmöglichkeit einer wahren Kenntnis der Menschen für den einzelnen geht schon daraus hervor, daß er solcher Menschen nicht einen, sondern Hunderte, Tausende sieht und weiß, daß es Menschen gibt, gab und geben wird, die er niemals sah und nicht gewahr wird.

Hinter den Menschen, noch weiter von sich entfernt, sieht der Mensch in Raum und Zeit Tiere, die sich von den Menschen und untereinander unterscheiden. Diese Wesen wären für ihn vollständig unbegreiflich, wenn er nicht die Kenntnis vom Menschen überhaupt hätte; so aber zieht er vom Begriff Mensch die Vernunfterkenntnis ab und erhält auf diese Weise auch von den Tieren eine gewisse Vorstellung; aber diese Vorstellung ist für ihn dem Wissen noch weniger ähnlich, als seine Vorstellung von den Menschen überhaupt. Tiere, die allerverschiedensten, sieht er schon eine ungeheure Anzahl, und je größer ihre Menge, um so weniger ist augenscheinlich ihre Kenntnis möglich.

Weiter von sich entfernt sieht der Mensch die Pflanzen, und die Verbreitung dieser Erscheinungen in der Welt ist noch größer, und ihre Kenntnis für ihn noch unmöglicher.

Noch weiter entfernt, hinter Tieren und Pflanzen, sieht der Mensch in Raum und Zeit die leblosen Körper und die wenig oder gar nicht differenzierten Formen der Materie. Die Materie begreift er am allerwenigsten. Die Kenntnis der Formen der Materie ist für ihn schon ganz indifferent; er kennt sie nicht nur nicht, sondern stellt sie sich nur vor — namentlich, da die Materie ihm in Raum und Zeit unendlich erscheint.

Die Erkennbarkeit der Gegenstände nimmt nicht infolge ihres Erscheinens in Raum und Zeit zu, sondern infolge der Einheit des Gesetzes, dem wir und die von uns beobachteten Gegenstände unterliegen.

Was kann wohl verständlicher sein als die Worte: der Hund hat Schmerzen, das Kalb ist freundlich, er hat mich gern, der Vogel freut sich, das Pferd fürchtet sich, ein guter Mensch, ein böses Tier? Dabei werden all diese sehr wichtigen und verständlichen Worte nicht durch Raum und Zeit bestimmt; im Gegenteil: je weniger verständlich für uns ein Gesetz ist, dem eine Erscheinung unterliegt, um so genauer wird die Erscheinung durch Raum und Zeit bestimmt. Wer kann sagen, daß er das Gesetz der Gravitation versteht, aus dem die Bewegung der Erde, des Mondes und der Sonne hervorgeht? Eine Sonnenfinsternis aber wird auf das allergenaueste von Raum und Zeit bestimmt.

Vollständig kennen wir nur unser Leben, unser Streben zum Heil und die Vernunft, die uns dieses Heil anzeigt. Die in bezug auf Zuverlässigkeit folgende Kenntnis ist die Kenntnis unsrer animalischen Persönlichkeit, die zum Heil strebt und dem Vernunftgesetz unterliegt. In der Kenntnis unsrer animalischen Persönlichkeit erscheinen bereits räumliche und zeitliche Bedingungen, die sichtbar, fühlbar, wahrnehmbar sind, unserm Verständnis aber nicht unterliegen. Die in bezug auf Zuverlässigkeit folgende Kenntnis ist die Kenntnis ebensolcher animalischer Persönlichkeiten wie wir, an denen wir dasselbe Streben zum Heil wie bei uns und dasselbe Vernunftbewußtsein wie bei uns kennen. In eben dem Maße, in dem das Leben dieser Persönlichkeiten sich den Gesetzen unsres Lebens nähert — dem Streben zum Heil und der Unterordnung unter das Vernunftgesetz —, in dem Maße kennen wir die Persönlichkeiten. Folglich kennen wir am allerbesten die Menschen. Die in bezug auf Zuverlässigkeit folgende Kenntnis ist unsre Kenntnis der Tiere, an denen wir eine der unsern ähnliche, zum Heil strebende Persönlichkeit, aber kaum ein dem unsrigen ähnliches Vernunftbewußtsein kennen, und mit denen wir schon nicht mehr mittels dieses Vernunftbewußtseins verkehren können. Hinter den Tieren sehen wir Pflanzen, an denen wir nur noch mit Mühe eine der unsrigen ähnliche, zum Heil strebende Persönlichkeit (Individualität) kennen. Gerade diese Wesen stellen sich uns vornehmlich als zeitliche und räumliche Erscheinungen dar und sind deswegen unsrer Kenntnis noch weniger zugänglich.

Wir kennen sie nur deswegen, weil wir in ihnen eine Individualität sehen, die unsrer animalischen Persönlichkeit ähnlich ist, ebenso wie die unsrige zum Heil strebt und dem in ihr zutagetretenden Vernunftgesetz die Materie in den Bedingungen von Raum und Zeit unterordnet.

Unsrer Kenntnis noch weniger zugänglich sind die unpersönlichen materiellen Dinge; in ihnen finden wir schon keine der unsrigen ähnliche Individualität mehr, sehen überhaupt kein Streben zum Heil, sondern nur zeitliche und räumliche Erscheinungen der Vernunftgesetze, denen sie unterliegen.

Die Richtigkeit unsrer Kenntnisse hängt nicht von der Wahrnehmbarkeit der Dinge in Raum und Zeit ab, sondern im Gegenteil: je wahrnehmbarer ein Ding in Raum und Zeit ist, um so weniger begreiflich ist das Ding für uns.

Unsre Kenntnis der Welt entspringt dem Bewußtsein unsres Strebens zum Heil und der Notwendigkeit, zur Erreichung dieses Heils unser animalisches Wesen der Vernunft unterzuordnen. Wenn wir das Leben des Tieres kennen, so kennen wir es nur deswegen, weil wir auch im Tiere das Streben zum Heil sehen und die Notwendigkeit der Unterordnung unter das Vernunftgesetz, welches im Tier als Gesetz des Organismus erscheint.

Wenn wir die Materie kennen, so kennen wir sie nur deswegen, weil, obgleich uns ihr Heil unbegreiflich, wir dennoch in ihr dieselbe Erscheinung sehen wie in uns — die Notwendigkeit der Unterordnung unter das Vernunftgesetz, das sie lenkt.

Erkenntnis, wessen es auch immer sein mag, ist für uns die Übertragung unsres Wissens, daß Leben ein Streben zum Heil ist, welches durch Unterordnung unter das Vernunftgesetz erreicht wird, auf andre Gegenstände.

Wir können nicht uns aus den Gesetzen erkennen, welche Tiere regieren, sondern wir erkennen die Tiere nur aus dem Gesetz, welches wir in uns kennen. Und noch weniger können wir uns aus den Gesetzen unsres Lebens erkennen, die auf die Erscheinungen der Materie übertragen sind.

Alles, was der Mensch von der Außenwelt weiß, weiß er nur, weil er sich kennt und in sich drei verschiedene Beziehungen zur Welt: einmal die Beziehung seines Vernunftbewußtseins, zweitens die Beziehung seines animalischen Wesens und drittens die Beziehung der Materie, die in den Körper seines animalischen Wesens eingetreten ist. Diese drei verschiedenen Beziehungen kennt er an sich, und deswegen rangiert alles vor ihm stets in der Perspektive der drei voneinander getrennten Abteilungen: 1. vernünftige Wesen, 2. Tiere und Pflanzen, 3. leblose Materie.

Der Mensch sieht stets diese drei Klassen von Gegenständen in der Welt, weil er in sich selbst diese drei Objekte der Erkenntnis trägt. Er kennt sich 1. als Vernunftbewußtsein, das sich das Tier unterordnet, 2. als Tier, das dem Vernunftbewußtsein untergeordnet ist, und 3. als Materie, die dem Tier untergeordnet ist.

Nicht aus der Kenntnis der Gesetze der Materie, wie man glaubt, können wir das Gesetz der Organismen erkennen, und nicht aus der Kenntnis des Gesetzes der Organismen können wir uns als Vernunftbewußtsein erkennen, sondern umgekehrt. Vor allem können und müssen wir uns selbst erkennen, d. h. das Vernunftgesetz, dem zu unserm Heil unsre Persönlichkeit untergeordnet sein muß, und erst dann können und müssen wir auch das Gesetz unsrer animalischen Persönlichkeit und ihr ähnlicher Persönlichkeiten und in noch weiterem Abstande von uns die Gesetze der Materie erkennen.

Wir müssen uns kennen, und wir kennen nur uns. Die Welt der Tiere ist für uns schon ein Spiegelbild dessen, was wir in uns kennen. Die materielle Welt ist bereits gleichsam das Spiegelbild eines Spiegelbildes.

Die Gesetze der Materie scheinen uns nur deswegen besonders klar, weil sie für uns einförmig sind; einförmig sind sie aber für uns deswegen, weil sie von dem von uns erkannten Gesetz unsres Lebens besonders weit entfernt sind.

Die Gesetze der Organismen scheinen uns einfacher als das Gesetz unsres Lebens auch infolge ihrer Entfernung von uns. Aber auch an ihnen beobachten wir nur Gesetze, kennen sie aber nicht, wie wir das Gesetz unsres Vernunftbewußtseins kennen, welches wir halten müssen.

Weder das eine noch das andre Wesen kennen wir, sondern sehen es nur, beobachten es außer uns. Nur das Gesetz unsres Vernunftbewußtseins kennen wir unzweifelhaft, weil es für unser Heil notwendig ist, weil wir durch dieses Bewußtsein leben; wir sehen es aber deswegen nicht, weil wir nicht auf der höchsten Stufe stehen, von der aus wir es beobachten können.

Nur wenn höhere Wesen existierten, die sich unser Vernunftbewußtsein so unterordnen, wie unser Vernunftbewußtsein sich unsre animalische Persönlichkeit unterordnet, und wie die animalische Persönlichkeit (der Organismus) sich die Materie unterordnet, — so könnten diese höheren Wesen unser Vernunftleben so sehen, wie wir unsre tierische Existenz und die Existenz der Materie sehen.

Das menschliche Leben erscheint unauflöslich verbunden mit den zwei Arten der Existenz, welche es in sich einschließt: der Existenz der Tiere und Pflanzen (der Organismen) und der Existenz der Materie.

Sein wahres Leben macht der Mensch selbst und lebt es selbst; aber an den zwei Arten der Existenz, die mit seinem Leben zusammenhängen, kann der Mensch nicht teilnehmen. Körper und Materie, die sie bilden, existieren an und für sich.

Diese Arten der Existenz erscheinen dem Menschen gleichsam als vorausgegangene, durchlebte Leben, die in sein Leben eingeschlossen sind, als Erinnerungen an frühere Leben.

Im wahren Leben des Menschen bilden diese zwei Arten der Existenz für ihn Werkzeug und Material seiner Arbeit, aber nicht seine Arbeit selbst.

Es ist dem Menschen nützlich, das Material und Werkzeug seiner Arbeit zu studieren. Je besser er sie kennen lernt, um so besser wird er imstande sein, zu arbeiten. Das Studium der in seinem Leben enthaltenen Arten der Existenz, seines animalischen Wesens und des Stoffes, der das animalische Wesen bildet, liefert dem Menschen gleichsam ein Spiegelbild des Gesamtgesetzes alles Existierenden — Unterordnung unter das Vernunftgesetz — und bestätigt ihm dadurch die Notwendigkeit der Unterordnung seines animalischen Wesens unter das Vernunftgesetz; aber der Mensch kann und darf nicht Material und Werkzeug seiner Arbeit mit dieser Arbeit selbst verwechseln.

Wie eifrig auch der Mensch das Leben studiert, das sichtbare, fühlbare, das er an sich und andern beobachten kann, das Leben, das sich ohne sein Bemühen abspielt, — so bleibt doch dieses Leben für ihn stets ein Geheimnis;

er wird infolge dieses Studiums niemals das ihm unfaßbare Leben begreifen und durch Beobachtungen des geheimnisvollen, stets in der Unendlichkeit von Raum und Zeit vor ihm verschwindenden Lebens niemals sein wahres Leben erklären, das ihm in seinem Bewußtsein offenbar ist, und das in der Unterordnung seiner ganz besonderen, von allen andern verschiedenen, ihm am besten bekannten animalischen Persönlichkeit unter das ganz besondere, ihm am besten bekannte Vernunftgesetz zur Erreichung seines ganz besonderen, ihm am besten bekannten Heils besteht.

Die Materie — die Grenze des Geistes.

Die materielle Form, in der wir uns beim Erwachen unsres Bewußtseins vom wahren Leben befinden, bildet gleichsam die Grenze der freien Entwicklung unsres Geistes.

Die Materie ist die Grenze des Geistes. Das wahre Leben aber bedeutet die Zerstörung dieser Grenze.

In dieser Einsicht ist das Wesen der Erkenntnis der Wahrheit enthalten — das Wesen, welches dem Menschen das Bewußtsein des ewigen Lebens gibt.

Die Materialisten halten die Grenze für das wahre Leben.

Das Gerüst.

Es ist unbedingt notwendig, sich möglichst oft daran zu erinnern, daß unser wahres Leben nicht das äußere, materielle ist, welches hier auf Erden vor unsern Augen sich abspielt, sondern das innere Leben des Geistes, für den das sichtbare Leben nur das Gerüst ist, das zur Errichtung des Gebäudes unsres geistigen Wachstums nötig ist. Das Gerüst an und für sich hat nur eine Zeitlang Bedeutung; nach Ablauf derselben ist es zu nichts mehr nötig und steht sogar im Wege.

Sieht man ein ungeheures, hochaufgeführtes, kompliziert befestigtes Gerüst vor sich, während das Gebäude selbst kaum über das Fundament hinausragt, so neigt man zum Irrtum und mißt dem Gerüst mehr Bedeutung bei als dem Gebäude, um dessentwillen nur dieses provisorische Gerüst aufgeführt ist.

Es ist unbedingt notwendig, daß man sich selbst und sich untereinander daran erinnert, daß der einzige Sinn und die einzige Bedeutung des Gerüstes nur darin bestehen, daß es möglich wird, das Gebäude selbst zu errichten.

Das Leben des Geistes.

Es gibt Augenblicke, wo man aufhört, an ein Leben des Geistes zu glauben.

Das ist kein Unglaube, sondern eine Zeit des Glaubens an ein Leben des Fleisches.

Der Mensch beginnt plötzlich den Tod zu fürchten.

Das geschieht stets, wenn man, durch irgend etwas verwirrt, wieder zu glauben beginnt, daß das Leben des Fleisches das Leben sei, genau so wie

man sich im Theater vergessen, und glauben kann, daß das, was man auf der Bühne sieht, in Wirklichkeit vor sich gehe und darüber erschrickt.

Dasselbe geschieht im Leben.

Selbst wenn der Mensch begriffen hat, daß sein Leben nicht auf der Bühne, sondern im Parterre, d. h. nicht in der Persönlichkeit, sondern außerhalb derselben, vor sich geht, kommt es bisweilen vor, daß er aus alter Gewohnheit wieder der Täuschung unterliegt, und dann wird er mutlos.

Aber diese Augenblicke der Täuschung können trotz alledem nicht davon überzeugen, daß das, was vor meinen Augen (in meinem körperlichen Leben) vor sich geht, tatsächlich vor sich geht.

In Zeiten der Mutlosigkeit muß man mit sich umgehen wie mit einem Kranken — nicht anrühren.

Todesfurcht.

Gewöhnlich erblickt man in meiner Auffassung vom Leben und Tode etwas Mystisches. Sie enthält aber nichts derartiges.

Ich liebe meinen Garten, lese gern ein gutes Buch, liebkose gern Kinder. Wenn ich sterbe, werde ich dieser Vergnügen beraubt; deswegen mag ich nicht sterben und fürchte den Tod.

Es kann vorkommen, daß mein ganzes Leben aus solchen zeitlichen, eitlen Wünschen und ihrer Befriedigung besteht. Wenn dem so ist, kann ich gar nicht anders als das fürchten, was meine Wünsche aufhören macht. Wenn aber jene Wünsche und ihre Befriedigung sich verändert haben und ein andrer Wunsch an ihre Stelle getreten ist — nämlich der, den Willen Gottes zu erfüllen, sich ihm bezüglich der Absicht, die ich jetzt habe, und bezüglich aller möglichen Absichten, die ich jemals haben werde, hinzugeben — so ist, je mehr meine Wünsche sich verändert haben, um so weniger der Tod mir nicht nur schrecklich, sondern existiert für mich überhaupt nicht. Und wenn meine Wünsche sich vollständig verändert haben, ist nichts übrig als nur Leben und kein Tod. Das Weltliche, Zeitliche durch das Ewige ersetzen — das ist der Weg des Lebens, den wir gehen müssen. Wie das im Innern zu geschehen hat, weiß jedermann von uns.

(Schluß im folgenden Hefte.)

Die Hauptstädte der beiden ostasiatischen Kaiserreiche.

Von

Msr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

I. Peking.

I.

Ich komme in Peking abends an. Der Zug hält außerhalb der Tatarenmauer. Dunkelheit verhüllt alles, und der Ort scheint verlassen. Weder ein Bahnwärter noch ein Gepäckträger ist zu sehen. Längs des Eisenbahndammes warten einige Kulis mit riesigen Laternen auf die Reisenden, und in einer wunderlichen Prozession mit ihren leuchtenden Ballons, die von langen Bambusstäben herabhängen, suchen sie nach ihren Herren. Sie alle schreien, aber niemand scheint sie zu verstehen. Keine Spur von einem Wagen oder Fahrzeug; man sieht nicht einmal einen Bahnsteig. Ich stehe in der Mitte einer Wüste; hinter mir einige Sandhügel und Sumpf sind alles, was ich unterscheiden kann, doch vor mir, in dem Haufen der Kulis, wird eine schlanke Gestalt sichtbar, die sich nähert, und bei dem gelben Schein einer Kürbislaterne erkenne ich einen alten Bekannten. Er bekleidet hier den Posten eines Ersten Gesandtschaftssekretärs und überbringt mir eine Einladung seines Chefs. Mein Gepäck wird von einem bewaffneten Begleiter in Empfang genommen, und wir machen uns auf den Weg zu meinem neuen Aufenthalt, der sich ganz in der Nähe befinden soll, wie mein Freund mir sagt.

Ich erfahre, daß der gegenwärtige Bahnhof nur ein provisorischer ist; überhaupt können erst seit der Einnahme durch die alliierten Mächte die Züge bis zur inneren Mauer gelangen. Früher mußten sie meilenweit draußen halten, da keiner Lokomotive gestattet war, die heilige Stadt Peking zu entweihen. In einer geringen Entfernung von der zeitweiligen Station ist eine tunnelartige Öffnung in der Mauer, und man sagt mir, daß sie zum Gebrauch für die Mitglieder der Gesandtschaften und der Fremdenniederlassung gemacht ist und das Recht der Exterritorialität hat. Ich schreite durch das

sogenannte „Tor der Nationen“ voller Erwartung, im Vorempfinden von Überraschungen, die sicher nicht ausbleiben werden.

Ich hoffte, eine Feenstadt und Szenen wie auf der Bühne zu sehen; aber statt Glanz und Schimmer umhüllt ein dichter Nebel die Straßen. Bei dem flackernden Licht von ein paar Paraffinlampen fange ich an, das berühmte internationale Quartier zu unterscheiden. Aber ich fühle, daß es besser sei, sie leuchteten nicht; denn sie haben nur Ruinen und Trümmer zu zeigen. Zwischen Haufen von Backsteinen und Mörtel erreichen wir den Rand eines Grabens mit stehendem Wasser und voll Morast. „Das ist der Jadekanal,“ sagt mein Begleiter, nicht ohne einigen Stolz — ein großartiger Name, der mir lange schon bekannt war. Wenn ich mir etwas andres darunter gedacht habe, als was er in Wirklichkeit vorstellt, so ist es nicht der Fehler einer übertriebenen Einbildungskraft. Und wie wir das Gäßchen entlang stolpern, das an dem Graben — ich bitte ihn um Verzeihung! — an dem Gewässer des Jasper hinführt, vermag ich immer noch nichts zu erblicken als Gartenmauern. Auch den berühmten Jadestrom kann ich nicht entdecken; denn wenn vielleicht vor langer Zeit Wasser in dem Graben gewesen sein mag, so sind jetzt nur noch Tempel hier und da. Doch wenn ich nichts sehen kann, rieche ich desto mehr alle Arten denkbarer und undenkbarer Gerüche.

Endlich nahen wir einer Pforte mit einer kriegerischen Schildwache davor. Das Paßwort wird gegeben, und wir sind zu Haus. Im Hofe, am Rande eines Rasenplatzes, brennt eine Anzahl von Laternen. Groß und gelb, haben sie das Aussehen von Melonen. Die Wirkung ist reizvoll, aber die Helligkeit nicht ausreichend; ich sehe deshalb nur undeutlich einige Säulen und Bogen. Nun schreiten wir durch mehrere offene Hallen und gelangen in einen gartenartigen Square. Rechts und links aus den Fenstern kleiner Sommerhäuser flimmert Kerzenlicht. Vor uns, im gleichen Stil, ist ein andres Gebäude, das schwere Dach von einigen Säulen getragen: die Säulen von rotlackiertem Holz, die Ziegel smaragdgrün. Jenseits ist ein andrer Garten und zuletzt die eigentliche Gesandtschaft. Die Tür ist geöffnet, und die Halle strahlt von Licht. Auf der breiten Treppe stehen Diener in Rot — bezopfte Chinesen in der Tracht ihres Landes. Sie grüßen uns, indem sie sich mit gefalteten Händen tief verneigen.

Der Anblick ist fesselnd, die Fassung schön. Beim Schimmer der Laternen erscheint das Dach des alten Yamen um so giebelreicher, sehen die Regentraufen um so bizarrer aus. Hier endlich habe ich ein wahrhaft chinesisches Bild vor mir, Tausende von Jahren alt, künstlerisch und glänzend.

Aber die Szenerie verwandelt sich rasch, indem wir eintreten, und von der Vergangenheit kommen wir in die Gegenwart, aus orientalischen Umgebungen in ein westliches Interieur.

Die Strahlen der aufgehenden Sonne wecken mich. Sie dringen freundlich in den Hofraum des Yamens, zwischen den Scharten der Mauerzinnen rosenfarbig hindurchsickernd.

Meine Wohnung hat eine Veranda, die auf einen kleinern Hof blickt; auch hier sind die Pfeiler rubinrot lackiert und die Dachziegel smaragdgrün glasiert. Im Hofe sind vielerlei Blumen in alte Chinavasen gepflanzt. Vier Zedern, ganze Geschlechter alt, stehen in den Ecken. Ihre Zweige bilden ein lieblich schattendes Zelt unter dem Baldachin eines Morgenhimmels. Die Vögel erwachen mit mir. Das Geäst der alten Bäume und die Dachrinnen sind voll von ihrem Schwarm und die Gärten fröhlich von ihrem Gesang.

Da ich meine Augen öffne, weiß ich kaum, ob ich wach bin oder noch träume. In dem kleinen Garten geht jemand geräuschlos in Papierschuhen über den Rasen. Er trägt einen hellblauen Kaftan über einer weißen Tunika, deren Farben gut zueinander stimmen, ebenso wie das Schieferblau zu seinem gelben Gesicht; und ein langer Zopf hängt ihm über den Rücken.

Dies ist Wirklichkeit. Ich bin in der Tat in dem blumigen Land. Ich bin fürwahr in Peking aufgewacht.

Es ist acht Uhr abends. Ich bin eben von Paitang zurückgekehrt; es ist eine Stunde zu fahren. Und was für ein Weg! Man stelle sich ein brillantes Stereoskop vor mit lebenden Figuren, die auf einen zustürzen, — ein riesenhaftes Kaleidoskop, in dem unter zahllosen und schimmernden Scherben ein Haufen Ameisen geschäftig ist. Und wenn wir dies durch ein Vergrößerungsglas ansehen, so wird der Effekt dem ersten Eindruck von Peking ungefähr ähnlich sein — Irrenhaus, Aufruhr, Chaos; und alles das halb verhüllt von einem Schleier wirbelnden Staubes. Es würde schwer sein, zu sagen, was ich gesehen habe, und noch schwerer, deutlich zu machen, was ich dabei empfunden. Ich war einfach verwirrt von dem blendenden Schauspiel.

Es war früh am Morgen, als ich zu meiner ersten Wanderung aufbrach. Aus der Straße, in der die Gesandtschaft liegt, biegen wir plötzlich in den großen kaiserlichen Square ein. Der Palast mit gelbem Dach vor uns darf der Brennpunkt von Peking, ja, das Zentrum des ganzen gelben Kaiserreichs genannt werden, denn alle Wege führen hierher.

Die Hauptstraße ist breit; sie kreuzt die Mauer der Tatarenstadt. Einige (engl.) Meilen weiter südwärts streift sie die Chinesenstadt, und durch Tore, wie Triumphbogen, über Brücken, durch Wallgräben und umgürtende Bastionen erreicht sie das Freie. Diese Fernsicht liegt vor mir; meine Blicke, für die es fast keine räumliche Grenze mehr gibt, gehen in einer geraden Linie bis zur See am äußersten Punkte des Reiches. Aber das Gewühl ist so dicht und der Verkehr so gedrängt, und solche Wolken von Staub wirbeln umher, daß man kaum sehen kann, was innerhalb einer Elle von uns vorgeht. Kamelkarawanen, Leute zu Pferde, Wagen und Karren folgen einander unaufhörlich. Man entgeht beständig nur mit Mühe einem Zusammenstoß. Es ist ein Wunder, daß nicht immer eine Anzahl dieser kleinen, gebrechlichen Fahrzeuge zertrümmert wird, denn es ist ein fortwährender Strom stets neuer, phantomartiger Wesen und Gegenstände.

Der Palast ist von einer rotbemalten Mauer umgeben und mit gelben Ziegeln gedeckt. Rot ist auch das große Tor und mit gelben Nägeln be-

schlagen. Tatsächlich sind drei Tore vorhanden — in China ist alles dreifach —, aber sie sind verschlossen. Schildwachen stehen davor. Der Palast ist heilig; auf das Betreten Unbefugter steht Enthauptung. Auf der andern Seite sind kleine Läden und Speicher. In den Fenstern ist ein buntes Gemisch von Waren ausgelegt, und die Fassaden sind ausgeschnitzt mit hundertundein höchst wunderlichen Gebilden. Was sie darstellen, würde ich in Verlegenheit sein zu sagen.

Wir entwischen in eine der vielen Seitenstraßen. Sie ist eng, dunkel, und scheint endlos zwischen den Häusern rechts und links wie ein Fluß dahinzuziehen.

Jetzt erreichen wir etwas gleich einer Wüste. Ich kann es keine Wiese nennen, denn es wächst kein Gras da, nur Staub und Schmutz sind vorhanden. Weiter weg gibt es einige Ruinen, und noch weiter sieht man eine rote Mauer. Es ist wiederum die Mauer der kaiserlichen Stadt, dieses Riesenbauwerk, das uns überall folgt, wo immer wir auch gehen. Es liegt entweder vor uns oder hinter uns, auf der einen Seite oder der andern. Jenseits der Wildnis ziehn sich Reihen von Häusern. Hinter hohen Mauern ragen hier und da die Wipfel schattiger Bäume, die Giebeldächer einiger Yamen und ein paar Flaggenstangen.

Auf ein wenig mehr Wildnis folgen abermals Reihen von Häusern. Dann kommen einige Straßen, Läden, gedrängt voll von Käufern, und endlich wieder die allgegenwärtige rote Mauer.

In der Mitte der Mauer ist das Tor, ein hölzerner Bau mit giebelgekrönten Türmen, bemalt mit herausfordernd goldenen Löwen und behängt mit kleinen Glocken. Haufen von Menschen strömen unter dem Torbogen heraus; sonnverbrannte Kulis bemühen sich, ihre leichten Karren über die Marmorstufen zu bringen. Nun stehen wir vor der breiten Kaiserstraße. Die Läden auf beiden Seiten sind noch reicher an Schnitzwerk und Vergoldung als die übrigen. Die Giebel gleichen Regenschirmen, die der Wind von innen nach außen geblasen hat, und die Kanten entbehren nicht des Zierats, da sie mit Troddeln und Spitzen und jeder denkbaren Art von Garnituren ausstaffiert sind. Die Ladenschilder sind wohl des Studiums wert. Einige sind von Holz, andre von Metall, Gußeisen oder Papier, alle aber von schreiender Farbe. Kein Wunder, daß sie die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregen. Die hölzernen Schilder der Schuhmacher sind von außerordentlichem Umfang und zeigen die neueste Mode der Fußbekleidung, geschnitzt oder gemalt, anscheinend in den Wolken oder höheren Sphären schwebend. Das Schild hängt gewöhnlich in den Klauen eines grimmen Ungeheuers oder Löwen an einer Kette, die an den Dachtraufen befestigt ist. Die nächsten an Verdienst sind die Schilder der Apotheker, die in diesem Betracht uns entschieden voraus sind, und in künstlerischer Hinsicht übertreffen die Sinnbilder der Pfandleiher alle andern.

Das Pflaster wird von Verkaufsständen und Buden eingenommen; ihr einziger Schutz gegen die Sonne ein Stück Leinwand, an einer Stange befestigt. Oft sind die Waren einfach auf dem Boden ausgebreitet. Straßenküchen sind im Überfluß vorhanden; gekocht wird in kleinen irdenen Öfen oder

auf schmalen eisernen Rosten. Halbnackte Arbeiter kauern durcheinander um die Tische, die mit kleinen Bechern bedeckt sind, ungefähr so groß wie Teetassen und jeder etwas andres enthaltend, Hunderte von Delikatessen mit Saucen, zugleich bitter und süß. Lange, dünne Stäbe dienen als Gabeln, und die Geschicklichkeit, mit der sie gehandhabt werden, ist einfach erstaunlich. Ich habe Menschen niemals zierlicher essen sehen. Ein Diner von acht oder neun Gängen kann man für ungefähr einen Pfennig haben. Mit ihren Gabelstäben picken sie irgendein solides Stück auf und würzen es mit vier oder fünf verschiedenen Saucen. Die Chinesen sind die größten Feinschmecker der Welt; ich habe beobachtet, daß die gewöhnlichen Mahlzeiten der Arbeiter komplizierter sind als das ausgesuchteste Menu eines französischen Küchenchefs.

Das Ende der Straße wird durch eine Mauer abgeschlossen — die allgegenwärtige rote Mauer, die innere Befestigung der kaiserlichen Stadt. Hier steht das westliche Tor und das monumentale Quartier der mit gelben Ziegeln bedeckten Dächer. Eine Schildwache hält davor; der Eintritt in den Garten ist streng verboten.

Mein Weg jedoch führt mich in nördlicher Richtung. In der Mitte des Parks, der neuerdings wieder angepflanzt worden ist, erhebt sich die vor wenigen Monaten vollendete Kathedrale.

Das Werk der katholischen Mission in China ist auf einem der neuesten Blätter der Weltgeschichte geschrieben. Die Ereignisse, die sich vor zwei Jahren zugetragen haben[1]), leben noch frisch in unsrer Erinnerung. Das Schicksal der paar hundert Christen, die in der Mission zu Paitang eine Zuflucht suchten, schien besiegelt zu sein. Niemand glaubte, daß sie die Belagerung des fanatischen Pöbels aushalten würden; denn außer der wenige Fuß hohen Gartenmauer waren keine Mittel der Verteidigung vorhanden. Dem größten Mut und der außerordentlichen Tapferkeit war es zuzuschreiben, daß die kleine Schar sich nicht ergab. Alt und jung, Priester und Soldaten kämpften auf den Breschen Schulter an Schulter vom Morgen bis zur Nacht.

Während der endlosen Wochen der Belagerung fielen gar manche unter den Waffen, und sehr viele der Waisen und barmherzigen Schwestern starben vor Erschöpfung. In dem kleinen Kirchhof im inneren Garten wurden immer neue Gräber gegraben, um die Leichen neuer Märtyrer aufzunehmen.

Aber der Glaube Christi überwältigte heidnischen Haß, endlich schlug die Stunde der Befreiung — und heute stehen Paitang und seine Kathedrale schöner und fester da als vorher, zum Heile der Menschen und zum Ruhme Gottes.

II.

Es ist jetzt ein Monat, daß ich in Peking angekommen bin. Der Herbst ist rasch vergangen, und Oktober ist der schönste Monat des Jahres in diesem Weltteil. Das Wetter ist dann mild, der Morgen kühl, und Nachtfröste sind nicht selten. Aber der Himmel ist wolkenlos, und in der Sonne ist es oft so warm wie im Sommer. Was das Klima betrifft — das, beiläufig

[1]) Geschrieben 1902. Die Redaktion.

gesagt, einen mächtigen Faktor im Leben und Fortschritt einer Nation ausmacht — so ist das von Peking ein Bündel von Gegensätzen. Der Sommer ist heiß, der Winter außerordentlich kalt, der Frühling naß und der Herbst sehr trocken. Seit meiner Ankunft hat es nicht geregnet; zuweilen aber war es wolkig und so dunkel wie bei einer Sonnenfinsternis. Der Wind, wenn er aus Norden weht, treibt Sand von der Gobiwüste vor sich her und hüllt die ganze Stadt sozusagen in einen Schleier. Dieser Sand breitet sich über die ganze Atmosphäre aus wie ein undurchdringlicher Nebel; man kann kaum auf ein paar Schritte Entfernung sehen. Er dringt durch Fenster, Türen, sogar durch Ritzen und begräbt den ganzen Distrikt in der Art wie Lava. Nach einem solchen Sandsturm klärt der Himmel sich auf und wird blauer als der blaue Dom des Mittelmeeres, weich und durchsichtig, wie wenn er aus einem gigantischen Saphir geschnitten wäre. Dieser Kontrast zwischen schlechtem und gutem Wetter scheint zwei verschiedene Städte zu schaffen. In der einen ist alles finster, in der andern alles voll von Licht. Aus diesem Grunde haben diejenigen, die Peking beschrieben, die Stadt entweder trübselig gefunden oder sie durch rosige Gläser gesehen. Die Wahrheit liegt zwischen beiden Extremen. Ich gehe so weit, zu sagen, daß beides richtig ist, aber nur relativ.

Der Reisende, der Peking beschreiben will, sollte sich immer gleich auf der Stelle notieren, was er gesehen und gehört hat, wenn er es sieht und hört, und Licht und Schatten anwenden, wie der Künstler auf seiner Leinwand. Wer nach dieser Methode verfährt, wird mehr Erfolg haben als diejenigen, die einige charakteristische Punkte oder Dinge von historischer Wichtigkeit verzeichnen oder irgendwelchen politischen Gedanken vertreten.

Je länger ich innerhalb seiner Mauern lebe, desto mehr bin ich der Überzeugung, daß Peking, trotz seines verfallenden Zustandes, doch voll Lebenskraft ist und gleich Konstantinopel ein nationales Ideal verkörpert.

Am Nachmittag promeniere ich hinüber in das internationale Gebiet und statte allen Gesandtschaften einen Besuch ab. Mein liebenswürdiger Führer, der während der Belagerung hier war, als so viele der Verteidiger umkamen, kann mir über manche dunkle Episode der Boxerrevolte Aufschluß geben; er zeigt mir, wo die ernstesten Angriffe gemacht worden sind, wie sie die Legationen von der Stadtmauer, dort gegenüber, bombardiert haben, wie sie brennende Fackeln auf die Dächer dieser Häuser warfen, und wie sie versuchten, das ganze Quartier in die Luft zu sprengen.

Wenn man jetzt auf diesen Platz sieht, so scheint es unglaublich, daß die Besatzung — eine bloße Handvoll — imstande gewesen sein sollte, der rasenden Menge zu widerstehen. Doch darf man nicht vergessen, daß es der Pöbel und nicht eine disziplinierte Armee war.

Was die französische und englische Gesandtschaft anlangt, so ward erstere fast ganz in Trümmer gelegt, während letztere verhältnismäßig weniger Beschädigung erlitt, aber mehr Leben verlor.

Das sogenannte europäische Quartier ist ein umfangreiches Viereck von ungefähr ein und einer halben (engl.) Meile, zwischen der kaiserlichen Stadt und der Tatarenmauer gelegen und durchkreuzt von der „Rue des Légations“.

Ich beginne meine Runde vom Yamen der Gesandtschaft. In Front des königlichen Palastes zur Rechten sind die neuen amerikanischen Kasernen, vor deren Toren eine Anzahl Soldaten, aus jeder Nationalität rekrutiert, lungert. Gegenüber ist das internationale Hospital, ein zweistöckiges, hellblau bemaltes Gebäude; ein häßlicheres Bauwerk habe ich niemals gesehen. Aber es freut mich, die Einrichtungen des Innern vortrefflich zu finden.

Die holländische und die amerikanische Gesandtschaft kommen zunächst, aneinanderstoßend, ebenso wie die russische und die englische; von ihnen aber sind nur die Gartenmauern sichtbar. Architektonisch ist die amerikanische Gesandtschaft entschieden nicht anziehend, und man verliert nichts daran, daß sie dem Blick verborgen ist; aber die russische und die englische Legation sind typische chinesische Wohnstätten. Namentlich die letztere ist interessant. Das Haus gehörte einem der kaiserlichen Prinzen und ward in einem seines Ranges würdigen Stil gebaut. Auf der entgegengesetzten Seite des Kanals bilden die italienischen und japanischen Konzessionen ein Quadrat. Neuerdings ist hier eine Mauer errichtet worden, an der Ecke mit einem Turm befestigt.

Die deutsche Gesandtschaft ist auf der andern Seite der Rue des Légations; ihre Kasernen sind eben vollendet worden. Die österreichisch-ungarische Gesandtschaft befindet sich noch im Bau, im Stil einer Villa mit Säulenhalle. Der Hauptreiz liegt in ihrer Einfachheit; aber das Haus würde sicherlich besser mit seiner Umgebung harmoniert haben, wenn der Architekt sich an die Bauart des alten Yamen gehalten hätte. Mögen auch die Mauern und schlanken Pfeiler den ästhetischen Sinn ansprechen, so erinnert es doch an ein Kartenhaus, das in künftigen Stürmen leicht zusammenfallen könnte.

Die Reihe der Legationen wird durch die belgische geschlossen. Auch die russisch-chinesische und die Shanghai-Bank sind in dieser Straße, erstere durch russisches, letztere durch englisches Kapital gestützt. Ihre Unternehmungen verbreiten sich, wie ich höre, über weite Gebiete.

Dies sind die vornehmlichsten Züge des sogenannten internationalen Territoriums, jener berühmten und historischen Stelle, die der Schauplatz der jüngsten chinesischen Unruhen war. Jeder Zoll hier ward im höchsten Grade tapfer von seiner schwachen Besatzung Tag und Nacht, monatelang verteidigt; die Kugel, Krankheit und Hunger dezimierten diese Helden.

Die große Entfernung zwischen Europa und China ist wahrscheinlich der Grund gewesen, weswegen die Außenwelt so wenig von der ernsten Natur der Belagerung erfuhr; und die abgesperrte Lage der Gesandtschaften machte die Sache noch schlimmer.

Es sind kaum zwei Jahre, seit all dies geschah; aber während dieser kurzen Zeit ist eine neue Stadt auf den Ruinen der europäischen Konzession entstanden. Um eine bessere Übersicht zu gewinnen, besteigen wir eine der Bastionen. Wohin wir blicken, sehen wir Arbeiter in voller Tätigkeit. Rechts sind die mit Stuck bekleideten Mauern der belgischen Gesandtschaft, links die Fundamente der amerikanischen; Rußland hat eine ganze Festung gebaut, und selbst Korea hat hier ein Heim für seine Vertreter. Die Mächte scheinen miteinander zu wetteifern; die eine begünstigt Giebel, die andre bevorzugt Türme

oder schmückt ihre Mauern mit Bollwerken; alle aber sind einig in dem Bestreben, ihre Nachbarn in den Schatten zu stellen.

Zuerst ward mein Auge durch die künstlerischen Mängel dieser Gebäude beleidigt, aber jetzt erkenne ich, daß dieser Eindruck durch ihren moralischen Defekt hervorgebracht wird. Es sieht so aus, als ob das oft bemerkte melancholische Chaos, das dem Siege der Mächte folgte, in diesem neuen Quartiere sichtbaren Ausdruck gefunden hätte. Weder Einheit des Planes noch Vorteil der Lage scheinen vorhanden zu sein.

Doch ist dies nicht der einzige schwache Punkt des Friedens von Chifu. In diesem wurden die Kriegsentschädigungen festgesetzt, Handelsverträge von zweifelhaftem Wert geschlossen und einige nur für den Augenblick schätzbare Zugeständnisse gemacht, und das zu einer Zeit, als die Mächte die absoluten Herren und imstande waren, Reformen einzuführen, nicht nur von lokaler und temporärer Wichtigkeit, sondern von allgemeiner, historischer und moralischer Bedeutung.

Der Boxeraufstand von 1900 kam jedenfalls der Mehrheit der Mächte wie eine große Überraschung; und als er niedergeschlagen war, entgingen die am meisten Schuldigen der Bestrafung, und der alte Zustand der Dinge in China kehrte bald zurück. Die Gesandtschaften bezogen ihre neuen Wohnungen, beschirmt von dickeren Mauern, die niederzureißen den Boxern zweifellos schwieriger sein würde. Ich weiß zwar nicht, ob ich alles, was über diese Befestigungen erzählt wird, für wahr halten soll; aber die Gartenmauern schienen in dem Glauben errichtet worden zu sein, daß sie unzerstörbar seien. Einige hundert Soldaten werden hier von den verschiedenen Mächten gehalten, um ihre Untertanen im Kriegsfall zu schützen. Das könnte wohl in einem Straßenaufruhr geschehen, wenn aber eines Tages diese Nation von 400 Millionen sich entschließen sollte, einträchtig zu handeln, dann würden, fürchte ich, die Mauern und die ornamentalen Soldaten nur eine kümmerliche Schutzwehr bieten. In der Tat: es ist kaum anzunehmen, daß China, wenn es die Legationen noch einmal angreifen sollte, sich des Pöbels für diesen Zweck bedienen würde. Wahrscheinlicher ist, daß es warten wird, bis sein Heer reorganisiert und mit modernen Gewehren und Kruppschen Kanonen bewaffnet ist.

Im Grunde genommen zeigt das neue Quartier dieselben Fehler wie das alte. Die Mauern sind freilich etwas höher und den Kasernen neue Flügel hinzugefügt worden, aber sie stehen isoliert wie zuvor.

Es ist immer ein schwieriges Unternehmen, innerhalb einer Stadt Verteidigungswerke aufzuführen; der Wert selbst der wirksamsten ist fraglich; sollten aber solche Vorsichtsmaßregeln durchaus notwendig sein, dann wäre es gewiß besser gewesen, das ganze europäische Viertel mit einer Mauer zu umgeben, wie dies mit der kaiserlichen Stadt der Fall ist. Das würde der Besatzung der Legationen ermöglicht haben, jeden angegriffenen Punkt gemeinsam zu verteidigen; und es würde den weiteren Vorteil gehabt haben, daß eine wirklich hübsche, schattige Stadt im englisch-indischen Stil erbaut worden wäre zwischen Erdwerken, die mit Bäumen bepflanzt, anstatt einer Anzahl ungesunder, steinummauerter Gefängnisse.

Oder würde es nicht noch besser gewesen sein, die europäische Stadt außerhalb der Mauer, zwischen dem Kanal und der Eisenbahn anzulegen, wo die Bewegung von Peking am wenigsten fühlbar ist? Weder an Geld noch an Grund und Boden hätte es gefehlt, und sowohl aus hygienischen wie aus strategischen Gründen wäre die Lage weit vorzuziehen gewesen. Die Luft ist reiner dort, und beim Eintritt von Gefahr wäre die Möglichkeit des Entkommens oder der Hilfeleistung von außen größer.

Das gegenwärtige europäische Quartier in Peking gemahnt an eine Stadt, die nach heftigem Erdbeben wieder aufgebaut ist auf jenem unsicheren Fundament — dem Zufall.

Die Geschicklichkeit der Mechaniker und der Fleiß der Handwerker in China sind sprichwörtlich. Ich habe jüngst viel vom Verkehrsleben in Peking gesehen, wiewohl ich mit dem von Niutschwang vertrauter bin. Die langen Reihen der Karawanen, die von der westlichen Grenze, der Mongolei, und aus Tibet kommen, beladen mit den eigentümlichen Waren dieser Gegenden, sind für Peking äußerst charakteristisch. Es ist nicht weniger interessant, die Leute bei der Arbeit zu beobachten, als den Handelsgeist dieses Volkes zu studieren.

Die äußere Erscheinung der Stadt, mit Ausnahme des europäischen Viertels, ist dieselbe wie vorzeiten. Der Grundplan von Peking ist sehr regelmäßig. Er ist aus zwei Vierecken gebildet, das eine die Tataren-, das andre die chinesische Stadt, jedes umgeben von einer besonderen Mauer mit zusammen dreizehn Toren und riesenhaften Türmen mit doppeltem Dach.

Das Zentrum nimmt die kaiserliche Stadt ein, innerhalb welcher die purpurne oder verbotene Stadt liegt; und innerhalb dieser kommen wir endlich zu den Palästen, Privatwohnungen, Villen, Teehäusern und Tempeln des Kaisers. Der kaiserliche Palast selbst ist durchschnitten von Gärten, Seen und Strömen, und mehr als ein Palast sieht er aus wie eine Stadt, ja, wie ein Miniaturbild dieses ummauerten Landes.

Von dem umfangreichen Tor zieht sich eine breite Straße durch die kaiserliche und Tatarenstadt bis zum großen südlichen Tor. Sie ist eine der merkwürdigsten Straßen der Welt. Die innerste Mauer steht in einem Viereck breiter Gräben. Vier gewölbte Marmorbrücken führen zu den vier Toren. Die ausgezackte Mauer, die pagodenartigen Türme der Bastionen, die Bogen der Brücke — alles ist verziert mit schön geschnitzten Drachen. Diese sind durch ein strenges Gesetz vorgeschrieben. In allen Teilen des Riesenpalastes sind die Mauern, die Gräben, die Türme und einzelnen Paläste wiederholt und die Mauern aller Gebäude rot bemalt. Die Gestalt der mit gelben Ziegeln bedeckten Dächer ist die von Buden und Zelten — alles in Übereinstimmung mit der Tausende von Jahren alten Tradition. Die Schwelle darf nicht breiter sein als die, über die Confucius schritt, und die Tür nicht weiter als die ausgestreckten Arme des großen Lehrers.

Beim Eintritt in ein Haus wird man niemals verfehlen, die Mauer zu finden, welche die Überlieferung verlangt, um die friedlichen Bewohner vor

bösen Geistern zu beschützen. Auch darf die Zimmerdecke nicht höher sein, als einer von den Kobolden zu ersteigen Lust hat. Jede Einzelheit, bis zu dem geringfügigsten Zierat, hat eine symbolische oder mythische Bedeutung.

Ebenso hat der Besatz oder die Stickerei am Gewand eines Beamten oder Hofbediensteten ihren besonderen Sinn. Das gleiche gilt von Privatpersonen und erstreckt sich bis in die innersten Gemächer ihrer Wohnstätte, einfach weil es vom Gesetz verlangt wird.

Es ist das strenge System, das China so einförmig erscheinen läßt, wenigstens von außen. Aber dieses System verleiht ihm auch ein großes Interesse vom psychologischen Gesichtspunkt.

Kaum gibt es in der ganzen Geschichte der Zivilisation eine Nation oder ein Volk, dessen Leben so tief und dauernd durch eine Doktrin beeinflußt worden wäre, als es die Bevölkerung des gelben Kaiserreichs durch die Lehren des Confucius ist. Vom himmlischen (den Mittelpunkt des Weltalls darstellenden) Altar, an dem nur der Sohn des Himmels seinen Vater anbeten darf, bis zu jedem Tempel, jedem Yamen und jedem Stein drückt alles einen und denselben ethischen Gedanken aus. Dieses gigantische Werk des Sittengesetzes ist es, das, mit seinem organischen Leben bis in die kleinste Einzelheit reichend, China stark erhält, auch in seinem gegenwärtigen Verfall und Peking, selbst unter seinen Trümmern, als eine der größten Städte auf Erden erscheinen läßt. Der Plan ist es, oder sagen wir lieber die Idee, die uns staunen macht. Die metaphysischen Eigenschaften dieses Volkes bezaubern uns: ihre alten Traditionen sind noch immer ihr Bollwerk, ihre alten Systeme, wie sehr auch entartet, die Quelle ihrer moralischen Stärke. Doch ich hoffe über die psychologische Seite Chinas in anderm Zusammenhang ausführlicher zu handeln; hier wollte ich nur eine flüchtige Skizze seiner Hauptstadt geben.

Man kann sich kaum eine planmäßigere Stadt vorstellen als Peking. Im Zentrum steht der Thron; von dort strahlt jede Straße aus, nach dort führt jeder Weg. Er ist der Brennpunkt der Stadt, das Herz des Reichs, aber — verbotener Grund. Der Mann, der seinen Fuß hierher setzt, verwirkt sein Leben, so heilig und unverletzlich ist dieser Boden. Innerhalb der zweiten Mauer residieren die kaiserliche Familie und der Hof — „kostbare Steine in Gold gefaßt", wie der Dichter sagt.

Demnächst kommt die sogenannte kaiserliche Stadt. Der ausgedehnte Lotussee, die lange Marmorbrücke, der Maisanhügel, die Sommerresidenz und die Gärten der Kaiserin-Witwe — alles dies ist in den weiten Parkanlagen enthalten, eine Anzahl kleiner Städte, deren Wunder zu beschreiben ganze Kapitel erfordern würde. Jede derselben hat ihre eigene mysteriöse Geschichte.

Es gab eine Zeit, da unter dem Gesträuch des Lotus mehr Blut floß als Wasser. Auf einer der kleinen Inseln steht ein Sommerhaus, ein sehr traulicher Bau, der doch so aussieht, als ob sein einziger Zweck sei, Glück zu beherbergen. Aber das Schicksal machte daraus ein höchst düsteres Gefängnis. Hier wurde der junge Kaiser eingesperrt, in Qual wie ein Verbrecher. Er wußte niemals, ob der Morgen ihn noch am Leben oder auf dem Grunde des Sees finden würde.

Armer junger Kaiser! Wiewohl er seine Freiheit wiedererlangt hat — wenn die Insel mit dem Palast vertauscht zu haben, Freiheit genannt werden kann —, sein Geist ist seit der Zeit in Dunkelheit gehüllt. Der jugendliche Traum, das Volk glücklich zu machen, ist für immer verschwunden. Die hohen Ideale sind zu Staub zerfallen, und von seinen ehemaligen Beratern sind einige in der Verbannung, andre im ewigen Schweigen.

Die neue Sommerresidenz der Kaiserin befindet sich längs der südöstlichen Mauer, und in den anstoßenden Gärten reihen sich die Häuser des Hofstaats und der Dienerschaft. Alle diese Gebäude zeigen dieselbe architektonische Einförmigkeit: rote Mauern und gelbe Dächer. Ihr einziger Schmuck ist die Marmortreppe mit geschnitzten Drachen. Dicht bei den Gärten waren früher die Fremdenmission und die Kathedrale; jetzt hat die Mission sich weiter ab in einer schönen Lage angesiedelt.

Der Maisan oder Kohlenhügel ist ein künstlicher Berg gegenüber dem nördlichen Tor. Seine fünf Spitzen zieren Sommerhäuser von ungleicher Schönheit, die mit emaillierten Ziegeln gedeckt sind und eine Anzahl jener Porzellantürme zeigen, die wir aus unsern Schulbüchern so gut kennen.

Mancherlei Berichte über den Ursprung des Maisan sind auf die Nachwelt gekommen. Wie der Name andeutet, ist er aus Kohlen aufgeschüttet. Doch bin ich geneigt, zu glauben, daß er demselben Zwecke dient wie die Mauern rings um die Tore — nämlich dem Schutze gegen böse Geister. Meine Vermutung wird durch die Tatsache bestärkt, daß in dem Hain, der sich längs der Seite des Hügels erstreckt, die große Totenkammer steht, eine von kolossalen Pfeilern gestützte Halle, in welcher die Särge der verstorbenen Kaiser beigesetzt werden. Der Leichenzug schreitet durch das große nördliche Tor gegenüber den Gräbern der Kaiser. In China, wo alles eine übertragene Bedeutung hat, würde es irrig sein, anzunehmen, daß der Maisan nicht irgend etwas versinnbildlichen sollte, und die Ungewißheit und das Geheimnisvolle erhöhen die Schönheit der immergrünen Haine dieses Platzes. Er gleicht darin dem römischen Monte Testaccio, dessen einziger interessanter Zug bei seiner Kahlheit in seinem mysteriösen Ursprung liegt.

Die vierte Mauer ist die der Tatarenstadt. Sie ist fast viereckig und hat zusammen zehn Tore — drei gen Norden, drei gen Süden, zwei gen Osten und zwei gen Westen. Die Mauer ist ungefähr siebzehn (engl.) Meilen lang, fünfzig Fuß hoch und so breit, daß ein Dutzend Soldaten nebeneinander bequem darauf reiten kann. An ihren vier Ecken erheben sich vier dreistöckige Bastionen, deren Dächer einen Doppelgiebel aus grüne Ziegel haben. Über den Toren ragen Türme mit ähnlichen Dächern empor. Immer sind es dieselben kaiserlichen Ziegel, dieselben Drachen und Zieraten. Alles trägt den Stempel der Einförmigkeit, die einen Kanon des Geschmacks und eine Idee verkörpert.

Man kann sich kaum ein großartigeres und düstreres Bauwerk vorstellen als die Mauern von Peking. Sie sind symmetrisch, harmonisch, und je mehr wir von ihnen sehen, desto mehr geraten wir in ihren Bann.

Die Mauer der Chinesenstadt wurde der der Tatarenstadt hinzugefügt, um ein Parallelogramm zu bilden; sie ist der ersteren ähnlich, wiewohl etwas bescheidener. Gen Norden dienen die drei Tore der Tatarenstadt als Eingang. Auf der östlichen und westlichen Seite befindet sich je ein Tor, und gen Süden ist der Haupteingang nach Peking. Dann kommen die Wall- und Festungsgräben und die überall vorhandenen Brücken. Wer sich dem kaiserlichen Thron nahen will, muß fünf Städte, sieben Tore und fünf Brücken passieren. In der kaiserlichen Stadt muß man durch fünf Hallen und fünf Höfe gehen, ehe der Thron erreicht ist.

All dies ist ebenso groß gedacht wie meisterhaft ausgeführt. Nirgends sonst ist die Idee der Majestät so unendlich gesteigert und nirgends die Macht in einem solchen Grade ausgeschmückt wie in China. Der Winterpalast und Windsor Castle sind dagegen reine Privatwohnungen, und selbst Versailles verliert viel von seiner Großartigkeit, verglichen mit der Auffassung des kaiserlichen Palastes in Peking.

Es sind erst wenige Monate, seit der Hof aus seinem verzögerten Exil in die verlassene Residenz zurückgekehrt ist. Und was für ein glänzendes, prachtvolles Schauspiel gewährte die große Prozession auf dem langen Weg durch fünf Städte mit ihren vielen Toren und Brücken, obwohl die Uniformen der Soldaten schäbig genug und die Röcke der Mandarinen wohl etwas abgetragen ausgesehen haben mögen! Das Schaugepränge muß eines der überraschendsten gewesen sein, das man jemals erblickt.

Der Mittelpunkt des Handels ist in der Chinesenstadt. Wie könnte ich denen eine Vorstellung davon geben, die dieses Volk und diesen Teil der Welt nicht kennen! Welch eine Mischung von Farben, welch ein Lärm und Staub, welch eine Unendlichkeit von Licht und Schatten, welch ein wundervolles Mosaik! Wer könnte jemals den Totaleffekt in all seinem Glanze erfassen! Wer jemals ihn in all seinem Geheimnis verstehen!

III.

Der größte Reiz meiner Wanderungen besteht darin, daß ich auf berühmte Denkmäler stoße, wenn ich sie am wenigsten erwarte. Während meines verlängerten Aufenthalts unternehme ich an jedem Nachmittag einen ausgedehnten Forschergang. Ich zerlege die Stadt in verschiedene Abteilungen, und täglich besuche ich einen andern Punkt. Meine Aufgabe wird dadurch erleichtert, daß Peking schachbrettartig gebaut ist. Der allgemeine Plan ist höchst systematisch, indem die alte Metropolis wie ein militärisches Lager angelegt ist. Genau gesprochen besteht sie aus mehreren Städten, deren jede ihren eignen Charakter und Zweck hat. Jede hat ihre besondere Bauart, und jede wird von verschiedenen Kasten bewohnt. Die Tatarenstadt ist der Sitz aller Mandschus, die der gegenwärtigen Dynastie aus ihrem Heimatland gefolgt sind. Sie bekleiden meistens ein öffentliches Amt oder dienen in der kaiserlichen Armee.

Die innere oder kaiserliche Stadt ist für die Mandarine und Hofwürdenträger vorbehalten, und sie umschließt die drei aufeinanderfolgenden Städte:

die purpurne, die verbotene und die heilige Stadt. Ein Teil der purpurnen Stadt ist ganz für die Kaiserin-Witwe reserviert, und der andre Teil enthält die Wohnungen der Hofdamen und ihrer Wächter. Das Zentrum dieses wunderbaren Gewirrs ist das Sanktuarium des Kaisers.

Auf der Südseite der Tatarenstadt dehnt sich die Chinesenstadt aus, die ausschließlich für Handelszwecke abgesondert ist, und in der alle Chinesen leben, daher ihr Name. Hier sind die schönsten Läden, und ein geräuschvoller Verkehr herrscht von Morgen bis Abend.

„Sind die Sehenswürdigkeiten von Peking der Mühe wert?“ ist die unfehlbare Frage der neu Ankommenden. Es wäre leichter, eine Antwort zu geben, wenn man gefragt würde: „Was ist *nicht* wert, gesehen zu werden, und was kann man in Peking auslassen?“ Von meinen vielen Wanderungen war nicht eine, die irgendeiner überraschenden Entdeckung entbehrt hätte, — mochte es nun ein schönes Gebäude, ein unbekannter Fleck oder eine wunderliche Szene sein. Und wenn ich auf keine regelrechte Sehenswürdigkeit stieß, so war ich doch immer umgeben von einer Welt voll Anziehung, einer Welt für sich. Und wenn ich meine Meinung sagen sollte, so würde ich dem Fremden raten, vor allem andern diese seltsame Welt zu beobachten und ihr überquellendes Leben verstehen zu lernen. Und es würde vorteilhaft sein, die verschiedenen Teile der Stadt zu verschiedenen Tageszeiten zu besuchen, die Sonne aufgehen zu sehen über den Mauern der Stadt, wenn sie bei dem plötzlichen Ausbruch des Lichts zu erwachen scheint; die Morgenstunden in den engen Gassen, die gedrängt voll von Läden sind, zu verbringen, um Mittag den amtlichen Yamen und lokalen Größen eine Visite abzustatten, am Nachmittag zu einem der Tempel zu fahren oder einen Ausflug zu machen zu den Heiligenschreinen der Nachbarschaft und dem Sonnenuntergang zu folgen von den östlichen Hügeln oder von der Spitze einer der berühmten Pagoden, die sich rings im Lande verlieren.

Vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, finden sich viel Kleinodien; und was die Natur betrifft, so bieten die umgebenden Hügel unübertroffene Landschaftsbilder. Auch der kaiserliche Wildpark ist von großer Schönheit und gewährt in seiner stillen Melancholie für einsame Fahrten reizvolle Partien. Ein andrer Platz, in jeder Hinsicht eines Besuches wert, sind die Prinzessinnengräber und der alte portugiesische Kirchhof mit seinen traurigen Gräbern der ersten Christen, die am kaiserlichen Hof im 17. Jahrhundert eine so maßgebende Rolle spielten. Die Denkmalsinschriften und die weißen Marmorkreuze sind die beredten Zeugnisse dieser ersten Missionsarbeit. Weiterhin kommt eins von Pekings architektonischen Wundern: die wohlbekannte dreizehnstöckige Pagode. Ihre Mauern sind mit ziemlich ungeschickt geschnitzten Figuren verziert, und bedeckt ist sie mit einem unbeschreiblichen Dach, das dreizehn übereinandergestülpten Regenschirmen gleicht. Dann die beiden Sommerpaläste: der eine, reiches französisches Rokoko, liegt heute in Trümmern; der andre, noch in Gebrauch, nimmt einen weiten Flächenraum ein, über den verstreut viele Kioske, Lusthäuser und Yamen liegen, umgeben von herrlichen Gartenanlagen mit künstlichen Fischteichen und Marmorbrücken. Unglücklicher-

weise ist der Eintritt bei Todesstrafe untersagt. Bis jetzt ist es Fremden niemals erlaubt worden, in dieses verbotene Paradies einzudringen. Bei gewissen Gelegenheiten wird das diplomatische Korps darin empfangen, und zu einer solchen Feierlichkeit war ich als Gast geladen. Ich wage nicht, dieses Wunderland von chinesischen Pagoden, hängenden Gärten der modernen Semiramis und Forsten mit Miniaturobstpflanzungen und Zwergkiefern zu beschreiben. Ich will nicht zu schildern versuchen, wovon man sich nur einen Begriff macht, wenn man es gesehen hat, und kann nur hoffen, daß andern dieselbe Gunst zuteil werden möge.

Wenn man in Peking umherstreift, sollte man nicht versäumen, vor dem Großen chinesischen Tor oder Ta-chin-men Halt zu machen und, geradeaus blickend, das wundervolle Panorama der Ch'ien-men oder Großen Straße zu genießen. Auf der Marmorbalustrade der Ch'ien-men-San-tau-Brücke sitzend, könnte man Stunden damit hinbringen, das außerordentliche Schauspiel zu betrachten. Die ganze Bevölkerung dieser Riesenstadt scheint sich zu gewissen Stunden des Tages hier zu versammeln. Reiche Mandarine auf Pferden mit fein gearbeitetem Sattelzeug, begleitet von demütigen Kulis; Fürsten aus der Mongolei, in prächtigen Sänften, angehalten von den halbnackten Mitgliedern der berühmten Bettlergilde. Auf beiden Seiten sind Läden und vor jedem Laden Buden mit bescheidneren Waren und außer dieser Doppelreihe noch eine dritte von Verkaufsständen, die diesmal aber nur aus Matten oder einem Blatt Papier bestehen, in der Gosse ausgebreitet, wo zerlumpte Kerle die in der vorhergehenden Nacht gefundenen Kostbarkeiten feilbieten. Hinter der Ch'ien-men-Straße ist ein Wirrsal von Gassen, vollgepfropft mit Lagerhäusern, die mit ihren reichgeschnitzten Fronten den merkwürdigsten jemals gesehenen Basar bilden, und der Effekt dieses Feenlandes aus Pappe und Flitter wird erhöht, wenn die Sonne durch die offenen Stellen der Zeltdächer ihre Lichtstreifen sendet. In der Tat: ich würde jedem dringend empfehlen, vor allem andern einen Gang durch das Ch'ien-men-Quartier zu machen.

Es gibt eine solche Menge von Sehenswürdigkeiten und architektonischen Schätzen, daß es durchaus notwendig ist, ein wenig zu unterscheiden und den Ehrgeiz des schaulustigen Durchschnittsreisenden beiseitezusetzen, der darin besteht, zu sagen: „Ich habe alles gesehen."

Unter den Tempeln einer der bemerkenswertesten ist die Halle der Klassiker oder Pi-yung-kung, die den vollständigen Text der neun Königs- oder klassischen Bücher, die Quelle der altchinesischen Literatur, enthält. Mehrere interessante Bauten stehen in den schattigen Anlagen, und der mit schönem, gelbem Porzellan gedeckte Torbogen des Eingangs ist ein Triumph chinesischer Kunst. Kwo-tsze-chien ist eine andre ansehnliche Gebäudemasse; ihre Fundamente datieren von der Yuan-Dynastie, die im 13. Jahrhundert herrschte. Auf einer Holztafel in der Haupthalle liest man die folgende charakteristische Inschrift: „Die Tafel (geweiht) der Seele des allerheiligsten Lehrers der Ahnen, Confucius." Der meistbekannte und -beschriebene Tempel ist der des berühmten Lamaklosters, das, eine Stadt für sich, aus vielen Gebäuden besteht und noch viele Kunstschätze besitzt, einige sehr gute Emaillen und ausgezeichnete Nephritarbeiten.

Zu gewissen Stunden wird Gottesdienst gehalten mit wundervollem Ritual und einer Prozession des Groß-Llamas, der in königlichen Purpur und Saffrangelb gekleidet ist, und dem sein Stab folgt in seidenen Gewändern, mit allerlei Emblemen und einem von Federn starrenden Helmschmuck — ein Anblick von unbestreitbarer Neuheit. Außerhalb der Mauer sollte man nicht versäumen, Hwang-ßu zu besuchen. Im mittleren Hof steht ein weißes Marmordenkmal zum Gedächtnis des Tschu-Llama, der der Oheim des Dalai-Llama in Lhassa war und während eines Aufenthalts in der kaiserlichen Stadt, wo er Gast des Kaisers selbst war, plötzlich starb, — wie die Inschrift sagt, an bösartigen Pocken. Nicht weniger berühmt ist der Ta-chung-ssu oder Tempel der großen Glocke, erbaut im 16. Jahrhundert und so genannt nach der größten Glocke des ganzen Reichs, die schon anderthalb Jahrhunderte früher auf Befehl Yung-Los gegossen worden ist.

Von allen Tempeln jedoch der schönste ist, wie sein Name besagt, der Tempel des Himmels, in dem der Kaiser allein das Recht hat, Opfer darzubringen. Er steht in einem Hain, der über eine (englische) Quadratmeile im südöstlichen Viertel der Chinesenstadt einnimmt. Er besteht nur aus wenigen Gebäuden, aber jedes ist eins von den Wunderwerken des Ostens. Die Haupthalle bildet eine Rotunde, eine Art von Pagode, auf der Spitze einer Plattform erbaut. Diese wie ihre Balustrade und Treppenflucht, die sich ganz um sie herumzieht, sind aus fein bearbeitetem Marmor, die Kolonnade, die das regenschirmartige Dach trägt, aus purpurn lackiertem Holz und die Ziegel aus blauem Porzellan. Und ich glaube, daß es das einzige Gebäude, dem gestattet ist, mit der Farbe des Himmels bedeckt zu sein. Von diesem einzigartigen Schrein führt durch das Gras und durch den Hain ein Marmorpfad zu dem kaiserlichen Altar. Dieser Altar, wenn er so genannt werden darf, ist in der Tat eine andre Plattform, gleich der vorhergehenden, von der wir kamen, aber noch imposanter, höher, umgeben von noch feiner gearbeiteten Treppen und schöneren Balustraden. Sie hat keinen Heiligenschrein und keine Pagode auf ihrer Spitze; ihre Säulenhalle wird von den Zedern und Zypressen des Hains gebildet, der sie umgibt, und der Dom des fleckenlosen weißen Marmorpiedestals ist der wolkenlose blaue Himmel.

Es würde vergeblich sein, die Schönheit dieses Erdenflecks begreiflich machen zu wollen. Auch ist es nicht meine Absicht, in das Gebiet eines Reisehandbuches überzugreifen, das diesem Platze wahrscheinlich ein ganzes Kapitel widmen würde und selbst dann, wie ich fürchte, den poetischen Eindruck desselben nicht wiederzugeben vermöchte.

Doch will ich einige andre bemerkenswerte Bauten noch erwähnen, z. B. den Tempel der Erde, mit einer entzückenden alten Sonnenuhr und einem rätselhaften Brunnen. In einem offenen Raume befindet sich ein Reisfeld, das Symbol der Fruchtbarkeit, in dem der Kaiser die erste Furche des Jahres pflügt.

Die beiden gewaltigen Türme, die uns in einer gewissen Entfernung auf all unsern Wanderungen folgen, sollten auch nicht ausgelassen werden. Der eine ist der Turm des Gong oder der Glocke, der andre der der Trommel.

Es sind in Wirklichkeit zwei Belfriede, die den Bürgern alle guten oder schlimmen Neuigkeiten melden. Ebenso würde ich jedem raten, dorthin zu gehen, wo die beiden gotischen Türme ihre zierlichen Formen gen Himmel erheben, und einen Nachmittag in Pai-tang zu verbringen, wo der Fremde darauf rechnen darf, als herzlich willkommener Gast empfangen zu werden. Man sieht da noch die Spuren des Boxervandalismus: Trümmer, Bomben, zu Pyramiden aufgeschichtet, einen kleinen Friedhof, in dem alle Märtyrer begraben sind — Soldaten und Priester, verschmachtete Kinder und hilflose Frauen — und eine kleine Gedächtniskapelle. Man wird mit Freude wahrnehmen, daß die meisten der zerstörten Baulichkeiten wieder aufgerichtet sind, und daß das geräumige Waisenhaus mehrere hundert Kinder beherbergt. Pai-tang ist ein Mittelpunkt nicht nur des katholischen Glaubens, sondern auch der Werktätigkeit: die Kinder gehen durch eine Schule strenger Erziehung, bevor sie imstande sind, ihr tägliches Brot zu erwerben. Die Knaben werden gewöhnlich Handwerker oder Handelsleute, diejenigen, die größere Geschicklichkeit zeigen, Silberschmiede oder Emailliſten. Wiederum andre, die zum Studium neigen, können in die anstoßende Lateinschule oder das Seminar eintreten. Die hauptsächliche Beschäftigung der kleinen Mädchen sind Handarbeiten; sie machen sehr hübsche Spitzen und schöne Stickereien, und ihre Erzeugnisse finden guten Absatz im europäischen oder Gesandtschaftsviertel.

Ein Besuch in Pai-tang ist höchst erbaulich, und nicht nur Glaubensgenossen werden von dem, was sie sehen, befriedigt sein, sondern ein jeder, der für Geschichte, Kunst, Erziehung, Wohltätigkeitsbestrebungen und Zivilisation im allgemeinen Sinn hat, wird hier nützliche Belehrung sammeln und wertvolles Material finden.

Was man mit den Abenden in Peking anfängt, würde selbst das beste Reisebuch zu raten nicht imstande sein. Mit Sonnenuntergang ist alles geschlossen, und jedermann zieht sich zurück. Die Stadttore werden verriegelt, und der Verkehr hört auf. Selbst die Theater sind verödet, denn die Vorstellungen, die früh am Morgen beginnen, enden mit Dunkelwerden. Während der Nacht ist Peking in Schweigen und Finsternis gehüllt. Nur im europäischen Viertel bemerkt man Lichter, vernimmt man lautes Gespräch, rohes Gelächter oder einen Gassenhauer aus einer neueröffneten Schenke — dem täglichen Erholungsort für die Truppen der Alliierten, die den Chinesen ein trauriges Beispiel von dem europäischen Begriff des Vergnügens geben.

Wenn der Reisende mit Empfehlungsbriefen versehen ist, die im Osten wichtiger sind als Pässe, so wird er Gelegenheit haben, reizende Abende in den verschiedenen Gesandtschaften und Häusern der hier stationierten Diplomaten, Offiziere, Priester usw. zu verbringen, zu sehen, wie seine Landsleute im Exil leben, mit ihnen die jüngsten Ereignisse zu erörtern, die sich im Westen zugetragen haben, und beim bläulichen Dampf einer Zigarre Vermutungen anzustellen über die Möglichkeiten des Ostens.

Schillers „Braut von Messina“ und ihr Schauplatz.

Von

Robert Kohlrausch.

Im antiken Theater von Taormina habe ich Schillers „Braut von Messina“ gelesen. Auf dem grasüberwachsenen, zu einem sanften Hügelkessel umgewandelten Stufenrund sitzend, ab und an aufblickend vom Buche, hinunterschauend auf die rotbraunen Trümmer der Bühne und empor zur „Säule des Himmels“, dem weißen, schneebedeckten, sanft rauchenden Gipfel des Ätna — so habe ich die Dichtung gelesen. Und sie hat in jenen Stunden so tief auf mich gewirkt wie nie zuvor. Indem die sanft vorüberklingenden und mächtig erdröhnenden Worte des Chors zu mir sprachen, sah ich vor mir zu Füßen unversehrt noch die großen, bogenüberspannten Hallen zu beiden Seiten der Bühne, aus denen vor Jahrhunderten die Sprecher solcher Chöre hervorgetreten sind; indem ich die Größe des Werkes fühlte, mit dem Schiller den deutschen Bühnen etwas der antiken Tragödie Ebenbürtiges schenken wollte, lag deutlich erkennbar noch dort in der Tiefe der Schauplatz, von dem herab die mächtigen Vorbilder seines Werkes die Menschen erschüttert haben; indem ich gegen die mit Silberschaumlinien gezeichnete Buchtenkette die Wellen des blauen Meeres heranfluten sah, drohend und schön zugleich, konnten sie mir ein Bild geben von der langsam anschwellenden, unwiderstehlich vordringenden und doch immer von der Schönheit regierten tragischen Flut dieser Dichtung.

In gewissem Sinne darf ich sagen, dort erst im Theater von Taormina habe ich die „Braut von Messina“ ganz verstehen gelernt. Eins vor allem andern: die geniale Sicherheit eines großen Dichters in der Wahl des einzig möglichen Schauplatzes für ein gewagtes Werk. Er selbst mag gejubelt haben, als ihm zum ersten Male der Gedanke kam: Sizilien! Denn damit war eine Unmöglichkeit für ihn möglich geworden, jene Unmöglichkeit, von der er in einem Brief an Goethe bei der ersten Erwähnung seines noch dunklen Tragödienplanes im Jahre 1797 mit den Worten sprach:

Ich habe mich dieser Tage viel damit beschäftigt, einen Stoff zur Tragödie aufzufinden, der von der Art des Oedipus Rex wäre und dem Dichter die nämlichen Vorteile verschaffte . . . Aber ich fürchte, der „Ödipus“ ist seine eigene Gattung, und es gibt keine zweite Spezies davon; am allerwenigsten würde man aus weniger fabelhaften Zeiten ein Gegenstück dazu auffinden können. Das Orakel hat einen Anteil an der Tragödie, der schlechterdings durch nichts andres zu ersetzen ist; und wollte man das Wesentliche der Fabel selbst, bei veränderten Personen und Zeiten, beibehalten, so würde lächerlich werden, was jetzt furchtbar ist.

Nun war dieser Zwiespalt gelöst. Ahnungsvoll hatte Schillers Geist ein Werk empfunden, das — aus der antiken Tragödie geboren — doch keine leere Nachahmung von ihr bedeuten sollte; ein Werk, in dem antike und neuere Weltanschauung miteinander verschmelzen, in dem antike Religion mit späteren Glaubensformen sich vereinigen sollte. Zunächst schien es in keinem der bekannten Länder einen Ort für solch ein Werk zu geben. Da stieg vor der Seele des Dichters die Zauberinsel Sizilien aus dem Meer empor, und zugleich war die Heimat gefunden für die Gestalten seines geträumten Werkes. Mit stolzem Selbstbewußtsein konnte Schiller nun in die Einleitung zu seiner fertigen Tragödie die Worte setzen:

Ich habe die christliche Religion und die griechische Götterlehre vermischt angewendet, ja, selbst an den maurischen Aberglauben erinnert. Aber der Schauplatz der Handlung ist Messina, wo diese drei Religionen teils lebendig, teils in Denkmälern fortwirkten und zu den Sinnen sprachen.

Damit war das Orakel und sein unersetzlicher Anteil an der Tragödie auch für ein Werk „aus weniger fabelhaften Zeiten“ gerettet.

Man hat den Dichter oft und mit Recht gepriesen, weil er im „Wilhelm Tell“ die Schweiz, die er niemals gesehen hatte, mit so wundersamer Wahrheit schilderte. Weit seltener hört man ein Wort der Bewunderung dafür, daß er sich beim Schaffen der „Braut von Messina“ geistig in ein Land zu versetzen wußte, das ihm — nicht nur äußerlich — weit ferner lag als die Schweiz. Und doch ist hier noch höhere Bewunderung am Platze. Für die Bergwelt der Alpen besaß er in seiner Umgebung ein Vorbild, an dem er nur die Maße zu vergrößern brauchte, um etwas annähernd Ähnliches zu erschaffen. Italien aber war ihm ganz fremd, auch seiner Natur, seiner Neigung. Als er eben die „Braut von Messina“ vollendet hatte, schrieb er an Wilhelm von Humboldt nach Rom:

Leider ist Italien kein Land für mich; das Physische des Zustandes würde mich drücken und das ästhetische Interesse mir keinen Ersatz geben, weil mir das Interesse und der Sinn für die bildenden Künste fehlt.

Da bedeutet es einen Gewinn, den er sich selbst gewaltsam abringen mußte, wenn er das geheimnisvoll gemischte Wesen Siziliens so tief erfaßte, wie es in Wahrheit geschah. Auch ohne Kunstsinn, ohne künstlerische Studien ging es hier nicht ab. Von der seltsamen Mischung der Religionen sprachen am lautesten die Baudenkmäler aus den wechselnden Zeiten, aber nur für den ernsthaft und andächtig Lauschenden öffneten sie ihren Mund. Schiller behauptete, keinen Sinn zu haben für ihre Stimme; trotzdem aber hörte sein Dichtergeist sie über Land und Meer hinweg, aus zeitlichen und räumlichen

Fernen her, und was er vernommen hatte, das gab ihm die Sicherheit, nun festen Boden unter den Füßen zu haben für sein kühnes Werk.

Die Mischung des Antiken und Christlichen hätte auch das übrige Italien ihm sichtbar geboten; unzählig waren und sind dort die Tempel, die sich in Kirchen verwandelt haben. Aber die Antike zeigte sich hier fast überall nur noch im römischen, nicht mehr im griechischen Gewande; und der „maurische Aberglauben" hatte keine oder doch nur weltliche, nicht religiöse Denkmale zurückgelassen. In Spanien dagegen, wo er in zahlreichen Schöpfungen dauerte, wo auch die christliche Kunst in Wunderwerken triumphierte, fehlten die Spuren antiker Gottesverehrung, um den gesuchten Dreiklang zu vollenden. Von Sizilien allein drang sein Ton in des Dichters Ohr. Und wie er den Fernen erreichte, so klingt er auch heute voll, deutlich und geheimnisreich zugleich in die Seele jedes Menschen, der das Glück hat, mit offenen Sinnen jenes wundervolle Inselreich zu betreten.

Auch mir ist er in die Seele geklungen, als ich dort im Theater von Taormina die „Braut von Messina" las. Aus der Dichtung Schillers drang er hervor, und in meinen Erinnerungen an schon Geschautes klang er echogleich wieder. Wie klug, wie fein, wie sorgsam hat Schiller die drei Religionen in seinem Werke gemischt! Wie selbstverständlich und natürlich erscheint diese Mischung, die doch nur das Ergebnis einer sicheren Berechnung ist! „Die Götter leben!" ruft der Chor mit gewaltigem Nachdruck, aber dieser selbe Chor spricht von der „Kirche, der göttlichen", er verurteilt des „Klosterraubs verwegene Tat", um dann wieder in düsteren Worten zu warnen: „Die Rachegötter schaffen im stillen." Vom Orakel und der Kunst der Seher hat Isabella sich bei den wichtigsten Handlungen ihres Lebens leiten lassen, und wenn sie auch daran verzweifelt und sich gegen sie auflehnt, so bringt ihr das grausame Walten des Schicksals, das furchtbare Verhängnis ihres Hauses doch zum Schlusse wieder die Wahrheit vor die Seele: „Die Orakel sehen und treffen ein." Zugleich aber lebt diese selbe Fürstin ganz in der Vorstellungswelt des Christentums. Sie fleht: „Blick nieder, hohe Königin des Himmels!" sie redet von einem „Mönche, einem gottgeliebten Mann", von einem frommen Klausner und einem Kloster der heiligen Cäcilia, von Gnadenbildern, von geweihten Kerzen und Lorettos Haus. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit vereinigen alle andern Personen der Tragödie die christliche mit der antiken Religion. Mehr von weitem, doch auch noch lebendig klingt die der Mauren hinein. Isabellas Gatte hat einen „sternekundigen Arabier, der sein Orakel war", um die Deutung eines Traumes gefragt und an diese Deutung geglaubt; die Fürstin aber hat in dem Sterndeuter nur einen Götzendiener, einen schwarzen Magier gesehen und seinen Einfluß zu durchkreuzen gesucht. Doch auch dieses Orakel trifft ein; gleich mächtig walten drei Religionen nebeneinander. Schiller hat sich das Recht genommen,

die verschiedenen Religionen als ein kollektives Ganze für die Einbildungskraft zu behandeln, in welchem alles, was einen eigenen Charakter trägt, eine eigene Empfindungsweise ausdrückt, seine Stelle findet.

Er hat das Wort betätigt: „Unter der Hülle aller Religionen liegt die Religion selbst,“ und indem er jenes Dichterrecht übte, hat er für sein Werk eine Atmosphäre geschaffen, so dämmerig-märchenhaft, so geheimnisvoll umschleiert, daß in ihr die gewaltigen Ereignisse des Dramas eher möglich erscheinen als irgendwo sonst.

Sizilien! Im Lichte von Schillers Dichtung ist mir vieles deutlich und hell geworden, worüber ich sonst vielleicht achtlos hinweggeblickt hätte, — auf dem Wirklichkeitshintergrunde dieses Landes hat für mich die „Braut von Messina“ erst ihre wahre Gestalt gewonnen. Nur muß der Titel sich erweitern, Sizilien muß für Messina gesetzt werden; die Stadt Messina ist zu schwer heimgesucht worden, vor allem durch das furchtbare Erdbeben vom Jahre 1783, um noch irgendwie nennenswerte Denkmäler aus antiker und arabischer Zeit bewahrt zu haben. Aber das übrige Land birgt in seltenster Mischung alles, was auch in Schillers Dichtung sich zu einem so merkwürdig schönen Ganzen zusammenfügt.

Einer Abendstunde in Syrakus muß ich zuerst gedenken. Am Nachmittag war ich angekommen und schlenderte nach dem Abendessen ziellos durch die Straßen. Da lockte mich ferne Musik; ich folgte den Tönen und sah mich unvermutet auf einem geräumigen, von stattlichen Gebäuden umgrenzten Platze. Piazza del Duomo stand an den Mauern, und dort war er ja selbst: der Dom. Eine hohe, malerische Fassade im kühnsten Barock mit fünffach geteiltem Treppenaufgang zu dem säulengeschmückten Portal, mit gebogenen und gebrochenen Giebeln, mit ungeheuren gewundenen Schnecken und lebhaft bewegten Heiligengestalten geziert — das bunte, doch anmutige Spiel einer ausschweifenden Phantasie. Auf dem Platze selbst aber blitzten mit den Musikinstrumenten um die Wette die Uniformen des italienischen Militärs; elektrisches Licht flutete hell darüberhin; die Menge plauderte, lachte und horchte. Es war ein lebendiges Gegenwartsbild, vom Hauch einer noch nicht allzu fernen Vergangenheit nur leise überweht. Nun aber trat ich an den Dom heran, um ihn näher zu betrachten, bog in eine Straße hinein, die an der Seitenfront entlang führte. Welch ein Anblick tat sich hier vor mir auf! Eingemauert in die Seitenwand, aber halb noch aus ihr hervortretend, eine lange Reihe von mächtigen Säulen, die Schäfte kannelliert, ohne Basen, flach, weit ausladend die Kapitelle — ein dorischer Tempel in seiner ganzen majestätischen Ruhe, verbaut, aber unverändert; entstellt, aber unzerstört! Davor die barocke Fassade, darüber eine mittelalterliche Zinnenreihe, drei Zeiten in einem einzigen Bauwerk. Hier war Griechenland, hier war das Normannenreich, hier waren die Tage französischer oder spanischer Herrschaft, fortlebend im Stein, im wechselnden Spiel der verschiedenen Formen. Ein Tempel, umgewandelt in eine christliche Kirche, eine Stätte Gottes und einer Griechengöttin zugleich. Sieghaft aber klang die Formensprache der Griechenwelt über alle andern, späteren Laute hinweg, ein majestätisch-feierlicher Klang tönte aus dieser stillen Seitenstraße hervor und brachte zum Schweigen, was die ruhige Größe zu stören wagte. An jenem Abend ist Griechenland mir lebendig geworden, an jenem Abend habe ich die Religion selbst unter der Hülle der verschiedenen Religionen geahnt.

Und nun ein hellsonniger Frühlingsmorgen in Girgenti! Die ganze große, zum Meere sich neigende Ebene, die das alte Akragas getragen hat, überströmt von einer Flut rosaroter Mandelblüten und jenseits dieser milden Farbenpracht, am Steilrand der Ebene nach der Küste zu, die Reihe der Tempel, so ruhig-edel wie die Landschaft umher. Große, sanfte Linien überall; griechische Natur und griechische Kunst in wunderbarem Einklang. Goldigbraun gebrannt vom Sonnenfeuer der Jahrtausende, standen und ruhten die dorischen Säulen und Architrave, auftauchend aus Olivengrün und Mandelblüten, durchleuchtet und verklärt vom blauen Himmel dahinter mit seiner sonnegetränkten Tiefe oder von dem zweiten, feuchten, zur Erde niedergesunkenen Himmel eines südlichen Meeres. Griechenland, unverändert und unentstellt. Warum soll der Glauben an das Orakel nicht lebendig dauern, wo die Griechentempel auch aufrecht stehen im warmen Licht? Warum soll der Name der Göttin Juno gestorben sein, wo die Stätte ihrer Verehrung noch unzerstört ist? Warum soll der Christengott sie alle vertrieben haben, die hier ihre Heimat und ihre Altäre hatten?

In Wahrheit wohnt er friedlich neben ihnen, hier wie im Dome zu Syrakus, ein milder Sieger, der ihnen die alte Stätte der Anbetung nicht zerstört. Neben jenen Dom, das prunkvolle Denkmal solch friedlicher Eintracht, stellt sich in Girgenti ein freundliches Idyll: die kleine Kirche San Nicola. Hier haben sich antike Welt und Christentum am lieblichsten verbrüdert. Im eigentlichen Gotteshause freilich hat normannisch-gotische Kunst mit Spitzbogen und Heiligenbildern die Antike fast aus dem Felde geschlagen, aber jenseits der Abschlußwand, hinter dem Hochaltar, tut ein merkwürdiger Raum sich auf. Dreiseitig umschließen ihn aus gewaltigen Quadern aufgetürmte Wände; Gesimse von ausgesprochen griechischer Bildung ruhen darauf, nur daß in die Metopen christliche Heilige hineingemalt sind, und daß man die Reste von einem spitzbogigen Gewölbe noch erkennt. Aber das Gewölbe ist eingestürzt, der Raum hat aufgehört, Kirche zu sein. Der blaue Himmel blickt jetzt hier in einen friedlichen Hühnerhof, und wo die Stimmen der Priester zweier Religionen verklungen sind, da kräht ein bunter Hahn sein fröhliches Morgenlied.

Die Denkmäler „maurischen Aberglaubens" sind in Palermo zu suchen. Wenn man in dem von immergrünen Pflanzen, von Zitronenbäumen, Palmen und Efeu erfüllten, anmutigen Klosterhofe von San Giovanni degli Eremiti steht und emporblickt zur Kirche daneben, zu dem spitzbogig durchbrochenen, stumpf abgeschnittenen Turme, dessen nackte Kuppel auf seinem Haupte thront wie ein rotes Fes, zu den andern roten Kuppeln, die sich auf das flache Kirchendach gleich unvermittelt aufsetzen, dann sendet der Orient einen Gruß über das weite Meer herüber. Seine Formensprache klingt in die Seele; das Neue, Fremde, Ungewohnte tritt vor das Auge. Mögen auch Normannen dieses Bauwerk und andre seinesgleichen schon als christliche Gotteshäuser hingestellt oder aus ehemaligen Moscheen in solche verwandelt haben, die Formen blieben, die von der Araberherrschaft erzählten. Die Normannen übernahmen diese Formen und ahmten sie nach, oder sie beriefen arabische

Baumeister, die für sie arbeiten mußten. In das eroberte Palermo stellten sie neben die moscheenartigen Kirchen Paläste und Lustschlösser in morgenländischem Stil, und wenn davon auch vieles zerstört, verändert, entstellt, wenn die alte, märchenhafte Pracht überall versunken ist, aufrecht stehen doch heute noch die Lustschlösser La Ziza, La Cuba, La Favara, deren festungsähnliche Gestalt von kriegerischen Zeiten berichtet, in denen auch das Lusthaus bewehrt und schutzverheißend dastehen mußte. Aber in der Eingangshalle der Ziza rieselt heute noch ein kühler Brunnen durch ein kreuzförmiges Marmorbecken im Fußboden, und aus einer Wandnische, die vom arabischen Honigzellengewölbe überdacht wird, schauen alte, schimmernde Mosaiken in die neue Welt. Mitten in einem riesenhaften Zitronengarten draußen vor der Stadt steht halbvergessen ein orientalischer Pavillon, ein armer Überrest von den unermeßlichen Parkanlagen der Cuba: ein viereckiger, hohler, innen ausgewölbter Steinwürfel, der auf jeder seiner vier Seiten einen spitzbogigen Eingang hat und auf dem flachen Dache die nackte Kuppel trägt, die so fremdartig-märchenhaft wirkt. Unkraut wuchert aus den Fugen seiner Steine hervor, und niemand, auch in der unmittelbaren Nachbarschaft, kümmert sich um ihn. Fast eine Stunde lang habe ich suchen und fragen müssen, bevor der Palazzo gefunden war, in dessen Garten er sich heute verbirgt. Als ich dann aber den Gesuchten endlich erblickte, als ich vor ihm stand in dem duftenden, goldiggrünen Zitronengarten, da wehte mir die heiße, blütenschwere Luft des Orients auch aus dem grauen Steinwürfel entgegen.

Auf der ganzen Insel muß man sich die Denkmäler der drei Kulturformen zusammensuchen, die Schiller in seiner Tragödie sinnreich verschmolzen hat. Die deutsche Bühne sollte zu einem geschlossenen Bilde vereinigen, was in Sizilien räumlich getrennt ist; sie sollte — mehr, als es bisher geschah, — Griechenland und Morgenland mit dem christlichen Sizilien zu einem sichtbaren Ganzen zusammenfassen. Durch das Auge würde sie auf das Verständnis der Dichtung wirken. Sie würde dem Ohr zu Hilfe kommen und Schillers gewagten Schritt zur Verschmelzung der drei Religionen weniger gewagt erscheinen lassen. Der Garten, in dem Beatrice auf den Geliebten wartet, könnte Sarazenentum und antike Welt malerisch und schön vereinigen. Aus dem üppigen Grün einer von der Sonne geliebten Welt müßte zur Seite ein sarazenisch-normannischer Palast von jener malerischen Architektur hervortreten, die man in Taormina noch besser erhalten findet als in Palermo. Weiterhin im Garten ein ganz orientalisch gestalteter Pavillon, wie jener, der sich als Überbleibsel des Cubaparkes in Palermo erhalten hat, im Hintergrund auf einer vorgeschobenen Anhöhe ein unversehrt aufrechtstehender Griechentempel in seiner stolzen, sieghaften Herrlichkeit. Jenseits, zu Füßen von dem allen aber Messina selbst mit der ganzen Pracht seiner Landschaft. Hat es auch keine Bauwerke beizusteuern für das Bühnenbild, so ist es doch reich genug an eigner, unvergeßlicher Schönheit. Im Sonnenschein ist's eine herrliche Stadt! Wie sich's aufbaut zwischen dem Meer und den Bergen, erst flach, dann steiler und höher hinan! Die Hügel, die sich nicht gleich zu einem geschlossenen Kranze vereinigen, sondern selbständig aufstreben, von Villen,

Kirchen, Kastellen bekrönt; dann die höheren Berge dahinter, ein fester Wall für die beschirmte Stadt; am Ufer aber der große, ruhige Hafen, der mit seiner schmalen, weit ausgreifenden Landzunge die gesicherten Schiffe wie mit einer riesenhaften Sichel umfaßt, und weiter hinaus das tiefe, gewaltige Blau des Meeres, das an Leuchtkraft so reich ist wie der Himmel selbst. Licht auf Erden und Licht in der Höhe! Jenseits der Meerenge dann die bergreiche Küste Kalabriens, die in verschiedenen Farben spielt, als wäre sie aus Mosaik zusammengesetzt. Sie hat keine großen Flächen, sie setzt mannigfaltige Farbenflecken, Gelb, Mattgrün und Braun, im bunten Wechsel nebeneinander; weiche, blaugraue Schatten ruhen in den Schluchten des Gebirges oder verkünden am Himmel vorüberwandernde Wolken, und über das alles breitet sich ein zusammenfassender Schleier, aus Licht und Luft gewoben, von wundersam traumhaftem Blau.

Dies herrliche, leuchtende Stückchen Welt muß man von dem Garten aus erblicken, wo Beatrice wartet im Angesichte des Griechentempels und des Sarazenenpalastes. Das christliche Sizilien aber muß in den Innenräumen des Herrscherschlosses vors Auge treten, auch diese Welt geformt und gefärbt nach großen Mustern der Wirklichkeit. Schiller hat keinen Zweifel darüber gelassen, in welcher Zeit etwa die Handlung seiner Tragödie zu denken ist. Die Worte des Chors und die Namen der Chorführer geben Auskunft darüber. Einer von ihnen klagt und fragt:

Warum ziehn wir mit rasendem Beginnen
Unser Schwert für das fremde Geschlecht?
Es hat an diesem Boden kein Recht.
Auf dem Meerschiff ist es gekommen
Von der Sonne rötlichtem Untergang;
Gastlich haben wir's aufgenommen
(Unsre Väter — die Zeit ist lang)
Und jetzt sehn wir uns alle als Knechte,
Untertan diesem fremden Geschlechte!

In dem Gefühl des gleichen Gegensatzes zwischen den Angehörigen ihres Hauses und den Personen des Chors bezeichnet Isabella diesen als „der fremden Zungen rohe Schar" und warnt ihre Söhne:

Wie könnten sie's von Herzen mit euch meinen,
Den Fremdlingen, dem eingedrungnen Stamm,
Der aus dem eignen Erbe sie vertrieben,
Sich über sie die Herrschaft angemaßt?
— — — — — — — — — —
Der Herrscher Fall, der hohen Häupter Sturz
Ist ihrer Lieder Stoff und ihr Gespräch.

Aus der Fremde, von der Sonne rötlichtem Untergang, also vom Westen her ist das neue, nun schon festgewurzelte Herrschergeschlecht gekommen und hat die früheren Besitzer der schönen Insel unter sein Joch gezwungen; von seinen Angehörigen gilt das Wort:

Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet.

Ungeliebt, nur gefürchtet, behaupten sie durch Gewalt ihren durch Gewalt errungenen Besitz. Ihnen gegenüber verkörpern die Personen des Chors die früheren, älteren, jetzt unterdrückten Bewohner der Insel. Die Namen der Chorführer aber verraten die Abstammung, deren Spuren sie tragen. Bohemund und Roger deuten auf die Zeit der Normannen — ist doch Roger der Name des ersten Normannenkönigs in Sizilien —, Manfred weist auf die glanzvollen Tage der Hohenstaufen zurück, und im Hippolyt lebt noch uralte griechische Tradition. Ursprünglich hatte Schiller auch den beiden Boten besondere Namen gegeben, und so wäre mit einem Lanzelot und Olivier noch die Erinnerung an die kurze, grausame, durch das Blutgericht der sizilianischen Vesper beseitigte Herrschaft der Anjou hinzugekommen. Alles das liegt in der Vergangenheit; Griechen, Normannen, Hohenstaufen und Franzosen sind nacheinander vom Herrschersitz hinabgestoßen worden, ein neues Geschlecht hat sich seiner bemächtigt, — es kann kein andres sein, als das der Spanier aus dem Hause Aragon. So kommt ein bedeutsamer Nationalitätengegensatz in das Werk: Die blondhaarigen Nachkommen der Normannen und Hohenstaufen stehen gegen die Spanier, bei deren Fürstin von „der braunen Locken dunklen Ringen“ ausdrücklich die Rede ist. In der Geschichte dieses Hauses konnte Schiller das traurige Schauspiel eines Bruderhasses und Bruderkrieges finden; lange Zeit haben diese Fremdlinge über Sizilien geherrscht. Und wenn die Hauptpersonen des Trauerspiels auch frei erfunden sind, so ergibt sich das vierzehnte Jahrhundert als zeitlicher Hintergrund doch mit ziemlicher Gewißheit.

Die Spanier bemächtigten sich der schönen Bauten ihrer Vorgänger, und je weniger sie selbst an wertvollen Werken geschaffen haben, um so eher hat man ein Recht, sie auf der Bühne inmitten der eroberten Räume zu zeigen. Die historische Genauigkeit ist dabei nicht entscheidend, — mit ihr hat ein Werk wie die „Braut“ nur wenig zu schaffen, — wohl aber die Stimmung, die aus jenen heute noch dauernden Schöpfungen einer merkwürdigen Epoche hervorströmt. In den Palast- und Kirchenräumen, die aus der Normannenzeit in und bei Palermo erhalten geblieben sind, vereinigen sich zwei von den verschiedenen Weltanschauungs- und Religionsepochen, die Schiller in der „Braut“ in eins verschmolzen hat, in wundersamer Art. Die Antike schweigt, aber orientalisch-byzantische und nordische Kunst verbinden sich zu einem neuen Ganzen. Wer einmal eine stille Morgenstunde in der Cappella Palatina des Königspalastes in Palermo verbracht hat, der wird den Zauber dieses Anblicks für immer in der Seele tragen.

Wie oft habe ich dort gesessen und mich berauscht an der geheimnisvollen Harmonie von Farbe, Licht und Form! Die Farbe muß den ersten Platz haben, denn sie behauptet ihn auch dort. Von den Mosaiken aller Wände strahlt sie, mit goldnem Schimmer gemischt, in mystischem Glanz durch den ganzen Raum. Nur durch das Graurot der Marmorsäulen und durch den matteren, grauweißen Schimmer der Marmortäfelung an den untern Flächen der Mauern wird jener geheimnisvolle Glanz mitunter abgelöst, um dann dem Auge wieder um so berückender zu strahlen. Ein heller, beinahe zu greller

Goldglanz ergießt sich in breiten Strömen aus der Kuppel, um nach unten hin langsam zu verschwimmen und zu ermatten, aber nie ganz zu erlöschen. Der Christuskopf in der Tribuna liegt zu sehr im Schatten, um den Raum so zu beherrschen wie jener im Dome von Monreale mit seiner fast grausamen Majestät. Um so heller und bedeutsamer tritt die liebliche Gestalt der Madonna in der Nische über dem Altar hervor. Ein zarter Abglanz von Sonnenlicht im goldnen Mosaik umspielt ihr Haupt, weiter hinab spiegelt sich das rote Licht der Kerzen auf dem Altar, und so scheint die Gottesmutter von der Morgenröte emporzuschweben in einen leuchtenden Tag. Gleich ihr aber schweben auch alle die andern Heiligengestalten in einem überirdischen Glanze. Von oben aus der Kuppel fällt ein Sonnenstrahl schräg herein, wie ein mattflimmernder, grauweißer Streifen, und kreuzt den andern im Mosaik des Triumphbogens, auf dem die Taube der Empfängnis, von Gottes Hand entsendet, niederschwebt zur Maria. Schwarzweiße Priestergestalten bewegen sich bei stiller Trauermesse behutsam im Chor — es fehlt nichts für den Hintergrund der großen letzten Szene in der „Braut von Messina". Kein frei erfundener Schauplatz vermöchte sich mit diesem Wirklichkeitsbild an geheimnisvoll-feierlicher Wirkung zu messen.

Und in demselben Königspalaste zu Palermo findet sich noch ein zweiter Raum, dessen Übertragung auf die Bühne gleich zweck- und stimmungsvoll wäre für Schillers Dichtung. In diesem Raum und in jener Cappella Palatina verkörpert sich dieselbe Zeit, die der Chor vertritt, die Herrschaftsperiode der Normannen und Hohenstaufen, in der auch sarazenischer Einfluß leise nachklingt. Merkwürdiger noch als die Erhaltung von Tempeln und Kirchen, denen die Gottesverehrung Schutz verlieh, ist mir die Bewahrung dieses fürstlichen Privatgemachs, der Stanza di Ruggero, acht lange Jahrhunderte hindurch, gewesen. Vom ersten Normannenkönig trägt dieses Zimmer den Namen, und wenn auch öfter wiederhergestellt, ist es in allem Wesentlichen heute noch so, wie es damals gewesen ist. Mit einem seltsam persönlichen Reiz wirkt dieser Gedanke. Man meint sie vorüberschreiten zu sehen, alle die Herrscher aus den verschiedenen Geschlechtern, wie sie kommen und gehen und verschwinden. Der Hintergrund bleibt immer der gleiche; vor denselben Marmorwänden, unter denselben schimmernden Mosaiken stehen König Roger, Kaiser Friedrich II., Karl von Anjou, Peter von Aragon und Kaiser Karl V. Und heute wohnt der Herrscher des geeinigten Italiens in diesem Zimmer, wenn er nach Palermo kommt.

Es ist ein annähernd quadratischer Raum, von einem Kreuzgewölbe überspannt. Bis nahe zum Gewölbeansatz hin sind die Wände mit grauweißen Marmorplatten belegt, in die bunte Ornamentstreifen von Mosaik eingelassen sind, um die Flächen zu gliedern. Was man in Rom als Kosmatenarbeit bezeichnet, erweist sich hier in Sizilien als von weit älterem, sarazenisch-normannischem Ursprung. Auf diese ruhig leuchtenden, hellen Flächen folgt oben die farbenreiche, morgenländische Pracht des Mosaiks mit seinem mystischen Glanz. Es ist die gleiche feierliche Pracht wie in der Schloßkapelle, nur daß die Heiligengestalten hier durch andre Darstellungen ersetzt sind. Von dem

überall hervorblitzenden Goldgrunde heben sich die Bäume und Tiergestalten ab, in den Farben der Natur, aber streng stilisiert in den Formen. Da schreiten braune Panther unter grün belaubten Bäumen, blauschillernde Pfauen trinken aus großen Vasen, Kentauren spannen den Bogen, und knieende Jäger zielen auf ruhig unter Palmen dastehende Hirsche. Diese Bilder füllen die Bogenflächen über der wagrecht abgeschnittenen Marmorbekleidung. Im Gewölbe selbst aber entfaltet sich ein Linien- und Ornamentenspiel von orientalischem Reichtum der Phantasie. An grünen Ranken leuchten blaue und rote Blüten, acht Medaillons, in denen Löwen und Greifen dastehen, heben sich ab als Ruhepunkte in dem verwirrenden Farbenspiel, und oben im Schnittpunkte des Gewölbes schwebt ein Adler, der einen Hasen in seinen Fängen hält — vielleicht das Denkzeichen einer Wiederherstellung des Raumes durch die Hohenstaufenkaiser, die hier im fernen Sizilien den deutschen Adler verewigten. Das Glänzen der Mosaiken, das ruhigere Leuchten des Marmors, das Blitzen der vergoldeten, streng im Stil gehaltenen Möbel vereinigen sich zu märchenhaftem Eindruck.

Ins Märchenhafte greift ja auch Schillers Dichtung hinüber; sie verlangt vom Sohn einer andern Zeit heute noch den Glauben an das unfehlbar eintreffende Orakel, an das furchtbare Walten des erbarmungslos wirkenden Schicksals. Geheimnisvoll aus scheinbar einander widersprechenden Elementen gemischt muß der Hintergrund sein, von dem die Gestalten dieser Tragödie sich abheben. Hier ist er gefunden, und wenn man ihn auf der Bühne getreulich nachschafft, dann wird auch das Auge die Seele in jene Stimmung versetzen, aus der heraus Goethe über die „Braut von Messina“ das Wort gesprochen hat:

Ein schwierig Rätsel, rätselhaft zu lösen.

Eine Großvaterstunde.

Von

Fritz Kassow.

Mit den Gedanken eines alten Mannes hat es immer seine eigentümliche Bewandtnis.

Sie kommen, ohne gerufen zu sein, und gehen, ohne betrauert zu werden, und haben ihre Schuldigkeit getan, wenn sie die langsam ziehenden Stunden füllten; denn mehr wollen sie nicht.

Glaube mir, Lieber, das kommt daher, weil sie nicht von der Eitelkeit wachgerufen sind. Ich habe nämlich gefunden, daß alle Kräfte des Menschen in einer einzigen untergehen und wieder aus dieser einzigen entstehen, die aber ist über alles mächtig und heißt die Eitelkeit. Der Strom Eitelkeit hat weder Quellen noch Mündung, er ist unübersehbar wie das Meer und reißend wie der Sturzbach und treibt mit seinen schäumenden Wellen das Riesenmühlrad unsres Erdenlebens, und die Flüsse Neid und Liebe haben ihren Ursprung in ihm. Ich aber sitze in meinem Lehnstuhl, den die Jungen seiner ledernen Seitenbacken wegen verlachen, und sehe durch mein Fenster auf das ewig hastende Getriebe des bunten Rades und freue mich daran, denn die liebe Eitelkeit, die dorten vorbeispringt, gibt einen heiteren und verschiedenartigen Anblick und spornt den Ehrgeiz der jungen Menschen, die es die Sonne lieben läßt. Denn die Sonne hat es in sich. Ihr Licht entwickelte wohl die Urzelle, und weil wir das fühlen, haben wir lachende Gesichter, wenn es uns noch heute bescheint, und in jedem Lachen liegt ein Dank.

Nun meinst du aber, es sei doch schon nicht alles Eitelfühlen von mir gewichen, weil ich mir eben einen behaglichen Platz am Schreibtisch gerichtet habe, und die bescheidenen Dinge, die mir durch den Kopf gehen, des Niederzeichnens für wert erachte. Lieber, da hast du Recht.

Nur meine ich, an Freuden, die man sich hin und wieder mit Vorbedacht selber bereitet hat, sei das Leben nie reich genug gewesen, und ein Achtzigjähriger spüre nicht gar so leicht mehr übermütiges Wohlgefallen am Selbsterreichten. So darf ich mir vielleicht den Willen tun, da ein geschwätziger Alter weniger schädlich ist als ein schwatzhaftes Kind. Meine Gedanken fliegen

auch nicht vorwärts. Sonst würden sie bald gegen das hindernde Etwas stoßen, das uns in der Jugend noch unabsehbar ferne liegt, das aber, im Mannesalter reichlich nähergerückt, eine grauenerregende, himmelhohe Felsenmauer zu sein scheint, und — glaube mir, liebes Kind — das doch dem Greise nur als zarter, grauer Schleier vor Augen schwebt, durch den ihn gesegnete Augenblicke freundliche Bilder des Zukünftigen sehen lassen. Nein. Meine Gedanken fahren rückwärts. Ganz geruhsam rückwärts, an lachenden, nickenden und weinend abgewandten Gesichtern und vielen Stätten und farbigen Ereignissen vorüber, bis der Wagen, von einer sanften Hand gehalten, stille steht. Wenn die mir über das Haar oder über die Schulter strich, und ein liebevoller Mund leise, längstverschollene Zwiegespräche von neuem gepflogen hat, dann entläßt mich die Hand, und ich gleite meinen Weg langsam auf großen, runden Umwegen zurück, bis ich wieder im Lehnstuhl mit den Seitenbacken sitze und zu mir sage: „Sieh, Lieber, das war eine gute Stunde."

Als ich heute meiner Maria ein Stück Geld für den Haushalt geben wollte und so im Pult herumkramte, fiel mir ein Pack alter Blätter in die Hände. Den hatte ich wohl oft achtlos beiseite gelegt, und es war auch nichts Besonderes an ihm, außer dem Umstande, daß Familienbriefe darinnen staken; nur sah ich jetzt obenauf einen kleinen gefalteten, auch schon reichlich vergilbten Zettel liegen, dessen ich mich nicht erinnern konnte. Den nahm ich und las: „Die Geschichte von den Augen des kleinen Heinz". Dann kam unter dieser Überschrift noch ein Satz: „Heinz war ein sonderbarer, kleiner Knabe, er hatte blaugrau gesprenkelte, sehr große Augen mit schwarzen Wimpern," und dann kam nichts mehr. Da schloß ich lächelnd die Pultlade, setzte mich in meinen Stuhl und las die beiden Sätze von neuem. Ich selber hatte sie ja vor langer Zeit einmal aufgeschrieben; Heinz, ein sonderbarer, kleiner Knabe, war ich, und die blaugrau gesprenkelten Augen sind zeitlebens meine eigenen gewesen. Das aber, woran mich dies Blättchen erinnert hat, liegt über siebzig Jahre weit zurück, und jetzt kommt es wie ein Wunder über mich, daß alles leibhaftig vor mir steht und ich es wieder erleben muß.

Meine kleine Vaterstadt werde ich nicht wiedersehen, und ich möchte es auch nicht. Sie werden da prunkvolle Gebäude aufgerichtet und einen großen Hafen gebaut haben, und auf den Straßen wird sich die neue, laute Art, nach dem Erwerb zu hasten, breit machen. Ich will sie in Gedanken behalten, wie sie zu meiner Kinderzeit war, mit den niedrigen Häusern, in denen die gebogenen Glasfenster glitzerten, mit den holprigen, grasbewachsenen Straßen, in denen große, runde Pflastersteine staken, und mit ihrem ruhigen, geregelten Leben, das in all seiner Beschaulichkeit genug erfreulicher Zerstreuungen bot. Das lärmende Hafentreiben schien mir ohnedies schon damals nicht genießenswert. Mein Lieblingsplatz war eine Mulde im Hügel vor der Stadt, da, wo man über das Watt blicken konnte, und auf der andern Seite die weitgedehnten, grünen Kuhweiden liegen sah. Da konnte ich mich an freien

Tagen stille Morgen und Nachmittage lang besonnen lassen und träumte, ich sei allein auf der Erde, und die ganze Welt gehöre mir und ähnliche große Dinge, denn das Träumen war schon von Jugend auf meine liebste Beschäftigung.

„'n Drömelack is de Jung," sagte mein Vater von mir, „sin Dag lang döhst he vor sik hen. Man hürt keen Wurd nich von em, und dorbie kiekt he ein'n an, as wenn he nicks as Dübelskram un Ulenspeegelei'n im Koppe hätt'!"

Der Vater hatte eben für solch augenfällige Zeitvergeudung keinen Sinn und betrachtete meinen jüngeren Bruder, der sich als stets anstellig, geschickt und lebhaft erwies, mit liebevolleren Augen als mich. Aber ich beharrte bei meiner Lebensweise und ließ es mich nicht anfechten, daß ich für eine nicht ganz vollgültige Persönlichkeit angesehen wurde, denn das hatte seine eigene Bewandtnis.

Ich weiß nicht, ob es eine gute Fee oder eine Unholdin gewesen ist, die mir bei der Geburt blaugrau gesprenkelte, sehr große Augen mit schwarzen Wimpern angewünscht hat.

Weder Vater noch Mutter noch irgend jemand aus der Verwandtschaft konnte sich erinnern, daß solche Augen je schon in der Familie vorgekommen waren, und man verhehlte sich gegenseitig nicht, daß in dieser Tatsache etwas Beunruhigendes lag. Diesetwegen erörterte man sie auch oft und gerne. Besonders wenn der Vater von Zeit zu Zeit sämtliche Familienglieder aus der Stadt zu sonntäglichem Mahle in sein Haus lud, bildeten meine Augen den Ausgangspunkt langwieriger und belehrender Tischgespräche. Man sprach über deren seltsame Farbe und dann über den Bau des Auges im besonderen. Man sprach über die Pupillen der lebenden und verstorbenen Familienglieder, soweit man sich deren erinnerte, und dann über die Vererbung innerer und äußerer Eigenschaften im allgemeinen. Man sprach über die Behandlung des Auges sowohl in der wissenschaftlichen wie in der schöngeistigen Literatur und auch über den hohen Wert eines scharfen Blickes auf politischem Gebiete, bei welchem Punkte sämtliche männliche Erwachsene wie auf einen Schlag mit betäubenden und überzeugten Worten in die Unterhaltung einfielen. Damit sich aber das Gespräch nicht in gar zu weitführende Bahnen wandte, rief der Vater mich alsbald von der unteren Tafelseite, an der wir Kinder saßen, zu sich heran und sagte auf Hochdeutsch, dessen er sich bei diesen festlichen Familienzusammenkünften stets bediente: „So, Jünging — jetzt stell dich mal vor Großvadding hin! So! Nu dreh den Kopf was nach rechts — so! Un jetzt sieh da ganz grade auf das Spind zu!"

Ich hatte mich unter dem erwartungsvollen Schweigen der Tafelrunde vor den Großvater hingestellt, hatte den Kopf gewandt und sah gerade auf das Spind zu, wie ich das zu tun gewohnt war. Großvadding blickte mich dann eine gute Weile bedächtig an, nickte zweimal mäßig langsam mit dem Kopfe und sagte: „Jawoll, jawoll! Dat hett sin Richtigkeit. Justament gesprenkelt jün die Dingers. Merßi, Mossiö!"

Damit kehrte er sich wieder dem Teller zu. In seinen letzten Worten aber barg sich ein Familienwitz, über den man stets gerne, lange und herzlich lachte, denn er rührte noch aus der Zeit her, da die Franzosen durch unsre Stadt gezogen waren. Hatte man dann ausgelacht, so verließen die übrigen älteren Angehörigen ihre Plätze, um mir, der ich, von einem Würdegefühl durchdrungen, dastand, in die seltsamen Augen zu sehen, die immer noch blaugrau gesprenkelt und sehr groß waren und eine beunruhigende Tatsache vorstellten.

Einmal aber ereignete es sich bei solcher Gelegenheit, daß einer der Onkels, der gern nachdrücklich und mit schöner Sicherheit von Dingen sprach, die ihm fern lagen, sich mit starker Stimme folgendermaßen äußerte: „Der Junge hat einfach d u m m e Augen. Ick hew die latein'sche School besöcht, un möt dat weeten; der Junge hat die Kuhaugen der Abbroditte!" Darauf erhob sich zuerst ein gewaltiger Sturm der Entrüstung. Besonders die Tanten jammerten, und eine von ihnen rief: „Heinz, mien Jünging, komm her. Du hast keine Kuhaugen. Guter Gott, bewahr mich! Nee, da hew ick, ick eher Kuhoogen as de lütt Jung!" — Auf diese Worte wurde ihr nichts geradezu Ablehnendes geantwortet, wohl aber wurde dem schroffen Onkel bedeutet, daß man nicht Abbroditte, sondern Aphrodite spräche, und daß er sicher nicht diese, sondern die Juno mit ihren mythologisch berühmten Kuhaugen meine. Doch der also Belehrte sagte: „Abfroditte oder Dschuno, dat is Hose wie Jacke! Dösige Oogen hett de Jung deshalb doch!" — Und in dem Tone dieses Wortes lag eine solch unerschütterliche Sicherheit, daß niemand an ihm zu rühren wagte. Eine schüchterne Entgegnung meiner Mutter wurde nicht gehört. Die ganze Tafelrunde versank in stumpfe, traurige Nachdenklichkeit, und von Stunde an wurde nie mehr über die Graugesprenkelten gesprochen. Wohl erfüllte mich damals ein leise schmerzliches Gefühl, weil es nun mit meiner Berühmtheit vorbei war; aber ich wurde es nach und nach gewohnt, daß Tante Stine, sobald irgendein entfernter Bekannter mir liebkosend über das Haar strich, in herzlich klagendem Tone sagte: „Ach, nicht wahr! das arme Jünging!" — „Fehlt ihm etwas?" fragte dann der Bekannte. — „Ach, wissen Sie das nicht! Er hat ja so dumme Augen!"

Und so ist es gekommen, daß ich für eine unbedeutende, geradezu inhaltlose Persönlichkeit gehalten wurde.

Der einzige, der mich das nicht merken ließ, den ich dessenthalben auch mehr schätzte als all meine Klassenkameraden und Verwandten, war ein siebzigjähriger Irrer. Wenn ich des Sonntagmorgens in meiner Mulde vor der Stadt saß und mich an der schönen, friedvollen Landschaft nicht satt sah, dann erschien mir gegenüber wohl auf einmal ein unbedeckter, weißhaariger Kopf. Allmählich wuchs die ganze Gestalt über den Hügelrand hervor, bis sie oben in meiner Nähe stand und mit einer dröhnenden, tiefen Stimme immer wieder die gleichen Worte vor sich hinsprach: „Flor, Wandel, Flor!" Das war oll Vadding Ik, eigentlich hieß er Iken. Der alte Mann durfte frei herumgehen, weil er ganz unschädlich und gutmütig war und gar keinen

unheimlichen Eindruck machte. Manchmal zog er Bilder und Marmeln aus seiner schäbigen Rocktasche und schenkte sie uns Kindern, aber mich litt er besonders wohl. Wenn er sah, daß ich meiner Gewohnheit nach träumend in die Wolken starrte, setzte er sich still neben mich. Erst nach einer Weile griff er mich dann leise an der Schulter, zog mich zu sich heran, und plötzlich konnte er auf andre Weise als sonst sprechen, ganz langsam, halb flüsternd und mit einem Sinn in seinen Worten. Erzählte ich das hernach zu Hause, hat es mir nie jemand glauben wollen.

„Jünging! de nordsche Kreeg, de war gruglich!" sagte oll Jk einmal. „Da von der See sün se komen, de Russen, de Swien und hew schoten, — schoten! ick segg di, Kugels so dick as 'n Kinnerkopp! De ganze lütte Stadt hett brannt. Un dat Schloß auf'r Insel is inkracht. Un de Martinsturm und dat Spittel — all's stunn in Flammen. Överall hewt se inslogen, de Kinnerköppe. Un de Inwohners hewt Sack und Pack verloren gewen müßt un sün ut de Stadt treckt. Auf'n Galgenbarg sün se lopen, dunntomolen stünn dor noch de Galgen. Dor hewt se seten in dicken Hümpeln, Weibslüd un Kinner, all's mang, un hewt nicks as't blote Lewen rettet hat. Mi is't, as wär ick sülwens biwesen! Sösse de Tied is't nie nich mehr ganz richtig wesen mit die Inwohners hier in use Stadt. De sün alle verrückt wor'n! Jojo, ganz verrückt! Sösse de Tied, dat se dunntomolen unnern Galgen hedd steihn müßt. So is't komen in'n nordschen Kreeg. Bloß ick alleene bün nich verrückt wor'n! Jojo! — Flor, Wandel, Flor!" — Dann erhob er sich und ging der Stadt zu. Man hatte oll Jk bei einem Schneidermeister in Kost und Wohnung gegeben, und wenn er nicht in den Straßen herumstreifte, saß er auf einem runden, kleinen Schemel vor der Werkstatt, daß man sein weißes, langes Haar schon von ferne leuchten sah und seine irre Rede einem weit über die Straße entgegenscholl: „Flor, Wandel, Flor!"

Die ganze Stadt kannte oll Jk, aber was seiner seltsamen Worte Sinn sei, erriet niemand, wie man auch wenig von seiner Lebensgeschichte wußte. Die einzige, die davon hätte erzählen können, war wohl Tante Mining, denn sie hatte das gleiche Alter mit Vadding Jk, und meine Mutter sagte einmal: die beiden seien auf dem Lande als Nachbarkinder miteinander aufgewachsen.

Aber Tante Mining sprach nie darüber, und ich meine noch heute, wenn sie es getan hätte, hätten wir etwas Merkwürdiges gehört.

Sie war gar keine rechte Tante von uns. Wir Kinder nannten sie nur so, weil sie bei uns im Hause wohnte. Sie war die Pate meiner Mutter und saß des Mittags an Vaters Seite. Eigentlich hieß sie Frau Wilhelmine von Cercoletti, geb. von Grandow. Das Besitztum ihrer Familie, das früher zu den bedeutendsten Rittergütern der Gegend gehört hatte, war, sehr herabgewirtschaftet, in fremde Hände übergegangen; denn die Grandows starben alle nacheinander, und Tante Mining blieb allein übrig, arm und alt wie sie war. Sie steht mir gar deutlich vor Augen als kleine, magere Dame, die immer einen fast wehmütigen, aber freundlichen Blick hatte, und ein dunkles, schlichtes

Kleid und auf dem Kopfe ein schwarzseidenes Häubchen trug. Wenn die Familie versammelt war, sprach sie stets nur wenige leise Worte, aber alle mochten sie leiden, besonders wir Jungen besuchten sie gern in ihrer kleinen Stube, wo sie still mit einer Arbeit am Fenster saß und hin und wieder durch ihren Spion die Leute auf der Straße betrachtete. Mochte es auch im Hause ein Rennen und Türschlagen und Lärmen geben, hier war immer Ruhe und genußvolle Beschaulichkeit bis auf Tante Minings geschäftige Hände, die unermüdlich klappernde Stricknadeln handhabten, und ich weiß mich noch der hohen Freudigkeit zu erinnern, die ich empfand, sobald die alte, kleine Dame mir nach erfolgreich überhörten Schulaufgaben ein Gläschen süßen Bischofs aus dem Wandschrank holte. Wenn Mutter und Tante Mining zusammen sprachen, so geschah es oft auf französisch, auch einige italienische Worte wurden wohl in die Unterhaltung eingeflochten. Die stammten noch aus Tante Minings Jugendzeit, aus den Tagen, da sie in Italien gewesen und das viele Schwere erlebt hatte, das ihr in meinen Augen einen Glorienschein um das Haupt wob. Mutter hat mir später, als ich etwas zu Verstand gekommen war, die Lebensgeschichte der Frau von Cercoletti erzählt, denn die war seltsam und traurig und wohl dazu angetan, Achtung vor Tante Mining einzuflößen. Und so berichtete sie mir Mutter:

Als damals nach der Schlacht bei Jena die Trümmer der Hohenloheschen Armee nach dem Norden geflohen waren, wurden sie bei Prenzlau nochmals von den verfolgenden Franzosen gründlich geschlagen und in alle Winde zerstreut. Die Franzosen aber zogen weiter und rückten eines Tages mit klingendem Spiel auch in meiner kleinen Vaterstadt ein. Wochenlang mußten deren Bewohner zwei Kompagnien beherbergen und verpflegen, und sie haben unter dieser schweren Last tief geseufzt. Großvadding hat oft erzählt, wie ihn einmal der Offizier, der mit sechs Mann bei ihm im Quartier lag, zu sich aufs Zimmer rufen ließ und ihn anfuhr: „Monsieur, vous êtes un sot! Votre servant m'a dit que vous ne voulez pas me donner une autre bouteille de Cognac!“ — „Nee, Mossiö!“ hatte Großvater darauf gesagt, „dat is nu all de sößte Flasch', de he hüt supen will! Ick hew nich mehr, un he krigt nich mehr!“ — Den Sinn dieser Rede mußte der Offizier gut verstanden haben, denn er holte mit einem gewaltigen Schwunge aus und warf Großvadding die leere Flasche haarscharf am Kopfe vorbei, daß sie an der Wand zerschellte. Dieser Vorfall hat damals großes Aufsehen und Ärgernis in der Stadt erregt, denn der Großvater war ein geachteter Mann. Aber dagegen tun ließ sich nichts, und es geschahen noch schlimmere Dinge. Daher atmeten alle erleichtert auf, als die Franzosen abzogen und ein italienisches Regiment als nächste Einquartierung einrückte. Die Italiener waren liebenswürdige Leute, mit denen man auskommen konnte; man mußte sich nur vor einem Streit mit ihnen hüten, denn sie tranken einen guten Schluck und waren dann leicht erregt und hitzig.

Zu der Zeit geschah es, daß der Hauptmann von Cercoletti sein Logis auf Schloß Groß-Grandow bezog. Er soll in seiner glänzenden Uniform ein schöner, schlanker Mann gewesen sein, mit dunklem Schnurrbart und den

rollenden schwarzen Augen, die ein Jungfrauengemüt gar bald beunruhigen können. Und die zweite Tochter des alten Grandow war ein blondes, reizendes Mädchen mit lachenden Sinnen. Schon als Kind ist sie mit ihrem Vater auf die Fuchsjagd gezogen. Geritten, gerudert und geschwommen hat sie wie ein Junge. Tagsüber hat sie die hohen, altväterischen Räume des Schlosses mit ihrem Singen erfüllt, und wenn es abends ein Fest gab, hat sie sich in weißem, duftigem Kleid sylphengleich nach dem Takte der Gavotte gewiegt. Der Hauptmann von Cercoletti aber war in allen diesen Künsten Meister. So geschah es, daß die beiden nach einigen Wochen verlobt gesagt wurden. Wer da trotz der schlechten Zeiten noch Pferde hatte, der spannte sie vor seine Kalesche. Die übrigen warfen sich in ihre Staatskleider und nahmen den Krückstock mit der Schnupftabaksdose zur Hand, und es war wie ein großer Pilgerzug zum Schloß hinauf zur Gratulationsvisite. Die Wilhelmine soll in eitel Glück und Seligkeit geschwommen haben, aber der alte Herr Vater hat während der ganzen Zeit halbbrummig in der Ecke gestanden und gar kein freudiges Gesicht aufgesetzt. Daran schienen nun die Liebenden weiter keinen Anstoß zu nehmen. Man sah sie Ausritte unternehmen oder Arm in Arm im Parke wandeln oder zusammen das Komödienspiel der französischen acteurs besuchen, und immer sollen beide einen herzerfreuenden Anblick geboten haben.

Erst als das italienische Regiment wieder die Order zum Marschieren bekam, gab es ein großes Jammern auf Schloß Grandow und viele Umarmungen und a rivederci-Rufe. Cercoletti wollte sobald als tunlich seinen Abschied nehmen, denn der Schwiegervater hatte ernst bestimmt, daß unter einer andern Bedingung von der Hochzeit gar nicht die Rede sein könne, und der Herr Hauptmann hatte sich mit allem einverstanden erklärt. Der Herr Hauptmann hatte wahrscheinlich außerdem noch vieles versprochen. Aber er muß wohl seine Gründe gehabt haben, es sich anders zu überlegen. Nach einiger Zeit trafen keine Briefe mehr ein. Niemand hat wieder etwas von ihm gehört. Er soll schließlich noch mit an der Beresina gekämpft haben. Für die Grandows war und blieb er verschollen.

Wilhelmine ist immer blasser geworden und still und verschlossen umhergegangen, daß man sie nicht wiedererkannt hat. Zuletzt hat sie niemandem mehr in die Augen sehen mögen. Da murmelte man in der Stadt, auf Groß-Grandow sei ein Unglück geschehen, aber man sprach nicht laut darüber, und dem alten Doktor Möller war kein Sterbenswort abzulauschen. Schließlich ist es dann doch auf irgendeinem Wege unter die Leute gekommen, und so war es wohl gewesen: Wilhelmine hatte sich im Schloßteich ertränken wollen, aber sie war von jemandem, dessen Namen man nie erfuhr, gerettet worden, und in einer schweren Krankheit hatte sie ein Kind geboren, das tot zur Welt kam. Den zornigen alten Grandow soll man kaum davon haben zurückhalten können, daß er sich an seinem eigenen Kinde vergriff. Von jenen Tagen an hat er bis zu seinem Tode niemandem mehr ein gutes Wort gegönnt. Nach diesem Ereignis verging eine lange Zeit, so daß man fast darüber zu reden vergaß, bis es einmal hieß: die Wilhelmine ist nach Mailand zur Familie Cercoletti gereist. Und auch das hatte seine Richtigkeit.

Was sie aber dort erlebte, weiß niemand zu sagen. Sie kam eines Tages wieder auf Groß-Grandow an und hieß seither Frau Hauptmann von Cercoletti. Und meine Mutter schloß ihre Erzählung mit den Worten: „Sie hat Herbes genug erfahren, und du mußt recht gut gegen sie sein, mien lewe Söhn!“ — Das ist Tante Minings Geschichte.

Ich gehe durch die schmalen, winkligen Straßen meiner Vaterstadt, und alle Gestalten, die in langen Schoßröcken mit blanken Knöpfen und bauschigen Kleidern an mir vorbeiwandeln, sind mir bekannt, alle Gesichter, die mir unter den hohen Hüten zunicken, bringen mir Freundliches entgegen. Diese Menschen haben nicht so gewandt gelebt, wie man das heute zu tun pflegt, aber in der Beschränktheit ihres Lebens hat eines Jeden Wesen solch eigene und absonderliche Ausdrucksarten gefunden, daß sie einem heutzutage gar belachenswert erscheinen würden. Ich glaube, die Welt ist nicht mehr so bescheiden wie früher. Ob sie auch nicht mehr so ehrlich ist, weiß ich nicht zu sagen, denn mein Abstand von ihr ist zu groß, als daß ich irgendwelch Geschehnis durch meine alte Brille noch ernstlich prüfen könnte. Ich sehe die bärtigen, geröteten Gesichter der alten Seebären, die in den Hafenschänken hinter ihrem Grog sitzen, ich sehe die kecken Augen der jungen Leichtmatrosen, die in den Wallanlagen Arm in Arm mit ihren Liebchen promenieren, ich sehe den kleinen Schulmeister für die unteren Klassen, wie er bei unsern andächtig gesungenen Chorälen auf den Fußspitzen hin und her wippt und diese Weihelieder seltsamerweise mit lustigen Geigenfiguren verziert, und ich sehe liebe Frauengestalten, Greisinnen und Matronen und Mamsells, bis herab zu meiner Jugendliebe Hanning Bors, die mir mit ihren brandroten Ringellocken und den wasserblauen Augen und der kleinen, sonnbesprossten Regennase einmal den Gipfel alles Anbetungswürdigen darzustellen schien. Diese Menschen waren nicht besser, nicht klüger als die heute lebenden. Sie waren nur bescheidener.

Ich erinnere mich eines warmen Julitages, als Fiken, unsre Magd, mich zu früher Morgenstunde aus den Kissen riß. „Upstohn, Jung! Un schallst ook den nigen, blagen Rock antrecken!“ — „Wat denn? Worüm?“ fragte ich und rieb mir meine verschlafenen Augen. „Nee, so'n Dösköpping,“ war die Antwort, „hüt is doch oll Jungfer Stöhr hunnert wor'n!“ — Und dem war so. Die allen bekannte, hutzelige oll Jungfer Stöhr, die uns schräg gegenüber in dem kleinen Eckhaus am Holzmarkt wohnte, feierte ihren hundertsten Geburtstag, und die ganze Stadt machte sich ein Fest daraus. Als ich an Muttings Hand auf die Straße trat, schollen mir schon fröhliche Klänge entgegen. Die rührten vom Ständchen der Stadtkapelle her, die aus dem Nachtwächter und dem St. Martiniturm-Bläser samt dessen drei Gesellen bestand, aber heute noch freiwilligerweise durch den kleinen Schulmeister verstärkt war. Vor dem bekränzten Hause der Hundertjährigen hatte sich eine lange Riege geputzter Mädchen aufgestellt, um später einen Huldigungsgesang darzubringen, und innen auf den sandbestreuten Dielen der kleinen Zimmer, in deren einem rüstig und vergnügt oll Jungfer Stöhr Cour abhielt, drängten sich die glück-

wünschenden Leute. Aber auf einmal schwieg die Musik, und alle Redenden verstummten und standen lauschend, mit langgestreckten Hälsen. Einige der Herren Senatoren waren, mit ihren weißen, gestickten Westen und Feiertagsröcken angetan, in die blumengeschmückte Stube zur Jubilarin getreten, und jetzt verlas man die Gratulationsurkunde des Magistrates. Ich hatte mich krampfhaft an den Lehnstuhl der oll Jungfer Stöhr geklammert und kam mir recht wichtig vor, als ich so vor allen andern in der ersten Reihe stand. Das Schreiben des Magistrates aber war sehr lang und wundervoll erhaben abgefaßt, und ich weiß noch, daß etwas von der „untadelig und verehrungswürdig reinen Lebensführung selbiger Jungfer Annemargarete Stöhr" darinnen vorkam, bei welchem Satze sowohl die Gefeierte selber wie auch sämtliche anwesenden Frauen in ein leises, gerührtes Schluchzen ausbrachen. Mit einigen schwungvollen Worten schloß der Lesende. Der schöne Vortrag war zu Ende, und es entstand jene andächtige Stimmung, wie sie sich wohl nach der Liturgie über die Kirchengemeinde senkt. Da erhob sich die Hundertjährige plötzlich wie eine Junge. „Kinnings!" sagte sie mit einer zittrigen Stimme, und die blanken Tränen sind ihr dabei über das Gesicht gelaufen, „Kinnings, wat hew ick denn utseten, dat Ji mi so'n Fest anricht'? Ick hew jo mien Lewdag nicks anners dohn, as jümmerto lewt."

Als wir um die Mittagsstunde von diesem höchst bemerkenswerten Feste zurückkehrten, wurde Mutting ernstlich vom Vater gescholten, weil sie mich ebendahin mitgenommen hatte. Ich hätte mir diese Auszeichnung durch nichts verdient, meinte Vater. Im Gegenteil schiene ich mich mit Erfolg zu bestreben, ein Mensch zu werden, der einmal zu gar nichts nütze sei, denn die Noten, die ich aus der Schule nach Hause brächte, wären überaus mäßig. So müsse er jetzt endgültig einsehen, daß es seine Richtigkeit mit des schroffen Onkels Behauptung habe; von einem Jungen mit solch dummen Augen könne man nichts erwarten. Da führte Mutter mich in ein benachbartes Zimmer, küßte mich auf die graublau gesprenkelten Augen und sagte: „Die wollen schon sehen, was sie sehen sollen. Sei nicht traurig, mien lew' Söhning." Und ich wußte Mutter ihre Liebe Dank und war nicht traurig. Heute kann ich sogar eine leichte Selbstbewunderung nicht unterdrücken, wenn ich meines Gleichmutes gedenke, mit dem ich damals mancherlei Zurücksetzungen ertrug, die ich doch nicht so leicht verwand, wie es den Anschein haben mochte.

So geschah es manchmal, daß sich die Familie in Eintracht bei den Händen faßte und um die Abendstunde einen gemeinsamen Gang in die Natur hinaus unternahm, was stets willkommenen Anlaß zu lehrreichen Gesprächen bot. Vor allem hatte man Gelegenheit, im Vorübergehen die Häuser fremder Familien zu mustern, daran die männlichen Verwandten dann Betrachtungen über deren Wohlstand knüpften, wohingegen die Frauen es sich nicht nehmen ließen, die Reinlichkeit des geöffneten Hausflures und die Zahl der Blumentöpfe auf dem Fensterbort eingehend zu beachten. Befand man sich aber endlich auf dem Hügel außerhalb der Stadt, so konnte man sich lange Zeit

am Anblick der untergehenden Sonne ergötzen, denn eben dieses war der eigentliche Zweck der angenehmen Wanderung.

„Jo, jo, merßi Mossiö, dat is denn so!" sagte der Großvater mit artiger Heiterkeit und bedeutungsvollem Kopfnicken.

„Da schall eener seggen, wat he will, dat is un bliwt 'n Naturschauspeel!" erklärte der alte Doktor Möller.

„Wie flüssiges Gold!" seufzte Tante Stine. Sie hatte die meisten ihrer Aussprüche einmal irgendwo gelesen.

„Ah! Oh! Ah!" riefen andre, denen ein eigenartigerer Ausdruck ihrer Empfindungen nicht zu Gebote stand. „Süh mol, süh! Dat is Neptunius mit seinem Feuerwagen!" ließ sich der schroffe Onkel vernehmen, und man belehrte ihn auch nicht eines Besseren, denn die Familie hatte dies nach stillschweigender Übereinkunft als aussichtslos erkannt.

„Guck 'mal bloß, jetzt wird's lila!" krähte eines der Kinder, so daß sich die Erwachsenen lachend nach ihm umwandten. Bei dieser Gelegenheit bemerkte man, daß ich von den übrigen abgesondert an einen Baumstamm gelehnt stand und in selig verträumter Stimmung das Farbenspiel am Himmel verfolgte. „Na, Heinz, wat seggst du denn dato?" rief einer der Angehörigen. Ich hörte nicht, wollte nicht hören und verharrte in meiner Stellung. „Heinz," befahl da der Vater fast barsch, „kummst glieks her un giwst Antwurt, wenn eins dich frogt!" Ich kam mit langsamen Schritten näher. „Na, wat seggst'e denn dato?" — Ich sagte gar nichts dazu.

„Ick weet't genau, nich 'mal Ah oder Oh hett he ropen!" flüsterte Tante Stine, den andren zugewandt, und die Familie zuckte vielsagend mit den Achseln und murmelte im Chor: „Wat schall eins dorbi dohn? Mit den döfigen Oogen is't ja nich anners möglich." Und Tante Stine gab noch das Schlußwort: „Er hat eben keinen Blick für das Schöne im Leben."

Aber es geschah an diesem Abend etwas so Erschütterndes, daß die Bekümmernis über meine zur Genüge bewiesene Unvollkommenheit weit davor zurückwich.

Als wir eben vor unsrem Hause angelangt waren und uns anschickten, den Flur zu betreten, kam oll Badding Ik in wildem Laufe mit erhobenen Armen die Straße heraufgerannt. Das weiße Haar flatterte ihm wirr um den Kopf, und seine Augen hatten einen furchterregenden, starren Ausdruck. Er näherte sich uns mit unheimlicher Geschwindigkeit. Alle Leute auf der Straße und vor den Haustüren wandten sich erstaunt nach ihm um. Ich werde nie vergessen, welch tiefes Grauen mich bei seinem Anblick erfüllte. Plötzlich schien er uns zu bemerken. Er hielt inne, ließ seine Arme schlaff am Körper herabsinken. Und jetzt stürzte er, laut aufschreiend, der Tante Mining, die mitten auf dem Steige stand, zu Füßen.

Mit einer schneidend scharfen, wehklagenden Stimme, die ich nie an ihm vernommen, rief er: „Wilhelmine! Da bist du! Wilhelmining!" Dann sank er mit dem Kopf auf das Pflaster. Tante Mining, die entsetzt zurückgewankt

war, wurde vom Vater ins Haus getragen. Als aber oll Jk vom Boden gehoben wurde, sah man, daß er tot war.

Es hat kein Ereignis in meinem Leben gegeben, das mich ähnlich stark beeinflußte wie dieses Jugenderlebnis. Auch nichts Freudiges hat mich je so mächtig bewegen können.

Ich hatte mit dem Leben zu kämpfen, ich hatte Erfolg. Ich fand das liebreizendste Mädchen, ich führte es als Gattin heim. Ich sah eigne Kinder dem Tode zum Opfer fallen. Ich erlebte auch Ruhm an meinen Nachkommen. Enkel umspielen mein Alter. In mir ist Harmonie.

Und doch scheint all das fast gering an Wert, will ich es mit der Schwere jenes Geschehnisses messen, das so lange Jahre mein Kindesgemüt belastet hat. Aber es ist mir nicht zum Nachteil gediehen.

Wohl jedes Begünstigten Leben enthält Augenblicke, in denen sich ihm mit einem Zauberschlage der Kern seiner Bestimmung enthüllt. Erst langsam mag ihm die Erkenntnis bewußt werden, allmählich erst mögen seine Kräfte reifen, daß er sie, weise verteilt, zum Erringen des Zieles leitet. Hat ihn aber der Eingriff einer höheren Macht der Ungewißheit über sich selbst entrissen, so ist er zu einem Gefäße mit göttlichem Inhalt geformt, den er edel und geläutert der Mitwelt darbieten soll.

Mir wurde der Tod oll Vadding Jks zum Handweis der höheren Macht.

An einem der folgenden Tage trat ich hocherrötend mit einem Blatt Papier vor Mutter. Darauf stand ein Gedicht geschrieben mit der Überschrift: „Sonnenuntergang". Das begann mit den Worten: „Wie von der Seele des Kindes leise die Schleier fallen" — dann ging es noch über vier Seiten weiter, und ich erinnere mich, daß ich den Tod oll Jks darinnen mit dem Sterben der Sonne verglich, und wie ich das Ganze damals gar sonderbar und schön fand. „Mien lew Söhning!" sagte Mutter nur, als sie es gelesen hatte. Dabei küßte sie mich, und ich empfand eine stolze Freudigkeit.

Am Abend aber las die Mutter das Gedicht im Familienkreise vor. Da gab es ein großes Staunen.

„Nee, wie der Jung bloß auf so was kommt!"

„Wie he dat allens funden hett!"

„Woher weet he dat denn?"

„Un wie he dat schön sehn hett!"

„Na — kein Wunner nich — mit den Augen!"

„Jo, dat hew ick ihm all lang anmarkt!"

Plötzlich räusperte sich der gute Großvater, denn er wollte reden, und die Familie lauschte seinem verehrungswürdigen Wort.

„Kinnings!" sagte er, „wi hewt us eben all tosomen an 'er Nos rümföhren loten. Ick weet nich recht" — und dabei plierte er so halb zum Onkel hinüber — „ick weet nich recht, wer die Ursook dorvon wesen is, dat wir den

Jung Unrecht dohn hett! Man bloß eens is gewiß — Heinz sieht sien Levlang mehr, as wi all tosomen. Dat Jünging het Dichteroogen, justament Dichteroogen!"

Da verharrten alle in tiefem Schweigen, und ich verkroch mich in die dunkelste Ecke des Zimmers, um ihren staunenden Blicken zu entgehen.

Nur der schroffe Onkel brummte etwas wie: das von der Seele des Kindes und den Schleiern käme ihm so bekannt vor, und er wäre sicher, das stände irgendwo in den nachgelassenen Werken von Hölty oder Gleim oder Schiller oder so einem, und wenn er es suche, würde er es da sicher finden, denn geirrt habe er sich noch nie. Aber lebte er, würde er noch heute in den nachgelassenen Werken von Hölty oder Gleim oder Schiller oder so einem suchen; denn das Gedicht war wirklich von mir, und ich habe später noch viele andre gemacht.

Sieh, Lieber, jetzt ist die Reise beendet, und ich sitze wieder in meinem Großvaterstuhl mit den ledernen Seitenbacken und schäme mich etwas. Ist nicht alles dies zu einem Loblied auf mich selber geworden? So hätte ich denn immer noch nicht auf irdische Eitelkeit Verzicht getan?

Nun, lächle, Lieber! Lächle ruhig über den Greis, wie die Jugend im Vollgefühl ihrer Kraft das Recht dazu in sich trägt. Ich sage nur leise für mich: „Es war doch eine gute Stunde!"

Albert Schäffle.

Aus meinem Leben. Von Dr. Albert Eberhard Friedrich Schäffle. Mit sechs Bildnissen und einer Briefbeilage. Zwei Bände. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1905.

Als die Kaiserdeputation aus der Paulskirche bei dem Könige Friedrich Wilhelm IV. jene oft erwähnte Audienz hatte, die so unrühmlichen Ausgang fand, da hat der König, damals bereits zu seinem Selbstgefühl und zu seiner Freude am Spott wieder zurückgelangt, den schwäbischen Gymnasialpräzeptor Gustav Rümelin, der zu der Kaiserpartei und zur Kaiserdeputation gehörte, als dieser ihm den Namen seiner Heimat (Nürtingen) nannte, höhnisch gefragt: „Wo liegt Nürtingen?" Rümelin aber hat ihm schlagfertig und für die Situation treffend geantwortet: „Nürtingen, Majestät, liegt auf dem Wege vom Hohenstaufen zum Hohenzollern."

In diesem schwäbischen Städtchen Nürtingen ist Albert Schäffle am 24. Februar 1831 geboren. Er hat uns Erinnerungen aus seinem Leben hinterlassen, die in den Jahren 1899—1901 niedergeschrieben sind, da er, durch einen schmerzlichen Verlust in seiner Familie erschüttert, die Nähe des Todes ahnte, der dann zu Weihnacht 1903 eintrat. „Für meine Enkel," sagt Schäffle im Vorwort, „sind diese Aufzeichnungen entstanden." Indessen, er war eine Persönlichkeit und hatte so Merkwürdiges erlebt, daß die Veröffentlichung dieser Blätter vollauf berechtigt war. Er hat es wohl auch selber so gemeint; ja, er hat schon vor einem Menschenalter, in Vorreden zu seinen damals erschienenen Werken, auf künftige Enthüllungen hingedeutet, durch die er die Schicksale seines Ministeriums in Wien (1871) quellenmäßig aufdecken und begründen wollte. Und dieses ist der eigentliche Mittelpunkt der Erinnerungen aus seinem Leben. Für die nähere Kritik des Mannes, des Politikers und Gelehrten wird dieses Hauptstück in den beiden neuen Bänden ebenso wichtig sein wie namentlich für die innere Politik des österreichischen Kaiserstaates, der im wesentlichen immerfort, und heute wie damals, mit der gleichen Frage ringt, wie es nämlich möglich sei, die widerstreitenden Forderungen der Nationalitäten Cisleithaniens, insbesondere der Deutschen und der Tschechen, in Einklang zu setzen. Für uns und an diesem Orte liegt ein ähnliches Interesse keineswegs vor. Wohl aber ist neben dem Hauptstück des Werkes und nahe dabei so vielerlei Reizvolles zu finden, daß es vielleicht der Mühe wert sein mag, im folgenden wenigstens einige Andeutungen davon zu geben.

Der Dichter, mit dessen Namen gelegentlich der seinige verwechselt worden ist, weil er gemäß dem Vorrecht der Dichter leichter und tiefer in die weiten Kreise des Publikums gedrungen war, Viktor Scheffel, sagt einmal in seinem „Ekkehard": „Einsam und trotzig, wie alle, die mit feurigem Kern im Herzen die Schranken des Bestehenden durchbrechen." Diese Worte hat Schäffle sich zum Motto für seine Erinnerungen gewählt. Und es scheint, daß er eine richtige Wahl getroffen hat. Er ist aus den bescheidensten kleinbürgerlichen Verhältnissen entsprossen, „Holz aus dem Walde der Nation", wie es im „Fähnlein der sieben Aufrechten" heißt; er

hat auch dann bis zum Mannesalter hin den Druck der engen Umstände seiner Herkunft tragen müssen, bis er auf ungewöhnlichem Wege, und wie es nur Auserwählten zuteil wird, aus journalistisch-politischer Arbeit in eine ordentliche Professur der Nationalökonomie an der Universität Tübingen berufen wurde in den Tagen, da derselbe Rümelin, den wir eben nannten, an der Spitze des württembergischen Unterrichtswesens stand.

Aus der Dürftigkeit der Kindheit war Schäffle zur Universität den gleichen Weg gegangen, den eine Reihe der trefflichsten Schwaben gegangen ist — vor ihm und nach ihm. Im kleinen und im altfränkischen Stile etwas Ähnliches wie die großartige Institution, die es im neufränkischen Stile seit dem ersten Napoleon möglich macht, daß allein durch Talent und Tüchtigkeit der ärmste Sohn des französischen Volkes emporsteigen kann zu jeder Staffel der Wissenschaft und des Staatsdienstes. Der altfränkische Stil, nämlich die ausschließliche Richtung auf den geistlichen Stand, war für Schäffle mindestens ein mitbestimmender Grund, nach flüchtigen Monaten des Studiums das Tübinger „Stift" eigenmächtig zu verlassen. Und als er ein Jahrzehnt später dort Professor geworden war, hat er (gleich seinem mittelbaren Vorgänger Robert von Mohl) im Universitätssenate für die Entwicklung der Einrichtung des „Stifts" im Geiste der neuen Zeit gewirkt, nämlich die ausschließliche Bestimmung für das Studium der Theologie zu erweitern auf die Gesamtheit der Studienfächer, damit die verschiedenen Gaben und Neigungen der einzelnen Kandidaten besser zu ihrem Rechte kommen möchten. Freilich vergeblich.

So wurde der in den Anfängen steckende Studierende der Gottesgelahrtheit im jugendlichsten Alter Lehrer auf dem Lande, dann Redakteur des „Schwäbischen Merkur". Namentlich aber kam er bald in nähere Beziehungen zu dem großen Verleger J. G. Cotta, dem er in seinen „Erinnerungen" ein pietätvolles Andenken weiht. Durch ihn erhielt er zum ersten Male Gelegenheit, die Welt auf Reisen zu sehen; durch ihn wurde er zur Mitarbeit an dessen mannigfaltigen Zeitschriften gewonnen („Allgemeine Zeitung", „Deutsche Vierteljahrsschrift" ꝛc.); durch ihn kam er bald in Beziehungen zu österreichischen Politikern und Staatsmännern, deren Verlauf allmählich ihn in eine Professur an der Wiener Universität und darauf (zwei Jahre später) in ein österreichisches Ministerium führte, das freilich nur etliche Monate währte. Als Tübinger Professor wurde er zum schwäbischen Landtage, zuletzt zum deutschen Zollparlament gewählt. In Berlin traf ihn (1868) die Berufung nach Wien. Er ist dahin freilich nicht mit ganzem Herzen gegangen. Man hat ihn, weil er in Stuttgart um die Zeit an entscheidender Stelle nicht mehr Gönner hatte wie einstmals, nach Wien gehen lassen, ohne Versuche, ihn zu halten (was zu öfteren Malen sich wiederholt hat; denn immer seltener ist mit freudigem Herzen ein Gelehrter einem Rufe nach Österreich gefolgt). Indessen, sein beweglicher Geist, sein Zusammenhang mit der österreichischen Politik, sein Ruf als Großdeutscher brachten ihn bald in Beziehungen, die unmittelbar zum Kaiser Franz Josef führten. Nach kurzem Traum war die Herrlichkeit vorbei. Und so ganz vorbei, daß er Wien verließ samt der Professur und ein volles Menschenalter lang in Stuttgart als privater Schriftsteller und Gelehrter lebte — ohne jeden direkten Anteil an einem öffentlichen Amt oder der praktischen Politik. Einmal hat Fürst Bismarck ihn (Januar 1882) zu sich bitten lassen, um ihn bei der Vorbereitung der Reichs-Arbeiterversicherung zu beraten, die in den Köpfen der deutschen Wissenschaft (zumal in Schäffles Kopfe) entsprungen war, nicht in den Behörden. Im übrigen nur Schriftstellerei und wissenschaftliche Arbeit, Redaktion der Tübinger „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft", die er mehr als vierzig Jahre in den Händen gehalten hat, Beiträge kleinsten und größten Umfanges für allerhand Zeitungen und Zeitschriften, voluminöse Werke zur Staatswissenschaft und Nationalökonomie, manche darunter vier Bände stark. Die Würdigung dieser fruchtbaren Tätigkeit gehört ebensowenig hierher wie das Ministerium Schäffles. Nur eine kleine Blütenlese mag statt dessen aus den beiden Bänden des neuen Werkes gegeben werden.

Die erste Anknüpfung in Wien, die Schäffle ins Ministerium führte, war ein Graf Dürckheim, Mitglied des Abgeordnetenhauses, einst schneidiger Reiteroffizier im Feldzuge gegen die Ungarn 1849, längere Zeit Flügeladjutant des Kaisers, jetzt immer noch Günstling des Kaisers und diesem sehr ergeben. Dürckheim hatte Schäffle im „Volkswirtschaftlichen Verein" reden gehört, kam darauf zu ihm und bald täglich. Endlich erschien er an einem Sonntag früh im Februar 1870 und bat, ihm Schäffles „Österreichische Staatsgrundsätze" in die Feder zu diktieren. Das dauerte bis zum Abend, mit einer kurzen Mittagspause, für die er sich zuvor bei Frau Schäffle schwäbische Spätzle ausgebeten hatte. Abends nahm er das Diktat mit und brachte es erst nach Monaten zurück. Es war durch Dürckheim, ohne daß Schäffle es ahnte, in die Hände des Kaisers gelangt. In den Sommerferien in Rorschach am Bodensee erhielt Schäffle von Dürckheim ein Telegramm, das ihn dringend ersuchte, baldigst nach Wien zurückzukehren. Hier erwartete ihn eine Konferenz mit Graf Hohenwart ꝛc. behufs des „Ausgleiches mit Böhmen". Am 24. Oktober empfing ihn der Kaiser zu einer längeren Audienz, in der Schäffle sein Programm entwickelte. Alsbald wurde das neue Kabinett gebildet, aber drei Monate geheimgehalten und erst im Februar 1871 publiziert.

Von der Persönlichkeit des Kaisers erzählt Schäffle, der Vortrag bei ihm (und stets wurde sofort auch ein außerordentlicher Vortrag den Ministern gewährt) sei wahrhaft erquickend gewesen; sein Ohr sei für bedeutende Sachen immer zu haben gewesen. Er prüfte gewissenhaft, sprach auch über Kleines, namentlich wenn es militärische Dinge betraf, aber nie pedantisch, immer sachlich und wohlwollend. Franz Josef war eine vornehme und doch wieder überaus einfache, fast bescheidene Persönlichkeit. Nur durfte man es nicht so weit treiben wie Giskra, der, vor ihm sitzend, auf den Tisch schlug. Schäffle zählte die Stunden persönlichen Zusammenarbeitens zu den interessantesten und schönsten seines Lebens. Er habe ihm zwar nicht mit jener „Loyalität" gedient, welche in Wahrheit „Hundegesinnung" bedeutet und nie seine Sache irgendwo und irgendwann gewesen sei. Dennoch habe er nie aufgehört, den Kaiser aufs innigste zu verehren. Indessen, nach seiner ganzen Anlage lebte der Kaiser politisch von der Hand in den Mund. Daher mißlang ihm vieles, und er selber litt wohl am schwersten unter den Folgen des Mißlingens. Er hat sich einmal gegen Schäffle halb scherzend und doch bitterernst geäußert: „Ich bin ein Pechvogel." Nicht die eigene Familie und nicht seine größere Völkerfamilie hat ihm das Leben leicht gemacht.

Bei Hofe fand Schäffle die Tafel der Mutter des Kaisers, der Erzherzogin Sophie, „wahrhaft gemütlich"; sie selber eine Frau von nicht gewöhnlicher Begabung. Im ganzen nahm er aus der Hofatmosphäre den Eindruck mit, daß die höchsten und die allerhöchsten Herrschaften wohlwollender sind als man sie sich meist vorstellt, aber daß sie auch einsamer, freundeloser, ja, menschenärmer dahinzuleben haben als bürgerliche Menschenkinder.

Aus der Praxis seines Handelsministeriums erzählt er von dem damals vielgenannten Großunternehmer Ofenheim, daß dieser von ihm gesagt, der neue Minister müsse entweder ein Esel sein, der an der Krippe steht und nicht frißt, oder ein so abgefeimter Betrüger, daß nicht mal die Leute an der Börse es merken. Dies wurde Schäffle hinterbracht, und als Ofenheim zu ihm kam, bemerkte Schäffle ihm in dem heiteren Tone, in dem er gern „mit dem geistvollen Spekulanten verkehrte": zwischen dem Esel (ein Ausdruck des Kaisers in ähnlichem Falle!) und einem abgefeimten Betrüger gebe es noch etwas Drittes — einen ehrlichen Mann. „Dazu will ich," antwortete Ofenheim, „meine Söhne erziehen lassen und will sie daher nach Schwaben schicken." Das hat er denn auch getan und dazu die von Schäffle gegebene Adresse benutzt.

Im Sommer 1871 fand die Zusammenkunft der beiden Kaiser auf österreichischem Boden statt. Franz Josef erzählte Hohenwart damals, der Kaiser Wilhelm habe erklärt, ehe er den Krieg von 1866 begonnen, habe er acht Tage lang im Gebet mit Gott gerungen.

Als Schäffle nach seiner Heimat zurückkehrte, hatte er genug von Wien und Österreich und genug auch von den engeren Angelegenheiten Württembergs, das ihn wenige Jahre zuvor „fortgedrängt" hatte. Er wurde jetzt ein Mann, der an keinem Parteiwesen in alter Weise mehr teilnahm, dagegen sich durchaus auf den Boden des neuen Reiches stellte, so sehr, daß ihm in der Erinnerung seine Stellung zur Zeit der großen Wendung der deutschen Dinge preußen- und reichsfreundlicher erscheint als sie wohl in der Tat gewesen. Man lese seine „Briefe aus dem Zollparlament" (1868) in der „Deutschen Vierteljahrsschrift", die voller Hohn über Berlin und Preußen und die preußische Politik geschrieben waren. Man werde schon erleben, was bei einem Regiment herauskomme, das sich auf Bajonette stützt — so hieß es darin unter anderm. In den „Erinnerungen" scheint Schäffle selbst vergessen zu haben, daß er jemals so etwas geschrieben hat. Wohl aber verwahrt er sich lebhaft dagegen, daß er einen ähnlichen Standpunkt damals gehabt habe.

Die Brücke zur Freude am neuen Reich schlug ihm nicht nur die Unfreude an Österreich, sondern auch die Berührung seiner sozialreformatorischen Gedanken und Schriften mit der sozialpolitischen Gesetzgebung Bismarcks. Er kam mit diesem seit Ende des Jahres 1881 durch die Artikel, die er im Sinne von Bismarcks Plänen schrieb, in persönliche Beziehung und erzählt von der Begegnung in Berlin. Am 3. Januar 1882 wurde er von diesem empfangen und aufs freundlichste begrüßt. Bismarck maß ihn einen Moment mit seinem großen Blicke und bemerkte — anscheinend erstaunt, keine Professorenfigur vor sich zu sehen —, seine körperliche und geistige Frische von heute würde er nicht besitzen, wenn er ein Jahrzehnt hätte Minister sein müssen. Er zeigte auf sich als leidenden, abgearbeiteten Mann, ging aber sofort mitten in die Sache hinein. Nach kaum zehn Minuten gab er, unter den heftigsten Schmerzen sich krümmend und im Zimmer auf und ab gehend, seinen tief krankhaften und wahrhaft qualvollen Zustand kund. Dennoch hieß er Schäffle bleiben: „es sei nur ein vorübergehendes Manöver," das er sich im Zimmer auferlegen müsse. Mit wunderbarer Beherrschung des Schmerzes setzte er die sachliche Unterhaltung fort . . . Leider verschlimmerte sich in den folgenden Tagen und Wochen der Zustand des Fürsten dermaßen, daß der Plan eingehenderer Beratungen über das Projekt der Reichsarbeiterversicherung unter Teilnahme von Schäffle verschoben (und tatsächlich aufgehoben) werden mußte.

Schon zuvor (1876) hatte er sich für das Reichs-Eisenbahnprojekt ausgesprochen und seinen engeren Landsleuten vorausgesagt, sie würden bei Ablehnung des Projekts aus finanziellen Gründen zu Kreuze kriechen (wie es eben jetzt allmählich einzutreffen scheint). So trat er auch für die Entwicklung der deutschen Wehrkraft zu Wasser und zu Lande in verschiedenen Epochen publizistisch ein.

Manche Perlen köstlichen Humors sind in den „Erinnerungen" zu finden; auch eine Perle unfreiwilligen Humors. Bei Bismarck ist er zu Tische geladen und sitzt zwischen dem Ehepaar. Die Fürstin erzählt ihm, sie habe zu Weihnachten ihrem zweiten Sohne sein Werk: „Bau und Leben des sozialen Körpers" geschenkt, — harmlos die Autorenfreude Schäffles und schmerzlos das Geschenk der vier Bände, die der junge Bismarck sicherlich niemals gelesen hat. Selbst unter den Fachmännern können nur wenige sich dessen rühmen. Und wenn die Söhne des großen Bismarck *eines* von ihm geerbt hatten, so war es dieses, daß sie niemals ein gelehrtes Buch gelesen haben.

7.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Dezember.

Die Absicht des Reichskanzlers, die mit Rußland, Rumänien, Belgien, Italien, der Schweiz und Serbien abgeschlossenen Handelsverträge dem Reichstage noch vor Weihnachten zu unterbreiten, ist aufgegeben worden, da begründete Aussicht vorhanden war, auch den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn noch zum Abschlusse zu bringen. Allzu geflissentlich war nach der Rückkehr des Staatssekretärs im Reichsamt des Innern, Grafen Posadowsky, und der andern mit den Handelsvertragsverhandlungen beauftragten deutschen Kommissare in auswärtigen Blättern behauptet worden, die Nichtvollendung des Vertragswerkes in Wien und Budapest bedeute einen endgültigen Bruch, auf den die Kündigung des noch bestehenden Vertrages und der Zollkrieg folgen müßten. Dieselben auswärtigen Organe wiegten sich wohl auch bereits in der Hoffnung, daß die bisher über jede Anfechtung erhabenen politischen Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn durch den handelspolitischen Konflikt ungünstig beeinflußt werden könnten. Allerdings sahen sich diese Auguren sehr bald enttäuscht, wie denn kein Zweifel darüber obwaltete, daß die Regierungen des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns unter allen Umständen bemüht sein würden, das auf dem Dreibunde fest beruhende politische Verhältnis nicht beeinträchtigen zu lassen.

Um so erfreulicher war indessen, daß Österreich-Ungarn nach der Abreise des Grafen Posadowsky aus Wien die Initiative zur Wiederaufnahme der Verhandlungen über den neuen Vertrag ergriff. Schließlich mußte sich auch in Ungarn von neuem die dort stets bewährte Staatsklugheit durchsetzen, die gebieterisch verlangte, daß im Hinblick auf die bereits von Deutschland zum Abschlusse gebrachten Handelsverträge mit Rußland und Rumänien Ungarn sich nicht selbst seine Getreideausfuhr nach Deutschland verschloß. Freilich wollte Ungarn sich auch in unbeschränkter Weise die Viehausfuhr nach Deutschland sichern. In dieser Hinsicht hielt jedoch Deutschland an der Auffassung fest, daß der deutsche Viehbestand vor der Einschleppung von Seuchen nach Möglichkeit bewahrt bleiben müßte. Daß es den deutschen und österreichisch-ungarischen Staatsmännern trotz allen Schwierigkeiten und Hindernissen gelingen würde, auch auf handelspolitischem Gebiete sich zu einigen, entsprach durchaus den zuversichtlichen Erwartungen aller Friedensfreunde.

In ebenso friedlichem Sinne gehalten waren auch die Erklärungen, die Graf Bülow bei einer Unterredung mit dem Mitarbeiter der Zeitschrift „Nineteenth Century“, Mr. Bashford, über die deutsch-englischen Beziehungen abgab. Da der Reichskanzler in der Reichstagssitzung vom 5. Dezember die Authentizität dieser Erklärungen anerkannte, dürfen sie eine weit über das Tagesinteresse hinausgehende Bedeutung beanspruchen. Mancherlei Legenden, die in der englischen Presse über das angeblich unfreundliche Verhalten Deutschlands gegenüber Großbritannien ausgestreut wurden, müssen nun als endgültig widerlegt angesehen werden. So sollte

der deutsche Gesandte in Peking sogar versucht haben, das englische Tibetabkommen zu verhindern. Graf von Bülow betonte nun, daß der deutsche Gesandte sich überhaupt nicht in diese Frage eingemischt habe und jede andre Darstellung sich als Erfindung charakterisiere. Zur Ergänzung dieser authentischen Feststellung kann auf Grund zuverlässiger Informationen hervorgehoben werden, daß der deutsche Gesandte, als in einer Pekinger Zeitung die Mitteilung von der Abschließung des Tibetvertrages enthalten war, lediglich sich an kompetenter Stelle erkundigte, ob dort etwas von einem solchen Abkommen bekannt wäre. Von einer Verhinderung dieses Abkommens war so wenig die Rede, daß Deutschland auch nicht das geringste Interesse daran nimmt, ob Großbritannien seine Einflußsphäre in Tibet ausdehnen zu müssen glaubt.

Von besonderem Interesse waren die Ausführungen des Reichskanzlers über das Verhältnis Deutschlands zu Rußland. Mit aller Entschiedenheit lehnte er die Unterstellung ab, wonach Deutschland darauf ausgehen soll, Unfrieden zwischen England und Rußland zu säen, sei es in Asien, sei es in Europa. Weit entfernt, einen Zusammenstoß beider Mächte zu wünschen, ist Deutschland vielmehr durch seine eigenen Interessen gezwungen, darauf bedacht zu sein, einen solchen Zusammenstoß zu verhindern. Da niemand zu sagen vermag, wie weit ein derartiger Krieg um sich greifen würde, darf Deutschland nicht etwa, wie mit Recht betont wurde, in Rücksicht auf seine eigene Ruhe mit einer solchen Brandfackel spielen. Deutschland hat denn auch auf die Begrenzung des russisch-japanischen Krieges hingewirkt, und die Neutralität Chinas muß den Bemühungen Deutschlands in erster Linie verdankt werden. Wenn daher englische Blätter ein gutes Einvernehmen Rußlands und Englands befürworten, so hat Deutschland sicherlich nichts dagegen einzuwenden. Auffällig findet Graf Bülow nur, daß, wenn Deutschland mit Rußland ein solches Einvernehmen wünsche, in England allzu lebhaft behauptet werde, Deutschland schmiede ein Bündnis gegen England.

Zugleich wies der Reichskanzler die Beschuldigung zurück, Deutschland versuche Zwietracht zwischen Frankreich und England zu stiften, wozu der gegenwärtige Augenblick um so schlechter ausgewählt wäre, als sich die klarsten Anzeichen einer entente cordiale zwischen den beiden Mächten wahrnehmen lassen.

Da es nicht an deutlichen Symptomen für die Annahme fehlt, daß die in einem großen Teile der englischen Presse bekundete Mißstimmung gegen Deutschland sich auf die Fortschritte des deutschen Welthandels und dessen in England gefürchteten Wettbewerb zurückführen läßt, haben die vom Reichskanzler hervorgehobenen Gesichtspunkte besondere Bedeutung. Als einen Glücksfall für alle Rivalen Englands und Deutschlands bezeichnete Graf Bülow einen zwischen diesen beiden Mächten zu führenden Krieg. Da ein solcher Krieg zugleich den deutschen Handel zerstören und den englischen ernstlich schädigen würde, wäre für andre die günstige Gelegenheit geboten, ohne selbst einen Schuß abzufeuern, sich die Weltmärkte zu sichern. Im Hinblick darauf, daß englische Blätter insbesondere auf die Verstärkung der deutschen Flotte hinweisen, um daraus Offensivpläne Deutschlands für die Zukunft zu folgern, betonte Graf Bülow mit Recht, daß Zweck der deutschen Flotte sei, die deutschen Gewässer gegen irgendwelche Angriffe zu sichern und den notwendigen Schutz für deutsche Interessen im Auslande zu gewähren. Deshalb müsse die deutsche Flotte für den Notfall schlagfertig sein. Was den Welthandel Deutschlands betrifft, so kann dem Reichskanzler nur in vollem Maße zugestimmt werden, wenn er nachdrücklich hervorhob, die fremden Länder hätten sich mit der Tatsache auszusöhnen, daß der deutsche Kaufmann jenseits der Meere kein armseliges Geschöpf mehr ist, das sich damit begnügt, „vom Tisch gefallene Brosamen aufzulesen". Deutschland ist vielmehr durchaus befugt, zur Verteidigung von Rechten aufzutreten, die es gemeinsam mit den Bürgern andrer Nationen besitzt.

Hier traf der Reichskanzler den Kernpunkt der in einem Teil der englischen Presse sich geltend machenden Mißstimmung. „Raum für alle hat die Erde," auch

das Meer. Diese Wahrheit sollte man sich in England besonders einprägen. Dagegen bezeichnete Graf Bülow in voller Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung Deutschlands einen Krieg mit England als ein großes Unglück, wie es denn auch für einen Staatsmann unverzeihlich wäre, einen solchen Krieg absichtlich hervorzurufen oder so zu handeln, daß er möglich oder wahrscheinlich gemacht würde.

In den Reichstagssitzungen vom 5. und 9. Dezember hat dann Graf Bülow weiter bedeutsame Aufschlüsse, namentlich über das Verhältnis Deutschlands zu Rußland, erteilt. Galt es in der Sitzung vom 5. Dezember die von dem sozialistischen Parteiführer Bebel erhobenen Anschuldigungen hinsichtlich eines allzu weitgehenden Entgegenkommens gegenüber Rußland zu entkräften, so bezweckten die Ausführungen vom 9. Dezember gegenüber dem sozialistischen Führer in Süddeutschland, von Vollmar, auch dessen mildere Tonart noch wesentlich herabzustimmen.

Deutschland ist hiernach entschlossen, gegenüber Rußland an demjenigen Maß von Neutralität festzuhalten, das den traditionellen Beziehungen entspricht, ohne daß andern Ländern, die zu Deutschland in Allianz oder freundschaftlichem Verhältnis stehen, irgendwelcher Grund zu berechtigtem Mißtrauen und berechtigten Beschwerden gegeben werde. Da der Abgeordnete von Vollmar sich auf den friedlichen Charakter der auswärtigen Lage berufen hatte, fügte der Reichskanzler hinzu, daß die zwischen den Mächten bestehenden Bündnisse sich in der Tat als Friedensinstrumente bewährt haben, sowohl der Dreibund als auch der Zweibund. Indem Graf von Bülow der Hoffnung Ausdruck lieh, daß auch die französisch-englische Annäherung von friedenerhaltender Wirkung sein werde, nahm er für Deutschland das Verdienst in Anspruch, daß es dank der Friedenspolitik Kaiser Wilhelms I. und seines großen Kanzlers den Grund für eine lange Friedensepoche gelegt habe. Nur dürfe man sich nicht der Wahrnehmung verschließen, daß es auch heute weder an Zündstoff in der Welt fehle noch an Leuten, die Lust hätten, diesen Zündstoff zur Flamme zu entfachen. Deshalb müsse Deutschland stark bleiben. Unter lebhaftem Beifall schloß Graf Bülow seine bedeutsame Rede mit dem Appell: „Ein schwaches Deutschland würde sofort kriegerische Neigungen groß werden lassen. Ein schwaches Deutschland würde nicht nur für uns eine Gefahr bedeuten, sondern auch für den europäischen und für den Weltfrieden, den wir aufrechterhalten möchten."

Eine willkommene Bestätigung und Ergänzung erhielten diese Ausführungen des Reichskanzlers durch Beobachtungen, die ein vorzüglicher Beurteiler deutscher Verhältnisse, der Präsident der englischen Handelskammer in Paris, Sir Thomas Barkley, einem Mitarbeiter des „Standard" übermittelte. Da Sir Thomas in Berlin erwartet wird, kann er sich hier von neuem davon überzeugen, wie zutreffend seine Auffassung ist, wonach durch einen Appell an den Geschäftsinstinkt Englands und Deutschlands für diese Länder ein ähnliches Einvernehmen zustande gebracht werden könnte wie zwischen England und Frankreich. Die Erinnerung an ein Faschoda würde hier jedenfalls nicht störend im Wege stehen.

Wie berechtigt die freudige Genugtuung war, mit der der Wahlsieg des Präsidenten der Union, Roosevelt, unmittelbar nach der am 8. November vollzogenen Ernennung der Elektoren der Vereinigten Staaten in Deutschland begrüßt wurde, dafür zeugte die Ansprache, mit der bei der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Großen in Washington die Rede des deutschen Botschafters Speck von Sternburg erwidert wurde. Der herzliche Willkommensgruß, der dem Prinzen Heinrich von Preußen überall in den Vereinigten Staaten während seines Besuches im Februar 1902 zuteil wurde, habe — so äußerte sich unser diplomatischer Vertreter — auf den deutschen Kaiser und das deutsche Volk einen tiefen und dauernden Eindruck gemacht. Damals bereits sei stets von neuem betont worden, daß des Prinzen Ahn, Friedrich der Große, sich immer als treuer, aufrichtiger Freund des amerikanischen Volkes erwiesen habe, und zwar zu einer Zeit, als die junge Republik, noch im Werden begriffen, vielen Stürmen und Gefahren zu trotzen hatte. So sei es

Friedrich der Große gewesen, der den Grundstein gelegt habe, auf dem die Freundschaft der beiden Länder fest ruhen konnte. An diesen Gedanken knüpfte Präsident Roosevelt an: er sehe in der Gabe des deutschen Kaisers nicht bloß das Denkmal eines „von dem halben Dutzend größter Soldaten aller Zeiten", das deshalb besonders geeignet sei, in der Kriegsschule zu Washington einen Platz zu finden; er nehme diese Gabe auch als das Denkmal eines großen Mannes an, dessen Leben dem Dienste eines großen Volkes gewidmet war, und dessen Taten die Ankunft des Tages beschleunigten, an dem ein geeintes Deutschland ins Leben treten sollte.

Der warme Ton, in dem Roosevelt sprach, kann in Deutschland nur aufs sympathischste berühren. Die Rede war jedoch noch in mancher andern Beziehung höchst bedeutsam. Fehlt es indessen im Auslande immer noch nicht an Stimmen, die sich in dem Sinne vernehmen lassen, der deutsche Kaiser könnte eine Eroberungspolitik vorbereiten, so bezeichnete Roosevelt Wilhelm II. als einen Mann, der sein Leben der Wohlfahrt seines Volkes gewidmet, und der, während er sich stets bereit hält, die Rechte seines Volkes zu verteidigen, auch in nachdrücklicher Weise dargetan hat, daß er und sein Volk Frieden und Freundschaft mit den andern Völkern der Erde wollen.

Die seit dem deutsch-französischen Kriege von Deutschland aufs gewissenhafteste beobachtete Politik konnte gar nicht besser im vollen Einklange mit der Wirklichkeit charakterisiert werden. Was indessen den Ausführungen des Präsidenten Roosevelt besonderen Wert verleiht und sie weit über das Niveau internationaler Courtoisie erhebt, ist die Würdigung, die den Beziehungen zwischen Deutschland und der Union zuteil wird: die Statue Friedrichs des Großen stelle nicht bloß einen mächtigen und gewaltigen Soldaten dar, sie solle vielmehr ein Sinnbild der Freundschaft und der Zuneigung sein, die im Laufe der Jahre das amerikanische und das deutsche Volk immer inniger verknüpfen werden. Auch auf die zwischen beiden Nationen bestehende Blutsverwandtschaft wies Roosevelt hin, indem er an die Ströme deutscher Einwanderer erinnerte, zugleich aber hervorhob, daß seit dem Anfange der nationalen Geschichte der Vereinigten Staaten Männer von deutschem Ursprung oder deutscher Abstammung eine hervorragende Rolle in der Union in Friedenszeiten wie im Kriege spielten. Als ein „unschätzbares Element" rühmte Roosevelt die Deutschen, die mit den Angehörigen der verschiedenen andern Nationalitäten auf dem amerikanischen Kontinent zu einem Volke verschmelzen.

Da gegen den Präsidenten der Union der Vorwurf erhoben worden ist, er plane eine uferlose Weltpolitik, wird diese Unterstellung am besten durch Roosevelt selbst entkräftet, wenn er geltend macht, daß es mit den Jahren nicht schwerer, sondern leichter werde, mit den andern Völkern der Erde in Frieden und Freundschaft zu leben. Immerhin muß es in der englischen Presse eine gewisse Enttäuschung hervorgerufen haben, daß gegenüber den Versuchen, für die amerikanische und die englische Nation gleichsam den „Identitätsnachweis" zu erbringen, nachdrücklich die Einschränkung gemacht wurde, daß das amerikanische Volk zwar mit den vielen verschiedenen Völkern verwandt, mit keinem von ihnen jedoch identisch sei, vielmehr einen besonderen nationalen Stamm entwickle, wie denn auch bereits ein besonderes nationales Leben zur Entfaltung gebracht worden sei. Im Hinblick auf die deutsche Nation schloß der Präsident der Union seine Rede mit einem Segenswunsch für die Zukunft der beiden großen Völker, an deren Freundschaft fortzuarbeiten Kaiser Wilhelm in seinem Danktelegramm als eine angenehme Pflicht bezeichnete.

Die am 6. Dezember zu Washington im Senat und in dem Repräsentantenhaus verlesene Botschaft des Präsidenten bekundete gleichfalls in hohem Maße die Friedensliebe des Neugewählten. Er kündigte an, daß er in kurzem Schiedsgerichtsverträge mit allen Mächten vorlegen werde, die gewillt seien, solche Verträge mit den Vereinigten Staaten abzuschließen. Auch teilte er mit, daß er den Mächten den Vorschlag zur Einberufung einer zweiten Haager Konferenz gemacht habe. Hinsichtlich der Politik gegenüber den andern Ländern Amerikas erklärt die Botschaft, es sei unwahr,

daß die Union von Ländergier erfüllt sei oder in bezug auf diese Länder andre Pläne hege, wie solche, die deren Wohlfahrt bezwecken. Vielmehr könne jedes dieser Länder, dessen Bevölkerung sich nichts zuschulden kommen lasse, auf die herzliche Freundschaft der Vereinigten Staaten zählen. Die Botschaft macht dann auch ihre Einschränkung, indem hervorgehoben wird, daß anhaltendes Unrechttun und Ohnmacht eines amerikanischen Staates, gerade wie sie anderwärts schließlich das Einschreiten einer zivilisierten Nation erfordern, auch auf der westlichen Hemisphäre im Hinblick auf die Monroe-Doktrin die Vereinigten Staaten zwingen müßten, wenn auch widerstrebend, eine internationale Polizeigewalt auszuüben, da die beiderseitigen Interessen in Wirklichkeit identisch seien.

Die russische Regierung hatte bereits vor der Verlesung der Botschaft Roosevelts die Teilnahme an einer neuen Friedenskonferenz im Haag zwar im Prinzip keineswegs abgelehnt, diese Teilnahme jedoch von der Beendigung des Krieges in Ostasien abhängig gemacht. Diese durchaus berechtigte Auffassung mußte auch in Washington Billigung finden. Die Botschaft Roosevelts erkennt daher ausdrücklich die Pflicht einer Nation an, die eigenen Rechte und Interessen zu schützen, hält sich also durchaus fern von Friedenssentimentalitäten um jeden Preis. Charakteristisch wird vielmehr betont, daß, solange nicht Mittel und Wege gefunden seien, Nationen, die ein Unrecht begehen, internationaler Kontrolle zu unterstellen, es für die zivilisierten Nationen verhängnisvoll sei, abzurüsten. Mit solchen und andern phantastischen Utopien hat der Vorschlag des Präsidenten Roosevelt, eine neue Friedenskonferenz im Haag einzuberufen, nicht das geringste zu schaffen.

Daher ist es bezeichnend, daß von den Vereinigten Staaten gerade eine wesentliche Verstärkung der Flotte geplant wird. Diese Flotte bezeichnet Roosevelt mit Nachdruck als die starke Waffe der Regierung, durch die sie ihren Rechten in internationalen Angelegenheiten Achtung verschaffen könne. Es gebe keine größere patriotische Pflicht, als die Flotte den Bedürfnissen des Landes entsprechend zu erhalten. Den Friedensfreunden um jeden Preis gegenüber wird geltend gemacht, die Stimme Amerikas sei mächtig in der Frage des Friedens, und diese Macht beruhe gerade darauf, daß die Union den Krieg nicht fürchte. Der Krieg im fernen Osten hat nach der Versicherung des Präsidenten Roosevelt gezeigt, daß das Hauptgewicht für jede Flotte, die dieses Namens würdig sei, auf die großen Schlachtschiffe gelegt werden müsse. Nur daß zugleich der Bau von Torpedobootszerstörern und von Unterseebooten befürwortet wird, wie denn zugleich geboten sei, das Flottenpersonal auf den höchsten Grad der Leistungsfähigkeit zu bringen. Präsident Roosevelt hat durch seine Botschaft von neuem bewiesen, daß er als ausgezeichneter Staatsmann und Militär bei aller Friedensliebe sich doch von Schlagworten fernhält, die im Sinne allgemeiner Abrüstung und ähnlicher Utopien gedeutet werden könnten.

Literarische Rundschau.

Sven Hedin.

Im Herzen von Asien. Zehntausend Kilometer auf unbekannten Pfaden. Von Sven von Hedin. Autorisierte Ausgabe. Mit 407 Abbildungen und 5 Karten. Zwei Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1903.

Zehntausend Kilometer — eine lange Ziffer für einen einzelnen. Wenn die Weltgeschichte wandert, ist es kein großes Maß. Als ich das Studium dieses Buches begann, lag Tibet für unser Kulturbewußtsein in der Einsamkeit. Der Blick folgte dem einzelnen Manne, der es gewagt hatte, seinen Schritt dahin zu lenken; er erschien wie ein bewegter Punkt vor einem grenzenlosen, halb verschleierten Panorama. Man sah ihn umkehren, aufgehalten durch eine unsichtbare Mauer wie der Ritter im Märchen: es hatte fast etwas Befreiendes, er war gerettet, der einzige von uns, von diesseits der Kultur, in dieser verzauberten Öde. Im Augenblick, da ich das Buch aus der Hand lege, geht der Sturmfittich der Weltgeschichte über Tibet. Es ist doppelter Gewinn, gerade jetzt zu Sven Hedin zurückkehren zu können. Er selbst ist inzwischen mit einem energischen Wort für Tibet eingetreten. Er hat die Absperrungspolitik der Heiligen von Lhasa öffentlich gutgeheißen, er, der mit unendlichen Mühen sich verkleidet in die Stadt schmuggeln wollte und auf der Höhe der Situation von einem Häuflein lächelnder, sehr höflicher Leute äußerst höflich gesagt bekam: „Bitte, bemühen Sie sich nicht; wir wissen alles, kennen alle Ihre Pläne und Verhüllungen; aber zu unserm lebhaften Bedauern: es geht nicht.“ Mit Hedin zog ein rechtgläubiger Lama, der ihn gern durchgeschmuggelt hätte. Inmitten aller Vorsichtsmaßregeln und kleinen Listen war dieser Mann doch beständig fest überzeugt, daß der Dalai-Lama alles durchschaute, was sie beide täten, — denn er war „allwissend“; er sah durch alle Wände, er hörte ihre Unterredungen; er mußte ihnen verzeihen, denn er las in ihren Herzen und wußte, daß sie ja eigentlich nichts Schlimmes wollten. Dieser Typus und dieser kleine Zug sind zur Psychologie dieser Leute vielleicht wertvoller als alles, was Hedin sonst gesehen und erzählt hat: man sieht einen wirklichen Glauben noch an Allwissenheit, Allgegenwart des Kirchenhauptes, einen Gottesglauben auf Erden. Das wirkliche Ergebnis war in diesem Falle allerdings wie eine Bestätigung. Womit Sven Hedin dabei gewonnen wurde, war die Höflichkeit der Zurückweisung. Und das ist nun wieder charakteristisch für ihn selbst. Eine stahlhärtere Natur vor Strapazen und eine tolerantere vor Menschen ist gewiß selten in einer Person so vereint gewesen; auf diesem Doppelzug steht der ganze individuelle Reiz seines Buches, stehen innerlich alle seine Schicksale. Er hätte auch ertragen, daß die Tibetaner ihn gefoltert hätten, mit moralischer und physischer Energie des Widerstandes ertragen. Für andre war diese Aussicht die wesentlich

wahrscheinlichere, als er sich nach Lhasa aufmachte. In einem großen Reisewerke war uns kurz vorher erzählt worden, wie ein junger Mann, der dasselbe Wagestück versucht hatte, den grauenhaftesten Torturen unterworfen worden war; es ist eines der stärksten Gruselstücke neuerer Reiseliteratur. Aber es gibt bei Hedin nur eine Stelle, wo er auf diesen Präzedenzfall anspielt. „Ein unkritischer junger Mann," so umschreibt er ihn ohne Namensnennung. „Seine haarsträubenden Beschreibungen schreckten mich nicht ab — aus dem einfachen Grunde, weil ich ihnen keinen Glauben schenkte. Es wäre wirklich ein großer Gewinn für die Menschheit, wenn Personen, denen es schwer wird, bei der Wahrheit zu bleiben, das Bücherschreiben lassen wollten!" Diese Worte dürften für jeden, der Sven Hedin kennt, genügen, um das andre „Reisewerk" für immer zu vernichten. Für Hedin aber steigerte sich, als ihn seine Tibetaner nun wirklich mit vollendeter Höflichkeit abfertigten (obwohl eben doch abfertigten!), der Gegensatz in seinem Temperament zu dem aktiven Enthusiasmus, der heute noch für Tibet in ihm lodert.

Man reist mit Sven Hedin immer mit einer ganz außergewöhnlich starken Persönlichkeit, und das ist die eigentliche Flamme seines Buches. Unterhaltend im gewöhnlichen Sinne kann eine Reise wie diese unmöglich sein. Die einzige Romantik ist der Vorstoß gegen Lhasa, und der verläuft in des Wortes buchstäblicher Bedeutung im Sande. Der Rest gilt einer Kartenaufnahme, deren Schwerpunkt nicht auf Tibet, sondern auf Turkestan liegt. Auf der vorigen Reise war Hedin dort um ein Haar in der Wüste verschmachtet. Diesmal fährt er auf einem Fluß quer durch. Der Fluß ist endlos lang; endlos wird gemessen, gezeichnet, die Karte festgelegt. Aber auf den Fluß folgt dann auch hier wieder Wüste. Es ist das geographische und geologische Geheimnis Tibets, daß in ihm die Wüste sich aufbäumt wie eine ungeheure Blase, daß sie herauf und heraufschwillt zu einem Plateau von Montblanchöhe, daß sie zu einer Hochgebirgsöde, der Öde eines länderbreiten Paßgrades, sich steigert, wo der Verschmachtende noch die Bergkrankheit des Alpensteigers bekommt; aber im Wüstenbilde bleibt alles. Man hat, je mehr Tibet die Erzählung beherrscht, zuletzt das Gefühl einer Polarexpedition; wie in Sverdrups Bericht die Moschusochsen, von denen man nicht begreift, wie sie die arktische Eiswüste ertragen, so traben hier die Yakherden; aber es bleibt auch in allem erst recht die ermüdende Einförmigkeit einer Polarfahrt. Hedin ist dabei kein Mann der Exkurse. Für mich, der ich hauptsächlich zoologische Details suchte, gab das sogar manche Enttäuschung. Tibet ist für die Tierkunde ein wunderbares Neuland von unerhörtem Reichtum, allerdings mehr auf seiner Himalaja- und chinesischen Seite als auf der nördlichen, von wo Hedin es erkletterte. Es hat eine ganze Fauna für sich und trotz seiner Dürre wahre Säugetierschwärme, die noch keine fremde Hand dezimiert hat. Vertreter ganz neuer Säugergruppen haben wir von dort erhalten: von der Himalajaseite das Takin-Gnu, eine Gebirgsantilope, die zwischen Gnu und Moschusochse zu stehen scheint; aus den Bambuswäldern, die auf der chinesischen Seite über 3000 m hoch heraufkommen, den schwarzweißen Riesen-Katzenbär (Ailuropus), eine Mischform an der Grenze von Bären und andern Raubtieren, die uns paläontologisch überlieferte Formen aufgehellt hat; Affen, die in dickem Pelz sich dem Leben an der Schneegrenze angepaßt haben, und andres mehr. Aus Hedins Buch erhält man nur ab und zu eine gelegentliche Notiz über das wilde Kamel, das allerdings auch noch vor nicht langer Zeit ein fast mythisches Tier war. Es sei ein Wort hier gestattet über diesen Zug, den ich in modernen Reisewerken immer verstärkter bemerke: die Absicht, wissenschaftliche Ergebnisse von dem mehr oder minder dem weiteren Leserkreise bestimmten Reisebericht fernzuhalten. Wie gern möchte man oft Hedins Ansichten, des besten lebenden Sachkenners Ansichten, über die großen schwebenden Probleme der Natur dieses Landes hören — statt der ermüdenden Tagebuchaufzählung über die zurückgelegte Tagesstrecke! Ich kenne wohl den Einwand. Diese „Resultate" werden erst allmählich (oft in langen Jahren erst, wie bei Nansen) gesichtet und zum Ausmünzen blank, der Reisebericht aber soll heraus. Und dieser

Bericht soll bis in Kreise wandern, vielleicht die Unkosten des Ganzen dort noch decken helfen, wo man das Buch liest nicht um der Lösung von Problemen willen, sondern als spannenden Handlungsroman. Aber sollten wir wirklich in diesem Punkte schwerfälliger und oberflächlicher zugleich werden, wir Modernen, gegen die Epoche der Humboldt, Barth, Wallace, deren Reisewerke eine glückliche Mitte fanden zwischen beidem und schließlich doch von ihrer Generation auch recht zahlreich und keineswegs bloß im Fachwinkel gelesen worden sind? Wäre es so schlimm, wenn die Werke etwas später kämen, aber dafür mit etwas Geschütz mehr? Populär im seichten Sinne ist ein solches heilig-ernstes Buch wie dieses doch nicht. Gekauft wird es doch nur von den echten Interessenten, deren es aber, wie Nansen bewiesen hat, trotz aller Ängste in unserm Vaterlande vollauf genug gibt; von denen vertrüge aber jeder ein ganzes Teil wissenschaftlicher Erörterung und Belehrung mehr. Das Rapidschreiben, das ein Feuerwerker (was er neben all seiner hohen Bedeutung literarisch war) wie Stanley am meisten in Mode gebracht hat, mit einem Telegrammregen am Tag des Auftauchens aus der terra incognita: wer will mein Buch? ich diktiere es in vier Wochen — diese Methode hat eben, Hand aufs Herz, die Bücher gezeitigt, die Stanley geschrieben hat. Fern sei mir, Hedins Wert damit zu vergleichen. Aber auch ihm haftet der Charakter allenthalben an eines zwar höchst soliden, aber ohne viel Überarbeit und Zwischenrede in Druck gegebenen Tagebuches.

Es muß entschädigen, daß es eben das Tagebuch eines bedeutenden und merkwürdigen Menschen ist. Je länger man sich hineinliest, desto mehr steigt er. Und er hat die Gabe, seine Leute mitsteigen zu lassen. Das Buch hat nach dieser Seite ein Innenleben, eine ethische Tiefe. Mit einer unermüdlichen Liebe und psychologischen Miniaturmalerei ist das Bild gezeichnet der braven Kosaken, die Rußland mitgab und die dem Reisenden zu wahren Kameraden wurden. Eine wahrhaft köstliche Figur, würdig eines großen Dichters, ist jener fromme Lama, der den Fremden beinah in das verbotene Heiligtum geschmuggelt hätte. Ein guter Kerl, der nie an tragische Dinge gedacht hat, gerät er in den bösesten Konflikt der Pflichten. Er will ruhig, in Frieden mit Gott und der Welt seine Wallfahrt machen. In einer schwachen Stunde läßt er sich bereden, einem Ungläubigen mitdurchzuhelfen. Nachher sieht er ein: er macht ja den größten Schnitzer, er setzt sein Seelenheil aufs Spiel. Aber es ist zu spät. Und nun merkt er: dieser Fremde ist ein Gelehrter, er weiß besser als er in den Geheimnissen Himmels und der Erden Bescheid. „Du bist selbst ein Lama!" sagt er zu ihm. „Warum soll es Frevel sein, dich zum Dalai-Lama zu bringen?" Aber es ist doch verboten, jemandem durchzuhelfen. Wie wird es dem Vermittler gehen? — Es geht ihm, wie es geht in dieser bösen Welt. Einmal im Schicksal mitgerissen, wendet er alle Pfiffigkeit an, mit seinem Schützling nun wenigstens wirklich durchzukommen, auf daß es nicht zum schlechten Gewissen noch fatale äußere Möglichkeiten gebe. Und als sie dann doch den Schweden erkannt haben und zurückweisen, da bricht das Unheil der Tragikomödie natürlich über den armen Lama herein: er wird in das heilige Buch zu Lhasa als Verräter eingetragen; für ewig klappt ihm die Tür des Heiligtums zu. Zum letztenmal erscheint er auf den letzten Seiten des Buches, wie er mit Sven Hedin über das Kaspische Meer fährt. Mit Staunen schaut er auf die Schaufelräder des Dampfers. Er fährt nach Astrachan, um sich in ein Kalmückenkloster aufnehmen zu lassen, er wird russischer Untertan; Lhasa ist für immer am Horizont dieses armen Kerls untergegangen, an seinem religiösen, wie für Hedin selbst am geographischen.

An solchen Linien ist das Buch überreich. Aber am eigenartigsten tritt doch Hedin selbst heraus. Es liegt etwas Charakteristisches darin, wie der Pilger zu ihm sagt: „Auch du bist ein Lama!" Er geht aus, um eine Karte zu zeichnen. Aber wie er das faßt, hat es etwas von einer Mission. Es ist sein Schicksal, fühlt er selbst, seine Bestimmung, aus dem Komfort der Kultur fortzugehen in die Wüste, wo man hungert, jahrelang, wo man stündlich sein Leben aufs Spiel setzt — um diese Karte zu zeichnen. Ein Stückchen Mystiker steckt in ihm, er glaubt an das

„zweite Gesicht" und erzählt einen Fall davon. Dann packt ihn wieder die verwegene Romantik eines Unternehmens wie die Ballonfahrt seines Landsmanns André, den er begeistert feiert, als ihm in der Wüste einfällt, daß der Tag seines Aufstiegs sich gerade wieder jährt. In diesem Gemisch von Fatalismus und Begeisterung ist er bereit, sich zu opfern und so viel andre mitzureißen, eine Karawane von Menschen und Tieren, die immer am Abgrundrande geht; eine Menge Tiere fällt, aber auch wackere Leute; manche Rettung ist nur wie ein Wunder; auf der ersten Reise war fast die ganze Expedition zugrunde gegangen. Und dieser gleiche Mann steht mit der Weichheit eines Buddhisten vor jedem gefallenen Kamel; jedes hat er bis zuletzt gepflegt, jedem hat er einen kleinen Nekrolog geschrieben; rührende Züge aus der Tierseele gehen durch das ganze Buch. In einzelnen Momenten verrät sich, nur wie ein leises Anklingen, daß man es mit einer tief religiösen Natur zu tun hat; in der stillen Wüstennacht, wenn die Karawane schläft, sammelt er sich vor einer kleinen Erbauungsschrift; er ist aber kein Missionar, der Zug gilt nur für ihn. Man wird einzelne gerade dieser Charakterlinien bei den meisten großen Entdeckern wiederfinden; die Forschung ist kein so einfacher Wert, der nur auf Rechnung stände; es gehören tiefere und kompliziertere Stimmungen unzertrennbar dazu. So deutlich wie bei Hedin glaube ich sie aber noch nicht beisammen getroffen zu haben.

Und in die Reise fällt nun noch ein großer Augenblick, in dem sich eine ganz besondere leuchtende Fernsicht plötzlich auftut. Eine ungeheure geschichtliche Perspektive. In der ostturkestanischen Wüste stößt der Reisende auf verödete Städte, verschollene Trümmerfelder. Geologische Merkmale haben ihm angedeutet, daß hier einst ein See war. Er ist zu irgendeiner Zeit fortgekrochen wie ein Tier, hat sich an einer andern, weitentlegenen Ecke dieser Wüste aufgetan. Um die Stätte des ausgewanderten Sees liegt es gespenstisch nur noch: die Trümmer einer ausgewanderten Kultur, an einem Fleck, wo heute kaum ein Wüstenskorpion noch seine Existenzbedingungen findet. Zu irgendeiner Zeit! Die Reste deuten auf historische Kultur. Aber wann war das? Die Leute wühlen einen zerfallenden Stall aus Lehmziegeln durch. Unter Sand und Staub öffnet sich ein Kehrichtloch. Es enthält Hunderte von Papierfetzen mit chinesischer Schrift, absichtlich durchrissen. Alte Rechnungen, Quittungen, erledigte Anordnungen einer Behörde. Das Bild erwächst aus ihnen einer blühenden Stadt, in reichlich bewässertem, fruchtbarem Lande. Aber eine Menge der Akten ist sogar datiert. Münzen geben ebenfalls genaue chronologische Anhaltspunkte. Es ist die Wüste, diese schaurige Wüste, die ganze Expeditionen einsaugt, verschlingt, die ihr Meisterstück hier vollbracht hat im Erhalten. Zwei Fuß bloß unter der Oberfläche sind in diesem regenlosen Lande tadellos unversehrt liegen geblieben lauter Schriftstücke aus der Zeit von Mitte des dritten bis Anfang des vierten Jahrhunderts nach Christi Geburt. Die meisten Zeitangaben stammen aus den Jahren 264—270 n. Chr. Eine Anzahl Münzen geht auf einen chinesischen Kaiser, der zwischen 9 und 23 n. Chr. regierte. Wir schauen nach Westen, und wir sehen auf die Epoche des römischen Kaiserreiches zwischen Augustus und Konstantin dem Großen! Uralte Völkerstraßen durch blühende Oasen tauchen auf, wo heute die Wüste Karawanen im Sandsturm verschüttet. Das ist das größte Bild, das Sven Hedin hineingebracht hat. Hier rauscht auch in sein Buch der Fittich der Weltgeschichte, der alten vor anderthalb Jahrtausenden, die aber doch in der Verknüpfung der Dinge auch noch die Grundlage unsrer gegenwärtigen ist.

Wilhelm Bölsche.

ρσ. **Mythen und Mysterien.** Von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1904.

Die Geschichte der Menschheit birgt in sich eine Reihe ungelöster Rätsel, an deren Lösung sich aber immerfort des Menschen Geist versucht. Dies tut in der Sammlung dramatischer Skizzen, die das obige Buch enthält, auch Paul Heyse als reflektierender Poet. In der schönen Sprache, die sein eigen ist, teilt er uns seine Gedanken über Sündenfall und Kainstat, über antiken und christlichen Glauben, über den gewünschten oder erhofften Zustand des Menschen nach dem Tode mit. Alle diese Stücke, bis auf das in jugendlichen Jahren geschriebene „barocke Puppenspiel" von Perseus und Andromeda, sind erst in den letzten Jahren entstanden, bezeichnen also die Höhe der Anschauung und Erkenntnis, zu der des Dichters Geist emporgestiegen ist. Am blutvollsten und lebenswärmsten erscheint die Ausdeutung der beiden alttestamentlichen Mythen von Adam und Kain. Bei der Gegenüberstellung des antiken und des christlichen Glaubens wohnt des Dichters Vorliebe bei dem ersteren, in dem er den Kultus seiner „größten Göttin, der Natur" und den Kultus der unvergänglichen Schönheit am reinsten wahrzunehmen meint. Die „Gespräche im Himmel", die den Band beschließen, gehen in der Hauptsache negativ aus, sie räumen weg, ohne aufzurichten. So interessant die Stoffe und die Skizzen sind, das größere Interesse wenden wir bei der Lektüre dem Dichter zu, dessen Seele sich in diesem Buche klarer als in manchem seiner andern Werke widerspiegelt.

ωγ. **Goethe unser Reisebegleiter in Italien.** Von G. von Graevenitz. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 1904.

Das hübsch ausgestattete Buch des durch seine „Deutschen in Rom" rasch bekannt gewordenen Verfassers zeigt uns, wie Goethe Italien sah, und wie seine Art zu sehen für uns vorbildlich sein kann. Wie er sollen wir uns durch Unbequemlichkeiten nicht die Laune verderben lassen, sollen ohne Voreingenommenheit an die Dinge herantreten und über Einzelinteressen nicht den Blick fürs Allgemeine verlieren, sondern unbefangen und liebevoll uns in die fremde Natur und das fremde Volkstum in allen seinen Lebensäußerungen versenken. So wird das Buch als Reisebegleiter oder als Vorbereiter zur Reise willkommen sein.

γ. **Études d'histoire.** Par Arthur Chuquet. Paris, Fontemoing. O. J.

Der bekannte Geschichtschreiber der Revolutionskriege und des Krieges von 1870/71 bietet uns hier zwei Serien historischer Studien dar. Chuquets Neigung für die deutsche Geistesgeschichte tritt schon darin hervor, daß von den acht Studien des vorliegenden Bandes die volle Hälfte Deutschen gewidmet ist und eine weitere, die über Bayard, sich auf einem Grenzgebiete zwischen deutscher und französischer Geschichte bewegt. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß alle Studien ebenso auf gründlicher Forschung beruhen, wie sie anziehend und mit echt historischer Objektivität geschrieben sind. Am interessantesten ist vielleicht die Studie über Klopstock — so seltsam manches an dem Sänger der Messiade ist, so sehr er von naiver Eitelkeit erfüllt war, so sehr muß man doch oft sein gesundes Urteil bewundern, das ihn z. B. in dem Bürgerkriege von 1793 ganz richtig erkennen ließ, daß Paris, „das Rom des gallischen Reiches", sich über die Departements erheben will wie einst Rom über die Provinzen: deshalb begrüßt er den Aufstand des Südens gegen die Pariser Tyrannei und trauert über die Niederlage der Provinz gegenüber der Hauptstadt. Die Jakobiner nennt er in einem Briefe an den Präsidenten des Konvents vom 16. November 1794 „in Wahrheit Jesuiten, die nicht einen Staat im Staate, sondern über dem Staat bilden, und deren Einfluß bei den nächsten Wahlen gebrochen werden muß". Außerordentlich sympathisch ist Adam Lux gezeichnet, sympathischer als Forster; er vertritt den ehrlichen deutschen Idealismus der Freiheit im Gegensatz zu denen, die das Wort „Freiheit" heuchlerisch und selbstsüchtig mißbrauchten, und charakteristisch für ihn ist, daß er vor dem Revolutionsgericht, das den Lobredner Charlotte Cordays aufs Schaffot sandte, ausrief: „Ich wollte mich töten, um freizuwerden!" Ehe er guillotiniert ward, schenkte er seinen Mantel einem armen Mitgefangenen!

βλ. **Disraeli, a study in Personality and Ideas.** By Walter Sichel. London, Methuen & Co. 1904.

Eine Studie über Disraeli hat den unbestrittenen Vorteil, daß sie immer unterhaltend sein wird. Wer daraus den Trugschluß ziehen würde, daß es Disraeli nicht ernst meinte, oder daß seinem Leben das Element tiefer Tragik fehlte, weil ihm die befreiende Macht des Witzes, der Satire und eines unverwüstlichen Humors zu Gebot stand, der wird durch die vorliegende, feine und gerechte Würdigung seiner Persönlichkeit zu einer andern Erkenntnis kommen. Aus der Tatsache, daß dieser Führer der englischen Konservativen seiner Partei Macht und Erfolg sicherte, indem er die freisinnige Politik seiner Gegner durch Zugeständnisse überbot, hat man den Schluß völliger Gesinnungslosigkeit gezogen. Die Nachkommen urteilen milder über eine Taktik, die aus dem Unvermeidlichen Nutzen zu ziehen verstand. Auf jene andre Tatsache, daß er ein Dichter war und politische Romane schrieb, führt die Anschuldigung zurück, seine Politik sei romantisch gewesen. Der Staatsmann aber erwies sich stark und weitblickend genug, um diese Romantik zur Geschichte zu wandeln. Disraelis Jugendträume hat man als die Ausgeburt einer orientalischen Einbildungskraft verlacht. Lord Beaconsfields Programm führt das England der Gegenwart aus. „Auf was stehen Sie denn?" fragte spottend ein Wähler den jungen Disraeli, der für Marylebone kandidierte. „Auf meinem Kopf," lautete die berühmt gewordene Entgegnung. Mit der einzigen Ausnahme einer sehr begabten Schwester hatte niemand an seine Zukunft geglaubt. Sein Vater erkannte sein Talent an, aber er warf ihm gänzlichen Mangel

an Urteil vor. Der Knabe antwortete, er wolle und werde die Menschen beherrschen und erster Minister in England werden. Ob die letzteren Worte wirklich zum damaligen Premier, Lord Melbourne, gesprochen worden sind, ist relativ gleichgültig, gewiß dagegen, daß Disraeli mit visionärer Zuversicht an seinen Stern geglaubt und das Feenmärchen seines Lebens mit eiserner Willenskraft vorbereitet hat.

y. **Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog.** Fünfter und sechster Band. Herausgegeben von Anton Bettelheim. Berlin, Georg Reimer. 1903 u. 1904.

Der fünfte und sechste Band dieses Jahrbuches führen die Toten des Jahres 1900 und 1901 vor. Band V enthält unter anderm die Nekrologe Nietzsches; der Herzogin Adelheid von Schleswig-Holstein, der Mutter der Kaiserin; des Generalfeldmarschalls Blumenthal; Adolf Holms, des Historikers der Griechen; Franz Heinrich Reuschs, des altkatholischen Theologen; des Oberbibliothekars Barack; des württembergischen Kultusministers Dr. Sarwey; des Stuttgarter Malers Rustige; des Chirurgen Albert; des Dramatikers Nissel; des Großherzogs Peter von Oldenburg; des Oberstleutnants Jähns; des Sprachforschers Max Müller; des Malers Leibl; des Historikers Heinrich Theodor Flathe; des Theologen Beyschlag; des Landgerichtspräsidenten Reinhold Baumstark, der als Konvertit im Sinne der katholischen Kirche, aber nicht des Ultramontanismus gewirkt hat. — In Band VI stehen die Nekrologe Pettenkofers, Miquels, Hayms, Fr. X. Kraus', H. Grimms, Erdmannsdörffers, von Stauffenbergs, Uhlhorns, Böcklins, Agidis, Seydels, des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen, Jörgs, Rhodes, des Sanskritisten Weber, Otto Brauns, Johanna Spyris. Schon aus diesem kleinen Auszug ersieht man die Vielseitigkeit des Jahrbuches, und es ist sehr erfreulich, daß sein Erscheinen, nachdem es drei Jahre lang unterbrochen war, durch die Beihilfe des preußischen Kultusministeriums und des Reichsamtes des Innern wieder ermöglicht und wohl auch dauernd gesichert ist. Das ist um so erwünschter, als das „Jahrbuch" sichtlich nach Objektivität strebt. Ein Muster gerechter Abwägung ist Nachfahls Aufsatz über Miquel.

y. **La chronique de France.** Publiée sous la direction de Pierre de Coubertin. Auxerre-Paris, Imprimerie de Lanier. 1904.

Unter obigem Titel erscheint seit 1901 ein Jahrbuch, das die Geschichte Frankreichs im abgelaufenen Jahre in kritischer Beleuchtung vorführt. Der Verfasser ist kein Bewunderer des Kabinetts Combes, dem er Ungeschicklichkeit und Brutalität vorwirft. Volle Bewunderung wird Rouvier zuteil, den Coubertin einen der ersten Finanzminister der Welt nennt, der das Budget endlich wieder rechtzeitig zustande brachte und das Defizit beseitigte. Ebenso gelobt wird Delcassé; aber seine Erfolge bei England und Italien werden aufgewogen durch die Annäherung Deutschlands und Rußlands, dessen Herrscher fühlt, daß die heutige radikale Republik mit den Grundlagen, auf denen seine Herrschaft ruht, nicht vereinbar ist: „il nous laisse sa main: il retire son cœur." Die „Chronik" bringt weiter hübsche Aufsätze über die Geschichte Louisianas, das Frankreich 1803 an Amerika verkaufte, über die Schicksale der Villa Medici in Rom, über die Ausgrabungen in Delphi (wo man leider die erhofften „Archive der hellenischen Nation" nicht gefunden hat) und über die literarische Entwicklung im Jahre 1903.

n. **Napoleon I.** Eine Biographie. Von August Fournier. Erster Band: Von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich. Zweite, umgearbeitete Auflage. Wien, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1904.

Fourniers Napoleon-Biographie erschien zuerst im Jahre 1886, als die antinapoleonische Literatur mit den Veröffentlichungen der Memoiren Metternichs, der Frau von Remusat und andrer und der letzten Teile von Taines „Origines de la France contemporaine" ihren Höhepunkt erreicht hatte. Unmittelbar darauf begann der Rückschlag. Im Jahre 1887 veröffentlichte Prinz Napoleon seine Streitschrift „Napoléon et ses détracteurs", ein wertloses Pamphlet, dem aber bald eine steigende Flut napoleonfreundlicher Literatur folgte, viele leichte Ware, aber doch auch manche Werke, die bleiben werden. In Deutschland, das versteht sich, mußte auch diese französische Mode, wie andre Nachahmung finden, wobei immerhin auch eine oder zwei brauchbare Arbeiten entstanden sind. Fournier ist, wie die jetzt vorliegende zweite Auflage seines Buches zeigt, von dieser Strömung — Napoleonitis nennt man ihr Übermaß in Frankreich — unberührt geblieben. Er hat die gesicherten Ergebnisse der neueren Napoleon-Forschung in seine Darstellung aufgenommen, die damit gegen den früheren Umfang sehr erheblich erweitert ist; er hat in einem Anhang die fast ins unermeßliche angeschwollene Literatur kurz registriert und vielfach mit fast immer zutreffenden Urteilen charakterisiert — aber seine Grundauffassung von Napoleons Wesen und Persönlichkeit hat er, und wie uns scheint mit Recht, durchaus festgehalten. Er findet in Napoleon eine Doppelnatur, eine eigenartige Mischung von Idealismus und realistischem Verständnis, von träumerischer Phantasie, die doch wieder von kühler, methodischer Überlegung gezügelt wird. Sein Verhängnis ist, daß er aufhört, Korse zu sein, ohne Franzose zu werden. Er wird heimatlos und heimatlos auch sein Ehrgeiz, ein unbändiger Drang nach Herrschaft, dem das sittliche Moment fehlt. Wenn Fournier die Tendenz zur Weltherrschaft bei Napoleon sehr früh, vielleicht zu früh voraussetzt, so kennt er doch anderseits unzweifelhaft Rankes Wort von der „unvertilgbaren französischen Anmaßung, die Welt zu regieren", und findet namentlich auch in der revolutionären Bewegung den Trieb zu einer Universalherrschaft. Ist die Gesamtauffassung unverändert geblieben, so sind einzelne Abschnitte völlig umgearbeitet. Das Dunkel der Jugendgeschichte und Entwicklungsanfänge Napoleons

ist dank Masson-Biagis „Napoléon inconnu“ wesentlich gelichtet, wobei nur der Einfluß Raynals auf Napoleon gegenüber demjenigen Rousseaus zu hoch gewertet scheint: die Vorbereitung auf den italienischen Feldzug (1794 und 1795) und der italienische Feldzug (1796) selbst sind kriegsgeschichtlich überarbeitet; bei dem ägyptischen Unternehmen ist dagegen jetzt Napoleons Verwaltungstätigkeit besser als früher gewürdigt. Für 1799 (Rastatter Gesandtenmord) und für 1800 (Marengo) hat Fournier sich den hier öfters erwähnten Arbeiten Hüffers eng angeschlossen. Bei der Vorgeschichte des Konkordats ist Napoleons Stellung zur Religion eingehend und treffend erörtert. Bei allen diesen Vervollständigungen und Berichtigungen wird man in Einzelfragen, in der Schätzung dieses oder jenes Quellenzeugnisses ꝛc. zuweilen andrer Ansicht sein als der Verfasser — im ganzen verspricht Fourniers Werk, dessen Fortsetzung und Schluß hoffentlich nicht zu lange ausbleiben, die beste deutsche Napoleon-Biographie zu werden.

πβ. **Histoire militaire de Massena. La Campagne d'Helvétie** (1799). Par Edouard Gachot. Ouvrage accompagné de 23 gravures, plans et cartes. Paris, Perrin & Cie. 1904.

In dem Kriege von 1799, der von der Nordsee bis an den Golf von Neapel wütete, ist auch die Schweiz ein Kampfplatz geworden, und vielleicht der wichtigste. Verteidigt von einem der größten Generale der Revolution, von Massena, blieb die Schweiz das Bollwerk, von dem aus die siegreich in Italien vordringenden Russen Suworows in der rechten Flanke ebenso bedroht und gehemmt wurden wie die Österreicher des Erzherzogs Karl bei ihrem Vormarsch gegen den Rhein in der linken Flanke. Daher ist die Schweizer Geschichte des Jahres 1799 eine fast ununterbrochene Kette der blutigsten Kämpfe, in denen Franzosen, Russen und Österreicher mit wechselndem Erfolg um den Sieg rangen, bis diplomatische Mißgriffe und „Unstimmigkeiten“ innerhalb der Koalition mehr als kriegerische Triumphe den Franzosen das Übergewicht verschafften. E. Gachot hat die Geschichte dieser Kämpfe erzählen wollen, in dem vorliegenden Buche, das zugleich die Ergänzung und Fortsetzung seines im Jahre 1903 erschienenen Werkes über Suworows Feldzug in Italien bildet. Denn nur in der ersten Hälfte dieses Buches steht Massena im Mittelpunkt der Darstellung, in der zweiten Suworow. Gachot ist ein fleißiger Arbeiter. Er hat die reichen Schätze der Pariser staatlichen Archive durchforscht und auch den Nachlaß Massenas benutzen können, so daß er unsre bisherige Kenntnis des Krieges von 1799 durch manche neue Mitteilung bereichert. Er hat überdies die Schauplätze jener Kämpfe durchwandert und vielerlei lokale Erinnerungen und Aufzeichnungen gesammelt, die seine Darstellung anekdotenhaft beleben und seine Schilderungen z. B. bei dem berühmten Marsch Suworows von Airolo nach Chur ungemein anschaulich gestalten. Allein, dem Verfasser fehlt die Kenntnis der deutschen Quellen, ohne die ein wirkliches Verständnis des Krieges von 1799, insbesondere in seiner Beeinflussung durch politische Kombinationen, unmöglich ist. Er zitiert zwei- oder dreimal Hüffers großes Quellenwerk zur Geschichte der Kriege von 1799 und 1800; von den Ergebnissen der Hüfferschen Forschungen z. B. zur Vorgeschichte des Suworowzuges, den er doch in voller Breite behandelt, weiß er nichts. Ebensowenig kennt oder berücksichtigt er die großen Aktenpublikationen der Schweiz. Auch die Schwierigkeiten der deutschen Namen hat er trotz sechsmonatlicher Reisen in der Schweiz nicht ganz bewältigen können. Wenn wir also das Buch nicht als eine Geschichte des Krieges von 1799 in der Schweiz gelten lassen können, so soll es doch als ein reichhaltiger Beitrag dazu willkommen sein.

πβ. **Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition.** Von Hermann Hüffer. Erster Band. Mit Plänen der Schlachtfelder von Stockach, Cassano, an der Trebbia und Novi. Gotha, F. A. Perthes. 1904.

Das neue Werk des unermüdlichen Forschers, der uns erst kürzlich mit zwei stattlichen Bänden „Quellen zur Geschichte des Zeitalters der französischen Revolution“ beschenkt hat (vgl. Januarheft 1904 dieser Zeitschrift), schließt sich inhaltlich an das vor einem Vierteljahrhundert erschienene Werk über den „Rastatter Kongreß und die zweite Koalition“ an, das die Ausbreitung der französischen Herrschaft über Holland, die Schweiz und Italien und den Zusammenschluß Österreichs, Englands und Rußlands gegen diese Übermacht zur Darstellung brachte. In dem vorliegenden Bande, wie schon der Titel andeutet, treten die kriegerischen Ereignisse in den Vordergrund: der Verlauf jenes gewaltigen Ringens, das die Schöpfungen der Revolution in Neapel, Rom und Mailand zertrümmerte, die Heere Österreichs und Rußlands an die französische Grenze führte und schließlich doch mit dem Triumphe des Ersten Konsuls Napoleon Bonaparte endete. Hier, in den Anfängen des Kampfes, ist zunächst Suworow der Held, der namentlich in der dreitägigen Schlacht am Tidone und an der Trebbia (Juni 1799), seinem ganz persönlichen Siege, die entscheidende Bedeutung der Persönlichkeit im Kriege bewiesen hat. Neben ihm glänzt noch der Sieger von Stockach und Zürich, Erzherzog Karl von Österreich, dessen siegreiches Schwert aber durch politische Quertreibereien nur zu oft in der Scheide gefesselt wird. Denn, wie Hüffer mit Recht bemerkt, Kriegführung und Diplomatie haben selten in so eingreifender Wechselwirkung gestanden wie im Jahre 1799. Zwischen Schlachten und Belagerungen beansprucht und erhält darum hier auch die politische Geschichte ihren gebührenden Platz. Eins verdient dabei besonders hervorgehoben zu werden. Wie weit liegen die Zeiten hinter uns, wo einst Sybel und Hüffer um den größeren oder geringeren Anteil Österreichs und Preußens an dem unglücklichen Ausgang der Revolutionskriege und der Auflösung der deutschen Reichsverfassung

hitzig haderten! Jetzt, bei der Beurteilung der Politik des Jahres 1799, treffen in dem entscheidenden Punkte Hüffer und Sybel durchaus zusammen. Auch Hüffer urteilt, daß neben den eigenwilligen Launen Kaiser Pauls hauptsächlich des österreichischen Ministers Thugut kurzsichtiges und plumpes Eingreifen in die Kriegführung die Vollendung der Siege Karls und Suworows verhindert und den schließlichen Mißerfolg verschuldet hat. So klar und vortrefflich aber auch die großen politischen wie die großen kriegerischen Ereignisse geschildert sind, so haben uns fast am besten diejenigen Kapitel gefallen, in denen zwei Episoden des Krieges von 1799 behandelt werden: der Rastatter Gesandtenmord, dessen Urheber, trotz neuerlicher österreichischer Rechtfertigungsversuche, Hüffer in den Reihen der Szekler Husaren überzeugend nachweist, und der Sturz der Republik in Neapel (Juni 1799), ein Ereignis, das durch den Bruch der mit den Republikanern geschlossenen Kapitulation und die Beteiligung Nelsons eine namentlich in England vielerörterte Streitfrage geworden ist. Dies Kapitel vor allem zeigt in besonderem Maße die Vorzüge, die den ganzen Band überhaupt auszeichnen: umfassende Beherrschung des archivalischen und literarischen Materials, und umsichtig abwägende, sorgsamste Einzelforschung.

dq. **Le Soldat Impérial** (1800—1814). Par Jean Morvan. Deux tomes. Paris, Librairie Plon, Plon-Nourrit & Cie. 1904.

Zu den tiefgreifenden Neugestaltungen, welche die Folge der französischen Revolution waren, gehörte die Heeresverfassung. Die Erklärung der Menschenrechte in der Verfassung des Jahres 1793 sagte in ihrem Art. 109: „Alle Franzosen sind Soldaten: sie werden alle in der Handhabung der Waffen geübt." Es war ein völliger Bruch mit der Wehrverfassung des alten Régime, die in Frankreich wie in Deutschland teils auf dem Söldnertum, teils auf einer Fronpflicht der unteren Volksklassen beruhte. Aber eben dieser völlige Bruch war zunächst nur ein Programm; von den großen Worten der „Menschenrechte" hat ein weiter Weg geführt bis zur tatsächlichen Verwirklichung einer Armee der allgemeinen Wehrpflicht. Ja, die große Idee ist in Preußen schneller verwirklicht worden als in ihrem Heimatlande, in Frankreich. Wie sah die Armee aus, mit der Napoleon I. seine glänzenden Siege errang? wie war sie zusammengesetzt? wieviel hatte sie von dem Alten und wieviel von dem Neuen? Das uns vorliegende Werk sucht diese Fragen, gestützt auf die amtlichen Quellen, zumal die amtliche Korrespondenz Napoleons, eingehend zu beantworten. Der erste Band behandelt die Rekrutierung, die Ausrüstung, die Ausbildung, die Löhnung, die Lebensmittel, die Verwaltung des Heeres. Der zweite Band umfaßt: das Leben im Felde, die Schlachten, die Gefangenen, die Sterblichkeit, die Belohnungen, die moralische Haltung. — Das hiermit Veröffentlichte zeigt die Notdurft der Bedingungen, mit der Napoleons Heere zu ringen hatten. In jeder Hinsicht weit entfernt von der Beschaffenheit einer heutigen europäischen Armee der allgemeinen Wehrpflicht, weisen sie teils und vor allem auf das Genie des Mannes, der mit solchem Material solche Triumphe feierte, teils auf die Beschaffenheit und die Führerschaft der ihm gegenüberstehenden Armeen — bis zu dem Augenblicke, da sein Stern niederging. Das Werk ist ein erheblicher Beitrag zur Ausfüllung einer Lücke der bisherigen historischen Literatur Frankreichs und Deutschlands.

dq. **Vom Heiligen Berge und aus Makedonien.** Reisebilder aus den Athosklöstern und dem Insurrektionsgebiet. Von Heinrich Gelzer. Mit 43 Abbildungen im Text und einem Kärtchen. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1904.

Die friedlichen Zwecke gelehrter Forschung haben den Herrn Verfasser — den verdienten Historiker auf dem Gebiete des byzantinischen Staats- und Kirchenwesens — in den letzten Jahren nach den Landschaften am Balkan geführt, deren politisch-kirchliches Leben unmittelbar darauf zu gewalttätigen Ausbrüchen geführt und die Aufmerksamkeit der Welt immer wieder in Anspruch genommen hat. In diesen Ländern, in denen bulgarische, griechische, albanesische, slawische Völkerschaften durcheinander gemengt sind und miteinander in ewigen Gegensätzen leben, ein Nationalitätengewirr, das wiederum gekreuzt wird durch die Verschiedenheit der religiösen Bekenntnisse, des griechisch-orthodoxen und dessen Spielarten, des römisch-katholischen, des mohammedanischen, des israelitischen — in diesen Ländern hat unser Verfasser, zum Zweck gelehrter Forschung, auch die uralten Klöster des Berges Athos besucht, in denen siebentausend Mönche der asketischen Beschaulichkeit nach der Weise der ältesten Christen leben. Tagebuchartig berichtet er uns über seine Reise und deren Begegnungen, über die fremdartigen Kulturzustände, in die hier und da Berührungen mit der europäischen und selbst der deutschen Kulturwelt hineinragen. Im ganzen ein Chaos, von dem nicht abzusehen ist, wann und wie hier Ordnung und Friede sich wird herstellen lassen, welche andre Staatsgewalt von innen heraus oder von außen her zu besseren Zuständen hinüberführen soll. Eine größere Zahl sehr hübscher Abbildungen erhöht den Reiz der Lektüre dieses Buches.

xz. **Von Toulouse bis Beeskow.** Von Jean Pierrre Barthélemy Rouanet. Berlin. Fontane & Co. 1904.

Als Fünfundsiebzigjähriger hat Pierre Rouanet, der Großvater der Frau Theodor Fontanes, in diesen 1822 abgeschlossenen Aufzeichnungen einen Rückblick auf sein Leben geworfen, das ihn nach einer abenteuerlichen Jugend aus seiner Vaterstadt Toulouse nach Preußen und dem stillen märkischen Städtchen Beeskow verschlagen hat, wo er als Kämmerer seine Tage beschloß. Besonders zwei Episoden seiner Jugendgeschichte sind mit größter Anschaulichkeit gezeichnet, seine Universitätszeit, die er auf dem von Jesuiten geleiteten Seminar in Toulouse verbrachte, und der Kampf mit seinen Eltern, die um jeden Preis und mit allen

Mitteln ihn zwingen wollten, Geistlicher zu werden. Ungeteilt stehen unsre Sympathien auf seiten des Sohnes, der mit unbeugsamer Jugendkraft, zu der eine gute Beimischung von Jugendleichtsinn, aber auch von köstlichem Humor sich gesellte, den Streit ausfocht. Wie schon zweimal zuvor, rettete er sich in den Soldatenstand, um bald von neuem, des Waffenhandwerks überdrüssig, in gefahrvoller Flucht nach der Schweiz zu desertieren und hier preußischen Werbern in die Hände zu fallen. Erregen seine bewegten Jugendschicksale vor allem unsre menschliche Teilnahme, so liefert die Schilderung seiner späteren Erlebnisse interessante Dokumente zu der Geschichte der Zeit, obgleich Rouanet, wie in dem „Vorwort“ mit Recht hervorgehoben wird, weder zu den hervorragenden Persönlichkeiten gehört hat noch ein unmittelbarer Zeuge wichtiger geschichtlicher Ereignisse gewesen ist. Zunächst fallen interessante Streiflichter auf das Leben im preußischen Heere. Gegenüber der vielverbreiteten Auffassung von der Härte des Soldatenschicksals, die z. B. durch das bekannte Tagebuch des „armen Mannes von Toggenburg“ unterstützt wird, ist darauf hinzuweisen, daß das Los Rouanets keineswegs so beschwerlich ausgefallen ist. Seine Bildung befähigte ihn, als Sprachlehrer aufzutreten, und so sehen wir ihn nicht nur in privaten Kreisen wirken, sondern auch König Friedrich beauftragte den jungen Gardisten, der nach kurzem Aufenthalt in Breslau den Potsdamer Truppen eingereiht worden war, mit der Erteilung des französischen Unterrichts in der Pagenschule. Zahlreiche Offiziere wurden seine Schüler und, da er gleichzeitig ein sehr gewinnendes Wesen hatte, auch seine Gönner. So kam es, daß ihm Erleichterungen jeder Art gewährt wurden, und daß er nur geringen oder auch gar keinen Frontdienst zu verrichten brauchte. Einer seiner Gönner, der General Rhodig, war es endlich, der ihm durch seinen Einfluß die Stelle als Senator und Kanzlist in Beeskow verschaffte. Nicht minder interessant als die Schilderung seines Soldatenlebens ist die Darstellung der Kriegszeit, die der inzwischen zum Kämmerer aufgerückte Rouanet hier durchmachte. Dank seinen Sprachkenntnissen hatte er die Vermittlerrolle mit den französischen Truppen, die seit 1806 das Land überschwemmten, zu spielen. Aus den von ihm mitgeteilten Einzelheiten geht hervor, daß die Leistungen der Stadt zwar außerordentliche gewesen, daß ihr andererseits aber die Greuelszenen, deren die Chronik jener Jahre so viele verzeichnet, erspart geblieben sind, so wie er denn auch von einer achtmonatlichen Einquartierung französischer Kürassiere ausdrücklich hervorhebt, daß ihr Betragen „geradezu exemplarisch“ war. Wir schließen mit dem Wunsche, daß diesem in mehrfacher Hinsicht so lehrreichen Büchlein ein großer Leserkreis beschieden sein möge.

γ. **Das lateinische Sprachmaterial im Wortschatz der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Von Professor Dr. Adolf Hemme, Direktor der Oberrealschule in Hannover. Leipzig, Avenarius. 1904.

Wir haben es hier mit einem überaus fleißigen, überall von gründlichstem Studium zeugenden Werke zu tun, das erstmals einen tiefen und umfassenden Einblick in das lateinische Lehngut der deutschen, französischen und englischen Sprache gewährt. Das Interesse für diese Betrachtung ist in der Gegenwart mehr als je vorauszusetzen, da die sogenannte Schulreform dem Lateinischen auch bei den Realschulmännern eher mehr Beachtung verschafft hat und jedenfalls eine Vertiefung des neusprachlichen Unterrichts als notwendig erkannt ist, wenn er mit dem altsprachlichen in Wettbewerb hinsichtlich des Bildungswertes treten will. Als Beispiel, wie Hemme verfährt, greifen wir den Artikel corpus heraus. Davon französisch corpus = corpus iuris, ebenso englisch; französisch corps Leib, Körperschaft, Truppenkörper; englisch corps Heerhaufen, corpse Leichnam. Deutsch korper, körper, körperschaft. Dann eine Menge von Wendungen, die in alle drei Sprachen herübergenommen sind: ad corpus = in Bausch und Bogen; in corpore = insgesamt, als Körperschaft; experimentum in corpore vili = Versuch am wertlosen Körper, z. B. an Kaninchen; corpus delicti = Gegenstand, an (mit?) dem ein Verbrechen begangen wurde (französisch corps de délit); corpus Domini = Leib des Herrn, daher corpus = Hostie; Korpusschrift die Schrift, in der das corpus iuris zuerst gedruckt ward, französisch petit romain, englisch long primer. Und so bei vielen Wörtern.

λ. **Aus der Werdezeit des Christentums.** Von J. Geffken. („Aus Natur und Geisteswelt“.) Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Für größere Kreise, aus erweiterten und mannigfach umgearbeiteten Vorträgen, ist diese kleine Sammlung von Essays über den Eintritt des Christentums in die griechisch-römische Welt entstanden. Die Tatsache, daß fast alle Einwände, welche die moderne Wissenschaft und die moderne Welt gegen den Glauben erheben, schon in den Tagen des Celsus und Tertullian, des Porphyrios und Augustins geltend gemacht und den Widersachern wie den Apologeten des Christentums geläufig waren, tritt durch die Ausführungen Geffkens wieder einmal in das volle Licht. Sie wirken um so stärker, als der Verfasser dem Standpunkt der Gegner alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Den Wert dieses kleinen Bandes erhöht der vornehme, bescheidene Ton des Verfassers, der um so mehr Anerkennung verdient, als er leider noch immer zu den Ausnahmen gehört.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abeken-Heuermann. — Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Bernhard Rudolf Abeken. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit, aus Abekens Nachlaß herausgegeben von Adolf Heuermann. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger. 1904.

Adamkiewicz. — Über das unbewußte Denken und das Gedankensehen. Versuch einer psychologischen Erklärung des Denkprozesses und einiger „übersinnlicher" und psychopathischer Phänomene. Von Albert Adamkiewicz. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1904.

Auer. — Zur Psychologie der Gefangenschaft, Untersuchungshaft, Gefängnis- und Zuchthausstrafe, geschildert von Entlassenen. Ein Beitrag zur Reform der Voruntersuchung und des Strafvollzugs. Herausgegeben von Fritz Auer. München, C. H. Beck. 1905.

Baruzi. — Le rêve d'un siècle. Par Joseph Baruzi. Paris, Calmann-Lévy. S. a.

Bauer. — Der Zug nach der Stadt und die Stadterweiterung. Eine rassenhygienische Studie von Ludwig Bauer. Berlin, Stuttgart und Leipzig, W. Kohlhammer. 1904.

Becker. — Hedwig. Ein Roman aus dem Wasgau. Von August Becker. Dritte Auflage. Kaiserslautern, J. J. Tascher. 1905.

Benndorf. — Lyrische Symphonie. Von Friedrich Kurt Benndorf. Berlin, „Harmonie". 1902.

Berg. — Deutsche Märchen des neunzehnten Jahrhunderts. Ausgewählt und eingeleitet von Leo Berg. Berlin, Leipzig und Paris, Hyperion & Merzyn. 1905.

Berger. — Schiller. Sein Leben und seine Werke. Von Karl Berger. In zwei Bänden. Erster Band. Mit einer Photogravüre. München, C. H. Beck. 1905.

Bismarcks Briefwechsel mit dem Minister Freiherrn von Schleinitz 1858—1861. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Bodenstedts Album deutscher Kunst und Dichtung. Neunte, aufs neue verbesserte Auflage. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1904.

Boehn. — Spanische Reisebilder. Von Max v. Boehn. Berlin, G. Grote. 1904.

Bölsche. — Weltblick. Gedanken zu Natur und Kunst. Von Wilhelm Bölsche. Dritte Auflage. Dresden, Carl Reißner. 1904.

Borchgrevink. — Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898 bis 1900. Von Carsten Borchgrevink. Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers illustriert von Vito Sinding und E. Dittlevsen und mit Reproduktionen photographischer Originalaufnahmen. Breslau, S. Schottlaender. 1905.

Börner. — Die ethische Gesellschaft in Wien im ersten Dezennium ihres Bestandes. Von Wilhelm Börner. Wien, Verlag der ethischen Gesellschaft. 1904.

Bülow, Hans von. — Briefe und Schriften. Herausgegeben von Marie von Bülow. VI. Band. Briefe. V. Band. 1872—1880. Mit zwei Abbildungen. Leipzig, Druck und Verlag von Breitkopf & Härtel. 1904.

Burckhard. — Theaterkritiken, Vorträge und Aufsätze. Von Max Burckhard. Zwei Bände. Wien, Manz. 1905.

Busch. — Das deutsche große Hauptquartier und die Bekämpfung von Paris im Feldzuge 1870—71. Von Wilhelm Busch. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Christophilos. — Leidensgeschichte eines Stundisten. Aus dem Russischen übersetzt und mit Vor- und Nachwort versehen von Christophilos. Berlin, Deutsche Orientmission. 1905.

Christophilos. — Russische Klostergefängnisse. Von Christophilos. Berlin, Deutsche Orientmission. 1905.

Chuquet. — La légion germanique (1792—93). Par Arthur Chuquet. Paris, R. Chapelot & Cie. 1904.

Dähnhardt. — Naturgeschichtliche Volksmärchen. Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Zweite, verbesserte Auflage mit Bildern von O. Schwindrazheim. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Dante Alighieris göttliche Komödie. — Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Fünfter, unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865—66. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande. Mit drei Bildnissen, einem Plane von Florenz, drei Karten und vier Grundrissen auf Doppeltafeln. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904.

Deutsch. — Neue Weltanschauung. Neue Religion. Von August Deutsch. Leipzig, Richard Wöpke. 1904.

Deutsches Knabenbuch. — Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für unsere Knaben. Mit zahlreichen Text- und Farbenbildern. Stuttgart, K. Thienemann.

Deutsches Mädchenbuch. — Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen. Mit zahlreichen Text- und Farbenbildern. Stuttgart, K. Thienemann.

Dichtung, Die. — Herausgegeben von Paul Remer. Band XIV. Peter Hille. Von Heinrich Hart. — XIX. Ebner-Eschenbach. Von Gabriele Reuter. — XX. Kleist. Von Wilhelm Hegeler. — XXII. Homer. Von Willy Pastor. — XXIV. Theodor Fontane. Von Franz Servaes. — XXV. Grabbe. Von Otto Krack. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. O. J.

Eekhoud. — L'autre vue. Roman par Georges Eekhoud. Paris, Société du Mercure de France. 1904.

Ehrenberg. — Große Vermögen, ihre Entstehung und ihre Bedeutung. Von Dr. Richard Ehrenberg, Prof. der Staatswissenschaften an der Universität Rostock. Zweiter Band. Das Haus Parish in Hamburg. Mit 5 Abbildungen. Jena, Gustav Fischer. 1905.

Elchinger. — Prinzessin Schmidt. Eine verliebte Geschichte. Von Richard Elchinger. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Ertel-Breithaupt. — Tagebuch einer glücklichen deutschen Mutter. Von Käthe Ertel-Breithaupt. Berlin, Albert Kohler. 1904.

Erzieher zu deutscher Bildung. — Erster Band: Joh. Gottfr. Herder. Ideen. Zusammengestellt von Friedrich v. d. Leyen. Mit Porträt. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. 1904.

Erzieher zu deutscher Bildung. — Zweiter Band: Friedrich Schlegel. Fragmente. Ausgewählt und herausgegeben von Friedrich v. d. Leyen. Mit Porträt. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. 1904.

Eysler. — Die Hochzeit. Komödie in vier Aufzügen von Robert Eysler. Berlin, „Harmonie". O. J.

Eyth. — Lebendige Kräfte. Sieben Vorträge aus dem Gebiete der Technik. Von Max Eyth. Berlin, Julius Springer. 1905.

Falch. — Deutsche Göttergeschichte. Der Jugend erzählt von E. Falch. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904.

Falch. — Die Sage von den Wölsungen und Niflungen. Der Jugend erzählt von E. Falch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904.

Fischer. — Unser Schwarzwald-Bauernhaus. Von Max Fischer. Freiburg i. Br., Speyer und Kaerner. 1904.

Fitger. — Die Rückwirkung des ostasiatischen Krieges auf das Völkerrecht. Die Notwendigkeit einer neuen Seerechtskonferenz. Von E. Fitger, Berlin, Leonhard Simion Nf. 1904.

Fontane. — Theodor Fontanes Briefe an seine Familie. Zwei Bände. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Franzos. — Aus den Vogesen. Deutsche Fahrten, Reise- und Kulturbilder. Von Karl Emil Franzos. Zweite Reihe. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Franzos. — Neue Novellen. Von Karl Emil Franzos. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Frenzel. — Die überhandnehmende Verrohung von Jugend und Volk. Von Fritz Frenzel. Poßneck, Fr. Gerold. 1904.

Fulda. — Maskerade. Schauspiel in vier Aufzügen. Von Ludwig Fulda. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

G. — „So häjch's gearn." Poetische Kochrezepte in Schwarzwälder Mundart. Von E. G. Freiburg i. Br., Johannes Eichlepp. O. J.

Gaston-Routier. — Le roman de l'Espagne héroique. Par Gaston-Routier. Paris, Arthur Savaëte. S. a.

Goethes Briefe. — Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. Vierter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Goethes sämtliche Werke. — Jubiläumsausgabe. Zwanzigster Band. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wilhelm Greizenach. Zweiter Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. O. J.

Golberg. — Prométhée repentant. Tragédie en trois actes. Par Mécislas Golberg. Reims, Edition de la jeune Champagne. 1905.

Goldmann. — Aus dem dramatischen Irrgarten. Polemische Aufsätze über Berliner Theateraufführungen. Von Paul Goldmann. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1905.

Gottschalk. — Weltwesen und Wahrheitwille. Ein Zwiegespräch mit dem Leben. Von Hermann Gottschalk. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1905.

Grimm. — Briefe von Herman Grimm und Gisela Grimm an die Schwestern Ringseis. Gesammelt von Bettina Ringseis. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Gudmundsson. — Island am Beginn des 20. Jahrhunderts. Von Valtyr Gudmundsson. Aus dem Dänischen von Richard Palleske. Mit einem farbigen Titelbilde und 108 in den Text gedruckten Abbildungen. Mit einer Einleitung über die Natur des Landes von Th. Thoroddsen. Kattowitz, Gebrüder Böhm. 1904.

Haufe. — Das Evangelium der natürlichen Erziehung. Von Ewald Haufe. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1904.

Hauff. — Lichtenstein. Romantische Sage aus der württembergischen Geschichte. Von Wilhelm Hauff. Mit 60 Illustrationen nach Naturaufnahmen aus den Hanauer Festspielen von Fritz Bergen. Stuttgart, K. Thienemann.

Hausen. — Die neue Lehre. (Aus der Zeit der Einführung der Reformation in Litauen und Polen.) Historisches Schauspiel in fünf Akten von Hans von Hausen. Lissa i. P., Friedrich Ebbecke. 1905.

Hauser. — Die japanische Lyrik von 1880—1900. Eine Studie aus Übersetzungen. Von Otto Hauser. Großenhain, Baumert & Ronge. 1904.

Hauser. — Lucidor der Unglückliche. Erzählung von Otto Hauser. Stuttgart, Bonz & Co. 1905.

Hein-Preifendanz. — Hellenische Sänger in deutschen Versen. Von K. Preifendanz und Franz Hein. Heidelberg, Carl Winter. O. J.

Heyse. — Italienische Dichter seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Bd. V. Lyriker für Volksgesang. Deutsch von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Hintrager. — Wie lebt und arbeitet man in den Vereinigten Staaten? Nordamerikanische Reiseskizzen von Hintrager. Berlin und Leipzig, F. Fontane & Co. 1904.

Hoechstetter. — Geduld. Die Geschichte einer Sehnsucht. Roman von E. Hoechstetter. Berlin, Paul Letto. 1904.

Hofe. — Die Wesendorfer. Schauspiel in vier Akten. Von Ernst von Hofe. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Hoos. — Gedichte. Von Ernst Hoos. Berlin, „Harmonie". 1904.

Hourst. — Dans les rapides du fleuve bleu. Voyage de la première cannonière française sur le haut Yang-Tse-Kiang. Par Vaisseau Hourst. Préface de Jules Lemaitre. Ouvrage illustré de 50 gravures. Paris, Plon. 1904.

Huberich. — The Trans-Isthmian Canal. A study in American diplomatic history. (1825—1904.) By Charles Henry Huberich. Austin, Texas. 1904.

Jordan. — W. Jordans Nibelunge. Fünfzehnte Auflage. Zwei Teile. Neue, wohlfeile Ausgabe. Frankfurt a. M., W. Jordans Selbstverlag. 1904. (Leipzig: F. Volckmar.)

Kalinowski. — Der Krieg zwischen Rußland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski. Mit Karten und Skizzen. Viertes Heft. Berlin, Liebelsche Buchhandlung. 1904.

Kandt. — Caput Nili. Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils. Von Richard Kandt. Mit zwölf Lichtdrucktafeln und einer Karte. Berlin, Dietrich Reimer. 1904.

Kappstein. — Peter Rosegger. Ein Charakterbild von Theodor Kappstein. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. 1904.

Kerst. — Beethoven im eigenen Wort. Von Friedrich Kerst. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1904.

Kiefer. — Die körperliche Züchtigung bei der Kindererziehung in Geschichte und Beurteilung. Ein Buch für Eltern und Erziehung. Von O. Kiefer. Berlin, Albert Kohler. 1904.

Kitzinger. — Die internationale kriminalistische Vereinigung. Betrachtungen über ihr Wesen und ihre bisherige Wirksamkeit. Von Friedrich Kitzinger. München, C. H. Beck. 1905.

Kohut. — Friedrich Schiller und die Frauen. Von Adolph Kohut. Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung. 1905.

Körösy-Thirring. — Die Hauptstadt Budapest im Jahre 1901. Resultate der Volkszählung und Volksbeschreibung. Von Josef v. Körösy und Gustav Thirring. Erster Band, zweite Hälfte. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 1904.

Köster. — Worin besteht die bleibende Bedeutung Ritschls für die protestantische Theologie? Vortrag von Arnold Köster. Leipzig, Richard Wönke. 1904.

Kretzschmar. — Lessing und die Aufklärung. Eine Darstellung der religions- und geschichtsphilosophischen Anschauungen des Dichters mit besonderer Berücksichtigung seiner philosophischen Hauptschrift: „Die Erziehung des Menschengeschlechts". Von Ernst Kretzschmar. Leipzig, Bernhard Richter. 1905.

Krieg, Der deutsche. 1870 71. — Ein Heldengedicht aus dem Nachlaß des seligen Philipp Ulrich Scharfenmeyer. Herausgegeben von einem Freunde des Verewigten. Sechste Auflage. München, C. H. Beck. 1904.

Kriegsartikel für das Heer. — Der amtliche Wortlaut. Erläutert durch eine der Sprechsprache angenäherte Fassung. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1904.

Kurz. — Neue Gedichte. Von Isolde Kurz. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Langmesser. — Conrad Ferdinand Meyer. Sein Leben, seine Werke und sein Nachlaß. Von August Langmesser. Zweite Auflage. Berlin, Verlag von Wiegandt & Grieben. 1905.

Lebesque. — L'Au-delà des grammaires. Par Philéas Lebesque. Paris, E. Sansot & Cie. 1904.

Leger. — Turcs et Grecs contre Bulgares en Macédoine. Préface de Louis Leger. Paris, Plon. 1904.

Leopardi-Turiello. — Leopardi. Choix d'œuvres en prose. Traduction de l'Italien avec introduction et commentaire par Mario Turiello. Paris, Perrin & Cie. 1905.

Lessing. — Briefe von und an Gotthold Ephraim Lessing. Herausgegeben von Franz Munder. Erster und dritter Band. Leipzig, G. J. Göschen. 1904.

Levertin. — Aus dem Tagebuch eines Herzens und andere Rokokonovellen. Von Oskar Levertin. Autorisierte Übertragung von Francis Maro. Leipzig, Insel-Verlag. 1905.

Lindau. — Alte Geschichten. Von Rudolf Lindau. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1904.

Lorini. — La republica Argentina e i suoi maggiori problemi di economia e di finanza. Di Eteocle Lorini. Volume II. Il debito pubblico. Roma, Ermannio Loescher & Co. 1904.

Marbacher Schillerbuch. — Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todestag herausgegeben vom Schwäbischen Schillerverein. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Marguery. — L'œuvre d'art et l'évolution. Par E. Marguery. Deuxieme édition, revue. Paris, Félix Alcan. 1904.

Masuccio-Sakolowski. — Masuccio von Salerno. Novellen. Zum ersten Male übertragen von Paul Sakolowski. Erster Band. Altenburg, S.-A., Theodor Unger. 1905.

Mewis. — Die Einfältigen. Kleine Geschichten in Vers und Prosa. Von Marianne Mewis. Berlin, F. Fontane & Co. 1904.

Mie. — Moleküle, Atome, Weltäther. Von Gustav Mie. Mit 27 Figuren im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1904.

Mommsen. — Reden und Aufsätze. Von Theodor Mommsen. Mit zwei Bildnissen. Berlin, Weidemannsche Buchhandlung. 1905.

Multatuli. — Frauenbrevier. Von Multatuli. Herausgegeben von Wilhelm Spohr. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1905.

Muser. — Der Kampf um die Schule. Vortrag von Oskar Muser. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1904.

Musset. — Alfred de Musset. Herausgegeben von Martin Hahn. Dritter Teil. Novellen. Übersetzt von Edg. Alf. Regener. Berlin, Goslar und Leipzig, F. A. Lettmann. O. J.

Negri. — Mutterschaft. Gedichte von Ada Negri. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe. Berlin, F. Fontane & Co. 1905.

Neubert-Drobisch. — Erlebtes und Erdachtes. Gedichte von Walther Neubert-Drobisch. Halle a. S. Tausch & Grosse. 1905.

Neueste Armee-Einteilung. — Bearbeitet nach amtlichen Quellen. Berlin, Richard Schröder. 1905.

Neueste Armee-Karte. — Bearbeitet nach amtlichen Quellen. Berlin, Richard Schröder. 1905.

Noritus. — Gegen den Strom! Moderner Parlamentarismus oder berufsständische Vertretung? Ein Wort zur politischen und sozialen Misere von F. Noritus. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1904.

Oesterheld. — Schattenspiele der Seele. Poetische Prosaskizzen und Gedankenfragmente. Von Erich Oesterheld. Berlin, Albert Kohler. 1905.

Otto. — Aneis. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Von Helene Otto. Leipzig, K. G. Th. Scheyer. 1904.

Palmgren. — Erziehungsfragen. Gesammelte Aufsätze von K. E. Palmgren. Altenburg, S.-A., Oskar Bonde. 1904.

Peabody. — Der Charakter Jesu Christi. Von F. G. Peabody. Autorisierte Übersetzung von E. Müllenhoff. Gießen, J. Ricker. 1905.

Peabody. — Die Religion eines Gebildeten. Von Francis G. Peabody. Deutsche Übersetzung von E. Müllenhoff. Gießen, J. Ricker. 1905.

Penzler. — Fürst Herbert von Bismarcks politische Reden. Gesamtausgabe. Veranstaltet von Johannes Penzler. Im Einverständnis mit der Fürstin von Bismarck. Mit einem Bildnis des Fürsten Herbert von Bismarck. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1905.

Petrarca. — Sonette und Kanzonen von Francesco Petrarca. Die Auswahl, Übersetzung und Einleitung dieser Ausgabe besorgte Bettina Jacobson. Leipzig, Insel-Verlag. 1904.

Picavet. — Esquisse d'une histoire générale et comparée des philosophies médievales. Par François Picavet. Paris, Félix Alcan. 1905.

Pontoppidan. — Die Sandinger Gemeinde. Novelle von Henrik Pontoppidan. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Berlin, Leipzig und Paris, Hüpede & Merzyn. 1905

Preindlsberger-Mrazovic. — Bosnische Volksmärchen. Von Milena Preindlsberger-Mrazovic. Mit Illustrationen von Ewald Arndt. Innsbruck, A. Edlinger. 1905.

Prellwitz. — Michel Kohlhas. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Von Gertrud Prellwitz. Freiburg i. Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld. 1905.

Ronge. — Eine neue Naturauffassung. Von Ronge. Osterwieck (Harz), Buchdruckerei von A. W. Zickfeldt. 1904.

Roßler. — Lessing, sein Leben und seine Werke. Erster Band: bis zum Laokoon. Für die Jugend bearbeitet von Alban Roßler. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. 1904.

Ruville. William Pitt, Graf von Chatham. Von Albert von Ruville. Drei Bände. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Sainte-Beuve. — Correspondance inédite de Sainte-Beuve avec M. et Mme. Juste Olivier. Publiée par Mme. Bertrand. Introduction et Notes de Léon Séché. Paris, Société du Mercure de France. 1904.

Sauer. — „Wenn es rote Rosen schneit." Gedichte von Hedda Sauer. Mit Bildern von Richard Teschner. Prag, C. Bellmann. 1904.

Schaukal. — Ausgewählte Gedichte. Von Richard Schaukal. Leipzig, Insel-Verlag. 1904.

Schmidt. — Der Hammersteiner. Ein Lied vom Rhein. Von Walther Schmidt. Dresden, E. Pierson. 1905.

Schmidtz-Hofmann. — Heilsarmee und Gesellschaft. Von Carl von Schmidtz-Hofmann. Dritte Auflage. Ascona, Carl von Schmidtz. 1904.

Schoenaich-Carolath. — Dichtungen. Von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Achte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Schoenaich-Carolath. — Gedichte. Von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Zweite Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Schoenaich-Carolath. — Lichtlein sind wir. — Die Riesgrube. — Die Wildgänse. Von Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Zweite Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Schoepp. — Die Teufelspfarre. Novellen von Meta Schoepp. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1904.

Schriften, Die, des Neuen Testaments. — Neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt von D. Baumgarten, W. Bousset, H. Gunkel u. a. Erste Lieferung. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1905.

Sarcoer. — Hebbel-Brevier. Von C. Schroeder. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. 1904.

Séché. — Sainte-Beuve. Par Léon Séché. Deux tomes. Paris, Société du Mercure de France. 1904.

Semmig. — Die Stadt der Erinnerung. Von Jeanne Berta Semmig. Buchschmuck von Käte Waentig. München, C. H. Beck. 1905.

Simon. — Robert Owen. Sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart. Von Helene Simon. Mit einem Bildnis Robert Owens. Jena, Gustav Fischer. 1905.

Spemanns goldenes Buch vom eigenen Heim. — Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1905.

Spies. — Hermine Spies. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde von ihrer Schwester. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt. Dritte, verbesserte und durch eine Reihe ungedruckter Briefe von Johannes Brahms und Klaus Groth vermehrte Auflage. Leipzig, G. J. Göschen. 1905.

Spinoza-Baensch. — Baruch de Spinoza. Ethik. Übersetzt und mit einer Einleitung und einem Register versehen von Otto Baensch. Leipzig, Dürr. 1905.

Stengel. — Gemäldesolo oder Gemäldekonzert. Ein Vorschlag zur Sanierung der Kunstausstellungen. Von Walter Stengel. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1904.

Stoessl. — Gottfried Keller. Von Otto Stoessl. Mit einer Heliogravüre, zehn Vollbildern in Tonätzung, zwei Faksimiles und einigen Vignetten Gottfried Kellers. Berlin, Bard-Marquardt & Co. O. J.

Stümcke. — Corona Schröter. Von Heinrich Stümcke. Mit fünf Kunstdrucken. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1904.

Terentius. — Die gerettete Moral und andere Satiren. Von Lorenz Terentius (Felix Lorenz). Illustriert von Paul Haahn. Siebente Auflage. Berlin, „Harmonie". O. J.

Teweles. — Harzreise und andere Fahrten. Von Heinrich Teweles. Prag, Heinr. Mercy Sohn. 1904.

Theater, Das. — Herausgegeben von Carl Hagemann. Band VII. Wilhelmine Schroeder-Devrient. Von Carl Hagemann. — VIII. Sonnenthal. Von Rudolf Lothar. — IX. Die Meininger. Von Karl Grube. — X. Iffland. Von Edgar Alfred Regener. — XII. Goethe als Theaterleiter. Von Philipp Stein. Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler. O. J.

Tille. — Höckchen-Döckchen. Von Lotte Tille. Bilder von Paul Brockmüller. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.

Twain. — Exploits de Tom Sawyer détective et autres nouvelles. Par Mark Twain. Traduits par François de Gail. Paris, Société du Mercure de France. 1904.

Ufer. — Die Ergebnisse und Anregungen des Kunsterziehungstages in Weimar. Eine Beurteilung. Von Chr. Ufer. Altenburg, S.-A., Oskar Bonde. 1904.

Vambéry. — The story of my struggles. The memoirs of Arminius Vambéry. Two volumes. London, T. Fisher Unwin. 1904.

Voß. — Michael Cibula. Roman von Richard Voß. Zweite Auflage. Mit Illustrationen von Curt Liebich. Stuttgart, Bonz & Co. 1905.

Wächter. — Kleinstadtleben in der Großelternjungen Jahren. Kulturgeschichtliche Bilder aus Mecklenburg. Von Georg Wächter. Plau, Louis Hancke. 1904.

Wallace. — Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Von Lew. Wallace. Frei nach dem Englischen von Paul Moritz. Mit 60 Bildern von Rich. Mahn. Stuttgart, K. Thienemann. O. J.

Wallpach. — Bergbrevier. Bergvolk aus Tirol. In Verbindung mit Anton Renk, Alexander Burckhardt, Karl Dallago und Paul Rossi herausgegeben von Arthur von Wallpach. Innsbruck, A. Edlinger. 1905.

Wegener. — Reisen im westindischen Mittelmeer. Von Georg Wegener. Mit Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers und vier Kartenskizzen. Berlin, Allgemeiner Verlag für deutsche Literatur. 1904.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Verena Stadler.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

Erstes Kapitel.

Die junge Verena Stadler fuhr mit dem Dampfschiff von Herrlibach her nach St. Felix hinunter. Die Räder klapperten, und der See schäumte; langsam glitten die ländlichen Ufer hinauf, und langsam kam die Stadt näher geschwommen, die gleich einem steinernen Ring das Seeende umschlossen hält.

Das Schiff war mit Menschen gefüllt. Ein heimliches Leuchten, von dem man nicht wußte, aus welcher Falte des leise dunkelnden Himmels es brach, lag über ihren Gesichtern, die zumeist nach der Richtung gewendet waren, aus der das Schiff kam. Der See lag glatt und doch wie gehoben, gleich einer dunklen, gebohnten Fläche, die so glänzt, daß sie dem Auge wie leise gewölbt erscheint. Er schimmerte metallen und dunkler, je ferner er sich dehnte; an seinem Saume aber war verschwommener Dunst, und aus diesem stieg eine Kette von Bergen. Sie traten, an den Himmel gebaut, daraus hervor und schauten auf das ziehende Schiff, hatten schwere, dunkle Glieder und von Schnee leuchtende Häupter. Dieser lag auf den einen nur in schmalen, weißen Bändern, so daß ihre Umrisse wie mit feinem Pinsel unendlich scharf und sorglich an den Himmelsgrund gemalt schienen; die andern bedeckte er wie ein Helm aus mattem, getriebenen Silber. Alle hatten etwas Geheimnisvolles und fast Unwirkliches, weil ihren Fuß der Dunst und die Weite verbargen, und es lag etwas Großes und Herzbewegendes in dem Schweigen und der Klarheit, mit denen sie aus der verlorenen Ferne und der wachsenden Nacht auf den See und das Schiff und die nahe Stadt niederleuchteten.

Verena stand am Geländer des Schiffvorderteils, an den Plätzen, auf denen das Landvolk und diejenigen reisen, die sich weder zu den Hablichen noch zu den Fürnehmen rechnen. Sie schaute wie die übrigen nach den schönen, schweigsamen Bollwerken, die der Herrgott ihrer kleinen Heimat ins Herz

hineingebaut hat; aber ihr Blick glitt des öfteren davon ab und dem linken Seeufer zu, wo Dorf um Dorf und Haus um Haus in immer schwerer sich senkenden Schatten untergingen. Einmal klang ein Läuten aus einem dieser verschwindenden Dörfer herüber, aber das Schiff trug Verena von dem Klingen hinweg, so daß es war, als schwanke dieses ängstlich ihr auf dem Wasser nach und versinke plötzlich seufzend und wie am Ende seiner Kraft im See. —

Am Ufer, lange im Abendnebel verschwunden, und nicht dicht am Wasser, sondern oben im Berg, stand ein Bauernhaus, das dem Gemeindeammann Stadler zu dessen Lebzeiten eigen gewesen, aus dem sie aber den aufrechten Mann und gemeindlichen Würden- und Bürdenträger vor wenigen Tagen an einen stillen Ort vertragen hatten, wo unsres Wissens Würde wie Bürde ein Ende hat. Es blieben Verena zwei Brüder und zwei Schwestern im väterlichen Hause zurück, auch ohne die lange verstorbene Mutter Menschen genug, von einer kleinen und kargen Scholle zu leben. So war Verena frei, dem Rufe der Base und Bäckerswitwe Waser zu St. Felix zu folgen, die schon mehrmals und dringend und gar in den letzten Tagen mit einem Beiklang von Angst und schwerem Sinnen sie zu kommen gebeten hatte. Diese Base war erst seit drei Tagen verwitwet; den Bäcker hatte man unten in der Stadt nur kurze Zeit nach seinem Vetter vom Land oben in Herrlibach begraben. So reiste Verena gleichsam von einem Tod zum andern, und ihre Fahrt war keine fröhliche. Sie trug aber weder die kopfhängerische Miene eines unter seiner Trauer schlotternden noch die ebensowenig erbauliche eines mit seinem Schmerze prahlenden Menschen zur Schau, sondern hatte in den wohlgestalteten Zügen einen freundlichen Ernst und in den nicht sehr großen, braungrauen Augen einen Ausdruck von stiller Entschlossenheit wie einer, der mit einem: „So muß es eben weitergehen!" einen unterbrochenen Weg rüstig wieder unter die Füße nimmt. Ihre Gestalt unterstützte dabei den Eindruck, daß ein Mißgeschick sie nicht niederzubeugen vermöge, denn sie war, obwohl nur mittelgroß, doch von biegsamem, geschmeidigem Wuchs. Das schlichte schwarze Kleid legte sich wohl um schlanke Hüften und gutgeformte Arme. Die Hände, die aus den engen Ärmeln sahen, waren weder klein noch fein; sie hatten nadelzerstochene Fingerspitzen und von schwerem Bauernwerkzeug breitgedrückte Ballen; aber sie waren nicht plump und nicht rot. Der Hals hatte einen schlanken Bau und trug den Kopf wohl, wenn auch bescheidentlich vornübergesenkt. Kein Hut saß auf dem dunkelbraunen, ob auch straff zum Knoten gebundenen, doch in unzähligen Kräuseln sich windenden Haar. Das Gesicht war bleich; der Bug der feinen Nase lief gerade und schmal zwischen die schönen Brauen hinauf, ihre Öffnungen aber waren groß und rosig und flogen beim Atmen wie die Nüstern eines edlen Pferdes.

Auf dem Schiff erscholl ein Glockenzeichen. Gleich darauf stieß das räderklappernde Fahrzeug aus mächtiger Pfeife ein ohrenbetäubendes Stöhnen aus. Die Stadt lag dicht vor den Blicken seiner Insassen, und eine Unruhe fuhr in diese. Verena nahm, während das Schiff anlegte, einen schwarzen, runden Korb auf, der neben ihr gestanden und ihre Habe barg, und hing ihn sich an den Arm, ließ die Menschen drängen und wartete mit einigen Ver-

ständigen, bis die Reihe, über den kleinen Steg ans Land zu gehen, an sie kam. Hier war niemand, der sie erwartete; so kümmerte sie sich nicht um die Menge der Umstehenden noch um das ihr nicht ganz vertraute Getöse der großen Stadt. Sie schritt, ihren Korb am Arm, mit mäßiger Eile dem Wasser entlang, das hier kaum mehr See, sondern schon Ablauf und Fluß war; zu ihrer Rechten stand ein prahlendes Gebäude, ein Stück des neuen St. Felix, wie es aus dem alten emporgestiegen, und eines von denen, die seit langem und stetig die früheren engen Quartiere überwucherten und gleichsam in sich selber erstickten. Dann lag eine breite und von buntem Getriebe der Wagen und Fußgänger unruhige Straße vor ihr. Sie setzte den Fuß auf dieselbe. Da flog ihr Blick zur Linken und fiel auf die Bronzestatue des Reformators von St. Felix, die eine alte, kleine Kirche im Rücken hatte und von grünen Bäumen und Buschwerk zu beiden Seiten umstanden war. Es war nicht das erste Mal, daß Verena das Standbild des Reformators erblickte; manchmal hatte sie ihn stehen sehen und mit andern das Gefühl geteilt, als biete der mächtige Mann den Willkommen seiner Stadt. In diesem Augenblicke aber lag über dem Bilde ein seltsamer Rosenschein, wie das Aufleuchten eines versinkenden Feuers, und es war in der Tat das letzte Blitzen des sterbenden Tages, das voll über die erzene Gestalt sich ergoß. Dadurch erhielt das tote Metall Leben, die klare Stirn des Gottesmannes schien zu leuchten, und in der Stellung des einen, vorgesetzten Fußes lag eine Bewegung, als täte er in Wirklichkeit einen Schritt dem ankommenden Mädchen entgegen. Dabei hatte dieses nicht sowohl das naheliegende Empfinden, als werde ihm ein freundlicher oder liebevoller Gruß geboten, sondern es war Verena, als gehe aus der Wucht des starken und großen Mannes, dessen verehrungswürdige Persönlichkeit ihr in der Schule nahegebracht worden war, ein geheimes Kraftgefühl auf sie selber über. Ihre Brust hob sich in einem weiten Atemzuge, und sie ging mit großen und freien Schritten über die Straße. Sie gelangte zwischen dem Standort der Statue und einem Häuserviereck hindurch auf einen kleinen, freien, gepflasterten Platz und über diesen vor eine weite Front stattlicher, aber nicht in die letzten Baujahre der rasch wachsenden Stadt zu zählender Häuser. In dieser Front war eine Lücke, einer schweren Scharte in einem geraden Messer zu vergleichen. Darinnen stand zurückgeschoben ein schmales, hohes Haus mit einem niedrigen, zinnengekrönten Vorbau. An dem Geländer der Zinne war auf einer braunen, wetterverwaschenen Tafel zu lesen: „Bäckerei zum Höflein von Balthasar Waser."

Verena überschritt den kleinen Hof, von dem Haus und Bäckerei ihren Namen hatten, und stieg über die zwei Sandsteinstufen zur Tür des im Vorbau gelegenen Ladens. Die Tür klingelte hell und nicht unlieblich, als sie eintrat. Ihr dicht zuneben, nur durch den alten Ladentisch von ihr getrennt, erhob sich eine bislang hinter der Auslage des Fensters, den Broten aller Art und Form, verborgen gewesene Frau.

„Bist es, Verena," sagte die letztere, nahm mit runzeligen Händen eine stählerne Brille von der spitzen, bleichen Nase und bot über den Ladentisch hin dem Mädchen die Rechte. Mit umständlicher Freundlichkeit leitete sie

dasselbe, herseits des Ladentisches schreitend, tiefer in den von Mehlduft erfüllten Raum hinein, bis wo der Tisch endete und ihr Platz geboten war, ihren Willkomm herzlicher und mit einer unverhehlten Dankbarkeit zu wiederholen. Ihre kleinen Augen füllten sich dabei mit Tränen, und in ihrem hageren, farblosen Gesicht zuckte es; aber sie verwand die Wallung in einer Weise, die erkennen ließ, daß sie in ihrem Leben nicht das erste Leid verbiß.

„Ich bin gern gekommen, Base," sagte Verena einfach, „früher konnte ich freilich nicht."

„Ich weiß, ich weiß," gab die andre zurück, und als sie sah, daß eine trübe Erinnerung auch dem Mädchen den Blick verschleierte, war sie die Stärkere und fügte hinzu: „Da sind wir jetzt in einem ähnlichen Spittel krank; nur was einem in deinen Jahren verloren geht, kann irgendwie wieder gutgemacht werden; uns Alten bleibt nur das Leere, die Lücke zurück." Während dieser Worte nahm sie Verena den Korb ab und führte sie in die hinter dem Laden liegende Backstube, wo sie sie auf einer der Bänke Platz nehmen hieß, die einem langen, tannenen Tisch entlang standen. Da kamen sie ins Reden von dem, was war, gewesen und werden sollte. Als sie so neben der Base Katharina saß, schien es Verena, als sei jene, seit sie sie das letzte Mal gesehen, sonderbar gebrechlich geworden. Ihr Haar war grauer und, wo es vorn schlicht an den Kopf gescheitelt war, spärlich und dünn. Um den Mund trug sie einen kranken Zug. Verena konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „Ihr seid wohl selber jetzt schlimm zuweg, Base?"

„Ich habe böse Nächte, Kind," gab sie zurück; „just darum bin ich froh, daß du jetzt da bist. Ich lege dich in die Kammer neben die meine."

In der Backstube setzte jetzt eine alte Magd spröde klappernde, wenig vornehme Teller auf den Tisch und trug eine Suppe auf. Inzwischen traten zwei Männer durch eine Hintertür herein, in klatschenden Pantoffeln, die Hose nachlässig angetan, noch nachlässiger das Hemd hineingesteckt, eine weiße Schürze umgebunden und Haar und Gesicht von Mehl noch leise bestäubt. Weil schwere Beilhiebe, die bisher dumpf aus einem Hinterhofe heraufgeklungen, still geworden waren, wußte Verena, daß die beiden vom Holzhauen kamen. Sie gab dem einen, der mit lautem: „So, bist gekommen!" auf sie zutrat, die Hand und mußte, wie schon oft, lachen, daß sie, die doch nicht kleine, dem Vetter Wilhelm mit dem Kopf gerade unter die schweren Arme reichte. Sie hatte immer das Gefühl, als stehe sie unter einem großen Baume, wenn sie an ihm hinaufsah, denn es stand eines unwillkürlich in der Hut seines schweren, vornüberhängenden Körpers. Er war blond, hatte wolliges Haar und ein gesundes, festes Gesicht, in dessen roter Lebensfarbe die gelbweißen Brauen und der kurze, struppige Schnurrbart wie angeklebt aussahen. Als er nachher, mit breit aufgestützten Armen seine Suppe löffelnd, Verena gegenübersaß, zeigte er ein treuherzig-drolliges Wesen, wie sie es an ihm gewohnt gewesen, und erreichte, daß über das Mädchen ein Gefühl der Behaglichkeit kam, das sie von jeher bei ihren Besuchen bei den Stadtverwandten gehabt hatte. In seinen großen, blauen Augen war, wenn er seine trockenen Scherze hinwarf, etwas, was einem das Herz warm machte. Selbst über das fast strenge Sorgen-

gesicht seiner Mutter ging immer ein Lächeln, wenn er sprach. Verena wußte, daß der Vetter Wilhelm im Höflein schon immer die Hanssonne gewesen war.

Die Mahlzeit dauerte nicht lang. Der Knecht, der mit Wilhelm hereingekommen war, und die Magd saßen schweigsam am Tischende. Nachher erhob sich der erstere, wünschte „gute Nacht" und ging, die Magd räumte ab, Wilhelm aber ging hinaus und hängte am Laden die Fensterbalken ein. Als er nicht wiederkam, ging die Base nach ihm sehen, kam aber bald zurück und schloß von innen die Ladentür. „Er ist zum Bier," sagte sie. Dabei war es, als seufze sie. Dann wandte sie sich an Verena und sagte: „Du wirst müde sein; laß uns nach oben gehen."

Sie ließen die Magd zurück, eine starke, arbeitsame, die schon lange im Hause war. Die Base stieg die dunkel gewichste Holztreppe voran zur Wohnung hinauf. Verena trug ihren Korb und wunderte sich wieder, wie die Stadthäuser hoch waren. Die Treppe wollte immer kein Ende nehmen, und die Base, obwohl das Haus ihr gehörte, wohnte oben unterm Dach. Sie sprach nicht, während sie hinaufstiegen. Als sie endlich oben vor einer braun wie die Treppe glänzenden Stubentür anhielt, flüsterte sie: „Du weißt ja, ich mag nicht reden auf der Treppe; man muß froh sein, Mieter zu haben heutzutage, und ich will keinen stören."

Verena nickte, und es fiel ihr ein, daß die Base immer so gewesen war, eine, die keinem im Weg sein wollte, eine Stille und im stillen Wackere.

Jene öffnete jetzt die Tür, und sie traten in das Wohnzimmer mit dem graugestrichenen Täfelwerk. Es enthielt einen wachstuchbelegten, runden Tisch, ein Sofa mit geblümtem Überzug, den weißen Kachelofen mit glänzender Messingtüre, einen Sekretär und ein paar Stühle. An der Wand hing ein Spruch: „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf, das ist der beste Lebenslauf." Der hatte zu Nachbarn alte Bilder in runden, schwarzen Rahmen, die der Vetter und die Base an ihrem Hochzeitstag hatten machen lassen, und der Vetter trug ein schwarzseidenes Tuch wie zum Schutz vor Erkältung fest um den Hals gewunden, und die Base hatte noch den Reifrock an, der nun so lange aus der Mode war.

Die Base Katharina hieß Verena den Korb niedersetzen und ließ sich dann selber auf einen der beiden Stühle nieder, die am Fenster standen. „Ein wenig reden laß uns noch zusammen, weil wir allein sind," sagte sie.

„Soll ich Licht machen?" fragte Verena, ehe sie sich setzte.

„Nein," gab die Base zurück. Dabei merkte das Mädchen erst, daß ihr die Rede keuchend ging und daß sie sterbensbleich war. „Ihr habt das immer noch, daß Euch eng ist?" fragte sie.

„Mehr als früher, viel mehr," stammelte die Base, lehnte sich einen Augenblick wie erschöpft in den Stuhl zurück und schloß die Augen.

Während sie so dalag, blitzte über den Dächern der nächsten hohen Häuser ein silberner Schein auf und leuchtete in die Stube. Verena mußte unwillkürlich aufsehen, wie es auf einmal hell war. Ganz nahe standen die dunkeln Schatten der Häuser, die die enge Hintergasse bildeten. Es war, als könnte

eines mit der Hand an des Nachbars Mauer hinüberlangen. Das Geländer der Zinnen stand wie dunkles Flechtwerk vor dem eben heraufgebrochenen Mondlicht, und auf den Dächern lag es wie Schnee. Die Stube der Base Katharina war still. Was vorn auf der breiten Seestraße hin und her wogte, rollte und schritt, hörte man hier nicht; nur wenn durch die enge Hintergasse ein Fußgänger kam, klangen die Steinplatten hohl und tönend unter seinen Füßen.

„Ja, das ist jetzt eben so, Verena," begann die Base sich aufrichtend; „oft kommt es mich so an, daß ich keinen Atem mehr habe." Sie erholte sich jetzt und sprach sodann der jungen Verwandten davon, wie sich ihr Leben im Hause gestalten solle. „Du verstehst mich," schloß sie; „ich kann einmal krank werden, so kann ich, und — im Hause muß ein vertrauter Mensch sein, und — so bin ich dir dankbar, daß du gekommen bist. Hoffentlich ist es auf lange."

„Gewiß," sagte Verena. Dann brach die Base unvermittelt mit der Frage hervor: „Was sagst du — zum Wilhelm?"

Verena war verlegen. „Gut mag ich ihn," sagte sie lächelnd.

Das Wort schien der andern wohlzutun. „Gut ist er," fuhr sie eifrig fort. „Er arbeitet und ist gutmütig, und es muß einer manchmal lachen den Tag hindurch, wenn er so trocken und spaßig daherredet. Es ist gut mit ihm zusammenleben, mit dem Wilhelm. Aber —" Ihre Stimme wurde leiser und stockte. Dann vollendete sie: „Leicht verlocken läßt er sich. Einen guten Freund sollte er immer um sich haben, der ihm recht bleiben hilft."

Die Base sagte das wie zu sich selber; ihr Blick haftete am weißtannenen Stubenboden. Auf einmal schwieg sie ganz.

Verena mochte sie nicht stören. Aber den Wilhelm sah sie deutlich vor sich, den großen Menschen mit den breiten, ungeschlachten Schultern und dem gebogenen Rücken. Er hatte etwas ernsthaft Rechtschaffenes in seinem Äußern. Jetzt aber sagte die Base, leichtsinnig sei er, der Wilhelm! Verena wunderte sich; von der Seite kannte sie den Vetter nicht.

Sie saßen einige Augenblicke, ohne zu sprechen. Dann erinnerte sich die Base, daß Schlafenszeit sei. Sie machte nicht viel Worte; die Lust am Reden schien ihr vergangen. Aber als sie Verena in ihre Schlafkammer begleitete, tat sie ihr mit Blick und Wesen etwas wie mütterliche Liebe an, die sie erwärmte und ihr den Einzug in das Waserſche Haus lieb machte. Dann gingen sie mit einem wortkargen Gruß auseinander für die Nacht.

Zweites Kapitel.

Am andern Tag und an denen, die ihm folgten, lebte Verena sich bei der Base Waser ein. Es war nicht schwer. Sie wußte im Laden bald Bescheid und bald im Hause. Sie war klug und anstellig. Die Base fühlte, wie zwei junge, feste Arme ihr unter die alten griffen, und war es zufrieden, hielt hohe Stücke auf die junge Verwandte und lebte im übrigen ihre Zeit weiter, eine gebrechliche Frau, von Asthma geplagt, oft bettlägerig, aber zäh. Nach dem

Bauernhaus im Herrlibacher Berg verlangte Verena nicht zurück. Manchmal kam eines ihrer Geschwister vorbei, wenn sie just zur Stadt fuhren; sie hielten von ferne redlich zusammen, aber schon nach den ersten Monaten war es Verena, als habe sie im Hause der Base Heimat und nirgends sonst. Am Haus zum Höflein trieb das Stadtleben vorüber, und die, die drinnen saßen, merkten wenig davon. Die Base war eine zurückgezogene Frau, besuchte niemanden, hatte weder Verwandtschaft noch Freundschaft in der Stadt. Ihr einziger Gang war Sonntags zur Kirche; den aber versäumte sie nie, wenn ihr Leiden ihr nicht auszugehen verbot. Mit der Frömmigkeit der Base war es ein eigen Ding. Sie war fest, stark und streitbar; es war etwas an ihr von der Glaubensstärke und dem Glaubenseifer, die aus der Haltung des Reformators sprachen, wie er dem Hause gegenüber auf seinem Stein stand. Es war auch etwas an ihr von der Klarheit und Festigkeit, ja, fast Herbheit, die aus den Predigten des Antistes klangen, der jetzt in derselben Kirche, wo ehemals der Reformator gestanden, von der Kanzel sprach; ja, es wollte Verena fast scheinen, als habe dieser der Base die herbe Frömmigkeit ins Herz gegeben. Er war ein vornehmer Mann mit einem feinen Gesicht. Eine Nase von scharfem, glattem Bug stand ihm darin und ein schmallippiger, fast harter Mund. Seidenweiches, schneeweißes Haar über hoher, kluger Stirn gab ihm ein ehrwürdiges Aussehen. Er war der letzte, der den Titel eines Antistes führte und ein Amt bekleidete, das die Neuzeit nicht mehr kannte. Wenn er predigte, so klang seine Stimme scharf und fest, und selbst wo er mahnte und tröstete, wurde sein Ton nicht weich, sondern sein Wort war immerfort eher ein Stab, sich darauf zu stützen, als eine sanfte Hand, die sich lindernd auf Wunden legt. Anfänglich befremdete das streng fromme Wesen Verena. Zu Herrlibach waren sie lauer, gingen zur Kirche, wann es ihnen einfiel, und kümmerten sich keinen Deut um die, die ganz wegblieben, noch um die, die andern Glaubens waren. Als sie aber die Base ein paarmal ins Münster begleitet hatte, schien ihr eine Frische und ein edler Stolz in dem erkennbar, was sie anfänglich befremdet hatte, und es war vor allem die Persönlichkeit des greisen Antistes, die auch auf sie eine seltsame Wirkung auszuüben begann. Es mochte sein, daß in Verenas Natur etwas Verwandtes sich regte, während sie langsam sich zu der Art der Base bekehrte. Zum wenigsten war ihrem eigenen Wesen die Schlichtheit eigen, die äußerlich im weiten steinernen Schiff des Münsters, der vornehmen Erscheinung des Antistes, innerlich in seinem Gottesdienste lag.

Der Kirchenbesuch war das erste, was in Verenas neuem Leben einigermaßen Ereignis wurde. Es war schon ein seltsames Empfinden, wenn am Sonntagmorgen die Münsterglocken zu tönen begannen, gewaltige Stimmen, von denen die Luft erzitterte, und vor denen das kleine Geräusch des Hauses erstarb, als drängen sie zu allen Fenstern ein und trieben mächtigen Schrittes den Werktag aus den Ecken.

In der Enge der Waserschen Hänslichkeit dagegen geschah für Verena lange Zeit nichts Außergewöhnliches. Das Geschäft der Verwandten war ein einträgliches, aber ruhiges. Der Vetter Wilhelm arbeitete mit einem, oft auch

mit zwei Gesellen. Lange vor Tag waren sie auf und hantierten in der Backstube. Nachmittags legten sie sich ein paar Stunden schlafen, weil ihnen die Nächte zu kurz waren. So sah Verena den Vetter eigentlich nicht oft; denn bei der Arbeit war er ganz und lief nicht weg davon. Nur abends um Zunachten kam er manchmal, eine saubere Schürze vorgebunden, in den Laden, wo sie um die Zeit allein saß und die Kunden seltener wurden. Er setzte sich in seiner ganzen Schwere auf den Ladentisch und schlenkerte die Beine, lachte das Mädchen treuherzig an und plauderte von dem und jenem.

„Gerade viel Vergnügen hast nicht bei uns," sagte er einmal. „Aber im Winter will ich dich mitnehmen hie und da zu den Vereinsanlässen."

Er war Mitglied einer Menge Vereine, war abends häufig aus und wußte zu erzählen, wie es da fröhlich zugehe und was für den Winter an Vergnügungen geplant werde.

„Weißt was," sagte die Verena unvermittelt, „bleib einen Abend mehr in der Woche bei der Mutter und mir, dann schenke ich dir deine Anlässe."

Da wurde er rot wie ein verlegenes Kind, was sonderbar zu seiner Größe und Kraft stimmte, und wußte nicht gleich eine Antwort. Endlich murmelte er: „Das kann man ja."

Aber er tat es nachher doch nicht; und es wollte Verena scheinen, als habe er seit ihrer freien Rede eine leise Scheu vor ihr. Er kam aber doch nach wie vor zuweilen und setzte sich zu ihr. Wenn er nicht kam, blickte sie nach ihm aus, wußte aber nicht, daß sie allmählich auf die Stunde, die ihn brachte, zu warten begann.

Einmal trat er nahe zu ihr, die sich an ihr Ladenfenster gesetzt hatte. „Ist das nicht eine Feine?" fragte er und zuckte mit der Schulter nach der Richtung, in der soeben eine junge, hübsche Kundin aus der Ladentür hinweggeschritten war.

„Wen's dünkt," sagte Verena. Da neigte er sich über sie und spielte mit den krausen Härchen in ihrem Nacken. „Aber das bist du eigentlich auch, eine Feine," sagte er.

Verena neigte den Kopf tiefer über die Näharbeit, die sie hielt. Ihr wurde heiß.

„Nicht?" fragte er und legte den Arm um ihre Schulter.

„Laß mich!" sagte sie zornig und schüttelte seinen Arm ab; ihre feinen Nasenflügel zitterten.

„Potz — potz," machte er halb verlegen, halb lachend und ging in die Stube nebenan.

Am nächsten Tag kam Verena zufällig hinzu, als er von einem Wagen, der schwere Buchenholzscheite für ihn gebracht hatte, die Last ablud. Bei der Arbeit war er ein andrer.

Als Verena sah, wie er zugriff, hatte sie Freude an ihm und blieb bei ihm stehen. Die Scheite flogen krachend eins aufs andre. Sein Körper bog sich in stummer Wucht auf und nieder, seine Arme, an denen die Hemdärmel bis fast zur Achsel aufgekrempelt waren, waren so schwer wie eines der Scheite, und die Muskeln daran bewegten sich wie eiserne Scharniere. Verena

fragte nach dem Gesellen und weshalb er nicht helfe. Da lachte Wilhelm. „Wegen der paar Spähne! Da möchte es schon der Mühe wert sein, daß zwei auf den Wagen stiegen!“ Dann merkte er, daß sie über seine Kraft staunte, und nun griff er erst recht die schweren Stücke spielend auf und ließ sie in weitem Bogen in den Holzraum sausen. Dabei warf er das übermütige Wort hin: „Du wärst auch nicht schwerer als so ein Klotz!“

„Hoho,“ scherzte sie zurück, „ich bin kein Klotz, aber auch nicht so leicht wie du meinst.“

„Soll ich's versuchen?“ neckte er sie und stampfte über den leeren Wagenhinterteil, als ob er nach ihr haschen wollte. Da flog sie flink nach vorn; ihre Augen blitzten. „Haben mußt mich.“

Sie jagten sich ein paarmal hin und her, lachten und holten sich rote Köpfe; am Ende schoß das Mädchen mit einem Sprung über einen Haufen Scheite in den Holzraum und davon. So geringfügig die Spielerei gewesen war, waren sie von da an bessere Kameraden als früher. Beim Abendessen lachten sie über die Jagd, neckten sich aufs neue, und die Base Katharina sah heimlich nach ihnen und ließ eine Hoffnung in sich keimen.

Aber die Zeit ging und gab der kleinen Hoffnung nicht recht. Wilhelm und Verena vertrugen sich ganz gut, aber der junge Bäcker wurde nicht häuslicher, ob auch eine da war, von der seine Mutter meinte, daß sie ihm das Dableiben lieb machen könnte. Der Winter war nicht mehr fern, von dem Wilhelm gesagt hatte, daß er Verena Unterhaltung bringen sollte. Es wurde kühl in St. Felix, und von den Bäumen der Straßenalleen regneten gelbe Laubfetzen. Da kam knapp vor der Winterschwelle unter dem Einfluß einer Föhnströmung unerwartet ein klarer, warmer Sonntag. Als die Glocken zur Kirche läuteten, liefen die Menschen ohne Mäntel und Hüllen in die Straßen, und es lag auf allen Gesichtern wie ein doppelter Sonntag. Die Base Katharina und Verena machten sich gemeinsam zur Kirche auf. Als sie unter die neben dem Ladenbau liegende Haustüre traten, lehnte Wilhelm, mit seiner Arbeit zu Ende, mehlbestaubt und mit verkreuzten Armen am Türpfosten. Er sah aus wie einer, der sich langweilt.

„Schön ist es heute,“ sagte die Base, als sie ihr bleiches und schmäler gewordenes Gesicht der warmen Sonne bot.

„Ein langweiliger Sonntag wird es,“ brummte Wilhelm.

„Langweilig?“ sagte Verena.

„Nichts los ist,“ machte er gähnend. „Hätte einer wissen können, daß es heute noch einmal schön wird!“

„Muß denn immer etwas los sein?“ sagte seine Mutter, schüttelte den Kopf dazu und seufzte. Dann grüßten sie und gingen.

Plötzlich rief er ihnen nach: „Du, Vrene!“

„Ja?“

Das Mädchen stand still.

Er kam auf seinen schlarpenden Pantoffeln ihnen nach. „Willst“ — fragte er Verena, „wollen wir zusammen auf den See heute?“

Verenas Wangen röteten sich. „Sag ja, wenn es dich freut," sagte die Base. „Er darf wohl einmal mit dir gehen, das darf er."

„Es muß schön sein heute," sagte Wilhelm und sah nach dem Wasser hinüber, das jenseits des weißen Pflasters wie übersilbert glänzte.

„Ich komme schon — gern," sagte Verena.

„Gut! Nach dem Essen," gab er zurück. Dann drehte er sich dem Hause zu.

Nach dem Mittagessen nahmen sie sich an der Lände ein Boot. Der See wimmelte von kleinen und großen Fahrzeugen, und die Ufer waren von Spaziergängern belebt wie zur Sommerszeit. Verena trug ein neues, schwarzes Kleid und einen schlichten Hut von gleicher Farbe. Sie sah gut darin aus. Wilhelm, als sie im Boote Platz nahm, übersah ihr zulieb ein paar hübsche Mädchen, die neben ihnen sich einschifften, und blickte darein, als sei ihm nachgerade der Sonntag doch nicht leid. Als er ins Schiff stieg, schwankte es heftig. Verena lachte: „Meinst, dich trägt's!"

„Was ich zu schwer bin, bist du zu leicht," gab er zurück; „so gleicht es sich aus." Damit warf er den Rock ab und ergriff die Ruder. Er schob das Boot aus den Reihen der übrigen, dann tauchte er die Ruder tief ein, und sie entfernten sich rasch vom Ufer.

Der See glitzerte, und die Sonne stand in zwei blauen Tiefen, einmal im Himmel und einmal im See. Ihr Schein lag über St. Felix, über den weißen und stolzen Bauten der neuen Stadt und über den dunkeln, hängenden Giebeln der alten. Er traf auch das Boot, und Verena fühlte ihn wie in warmen Wellen über Hals und Rücken rieseln. Sie nahm den Hut ab und legte ihn neben sich; der leise Wind strich ihr über das krause, dunkle Haar. Der Vetter Wilhelm sah sie, und das Blut stieg ihm sichtbar ins Gesicht. Er suchte nach einem freundlichen und guten Wort. Weil er keines fand, wurde er verlegen und brachte den Blick nicht mehr weg von ihrem Gesicht. Am Ende nahm auch er den Hut ab. „Es ist heiß," sagte er und griff fester in die Ruder.

Sie fuhren dann weit in den See hinauf und sprachen nicht viel. Weil aber dem Vetter Wilhelm die Lust zum Scherzen nicht abhanden kam, hatten sie manchmal Anlaß, zu lachen. Dazwischen hinein sah Verena in den hellen Tag hinein, atmete tief und frei und sagte ein paarmal: „Wie das schön ist, heute!"

In einer Gartenwirtschaft am See nahmen sie ein Abendbrot. Sie hatten eine Bank nahe am Seeufer inne. Die vielen Sonntagsgäste des Wirtschaftsgartens saßen mehr in der Nähe des Hauses. Wilhelm verschwand und trug Kuchen und Trauben für seine Begleiterin herbei. Er sah gut aus in seinen Feiertagskleidern. Als er durch die Reihen der übrigen Gäste schritt, erschien er größer und stattlicher als alle, die an den Tischen saßen. In seinen Augen hatte er ein warmes Leuchten. Man sah ihm die Freude an, die es ihm gab, ihr etwas zulieb zu tun. „Es war mir doch, er müßte noch Trauben haben, der Sonnenwirt," sagte er; „er spart sie immer lange auf." Damit stellte er die Früchte vor Verena hin.

„Du, verwöhne mich nicht so," schalt sie lächelnd. Sie war rot geworden. Das Herz schlug ihr; sie wußte nicht, weshalb.

Aber auch hier gedieh die Unterhaltung nicht recht. Wilhelm schaute auf den See, dessen Wasser am Ufer dunkel war und nur jenseits von leisem Goldschein glänzte. „Es wird eine schöne Heimfahrt," sagte er endlich.

„Sicher," entgegnete Verena. „Jetzt hast mir einen schönen Sonntag gemacht," fügte sie hinzu.

Er zürnte sich selber, als sie das sagte. „Das hätten wir schon lang haben können," meinte er, sich selber tadelnd.

Sie saßen dann noch eine Weile und gingen hierauf zum Boot hinab, das angekettet an der Gartentreppe lag. Niemand hatte groß acht auf ihre Abfahrt. Das Schwatzen und Lachen der Wirtschaftsgäste scholl in ihrem Rücken. Leise setzte Wilhelm die Ruder ein, dann verhallten die Stimmen, und das Ufer wich still zurück.

Der See war ohne Bewegung. Selbst jetzt noch, da es Abend geworden, war es kaum kühl. Die Luft war nur wundersam klar, und sie ruderten langsam in eine Flut von sachtem Gold hinein. Die Rebenhügel und die dunkeln Wälder und die weißen Dörfer des rechten Ufers lagen überhaucht von einem lichten, warmen Glanz. Zuweilen brannte ein Fenster in silbrigem Feuer, zuweilen leuchtete ein Kirchturmkreuz; sonst war nichts als das friedliche Licht über See und Land und die große Stille des Sonntags.

Verena und Wilhelm schwiegen. Verena saß und schaute in den Abend hinaus, und ihr Herz, das immer warm wurde, wo sie Gutes und Schönes sah, empfand etwas wie Andacht. Wilhelm ruderte langsam; am Ende hielt er ganz inne.

„Sieh, wie schön!" sagte Verena. Es dunkelte zusehends, die Klarheit des Lichtscheines, der auf dem Ufer gelegen hatte, nahm leise ab, dann vertiefte er sich und wurde rosig, und auf dem blauschwarzen Wasser begann es wie Blut zu schwimmen.

„Komm, das mußt sehen," sagte Wilhelm auf einmal. Von seinem Platz aus erblickte er die Berge, die hoch oben im Süden den See begrenzten. Sie waren in Dunst verborgen gewesen. Jetzt leuchteten ihre Häupter rot wie vom Widerschein eines großen Brandes. Selbst Wilhelms Gesicht war von dem Schein hell.

Verena war aufgestanden. „Mein Gott," sagte sie nur. Der Atem stand ihr fast still. So schön war das ferne Glühen.

„Setz dich neben mich," sagte Wilhelm leise.

Sie wußten nicht, was sie ankam, ihn, daß er auf seiner schmalen Bank seitwärts rückte, Verena, daß sie mit einem leisen Schritt hinüberging und sich neben ihn setzte. Er legte den Arm um sie, und sie staunten in die rote Pracht vor ihren Augen und ließen das Boot treiben. Dann läutete es am Ufer. Betglocke! Ein Dorf hob an, dicht über ihnen. Ein andres Klingen antwortete von jenseits des Sees, und ein drittes, noch ferneres, das nur wie ein Echo des ersten war, folgte den beiden. Dann scholl die Münsterglocken unten in St. Felix, dumpf, streng, aber feierlich.

Wilhelm hatte Verenas Hand genommen. Jetzt küßte er sie scheu auf die Wange. „Du," sagte er.

Sie sah ihn verwirrt an, und doch war ihr, als gehörte sein Tun in den seltsamen Abend. Ihre braunen Augen glänzten. Sie bot ihm den Mund, und er küßte sie wieder, wieder fast scheu.

„Weißt aber," sagte sie, „ich bin keine zum Spielen. So meinst es auch nicht, gelt?"

„Nein, nein," sagte er hastig, doch war es, als fasse ihn ein Unbehagen. Er griff nach dem Ruder.

„Ja, wir müssen heim," sagte Verena. Damit setzte sie sich an ihren vorigen Platz, und Wilhelm begann zu rudern.

Das Alpenglühen verging, während sie sich St. Felix näherten. Es dunkelte allmählich. Erst als sie beinahe die Lände erreicht hatten, sagte Wilhelm: „Daheim sind wir bald." Es war, als atmete er auf. Aber beim Aussteigen und Heimgehen war er bemüht, sich Verena gefällig zu zeigen. Daß er sie manchmal wie forschend und furchtsam von der Seite ansah, achtete sie nicht.

Unter der Haustür sagte er plötzlich: „Grüß die Mutter; ich gehe noch aus."

„Du kommst nicht heim?" fragte Verena. Es gab ihr einen Stich, daß er jetzt noch fortging.

„Ich will — zu den Kameraden muß ich noch," sagte er. Dabei drückte er ihr die Hand fester als sonst, so, als meinte er etwas mit dem Händedruck. Das verwirrte sie wieder, so daß sie ihm nicht zürnte, sondern wie in einem Taumel zu seiner Mutter hinaufging.

Drittes Kapitel.

Am andern Tag tat der Vetter Wilhelm, als ob nichts geschehen wäre. Als Verena und seine Mutter am frühen Morgen in die Backstube traten, richtete er seinen schweren, nackten Oberleib von der Teigmulde auf und sagte laut sein: „'Tag! Seid ihr auch schon auf?"

Verena, die seinen Blick suchte, war es, als meide er den ihren, denn er bückte sich rasch wieder über seine Arbeit. Im Laufe des Vormittags kam er zu den Frauen in den Laden. „Jetzt will ich verschnaufen," sagte er, stellte sich hin und riß Witze in seiner polternd-trocknen Art. Plötzlich unterbrach er sie mit den an Verena gerichteten Worten: „Schön war es auf dem See gestern, gelt?"

Die Base Katharina, die nicht von ihrem Strickstrumpf aufblickte, sagte, eine Masche aufnehmend: „Sie hat erzählt, daß es schön gewesen sei, die Brene." Diese fing dabei einen Blick Wilhelms auf, aber nicht den, nach dem sie hungerte. Er schien ihr wohl vertraulich zuzuwinken, zugleich aber war es, als ob er heimlich über das, was gestern gewesen, lachte. Verena beugte den Kopf. Die Ladentür ging. Sie aber ließ die Base den Kunden, der eintrat, bedienen; ihr stieg langsam und dunkel das Blut in die Wangen. Wilhelm ging in die Backstube zurück.

Als Verena eine Weile später dort an ihm vorbei mußte, um etwas aus der Wohnung zu holen, faßte er ihren Arm und drückte ihn zärtlich, wieder aber nur wie zum Spiel. Ein stiller Zorn überkam sie. Sie sah ihm groß und fest ins Gesicht. Er versuchte zu lachen, aber es mißlang ihm, und er wurde verlegen. Da riß sie sich unsanft los und ging.

Dann ging der Morgen so hin. Die Essenszeit kam. Wilhelm machte ein verdrießliches Gesicht. Um Verenas Nasenflügel ging das leise Zittern wie immer, wenn sie erregt war, und sie sprach nicht. Darob wurde die Base aufmerksam. „Habt ihr etwas miteinander?“ fragte sie.

„Dummes Gefrage! Was sollen wir haben!“ gab Wilhelm schroff zurück; er hatte oft eine rauhe Art. Die Base wandte sich zu Verena. „Du?“ fragte sie, als erwarte sie von ihr Bescheid. Aber diese antwortete dasselbe, nur weniger grob: „Nein, Base, was sollen wir haben!“

Weil sie ungemütlich war, war die Mahlzeit bald zu Ende. Der Gesell und die Magd schoben die Teller zurück und standen zuerst auf. Dann erhob sich Wilhelm geräuschvoll und ging durch den Laden und hinaus. Als eine Weile nachher Verena und die Base in den Laden zurücktraten, sahen sie ihn mit verschränkten Armen neben einem Nachbarn im Hofe stehen. Sie blickten nach der Straße hinüber, wo nach der Mittagspause das Leben und Treiben neu und geräuschvoller anhob, und unterhielten sich lachend. Einmal rief Wilhelm ein vorbeigehendes junges Mädchen an; Verena sah deutlich, wie es rot wurde und einen Scherz verlegen zurückgab. In diesem Augenblick verdunkelte ein großer Möbelwagen die Aussicht und hielt eine Weile dicht vor dem Hofe.

„Das ist der Modistin ihre Fuhr,“ sagte die Base zu Verena. Dann streckten sie beide die Hälse. Es war ein Ereignis, daß in der nächsten Straße, der Münstergasse, ein unbekannter Mensch einzog. Die ganze Nachbarschaft hatte seit einigen Wochen davon gesprochen, klatschte von der Putzmacherin, die da einziehen wollte, daß sie ein großtuerisches Wesen, mit ihrer hohen Erscheinung und ihrem schneeweißen Haar ein auffallendes Aussehen habe, und — daß eine Putzmacherin alleweil nichts bürgerlich Ehrbares sei!

Der Wagen fuhr jetzt weiter und die Münstergasse hinan. Die Base und Verena, auch Wilhelm nach einer Weile gingen an ihr Tagwerk. An demselben Abend bekamen sie im Höflein einen neuen Kunden.

Es war lange dunkel. Im Laden brannte die Petrollampe. Tag und Geschäft wollten still werden. Da ging die Ladentür und ließ die Hilde Zerahn herein. Sie ging auf feinen, kleinen Schuhen; von den weißen Strümpfen blitzte beim Gehen noch just ein Schimmer unter dem hellen, der Herbstzeit nicht mehr angemessenen Kleide hervor. Um den Kopf hatte sie ein weißes Tuch geschlungen. Einzelne blonde Locken machten sich frei darunter und fielen in Stirn und Schläfen. Ihr Gesicht war sehr weiß, die Züge beinahe verschwommen, so weich waren die Linien. Über den blauen Augen lagen weißblonde Brauen, so daß sie kaum sichtbar sich von der Haut abhoben.

„Guten Abend,“ sagte Hilde. Ihre Stimme klang zimperlich, und dieselbe Zimperlichkeit lag in ihrem Wesen, aber sie paßte zu der kleinen, leichten Gestalt.

„Ein Weißbrot möchte ich haben," lispelte sie.

Verena gab es ihr hin und nahm ihr das Geld ab. Inzwischen hatte Wilhelm von der Backstube her die Fremde erblickt und kam in seiner sauberen Oberschürze herüber. Er rückte die kleine, mehlweiße Kappe, die er auf dem dichten Blondhaar trug, und sagte ein: „Guten Abend, Fräulein!" Da sah sie auf, lächelte und grüßte wieder. „Ich werde jetzt oft kommen," sagte sie zu den Frauen, während sie sich der Tür zuwendete; „wir sind eben eingezogen drüben an der Münstergasse."

„Ah so," sagte freundlich die Base. Sie hatte untätig gesessen, den Blick auf das Mädchen geheftet.

Dieser tat jetzt Wilhelm die Tür auf; darüber erstaunt, sah sie im Hinausgehen zu ihm auf, lächelte wieder, zirpte ein: „Gute Nacht!" und trippelte hinaus.

„Der Modistin ihre Tochter, der Zerahnin ihre," sagte die Base.

„Das ist eine wie von Porzellan," sagte Verena und meinte es; zum erstenmal in ihrem Leben war sie sich neben der andern wie ein arger Bauerklotz erschienen.

Wilhelm schloß hinter jener gemächlich die Tür. „Gefallen könnte einem die," sagte er offen. Die Base sah zornig zu ihm auf. „Einen schönen Geschmack hast," sagte sie.

Da lachte er und entwaffnete die Mutter mit dem andern Wort: „Unsre Verena ist schöner, das gebe ich zu." Dabei schaute er Verena an, und es war, als komme ihm die gute Laune plötzlich zurück, die ihm den ganzen Tag gefehlt hatte. Er setzte sich zu den Frauen hinter den Ladentisch und begann in seiner gemütlichen Art von dem und jenem zu erzählen. Auch auf die Zerahnin, die Putzmacherin, kam er nachher wieder. „Einen Haufen Verehrer soll sie haben, trotz ihrer weißen Haare," berichtete er.

„Das kann ich mir denken," sagte die Base.

„Eine Deutsche ist sie," erzählte er weiter.

„Und katholisch," fügte die Base hinzu. Es war, als habe sie einen Stecken im Rücken, als sie das sagte, und die Haut ihrer bleichen Backen lag straff, so hart setzte sie die Lippen zusammen.

Verena saß ganz still. Ihr tat das Herz weh. Sie mußte immer heimlich den Vetter Wilhelm ansehen und fragen: „Bist du's wirklich? Bist du der Gleiche von gestern?"

Zu dem, der er auf dem See gewesen war, wurde der Vetter Wilhelm auch die nächsten Tage und Wochen nicht. Er war freundlich, war die Fröhlichkeit im Haus, wie er sie immer gewesen war, aber was auf dem See geschehen war, schien er vergessen zu haben. Und je mehr Verena dessen inne wurde, desto mehr überkam sie ein Gefühl heißer Scham. Sie fühlte, wie das Blut in ihr stieg, wenn sie an jenen Abend dachte, und sie hätte die Hände vors Gesicht schlagen und entlaufen mögen. So schämte sie sich.

Da half ihr eine schwere Last, die ihr auf die Schultern fiel, die Last ihres Innern leichter tragen. Die kränkelnde Base wurde kränker. In einer Nacht hob es an. Die Base Katharina hatte einen Erstickungsanfall. Am

andern Morgen vermochte sie sich nicht zu erheben. Dann wiederholten sich die fürchterlichen Beengungen. Solang sie dauerten, war es wie ein bitterer Krieg zwischen Leben und Tod. Das Leben siegte immer noch, aber der Körper war erschöpft, und als die Base endlich so weit wieder genas, daß sie außer Bett sein konnte, reichten ihre Kräfte doch nur zu dem kurzen Gang vom Lager zum Stuhl am Fenster. Verena pflegte sie, soweit ihr Zeit blieb. „Wenn du nicht wärst, wäre ich lange tot," sagte die Base zu ihr. Wenn sie des Tages die fürchterliche Atemnot befiel, kam die Magd in den Laden gelaufen, den Verena an Stelle der Base bediente: „Vrene, komm!" Nachts lag Verena in der gleichen Stube mit der Kranken und hatte wenig Schlaf; alle Augenblicke kam der keuchende, angstvolle Ruf: „Vrene!" vom Bett der Base her.

Unmerklich wuchs die junge Verena so zu der heran, um die sich im Waserschen Hauswesen alles drehte. Von Wilhelm sah sie fast weniger als früher. Er arbeitete schweigend und fleißig, denn das Geschäft ging gut. Weil er aber an der Mutter hing, trotzdem er oft rauh zu ihr war, war ihm nicht zum Scherzen wie sonst. Die Sorge um die Kranke machte ihn wie Verena wortkarg, so daß sie manchmal in Gedanken an die, die oben litt, in den Unterräumen, ohne aufeinander zu achten, still aneinander vorübergingen. Dabei war es erstaunlich, daß Wilhelm nicht gewahr wurde, wie Verena allmählich in allem an die Stelle der Mutter gerückt war, und weder ihre stumme Pflichttreue noch die Geschicklichkeit, mit der sie allen Pflichten nachkam, bemerkte. Eines Abends saßen die drei in der Wohnstube beisammen. Die Base und Verena sprachen von den Geschäften, die der Tag gebracht hatte. Die Alte wollte vieles wissen, ob das getan und jenes besorgt, dieses begonnen und jenes befohlen sei. Verena hatte zu zehn und mehr Malen nur eine Antwort: „Ja, Base, es ist alles geordnet." Da drängte sich der kranken Frau mehr noch als sonst die Erkenntnis auf, wie das Mädchen ihr unentbehrlich und eine große Stütze geworden, und weil sie selber für den Dank, der in ihr lebendig war, nicht das richtige Wort fand, blickte sie unwillkürlich nach dem Sohne hinüber, als erwarte sie von diesem, daß er ihr reden helfe. Er hatte, über einer Zeitung sitzend, dessen kaum acht gehabt, was gesprochen worden war; die Base aber erzürnte sich darob und wandte sich jäh zu ihm mit den Worten: „Hast gehört, was sie alles tut, die Vrene?"

Aus dem zornigen Ton ihrer Stimme erkannte er, was sie meinte. Er lachte. „Ja, ja, sie wehrt sich," sagte er.

„Wehrt sich," schmälte die Base, „jawohl; wehrt sich — Gott können wir danken, daß sie uns ins Haus gekommen ist."

„Redet doch nicht so," wehrte Verena und versuchte dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, was ihr nach einiger Mühe gelang. Sie bemerkte aber, wie Wilhelm gleichsam verdutzt sie darauf heimlich beobachtete, als beginne die Wahrheit, die in den Worten seiner Mutter lag, sich ihm jetzt erst aufzudrängen. Er begann auch von da an, Verena eine scheue Höflichkeit zu zeigen, neben der die leichtfertige Fröhlichkeit, mit der er die Erinnerung an jene Seefahrt auszulöschen bemüht gewesen war, nicht mehr Raum hatte. Anerkennung hatte er aber auch fürder nicht für sie, schien vielmehr je länger

desto mehr Verenas Wirken als natürlich und sich so gehörend zu betrachten und ihre Gegenwart, als etwas lang Gewohntes und Alltägliches, kaum mehr zu beachten.

An den Mahlzeiten nahm die Base schon lang nicht mehr teil. Verena und Wilhelm aber waren schweigsame Esser. So lag die Unterhaltung bei der Magd und den Gesellen, von denen seit einiger Zeit zwei im Hause waren. Einmal nun fügte es sich, daß die letzteren auf die Putzmacherin Zerahn in der Nachbargasse zu reden kamen. „Da geht's lustig zu, bei der, meine ich," hob der eine an.

„Den ganzen Laden hat sie oft voll Mannsvolk stehen," sagte der andre.

Die Magd fiel mit den Worten dazwischen: „Der Alten machen sie den Hof, und die Junge meinen sie."

Da drehte Wilhelm plötzlich den Oberkörper, der schwer auf beiden Ellbogen geruht hatte, seitwärts und murrte über die Achsel hin: „Gelt, kehrt vor euren Türen, ihr drei, und laßt andre Leute in Frieden."

Er sagte das schwerfällig und gewichtig, und der Zorn bebte heimlich in seiner Stimme. Dem Gesindevolk blieben einen Augenblick Worte und Bissen im Munde stecken, und geraume Zeit war es nachher ganz still am Tisch. Verena aber bedrängte etwas. Warum erregte er sich der fremden Leute wegen? Es fiel ihr zum erstenmal ein, daß der Vetter oft um den Weg war, wenn das spielhafte Ding aus der Nachbargasse, das Zerahnmädchen, in den Laden kam, und ein leiser Argwohn regte sich in ihr. Sie sah Wilhelm fest an. Der aß, über seinen Teller geneigt, etwas Störrisches in der Haltung, und blickte nicht auf. Sie wußte, daß er grob wurde, wenn sie ihn jetzt anredete, und schwieg deshalb. Dann aber, während sie mechanisch und langsam ihren Teller leerte, begann etwas in ihr zu zittern und weich zu werden, wuchs und drängte; es war, als müßte sie dem Wilhelm die Hand auf die Schulter legen: „Du, schöner wollen wir es haben zusammen! Besser zusammenhalten wollen wir — schon der Base zulieb." Das Herz klopfte ihr, aber sie blieb sitzen. Es ging ja nicht, daß sie das sagte. Dann läutete die Ladenglocke, und sie mußte hinüber, einen Kunden zu bedienen.

Am gleichen Abend sah Verena den Wilhelm mit der Hilde Zerahn an einer dunkeln Ecke des Hofes stehen. Es war eine Nebelnacht, das Pflaster der Straße war feucht, die Ladenfenster warfen einen trüben roten Schein hinaus. Die beiden Gestalten waren schwer zu unterscheiden. Verena kannte aber den Vetter an seiner weißen Schürze und das Mädchen an dem schneeigweißen Gesicht. Strich er der nach, der, der man die Flatterhaftigkeit auf hundert Schritte ansah?

Ein paar Tage später sagte die Magd: „Unser Herr geht auch zur Zerahnin hinüber." Sie, die so lange im Hause war, durfte sich etwas herausnehmen und sprach die Worte so dahin, während sie in der Backstube fegte. Als Verena nichts antwortete, fügte sie nach einer Weile hinzu: „Wenn es die Frau wüßte!"

Verena schnitt ihr mit einem strengen Wort die Rede ab: „Er wird wissen, was er tut, der Herr."

Dann ging sie hinauf, nach der Base zu sehen. Aber die Treppe, die sie hinaufstieg, schien ihr heute endlos. In der Stube fand sie die Base unter dem offenen Fenster liegen, trotzdem ein kalter, regnerischer Apriltag war. „Jesus!" stammelte Verena und eilte zu ihr. Sie gab keinen Bescheid; es war fürchterlich zu sehen, wie sie mit dem Ersticken kämpfte. Am Ende verließ sie die Kraft, und sie wäre gefallen. Verena nahm sie in ihre Arme und brachte sie mühsam zu Bett. Aber die Schrecken des Anfalls wuchsen. Da rannte das Mädchen und jagte einen Gesellen zum Doktor.

Wilhelm war eben von einem Ausgang zurückgekommen. Er stieg mit Verena zur Mutter hinauf. Es war das erste Mal, daß er selbst Zeuge eines schweren Anfalls war, und es schien ihn heftig zu erschüttern. Er war kreideweiß im Gesicht und stand tatlos beiseite, während Verena sich um die Kranke mühte. Als das Mädchen ihn einmal mit einem Blick streifte, tat er ihr fast leid, so unbeholfen und sichtlich von innerer Qual bedrängt stand er da.

Der Arzt kam bald, ein alter, schlichter Herr, der schon immer bei den Wasers ein- und ausgegangen. „Ja, ja," murmelte er kopfschüttelnd, während er für die Leidende tat, was er konnte; „wenn das so kommt, jetzt, so — so könnte es doch gefehlt sein einmal." Er machte ein bedenkliches Gesicht dabei. Aber unter seinen Bemühungen erschöpfte sich die Kraft des Anfalles.

Vom Bett erhob sich jedoch die Base nicht mehr. Verena und Friederike, die Magd, blieben abwechselnd um sie. Wilhelm begann sich mehr des Ladens anzunehmen. Es schien, als werde er häuslicher und ernster. Manchmal ging er während der Woche keinen Abend fort; nur zwischen Tag und Nacht verschwand er oft für kurze Zeit. Als Verena einmal in die Münstergasse hinüberlief, in der dort befindlichen Apotheke etwas zu holen, sah sie den Vetter mit der Zerahnin im Gespräch vor deren Laden stehen. Er bemerkte auch sie, und als er zurückkam, war er scheu und gedrückt. „Er schämt sich," dachte Verena, und der Gedanke machte sie froh, weil ihr schien, daß kein Ernst in der Sache sein könne, solange er sich ihrer schämte.

In diesen Tagen machte der greise Antistes bei der Base den ersten Krankenbesuch. Verena saß im Laden und hatte nicht acht, daß sich jemand der Haustür näherte. So erfuhr sie erst von des Antistes Anwesenheit, als die Magd sie rief. Als sie in die Stube der Base kam, lag der glänzend gebürstete Zylinder des Geistlichen auf dem Tisch. Er stand am Bett, wie immer schwarz gekleidet, eine hohe, vornehme Gestalt; seine Locken glänzten wie feine weiße Seide. Bei des Mädchens Eintreten wandte er diesem das scharfgeschnittene Gesicht zu, dessen Strenge selbst die Freundlichkeit, die er seinem Wesen zu geben bemüht war, wenig milderte. Er sagte Verena ein paar gute Worte, daß er sich freue, die Base in so trefflicher Pflege zu wissen, daß er erst vor kurzem von deren schwerer Erkrankung gehört und daß es ihm leid tue, einen fleißigen Gast seiner Kirche missen zu müssen. Seine Worte hatten wenig Wärmendes, aber es ging von ihnen wie eine Stärkung aus, und wiederum empfand Verena, daß in der herben Art des Mannes etwas Verwandtes mit der Erscheinung des streithaften Glaubenslehrers war, dessen

Standbild unten am See sich erhob. Als der Antistes sich kurz darauf verabschiedete und das Zimmer verließ, hielt sie die Tür für ihn offen und schloß sie hinter ihm, und es war ihr nachher, als habe sie noch vor keinem Menschen solche Ehrfurcht empfunden wie vor diesem Pfarrer.

„Ist es nicht schön von ihm, daß er gekommen ist?“ sagte die Base, und auf der bleichen glänzigen Haut ihrer Wangen stand das Rot der Erregung.

„Ja, ja,“ nickte Verena.

Dann verlangte die Base die Bibel und las mit halblauter Stimme ein Kapitel ums andre. Es war, als habe der Besuch des Antistes ihr eine Sehnsucht nach dem Worte Gottes geweckt.

In der Zeit, die nun folgte, und während die Krankheit der Waserin es dieser unmöglich machte, aufzustehen, kam der Wunsch mehr denn früher in ihr auf, sich auf ein mögliches nahes Ende vorzubereiten. Sie sprach viel von dem, was werden sollte, wenn sie selber nicht mehr da sei, und Verena fühlte, wie ihr Blick ihr oft sinnend durch die Stube folgte, und wie sie in bezug auf sie, Verena, etwas auf dem Herzen trug. Nach langem Zögern und während sich unschwer erriet, daß sie nur mit Scheu und Überwindung sprach, hob die Base eines Abends an: „Wie geht es mit dem Wilhelm jetzt?“

Verena saß nähend am runden Tisch. Die Stehlampe warf ihren Schein auf ihr Gesicht. „Gut geht es,“ sagte sie; „er ist ja immer fleißig gewesen.“

„Ja — ja,“ machte die Base. Dann schwieg sie und hob erst nach langer Pause wieder an: „Und wenn ich jetzt sterben sollte?“

Verena fühlte, daß ihre Wangen heiß wurden. Sie sah nicht auf. „Davon müßt Ihr nicht sprechen,“ sagte sie.

„Wohl, wohl,“ widersprach die Kranke, „wohl, wohl muß man davon reden. Es wird nicht mehr lange dauern, meine ich.“ Dann schien eine innerliche Angst in ihr zu wachsen. „Was soll er anfangen, der Wilhelm, allein?“ stotterte sie und dann: „Du — würdest wieder gehen, du, Vrene?“

„Ich müßte, denk wohl.“

„Magst ihn nicht?“ fragte die Base.

Nun war Verenas Gesicht dunkelrot. Sie sah auf, halb lächelnd und doch eine Feuchte im Blick. „Doch habe ich ihn gern,“ sagte sie, „wie fragt Ihr auch, Base?“

Da nahm jene alle Kraft in einem Seufzer und einem Wort zusammen: „Weil ich dem Herrgott danken würde, wenn es sein könnte, daß ihr Mann und Frau würdet, der Wilhelm und du.“

Verena legte den Arm auf den Tisch und sann nach, ehe sie sprach. Sie spielte mit der Nadel auf der Tischplatte. „Seht Ihr,“ sagte sie langsam und ernsthaft, „der Wilhelm will das nicht.“

„Und du?“

„Ich? — Ich kann es nicht sagen,“ wich sie aus.

Die Base schwieg jetzt, war müde und lag ganz still. Es schien dann, als habe sie sich mit Verenas Antwort beschieden.

Dem Tage folgte eine schwere Woche. Das Leiden der Waserin wuchs. Wilhelm mußte verschiedene Male gerufen werden, daß er die Mutter ans

Fenster trage; frische Luft verschaffte ihr Erleichterung. Die Qualen der Mutter ergriffen ihn seltsam. Er hatte oft Tränen in den Augen, wenn ein Anfall vorüber war, und war nachher fügsam und voll Liebe gegen die Kranke, auch dankbar gegen Verena. Es schien, daß er zu erkennen begann, was sie für die Mutter tat.

Eine Samstagnacht war besonders schwer für die Kranke gewesen. Als Verena am Sonntagmorgen den Laden geschlossen hatte, der bis zum Beginn des Vormittagsgottesdienstes offen blieb, und in ihrer Kammer ihr Sonntagsgewand anlegte, hörte sie nebenan die Base eifrig und ernsthaft sprechen und vernahm neben ihrer kurzatmigen, heiseren Stimme die laute, feste Wilhelms. Die Unterredung dauerte lange; Verena wollte sie nicht unterbrechen; denn es war ihr unwillkürlich, als verbiete der ernsthaft-bedächtige Klang der beiden Stimmen eine Störung. Als sie aber, weil ihr die Zeit lang wurde, ihre Kammer verließ, um nochmals in die Ladenräume hinabzusteigen, trat Wilhelm aus der Stube der Mutter, in seinem Äußern ganz das Bild des überlasteten Baumes, das er immer bot, tragend, und winkte ihr. „Ich möchte dir etwas sagen, Verena."

Er nahm sie am Arm, als sie näherkam, und schob sie mit linkischer Gebärde in die schöne, schlichte Wohnstube.

„Setz dich," sagte er. Seine Art, in der eine gewisse Wichtigkeit lag, machte Verena Herzklopfen. Sie ließ sich auf den ersten besten Stuhl an der Wand nieder. Der Hausfegen hing gerade über ihrem krausen Haar. „Mit Gott fang an, mit Gott hör auf."

Wilhelm zog die Tür ins Schloß, die nach der Schlafkammer der Mutter hin offengestanden. Dann kam er und stellte sich vor Verena hin, hemdärmelig, aber sonst in seinem schönen Sonntagsstaat. „Sie spricht immer vom Sterben, die Mutter," sagte er.

„Ja eben," erwiderte Verena; „ich kann es ihr nicht ausreden."

„Sie hat auch recht — es ist kein Spaß mit ihr."

„Sie hat sich immer wieder erholt, wenn sie manchmal noch so schlecht schien."

Wilhelm schien auf diese Worte nicht gehört zu haben. Er sagte unvermittelt: „Es ist wahr, wir könnten nicht beieinander wohnen nachher, du und ich."

Verena sah um sich, als suche sie eine Türe.

„Wenn du wolltest —" stotterte Wilhelm: „als meine Frau könntest bleiben."

Seine Verlegenheit und Unbeholfenheit gaben Verena ihre Ruhe zurück. „Nein," sagte sie schlicht, „das wäre nicht das rechte, wenn du eine nehmen würdest, weil deine Mutter es dir rät."

Bei ihrem Nein war er erschreckt aufgefahren. Jetzt kam er näher. Man sah ihm die Erregung an. Es lag deutlich eine Angst davor in seinem Wesen, daß die Werbung vergeblich sein könnte. „Du mußt es nicht so auffassen, Verena," sagte er mit unsicherer Stimme; „es ist nicht, daß die Mutter mich überredet hat. Es ist — ich sehe es schon selber — daß es ein Glück für

mich ist, wenn du mir ja sagst, daß — ich eine solche nicht mehr finde wie dich."

Verena kam das Mitleid mit ihm an. Sie erinnerte sich, was die Base ihr bei ihrer Ankunft von ihm gesagt hatte: „Er sollte immer einen um sich haben, der ihm recht bleiben hilft." Sie fühlte deutlich, daß er in diesem Augenblick empfand, was er ihr zu sagen versuchte: Einen besseren Freund als dich kann ich nicht finden. Sie war ihm auch immer gut gewesen. Und seit damals auf dem See — das hatte sie sich immer gesagt — „ein andrer kann dir nichts mehr gelten." Aber gerade jener Abend — — —

„Weißt," sagte sie laut, langsam und ernst, „das muß ich dir sagen. Eines verstehe ich nicht — was du gemeint hast — damals auf dem See!"

Er errötete. Dann schien die Erinnerung ihm das zu geben, was ihm bisher gefehlt hatte; eine warme Empfindung für Verena wallte in ihm auf. „Ich — ich — gutmachen möchte ich das ja eben jetzt, Vrene," sagte er.

Seine Stimme zitterte. Verena gewahrte die Veränderung. Eine heiße Freude sprang in ihr auf, über die sie sich selber nicht klar war. Sie überlegte nicht mehr sorglich wie vorher. Wenn er jetzt das rechte Wort fand, der Wilhelm —

„Sag mir jetzt nicht nein, Vrene," sagte er. Er streckte seine schwere, breite Hand aus.

Da legte Verena die ihre hinein. „Ja, nun, wenn du es meinst!"

Sie stand auf. Er trat neben sie und legte den Arm um ihre Hüfte. „Ja, siehst, das ist jetzt ein Glück für mich," sagte er. Es war ein sonderbares Wort, fast als hätte er es auswendig gelernt. Sein Ton war auch trockener als vorher. Trocken und fast zum Lachen war auch sein Gebaren. Er wollte Verena nach der Nebenstube führen. Da schien ihm einzufallen, daß man eine Braut küsse. So faßte er sie bei den Achseln und küßte sie auf die Stirn. Es war, als dächte er schon an etwas andres, als er es tat.

Dann gingen sie zur Mutter hinüber.

Viertes Kapitel.

Wilhelm und Verena waren verlobt. Die Mutter wußte es, Magd und Gesellen hatten es heraus, und die Redseligen der Nachbarschaft flüsterten es sich zu. Sie selber aber machten kein Aufhebens davon. Am Morgen, nachdem er ihr Jawort empfangen hatte, sagte Wilhelm zu Verena: „Wir müssen die Ringe kaufen gehen heute." Und nach dem Mittagessen machten sie sich zusammen auf, gingen die paar Schritte bis zum Goldschmied, der in der Nachbarschaft unter den Lauben seinen Platz hatte, und hatten sich wie auf Verabredung, aber ohne daß eines vom andern es vorher gewußt hätte, in ganz feierliche Kleider geworfen. Wilhelm war zutunlich und heiter, während er am Vorabend, als er die Mutter vor Freude über das Zustandekommen des Verlöbnisses hatte weinen sehen, in eine sonderbare Unruhe geraten, zerstreut und wie von einer Art Angst geplagt gewesen war: Über Verena, die sonst Klarsehende und Vernünftige, kam auf diesem Gang, während des Handelns

um die goldenen Reife und nachher erst, als diese an den Fingern glänzten und ihre jeden Schmuckes ungewohnte Hand die süße Lästigkeit des Ringes empfand, eine Art Traumzustand, in dem sie zum erstenmal alles um sich in einem verklärenden Lichtschein sah. Der Zustand dauerte dann tagelang; sie malte sich die Zukunft in allen Rosenfarben. Ihr Herz klopfte, wenn sie sich in Erinnerung zurückrief, wie sie von Herrlibach aus dem Hause des einen Toten in das des andern gekommen, und wie sie, das einfache Bauernmädchen, nun in dieses Haus hineingewachsen, im Begriffe stand, die Frau eines wohlhabenden und angesehenen Bürgers einer großen Stadt zu werden. Sie freute sich des merkwürdigen Aufschwunges, den ihr Leben genommen, freute sich ebenso und mit der Freude eines rechtschaffenen und arbeitsfrohen Menschen auf die Pflichten und Aufgaben, die ihr die Zukunft bringen würde.

Als sie nach Tagen und langsam aus dem Taumel heimlicher Freude, der sie umfangen, erwachte, begann sie erst allmählich zu erkennen, daß das Glücksempfinden ihres Bräutigams mit dem ihren nicht Schritt hielt. Wilhelm hatte ein zwiespältiges Wesen: oft freilich schien er heiter und zufrieden, zu andern Zeiten aber war er übler Laune, nahm sich kaum zu einem Worte für Verena Zeit, und sie hätte blind sein müssen, um nicht einzusehen, daß er noch immer nichts für sie empfand als die Achtung und Freundschaft, die ihre Stellung und ihr Wirken in seinem Haushalt ihm abnötigten. Wöchentlich zwei-, dreimal blieb er auch, wie früher öfter, nachts von Hause weg, im Kreise der Vereinsgenossen bis gegen Morgen säumend, ein Gebaren, wie es dem Bräutigam kaum anstand. Eines Abends vertauschte er eben wieder die Arbeitskleider gegen einen besseren Anzug und nahm in der Backstube die Kappe von dem Nagel, die dort immer bereit hing. Da trat Verena zu ihm und legte ihm die Hand auf den Arm. „Du willst wieder fort?“ fragte sie. Sie hatte sich bisher nicht in das, was er tat, gemischt; so stutzte er sichtlich, ja, es war, als erschrecke er. Langsam stieg ihm das Blut ins Gesicht.

„Ja,“ sagte er zögernd. Unbehagen klang aus seinem Ton.

„Du bist oft fort, sehr oft,“ sagte Verena. „Die Mutter fragt immer nach dir.“

Er sah einen Augenblick ins Leere, während sein Gesicht sich immer dunkler färbte und seine Stirn zu perlen begann. Dann nahm er die Kappe wieder ab und hing sie an ihren Ort.

„Sie nimmt es schwer, die Mutter, wenn du so oft fortgehst,“ sagte Verena.

Er half sich mit einem Murren: „So kann ich ja dableiben.“

Aber nachher saß er den ganzen Abend mit den beiden Frauen in der Wohnstube oben und hatte seine beste Stunde. Anfänglich verlegen, daß sie ihn zum Bleiben bewogen, ließ er die Traulichkeit der heimischen Stube auf sich wirken, wurde darob redselig und fand Munterkeit und Treuherzigkeit wieder, die das Leben der zwei Alten, seines Vaters und seiner Mutter, früher heiter gemacht hatten. Verena aber erkannte an diesem Abend, daß sie mit einer ihr ganzes Wesen erfüllenden Liebe an ihm hing, fühlte eine große Kraft in sich, diesen sorglosen, schwachen Menschen zu befreunden und zu

führen, und meinte zu wissen, daß sie ihn gerade um seiner Schwäche willen liebe, wie man an einem Kranken doppelt hängt, weil die Gefahr, ihn zu verlieren, immer da ist.

Von der Zerahnin hatte inzwischen wenig Neues verlautet. Ihre Tochter kam nach wie vor in den Laden, Wilhelm aber kümmerte sich scheinbar weniger um sie; denn er trat nicht wie anfangs aus der Backstube, sobald er sie im Laden wußte, ja, tat sogar, als sähe er sie nicht, obwohl Verena bestimmt beobachtete, daß er sie bemerkte. Sie freute sich aber innerlich, daß er die Blicke nicht zurückgab, die die Hilde Zerahn nach der Backstube warf, wann immer sie kam; ja, sie lächelte bei sich, wenn sie sah, wie das Mädchen zögernd sein Brot vom Ladentisch nahm, langsam bezahlte, gleichsam immer nach dem Nebenraum hinüberlauschend und verratend, daß sie von dort einen erwartete, und wie sie endlich mit Widerstreben und als klebten ihr die Sohlen am Boden, den Laden verließ.

Die Gesellen brachten indessen die Nachricht heim, die Zerahnin drüben an der Münstergasse habe zwar viel müßige Leute und Besucher in ihrem Laden stehen, aber wenig Kunden, und die Gasse raune sich bereits zu, daß sie, als schlechte Zahlerin bekannt, nirgends langes Bleiben gehabt habe und wohl auch in ihrem neuen Verkaufsraume sich nicht lange werde halten können.

So kam ein Samstagabend heran, der dem Laden immer am meisten Verkehr brachte. Verena und Friederike, die Magd, befanden sich im Verkaufslokal, mit Reinigungsarbeiten beschäftigt. Es ging auf acht Uhr, die Zeit, da der Laden geschlossen wurde, als die Hilde Zerahn eintrat. Sie war barhaupt und sehr bleich. Verena fühlte fast Mitleid mit ihr, so sehr sprang ihr gleich bei ihrem Eintritt der Umstand in die Augen, daß das Mädchen wie eine Kranke bleich war. Das Lampenlicht zündete ihr ins Gesicht; selbst die Lippen und die Brauen brachten keine Farbe in den Schnee der Züge; nur die Augen glänzten und waren wie von einer Unruhe oder Angst groß.

„Guten Abend!“ grüßte Hilde; es war, als ob sie kurz an Atem wäre. Verena gab den Gruß still und nicht unfreundlich zurück, reichte der Kundin das Brot, das sie verlangte, und nahm das Geldstück, das diese ihr hinbot. Es war ein Zwanzigfrankenstück, und Verena hatte nicht viel Münzen zur Hand; so dauerte es ein paar Augenblicke, bis sie das Herausgeld zusammengezählt hatte. Als sie aufblickte, stand Hilde nicht mehr am Ladentisch. Sie war auf die Schwelle der Backstube getreten, hastig, mit einem Schritt, und es war als hätte sie einen Namen auf den Lippen. Sie kam gleich darauf zurück, ein wenig verwirrt und immer bleich, nahm das Geld und ging. „Gute Nacht!“ flüsterte sie kaum hörbar, als sie hinausschlich. Aber Verena bemerkte, daß sie draußen sich umwandte, nicht davonging, sondern von außen sich der Tür vorsichtig nochmals näherte und einen sonderbar angst- und hungervollen Blick durch die Scheiben hereinwarf. Als sie, Verena, ihren Feglappen wieder aufnehmen wollte, sah sie, daß auch Wilhelm den Blick der Hilde aufgefangen hatte. Er war aus der Backstube gekommen und näherte sich der Ladentür. Er hatte ein rotes Gesicht, seine Haltung war vornüber-

gebeugt, und es lag eine sonderbare Störrischheit darin ausgeprägt, als fürchte er ein: „Geh nicht!“ ehe er die Türe erreicht hätte, und sei bereit, ihm zu trotzen.

Verenas Herz klopfte. Sie arbeitete weiter, aber als die Tür hinter Wilhelm ins Schloß fiel, zuckte sie zusammen und mußte innehalten, so eng war ihr der Atem. Mit Mühe raffte sie sich auf. Da stand die Magd neben ihr und sah sie an. In ihrem runzeligen Gesicht leuchtete ein ehrlicher Zorn, sie schien sprechen zu wollen, schwieg aber, doch sichtlich gezwungen, und sie wußten beide, daß sie denselben Gedanken hatten: „Was will es von ihm, das Mädchen?“

Sie taten weiter, was zu tun war. Nach einer Viertelstunde war Verena mit ihrer Arbeit fertig. Wilhelm war noch nicht zurück. Verena aber hatte ein Gefühl, als höre sie ihn flüstern. In Wirklichkeit konnte sie es unmöglich hören, aber es war ihr, als sei er nah, als geschehe etwas im Hause oder hinter der Tür oder — —

Auf einmal tat sie selber die Ladentür auf und ging hinaus.

Die Nacht war still. Über den dunkeln Himmel schoben sich, schwach sichtbar, einzelne weiße Wolken; da und dort standen ein paar Sterne, die immer wieder in den Wolken untergingen; es war ein fast schmerzliches Erlöschen der kleinen Lichter. Die Straße war laut und wirr wie immer. Ein-, zweimal löste sich aus dem dunkeln Mischmasch der sich begegnenden Gestalten eine, kam über den kleinen Hof geschritten und verschwand in den Nachbarhäusern.

Verena hatte die Ladentür hinter sich zugezogen, stand mit klopfendem Herzen und spähte in die Dunkelheit des Hofes. Dann stieg sie über die Stufen hinunter. Als sie das Pflaster betrat, peitschten ihr zwei Regentropfen das Gesicht, die aus einer einzelnen Wolke fielen. Völlig in den Gedanken an Wilhelm aufgehend, erschrak sie heftig ob der fremden Berührung. Aber sie ermannte sich und bog um die Ladenecke nach der Haustür hin. Plötzlich stutzte sie. Im Schatten der Ecke stand Wilhelm, das Zerahn-Mädchen bei ihm. Sie trennten sich, als sie Verena erblickten. Hilde huschte an ihr vorüber, sie bemerkte, wie sie im Vorbeigehen mit einem scheuen Blick ihr ins Gesicht sah. Wilhelm stand breit, die Hände in die Taschen gebohrt, an der Haustür. Verena ging an ihm vorbei und sagte kein Wort. Aus dem Hausflur trat sie in die Backstube, durch diese in den Laden. Mechanisch begann sie an diesem die Fensterläden vorzulegen. Kopf und Herz brannten ihr. Sie war fast so weiß wie vorhin die Hilde.

Nun hörte sie Wilhelm in die Backstube treten. Es war niemand dort als Friederike, die Magd. „Ist wieder niemand oben bei der Mutter?“ sagte Wilhelm zu dieser. Seine Stimme klang barsch.

„Gerade will ich hinauf; gerade bin ich fertig geworden mit der Arbeit,“ sagte die Magd. Sie rumorte noch hier und dort. Derweilen stand er, den breiten Rücken gegen die Ladentür gewendet, und sah ihr ungeduldig zu. Sein Gesicht war sonderbar anzusehen, ganz von Unruhe lebendig. Die Lippen zitterten ihm, und seine Augen glänzten, seine Backen waren rot vor

Erregung. „Herrgott, bist noch nicht fertig?“ fuhr er plötzlich wieder auf; es kam kurz und qualvoll aus ihm heraus. Die Magd sah ihn an. Es schien ihr ein Licht aufzugehen, daß er sie weghaben wollte. Still ging sie aus der Tür. In diesem Augenblick wollte auch Verena sich an Wilhelm vorbeidrängen, aber er versperrte ihr den Ausgang.

„Ich will durch,“ sagte sie atemlos. Eben fiel die Tür hinter der Magd ins Schloß.

Da drehte er sich nach ihr um. „Wir müssen reden miteinander,“ sagte er.

Plötzlich hob Verena die rechte Hand ganz langsam und ruhig und streifte den Ring von ihrer Linken. „Nimm,“ sagte sie. Er nahm ihn.

„Vrene!“ sagte er. Eine Bewegung ging durch seine schwere Gestalt. „Seit ich — seit du mit mir versprochen bist, habe ich mit ihr nicht mehr geredet, mit der Hilde.“

Verena antwortete nicht; sie glitt an ihm vorbei und der Flurtüre zu. Da rief er ihr keuchend nach: „Vrene!“

Der Ton seiner Stimme zwang sie, sich umzusehen. „Du mußt doch hören,“ sagte er. Sie wußte selbst nicht, warum sie nicht weg konnte. Sie sah, wie er sich um Worte quälte. Endlich sagte er: „Das mit der Hilde ist schon vorher gewesen! Dann — die Mutter — ich sah, daß sie nicht einverstanden sein würde! Immer von dir sprach sie, immer nur von dir. Als ich es oft genug gehört hatte, meinte ich, daß es auch mir recht sein könnte. Da wußte ich noch nicht, daß ich es der Hilde schuldig bin, sie zu nehmen.“

Verena fiel die kranke Base ein. Wenn die das hörte! An sich selber dachte sie gar nicht. „Sie gibt es auch jetzt nicht zu,“ stieß sie heraus.

„Sie wird wohl müssen,“ murrte Wilhelm. Er fand seine störrische Schwere wieder, hakte beide Daumen in die Westentasche, hing den Kopf vornüber und starrte den Boden an.

„Das kannst ihr nicht zuleid tun,“ sagte Verena in steigender Angst.

„Zuleid oder nicht, ich muß es tun!“

„Mußt —“ stammelte Verena, als ob sie auf einen Ausweg sänne.

„Wenn ich ehrlich sein will,“ sagte er.

Da wußte sie, was er meinte. „Jesus, mein Gott!“ sagte sie.

„Ich habe sie auch gern, die Hilde,“ warf er hin. In seinem Ton war etwas Zänkisches, als geschehe ihm unrecht, nicht ihr. Verena ging ein grelles Licht auf: „Siehst jetzt, gar nichts giltst ihm!“ Aber immer noch mußte sie nur an die Base denken.

„Straf dich Gott nicht, Wilhelm, daß die Mutter zugrund geht an dem, was du ihr antust,“ sagte sie. Die Worte kamen ihr mit einem tiefen Atemzug aus dem Innersten herauf. Sie wendete sich darauf und verließ die Stube.

Langsam stieg sie die Treppe hinan. Sie hörte, wie Wilhelm die Backstube abschloß. Jetzt kam er mit schweren, entschlossenen Schritten ihr nachgestiegen. Halt! Er kam es ihr sagen, der Mutter! Verena stockte der Herzschlag bei dem Gedanken. Unwillkürlich stand sie still und wartete, bis er kam. Er wollte an ihr vorübergehen, aber sie wehrte ihm. „Halt, ich will es ihr sagen!“

Er sah sie ganz erstaunt an. Aber er ließ sie gehen. Mit vornüberhängendem Kopf schritt er nach seiner eigenen Kammer, als sie bei der Base eintrat.

Fünftes Kapitel.

Das war ein Tag, als hingen schwarze Wetterwolken bis auf die Dächer von St. Felix nieder. Aber es war ganz hell am Himmel und ob der Stadt, und durch die Straßen trieb das geschäftige Leben. Nur im Haus zum Höflein war die Wetterschwüle; das war inmitten des lauten, hellen Tages eine Insel, auf der Nacht und schwere Stille lagen.

„Sie will dich nicht sehen," sagte Verena zu Wilhelm, der am Morgen zum drittenmal einen Anlauf nahm, bei seiner Mutter einzutreten. Schon am Abend vorher hatte er denselben Bescheid erhalten. Jetzt schoß ihm das Blut jäh ins Gesicht. „Herrgott, da will ich jetzt doch gern sehen, wen ich fragen muß," sagte er und streckte die Hand nach der Türklinke. Sie standen wieder an der Kammer der Base.

Verena sah ihn ganz ruhig an. „Wenn du nicht Geduld haben kannst, mußt es selber haben, was kommt," sagte sie. Etwas in ihrer Stimme quälte ihn. Er trat einen Schritt rückwärts.

„Es muß etwas geschehen," murrte er. Aus seinem Ton war zu hören, wie er mit sich selber zerfallen war. „Es muß in Ordnung kommen mit der Hilde," fügte er hinzu.

„Das weiß ich, daß es in Ordnung kommen muß," gab Verena zurück. „Wenn du mich machen lassen willst, so — — am Ende wird sie es schon begreifen, die Base."

„Dich?" stotterte er und sah sie verblüfft an. Ihre Erscheinung kam ihm nachher nie mehr aus dem Sinn, wie sie in ihrem grauen Kleid und der schwarzen Schürze dagestanden, ein Zucken um den Mund und um die Nasenflügel, sonst aber ruhig und ergeben.

„Ich möchte — wenn ich kann — noch Frieden machen zwischen der Base und dir," sagte sie.

Da senkte er den Blick vor dem ihren, wendete sich ab und ging die Treppe hinab. „Geh nur," sagte er im Davongehen.

Verena trat wieder bei der Base ein. Den ganzen Tag kam sie nur einmal heraus, um etwas Suppe für die Kranke zu holen. Dabei sagte sie zu keinem ein Wort; nur die Magd mahnte sie: „Schau gut zum Laden, Friederike; ich muß heute oben bleiben."

Wilhelm arbeitete mit den beiden Gesellen. Gegen Abend ging er für eine Viertelstunde weg und um die nächste Gassenecke. Da streckten die Gesellen und die Magd die Köpfe zusammen wie erlöst.

„Jesses, was für ein Tag!" sagte die Friederike. Nachher tauschten sie ihre Wissenschaft aus: das ist geschehen und das und das, und so ist's gewesen und so und so.

„Habe ich es nicht gesagt, daß er früher immer in Strümpfen nachts über die Treppe hinabgeschlichen ist, der Waser!" sagte der eine Geselle.

Nachher wußte der andre etwas und nachher der erste wieder. Sie tuschelten noch, als Wilhelm zurückkam, die Ladentür hinter sich zuschlug und den Rock an den Nagel hing, den er über das Mehlhemd angelegt hatte. Er warf einen wilden Blick auf die beiden Knechte, die sich hastig über die Tröge, die sie reinigten, gebeugt hatten.

Derweilen stand Verena oben an der Base Bett. Diese hatte sich aufgerichtet und saß steif, den Rücken von einem Kissen gestützt, da. Ihr Gesicht war gelb, und es lag etwas Hungerhaftes und Dürftiges darin, nicht als ob die Base Katharina leiblichen Hunger litt, wohl aber wie ein Gesicht aussieht, das ein Kummer zu einer schmalen Herbheit zusammengedrückt hat. Sie trug eine weiße Haube, von der das gelbe Gesicht scharf abstach, und just so scharf sonderte sich das harte Braungelb der hageren Gelenke und Hände, die auf der Decke lagen, von dem Weiß der Hemdärmel.

„Wenn jetzt dann geredet ist zwischen mir und – und dem Wilhelm, dann wirst gehen?“ sagte die Base. Ihre spröde Stimme stand in seltsamem Einklang zu der abgemagerten Gestalt.

„Ja,“ sagte Verena; „zu den Brüdern will ich heim.“

Die Base spreizte die dünnen Finger, als wollte sie nach dem Mädchen fassen, legte sie aber dann nur zitternd ineinander. „Da wird es recht gehen bei uns,“ sagte sie; „ich im Bett, der — der Wilhelm – wie soll der Gedanken haben! — Hast recht, geh nur — so siehst nicht alles zusammenfallen.“

Die Worte klangen dürr; es lag kein Schluchzen darin; nur die Kinnlade der alten Frau klapperte einmal wie vor Frost. Und das Elend schrie doch aus jedem Ton.

Verena überrann ein Gefühl, als spannten sich ihre Muskeln. Sie empfand, daß sie etwas geworden war in dem Haushalt; sie konnte nicht leugnen, daß er vielleicht in die Brüche ging, wenn sie jetzt wegging. Etwas drängte in ihr. „Ich — ich will nicht gleich fort,“ sagte sie; „ich will noch warten — ein wenig.“

Die Base Katharina nickte eigentümlich, so, als wollte sie sagen: „Das glaubst ja selber nicht, was du sagst.“ Dann drückte sie sich selbst das Kissen noch fester in den Rücken, strich die Decke glatt und sagte: „So soll er jetzt kommen, der Wilhelm.“ Sie saß bolzgerade, als sie das gesagt hatte, und wartete, während Verena den Vetter holen ging.

Wilhelm trat allein bei der Mutter ein. Verena ging in die Nebenstube. Es war ihr, als müßte sie in der Nähe bleiben.

Die Unterredung dauerte lang. Was die beiden sich sagten, konnte Verena nicht hören, wollte es auch nicht. Sie vernahm nur die Stimmen, die dürre, scharfe der Base und die starke, murrende Wilhelms. Es war, als rängen diese beiden Stimmen miteinander, immer und immer wieder; man glaubte zwei Kämpfende aneinander aufstehen zu sehen, von denen keiner wich. Endlich ging das Gespräch in abgehackte, schwere Worte über. Wilhelm sprach allein zuletzt. Er tat kurz nachher die Tür zur Kammer auf, in der Verena stand. „Du kannst hereinkommen,“ sagte er und drehte ihr den Rücken, sobald sie eintrat. Ans Fenster ging er und stand dort, auf die nächsten

Dächer starrend. Der schwere Mensch mit dem hohen Rücken nahm fast, die Scheiben verdeckend, das Licht aus der Stube.

„Er will die Hochzeit gleich auskündigen lassen," sagte die Base.

Verena nickte nur. Die Base aber, die noch immer steif und eigenwillig im Bett saß, fuhr fort: „Er kann nicht warten, bis ich tot bin."

„Ihr müßt nicht —" wehrte Verena und trat zu ihr, wunderte sich dabei, daß Wilhelm am Fenster sich nicht auffahrend umwendete. Er stand dort wie ein störrischer Klotz.

„Es hätte doch nicht lange mehr gedauert," sprach die Base in ihrem bitteren, knappen Ton weiter. Und dann: „Nun, es ist Platz im Haus. Hierdrinnen braucht nichts anders zu werden. Er weiß auch, daß er mir nichts Neues hereinbringen soll."

„Ihr braucht nicht Angst zu haben," knurrte Wilhelm, ohne sich umzusehen.

Die Base sah Verena mit ihren faltenumzogenen Augen an. „Wenn du noch bei mir bleiben könntest, bis — es — du weißt ja, daß es nicht mehr lang — gehen wird mit mir."

Die Bitte klang nicht dringend, fast gleichgültig. Es schien in diesem Augenblick, als hätte die Base einen Schlag vor den Verstand erhalten, so eintönig und teilnahmlos sprach sie.

Wilhelm stopfte die Hände in die Taschen und wendete sich jetzt. „Eigentlich nichts mehr verloren habe ich hier," sagte er und ging mit bleichem, trotzigem Gesicht aus der Stube.

„Er will katholisch heiraten," sagte die Base, als er hinaus war. Ihre Aufrechtheit hatte noch standgehalten. Jetzt verzog sich ihr Gesicht. Langsam kroch das dünne Blut in ihre faltigen Wangen. „Vor dem Antistes schäme ich mich," stieß sie plötzlich heraus. Dann schlug der steife Rücken auf einmal in die Kissen zurück. Sie drehte sich gegen die Wand. Vielleicht war ihr das von allem Bitteren das Bitterste, daß er seinem Glauben abtrünnig war, der Wilhelm.

Verena fand kein Wort. Sie setzte sich ans Fenster, dorthin, wo eben noch Wilhelm gestanden hatte. Eine lange Weile war es still in der Stube. Und weil kein Wort gesprochen wurde, kamen die Gedanken. Verena hatte die vergangene Nacht sich zurecht gelegt, wie ihr Leben sich plötzlich gewendet hatte. Jetzt kam ihr alles klarer und einfacher zurück. Den Wilhelm, den Bräutigam hast verloren! Begreife es! Kein Markten gibt es und keinen Zweifel! Er schiebt dich beiseite wie ein Stück Holz. Nicht einmal große Reue hat er darüber. Er sollte dich nicht reuen, der leichtlebige, schwache Mensch! Und doch reut er dich.

„Vrene!" stöhnte die Base vom Bett her. An ihrem Keuchen merkte das Mädchen, was kommen wollte! Sie fuhr aus ihren Gedanken und trat ans Bett.

Vielleicht hatte die fürchterliche innere Erregung die alte Frau bisher aufrechtgehalten. Jetzt kam ihr Leiden über sie wie noch nie. Verena eilte vor die Tür und schrie nach der Magd. Zum Doktor sollte sie laufen.

Als der Arzt kam, mühten er und Verena sich stundenlang um die Kranke. Endlich überstand sie auch diesen Anfall. Freilich lag sie nachher wie tot vor Erschöpfung.

Verena aber wußte es nicht anders, als daß sie jetzt bleiben mußte. —

In der nun folgenden Zeit kam eine große Unruhe in das Waserhaus. Die Base hielt ihre Tür wider alles geschlossen, was in die Räume ihres Sohnes Neues kam; Verena aber, die ab und zu gehen mußte, bekam nach und nach alles zu sehen, was sich da begab. Zuerst lief ihr Hilde in den Weg. Verenas Stube und zwei danebenliegende wurden für das junge Paar eingerichtet. Wilhelm kaufte ein, was er neu hineinstellen wollte; vielleicht half ihm die Zerahnin bei der Wahl, da er sonst niemanden um Rat fragte. Fast täglich wurde irgendein Möbelstück über die steilen Treppen heraufgeschleppt. Als die Stuben gefüllt waren, kam die Hilde. Sie kam zu Recht; denn gestern hatte ihre Eheverkündung im Amtsblatt gestanden. Aber sie kam nicht siegesbewußt. Sie begegnete Verena, als diese just aus dem Hause gehen wollte, um eine kleine Besorgung zu tun. Aus der Backstube trat sie. Als sie Verena erblickte, streckte sie unwillkürlich die Hand aus und stammelte: „Fräulein —"

Verena übersah ihre Hand. Da zog sie sie hastig und erschreckt zurück. So furchtsam stand sie dann da, daß sie der andern fast leidtat.

„Ist er — ist er oben, mein Bräutigam?" fragte sie.

„Ich weiß nicht," antwortete Verena.

„Ich soll sehen kommen, wie alles eingerichtet ist," fuhr Hilde mit unsicherer Stimme fort. Verena aber hielt sich nicht auf, nickte und verließ sie. Nachher sah sie noch lange Hildes weißes, erschrockenes Gesicht vor sich, und es tat ihr leid, daß sie ihr nicht ein gutes Wort gesagt hatte.

Mit mehr Geräusch als die Tochter kam die Zerahnin ins Haus. Sie kam, wie sie drüben in ihrem Laden saß, in einem schleppenden Kleide von auffallender, etwas verschossener Farbe. Das Kleid rauschte, wenn sie ging, und sie hatte in ihrem Wesen etwas Marktschreierisches, obwohl sie ganz gemessen und vornehm tat. Sie war von hoher, schlanker Gestalt; ihre Züge waren noch immer schön und ebenmäßig; nur die Nase war spitz und rechthaberisch. Ihr schönes, volles, weißes Haar glänzte fahl, während sie durch das düstere Treppenhaus hinaufstieg. Auch sie kam die neue Wohnung ansehen. Wilhelm empfing sie. Es schien ihm nicht ganz wohl zu sein bei dem Besuch; er machte ein hilfloses Gesicht. Die Zerahnin achtete nicht darauf, tat, als ob sie zu Hause wäre, sah sich in jeder Zimmerecke ein dutzendmal um, wollte das so haben und jenes so und regierte so lange, bis aus Wilhelms Unbehagen eine merkliche Ungeduld wurde. Er schnitt mehrere ihrer Bemerkungen mit einem kurzen: „Es wird schon recht werden," ab und pflanzte sich so lange neben der Türe auf, bis die redselige Frau merkte, daß er sie ihr zeigen wollte. Sie errötete, aber es schien ihr daran zu liegen, ihn bei Laune zu erhalten, und sie trat auf die Schwelle. Dann brach einer ihrer Wortschwälle über ihn herein: „Deine Mutter möchte ich doch sehen — das gehört sich doch —, wir kennen einander noch nicht einmal!"

Er trat unwillkürlich vor die Tür, die zu seiner Mutter Stube führte. „Sie ist zu krank! Daß sie nicht zufrieden ist, wissen Sie auch!“ Er sagte das plump und schroff.

Die Zerahnin fand für gut, nicht weiter in ihn zu dringen. Innerlich war sie zufrieden: Gut machte es die Hilde! Sie setzte ein freundliches Gesicht auf. „Grüß sie mir, die Mutter!“ sagte sie. Dann stieg sie mit ihm die Treppe wieder hinab.

Frau Katharina und Verena hatten das laute „Grüß sie mir!“ gehört, das sie vor ihrer Tür gesprochen hatte.

„Hörst, wie die Fremden ins Haus kommen?“ sagte die Base. „Im Grab wird er sich umdrehen, der Vater!“ —

Von da an gingen und kamen die Zerahns täglich ein paarmal, die Frau laut und großtuerisch, die bleiche, weißblonde, junge gedrückt, scheu, gleichsam auf den Zehen gehend. Die letztere trat einmal unter die Tür einer ihrer neuen Stuben, als Verena in den Flur kam. Es sah aus, als hätte sie auf sie gewartet.

„Fräulein!“ flüsterte sie.

Verena wandte sich um. Die andre stand so hilflos dort, daß sie nicht anders konnte und zu ihr ging. „Sagen Sie mir,“ bat Hilde zwischen Schlucken und Weinen, „darf ich nie zu ihr, zu seiner Mutter?“

Verena sah einen Augenblick an den Boden. „Was brauchst ihr zu antworten, was geht sie dich an!“ durchfuhr es sie. Aber sie war nicht klein, die Verena. Ruhig blickte sie auf. „Sie müssen Geduld haben,“ sagte sie, „mit der Zeit — — —“ Und ohne zu vollenden, ging sie.

Hilde sah ihr mit schwimmenden Augen nach.

Am gleichen Tage kam der Antistes die kranke Frau Katharina besuchen. Er kam, weil Verena ihn im Auftrage der Base zu kommen gebeten hatte. Verena, die ihn ins Krankenzimmer führte, ließ ihn mit der Base allein und trat in die Wohnstube hinüber, wo sie arbeitete. Nach einer Weile trat er plötzlich auf die Schwelle der beiden Stuben. Er hielt den Hut in der Hand und schien bereit, zu gehen. Verena fuhr vom Stuhle auf, um ihn hinauszugeleiten. Aber er zögerte und maß sie mit einem scharfen Blick, so daß sie fast erstaunt ihn ansah. Seine strengen, grauen Augen, die wie Lichter zwischen den elfenbeinfarbenen Dreiecken der Lider standen, hafteten auf ihr. „Sie haben jetzt eine schwere und schöne Aufgabe,“ sagte er. „Seien Sie die Brücke, auf der in dieses Haus und zwischen Mutter und Sohn wieder Frieden kommen kann.“

Sein Blick sagte fast noch mehr als seine Worte. Sie las daraus, daß er wissentlich ein Opfer von ihr forderte und ihr die Kraft zutraute, es zu bringen. Und es war sonderbar, daß auch eine Art Stärke sie durchrieselte, während er sie anblickte.

„Ich bleibe schon bei ihr, bei der Base,“ sagte sie.

Der Antistes nickte. Er stülpte den schwarzglänzenden Hut auf die ehrwürdigen Locken, ließ sie bis zur Türe folgen, grüßte dort sie und die Base mit einer spärlichen Freundlichkeit und ging. Mit einer Handbewegung hieß er Verena, die ihm folgen wollte, im Zimmer und bei der Kranken bleiben.

Sechstes Kapitel.

Das war eine stille Hochzeit. Zumal im Waserhaus merkten sie wenig davon, daß der Wilhelm heiratete. Er kam am frühen Morgen — es war noch kaum Tag — in seiner Mutter Stube und steckte in einem neuen schwarzen Anzug. Er sah gut darin aus, hielt sich stattlicher als sonst, weniger vorn eingebückt. Sein blondes, gewelltes Haar und die gesunde Farbe seines Gesichtes wurden durch die feierlichen schwarzen Kleider schön hervorgehoben. Die Base schüttelte den Kopf, als sie ihn ansah. In diesen Kopf wollte es nicht hinein, daß der stattliche Mensch sich an eine wegwarf, die nicht zu ihm paßte.

„Heute gilt es," sagte Wilhelm. Er lachte ein wenig; es lag ihm daran, ein gutes Wort mit auf den Weg zu nehmen.

„Will's Gott, reut es dich nie," sagte die Mutter. Sie gab ihm die dürre Hand, und von den Augen rannen ihr zwei dünne Tränenstreifen über die faltigen Wangen. Weil er im Innersten gutmütig war, wurde auch ihm der Blick feucht. Er wendete sich ab und wollte gehen. Da merkte er erst, daß die Verena hinter ihm stand. Er errötete jäh; in diesem Augenblick fiel ihm doch ein, daß er der bitter unrecht getan.

„Ich wünsche dir Glück," sagte sie. Sie gab ihm die Hand nicht; beide Arme hingen ihr schlaff am Kleide nieder, und sie war sehr bleich; aber er fühlte doch, daß sie ernstlich und von Herzen meinte, was sie sagte.

„Ich danke dir," sagte er und wandte sich der Türe zu. Der Kopf hing ihm jetzt wieder auf die Brust. Es drückte ihn doch, daß nicht alles recht war an diesem Tage. Auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um und sah Verena an. Er wollte etwas sagen, das schwer aus ihm herauskam; so räusperte er sich zuerst. „Gelt," stotterte er dann — „im Geschäft — weil ich nicht da bin —"

Verena half ihm. „Ich will nachsehen im Geschäft, heute," sagte sie. Da trat er vollends aus der Stube. „Dank," murmelte er noch einmal kurz und trocken.

Diesen ganzen Tag brachte Verena wieder im Laden und in der Backstube zu, wo sie so lange nicht mehr gewesen war. Bei der Base saß eine Mieterin aus dem unteren Stock, eine alte Jungfer, die schon hie und da bei ihr gewacht hatte. Eben als Verena am Abend die Ladenkasse leerte und zuschloß, kamen die Neuvermählten heim. Ein Wagen brachte sie. Es regnete, und im Hausflur war es dunkel. So tat Verena, die sie hatte kommen hören, die Backstubentür auf und hielt ein Licht hoch. Die junge Frau stieß soeben hastig die Haustür auf. Sie hatte ein weißes, schönes Kleid an, dem man ansah, daß eine geschickte Hand es gearbeitet hatte. Eine große Dame hätte sich seiner nicht zu schämen brauchen. Der Hilde mit ihrem farblosen, zarten Gesicht stand es wunderbar gut. Das Herz wurde dem warm, der sie ansah. Als sie Verena erblickte, machte sie ein trübes Gesicht. „Es regnet so," sagte sie; es war, als ob sie meinte: es regnet Unglück.

Die Hausleute hatten den Wagen anfahren hören. Oben gingen ein paar Türen. Eine Anzahl Köpfe sah aus jedem Stockwerk über das Treppengeländer nieder.

Jetzt trat auch Wilhelm ins Haus. Er schien seiner Beine nicht mehr ganz sicher zu sein. Sein Gesicht war rot und glänzte. „Guten Abend!" sagte er. Dann wandte er sich an seine Frau, sagte: „Geh jetzt!" und winkte mit dem Kopf nach der Treppe. Dabei lachte er und gluckste einmal. Als sie dann hinaufgingen, stolperte er zuweilen; man hörte das schwere Anschlagen seiner Schuhe.

Die Leute, die neugierig nach ihm ausgeguckt hatten, verschwanden, bevor er herankam. Sie wußten nicht, was sie aus der Sache zu machen hatten: mit der einen versprach er sich, die andre nahm er zur Frau, der Wilhelm Waser!

Am nächsten Morgen ging alles seinen gewohnten Gang; nur daß ein stiller, kindischer Mensch, die Hilde, mehr im Hause war.

„Wie ist sie?" fragte die Base Verena. Diese sah sie gerade und ehrlich an. „Ich müßte lügen, wenn ich nicht sagen wollte, daß sie es gut meint."

Die Base wollte nicht mehr wissen.

Die Zeit schwand dann, aber die kranke Frau tat der Schwiegertochter die Tür nicht auf. Diese gewöhnte sich allmählich daran. Sie war keine, die einen eigenen Willen hatte oder gar die Kraft, solchen zur Geltung zu bringen. So zimperlich, wie ihr ganzes Wesen war, griff sie auch ihr neues Leben an. Zuvörderst hatte sie das Lachen, gleich dahinter das Weinen. Wenn etwas nicht geraten wollte, lachte sie; sah sie einen, der nicht mit ihr lachte, so stiegen ihr die Tränen auf. In ihren drei Stuben kam sie so leidlich zurecht, da die Friederike, die Magd, ihr Hand reichte. Hatte diese einmal anderswo zu tun, konnte die Hilde mit der Arbeit nicht fertig werden. Im Laden, wohin Wilhelm sie gleich nach der Hochzeit setzte, ging es schlimmer. Sie hatte keine Gedanken für die Preise, kein Gedächtnis für die Benennungen der Brote, und wenn sie eines vom Gestell herabzulangen hatte, so ließ sie es regelmäßig mit lautem Klatsch zu Boden fahren, weil sie so geziert danach griff, als fürchtete sie das bißchen Mehl, das ihr dabei an den Fingern blieb. Wilhelm trat dann aus der Backstube, hatte einen roten Kopf und murrte ein barsches: „Paß doch auf!"

Das genügte, um zu veranlassen, daß ihm seine Frau vom Ladentisch weg und hinauf in die Wohnung lief, um zu flennen. Er aber war weder ein Feiner noch ein Geduldiger. Zweimal ging er ihr nach und ließ ein Donnerwetter über sie los, daß die Base nebenan in ihrem Bett aufschreckte.

„Hörst?" sagte sie das zweite Mal zu Verena. „Da ist schon der Frieden entzwei."

Beim dritten Mal nahm der starke Mensch, der Wilhelm, sein Weib beim Handgelenk und führte sie mit Gewalt dorthin zurück, von wo sie gekommen war, — in den Laden. „Sei kein Narr, da bleibst!"

Die Kunden wunderten sich nachher, daß die junge Waserin immer vor sich hinschluchzte, während sie bediente. Guten Willen aber hatte die Hilde

doch. Wenn sie etwas recht hatte machen können, leuchtete ihr ganzes Gesicht auf. Sie hatte nur wenig Kraft zum Rechtmachen. Dann kamen auch nach wenigen Wochen schon ihre schweren Tage. Es wollte nicht lange mehr dauern, bis ihre Zeit kam. Und sie war wehleidig, strengte sich nicht an, ließ gleich alles hangen. Wilhelm schimpfte und fluchte. Nachher ließ er sie gewähren und tat im Geschäft selbst, was ihr obgelegen hätte.

In diesen Tagen war es, daß er der Zerahnin die Tür wies. Diese steckte seit der Hochzeit mehr bei der Tochter als in ihrem Modewarenladen, versuchte in den Bäckerhaushalt hineinzuregieren und holte bei dem Schwiegersohn auch zweimal das, was bei ihr keinen Halt hatte, — Geld. Wilhelm gab das Verlangte, das erste Mal überrumpelt, mit einer gewissen Bereitwilligkeit, das zweite Mal zögernd, mürrisch. Beim dritten Mal stieg ihm das Blut bis unter das blonde Haar. „Gib mir erst wieder, was ich dir vorher geliehen habe," sagte er zu der aufgeputzten Frau, die vor ihm stand. Es glomm ein böser Zorn in seinen Augen.

Die Zerahnin legte ein freundliches Mäntelchen um. „Ich kann jetzt nicht," sagte sie ruhig und süß; „ich muß auch das Geld notwendig haben."

„Wie viel sagst?" fragte Wilhelm.

„Tausend," sagte die Zerahnin etwas gedrückt.

Wilhelm drehte ihr wortlos den Rücken. Aber sie kam ihm nach. Jetzt flennte sie. „Vergeltstagt[1]) werde ich," platzte sie heraus, „wenn du mir nicht hilfst."

Da sah er sie einen Augenblick an, als ob sie ihn ins Gesicht geschlagen hätte. Dann trat er hinter den Tisch in der Backstube, so daß der zwischen ihm und der Schwiegermutter zu stehen kam. „Da," sagte er und strich mit dem Daumen heftig und lang über die Tischplatte, als zeichne er eine Grenze. „Da bist du und da bin ich. Was dich angeht, geht mich nichts an und umgekehrt. Jetzt weißt es."

Die Zerahnin wurde bleich. Sie hatte eine gute Meinung von sich und wußte vor heimlichem Zorn keine Worte. Tragödienhaft warf sie den Kopf hoch und rauschte in ihrem Schleppkleide durch den Laden hinaus. Dabei vergaß sie, daß es nach dem Abgang schwer war, wiederzukommen, lernte es aber später. Sie geriet bald in Zahlungsschwierigkeiten. Der Bankrott kam wirklich. Der Schwiegersohn aber kümmerte sich nicht darum und verbot ihr, als sie ihn drängte, sein Haus.

Verena staunte zu dieser Zeit über den Vetter Wilhelm, daß er standhaft war und sich in die schiefe Sache der Zerahnin nicht einließ. Sie sah, wie er von Anfang an der fremden, großtuerischen und hohlen Art der Zerahnin gegenüber seine eigene bürgerliche Geradheit und Schlichtheit festhielt, sah letztere auch neben dem zimperlich-kindischen Wesen der jungen Frau, schwerfällig, aber gesund, mehr als bisher hervortreten und dachte gut von ihm darob. Freilich konnte sie sich auch das andre nicht verhehlen, daß Wilhelm langsam ein inneres Mißbehagen anzukommen begann, weil er mehr

[1]) = bankrott.

und mehr erkannte, wie er für die ernstere Lebensseite an seiner Frau keinen Kameraden gewonnen hatte. Er sah in Haus und Geschäft vieles vernachlässigt, was zu der Mutter und Verenas Zeiten in Ordnung gewesen, und er war nicht der Mensch, seinen Ärger darüber mit dem Entschluß zu schlagen, aus der Hilde das noch zu machen, was sie nicht war. In seiner Mißstimmung gebrach ihm die gewohnte Arbeitslust. Er lief mitten am Tage und häufig abends ins Wirtshaus und blieb lange fort. Wenn er mitten in der Nacht heimkam, hörten die drei Frauen, die sich um sein Geschick kümmerten, ihn unsicher und geräuschvoll über die Treppe tappen und wußten, wie er die Zeit verbracht, selbst wenn er nicht am andern Tage mit fahlem Gesicht und hängendem Kopf herumgegangen wäre.

Verena sah zu und hatte dabei seltsame und einander widerstreitende Gedanken. Manchmal tat ihr die junge Frau leid, die in den ersten Wochen ihrer Ehe schon verlassen zu Hause saß. Häufiger aber grollte sie ihr darum, daß sie den Mann nicht zu halten verstand. Dabei, und während Wilhelm es zusehends schlimmer trieb, bemächtigte sich ihrer eine Unruhe. Ihr war, als müßte sie gefesselt zusehen, wie einer ertränke. Sie fühlte die Kraft in sich, Wilhelm zu lenken und gegen seine eigene Schwäche zu stützen. Sie kannte seinen guten Kern, traute sich zu, das Gute in ihm, die Arbeitskraft und die Arbeitslust, anzufachen und durch seine Freude am Gedeihen seines Tagwerkes sein zeitweiliges Lahm- und Lässigwerden zu besiegen. Eben aber, weil sie ihn verstand und durchschaute, brannte ihr das Herz, daß sie nicht den kleinsten Teil an ihm hatte. Und aus dem Schmerzempfinden, daß sie ihm keine Freundschaft halten durfte, wuchs unwillkürlich das Leid darob, daß er ihr verloren gegangen war, neu und größer empor. Die Erinnerung an den Abend mit ihm auf dem See, der der eine Abend in ihrem Leben war, kam ihr häufiger als je zurück. Sie war nicht alt genug, um nicht Heimweh nach dem zu empfinden, was damals gewesen war. Und es war vielleicht, daß sie an Wilhelm nie fester gehangen als in diesen Tagen, da sie als fast eine Fremde zur Seite seines Weges stand.

Einmal eines Abends, da die Sonne über den grünen Hügeln stand, die im Westen den Stadtbann säumten, und ihr Licht sanft und reich über Dächer und Zinnen, nieder in Gassen und hinein in goldschimmernde Fenster der Stadt floß, waren die innere Unruhe und ein unbestimmtes Glückverlangen in Verena so mächtig, daß sie es auf ihrem Platz am Fenster in der Stube der Base nicht aushielt. Sie legte die Arbeit weg. Die Kranke schlief; sie schlief jetzt viel und war kindhaft mager und schwach geworden. Im Aufstehen kam Verena eine Sehnsucht an, einen Augenblick in Luft und Sonne sich zu ergehen. Sie gab dieser nach, bat im Vorbeigehen die Mieterin im zweiten Stock, auf eine Viertelstunde zur Base zu gehen, und lief dann barhaupt, wie sie stand und ging, hinab und hinaus in die Gasse. Das Leben in dieser und in den Straßen war nicht minder laut als sonst, aber es lag selbst über dem Lärm und Gewoge etwas Dämpfendes, Edleres und mochte in dem leisen Glanz liegen, den der scheidende Tag in Stadt und Menschentreiben warf. In einem geschäftig-raschen Gang — es litt sie nicht,

irgendeinem zu zeigen, daß sie müßig sich erging — wendete sich Verena die nächste Gasse hinan und kam auf den Münsterplatz, den stillere Häuser säumten, aus dem aber in der Mitte des Frankenkaisers zweitürmige Kirche dunkel und ernst sich erhob. Sie streifte über den Platz und zu einer der braunen, schweren Eichentüren des Münsters hin, die sie öffnete. Ohne zu beten oder das Bedürfnis nach einem Gebet zu haben, stand sie dann inmitten der Säulenreihen des Schiffes. Durch die höchsten Fenster fiel auch hier das reiche Abendlicht, aber in der Tiefe und zwischen den schwarzbraunen Bänken war es düster. Es schien niemand nahe zu sein. Verena aber meinte, sehen zu müssen, daß der Antistes drüben auf die Kanzel trete, dessen Strenge in die strenge Schmucklosigkeit des großen Gotteshauses paßte, und irgendwie, als ob jener zu ihren Häupten predigte und tröstete, erstarkte sie innerlich, richtete sich unwillkürlich höher auf und nahm, als sie gleich darauf das Münster verließ, aus der starken steinernen Halle eine neue Kraft in sich mit fort, die ihr mehr Ruhe gab, als lange in ihr gewesen war.

Als sie nach Hause kam und an der Backstube vorüber die Treppe erreichen wollte, hörte sie drinnen Wilhelms erregt scheltende Stimme. Ein Stuhl flog zur Seite. Dann fuhr die Tür auf, und Wilhelm trat heraus. Sein Kopf war rot; das blonde Haar stand flachsgelb von der heißen Stirn ab. Die nackten Arme, an denen die Hemdärmel zurückgekrempelt waren, warf er hin und her. „Keine Ordnung ist nirgends," schrie er nach seinen Gesellen zurück, die in stierhaft störrischer Haltung ihre Arbeit weitertaten und seine Worte über sich ergehen ließen. „Immer mehr zu tun gibt es," schimpfte er weiter, „und niemand hilft einem aus. Bei Gott, nicht überall sein kann ich, im Laden, in der Backstube und im Holzkeller!"

Als er Verena, die sich abgewendet hatte und langsam über die Treppe hinanstieg, erblickte, schien ihn der Zorn neu zu packen. „Ein Haufen Frauen im Haus," schalt er blindlings, „und keine reicht einem eine Hand."

„Was ist denn?" fragte Verena. Sie stand still und sah ihn ruhig an. Unter ihrem Blick kühlte er ab.

„Drunter und drüber geht es," murrte er zänkisch, „und schon die ganzen Tage her. Wie soll die Friederike, der alte Mensch, allein fertig werden im Laden! Not täte es, daß ich selber den ganzen Tag dort stünde, aber ich kann nicht, bei Gott nicht, wenn nicht dafür hinten alles zum Teufel gehen soll."

Verena wollte ihn nach seiner Frau fragen, die nirgends zu sehen war, aber sie besann sich, und es schien ihr unter ihrer Würde, sich durch die Frage selbst eine Genugtuung zu geben. Sie stieg eine Stufe der Treppe tiefer. Die ganze frohe Ruhe war noch an ihr, die in der Kirche über sie gekommen war. Aus dieser heraus und mit einem Klang der Stimme, der allein schon wie herzhafte Hilfe war, sagte sie: „Du brauchst es nur zu sagen; man hat dir noch immer geholfen, wenn du Hilfe gebraucht hast."

Es war ihr bekannt, daß das Geschäft seit einiger Zeit einen starken Aufschwung genommen, insbesondere infolge Eingehens einer alten Bäckerei in der Nähe. Sie begriff also, daß Wilhelm allein auf die Dauer nicht Herr

werden konnte. „Ich gehe nach der Mutter sehen," fuhr sie fort. „Schicke mir die Friederike. Nachher will ich in den Laden kommen."

Er murmelte etwas. Vielleicht hatte er selbst nicht diesen Ausgang beabsichtigt und erwartet und war erstaunt darüber. Ohne Dank ging er zu seinen Gesellen zurück.

Verena begab sich nach einer Weile in den Laden. Die Arbeit ging ihr leicht von der Hand. Die Kunden drängten sich zeitweise, aber sie bediente einen nach dem andern in einer ruhig-freundlichen Art, so daß keinem das Warten lang wurde. Wilhelm blickte zuweilen nach ihr hinüber. Einmal schnaufte er tief auf, als durchfahre es ihn: „Gottlob, jetzt geht es wieder!"

Später kam Hilde herab. Sie trug sich schwer, sah krank aus, und manchmal ging es wie ein ängstliches Zucken durch ihre Züge. In ihr ausdrucksarmes Gesicht trat ein großes Staunen, als sie Verena im Laden fand. Sie stellte sich eine Weile zag in eine Ecke und sah dem Mädchen zu, wie es des Amtes waltete, das ihr zustand. Einmal langte sie Verena ein Brot her aus einem Gestell, das ihr nahe war. Darauf kam sie einen Schritt näher und sagte in neidloser Bewunderung: „Wie das Ihnen von der Hand geht, Fräulein!"

Verena lachte leise: „Ich habe das lange gelernt," sagte sie.

Auf einmal stand Wilhelm hinter ihnen und polterte: „Was tut ihr wie Fremde. Könnt ihr nicht ‚du' sagen zueinander!" Er drehte sich ab und ging, woher er gekommen war. Hilde war rot geworden und stand in peinlicher Verlegenheit da. Verena behielt den stillen Ausdruck in den Zügen, tat ihre Arbeit und sagte: „Er hat recht; verwandt sind wir, so können wir auch ‚du' sagen."

Einen Augenblick später gab sie selber das Beispiel. „Reich mir die Tüten dort, Hilde," sagte sie und hatte auf einmal den Ton gefunden, der beiden über eine peinliche Stunde hinweghalf.

Der Abend blieb nicht der einzige, an dem Verena im Laden mitzuhelfen hatte. Weil sie sah, daß es nottat, kam sie wieder und wieder, und es machte sich ohne Abrede, ja, ohne, daß sie oder Wilhelm dazu kamen, sich darüber Gedanken zu machen, daß sie in seinem Geschäft allmählich alles das wieder übernahm, was früher ihre Aufgabe gewesen.

Indessen lag oben die Base kränker und matter. Der Doktor kam täglich. Als er eines Morgens weggegangen war, trat Verena zu Wilhelm in die Backstube. „Du solltest häufiger zur Mutter gehen," sagte sie mit nicht ganz fester Stimme. „Vielleicht hast du sie nicht mehr lang."

Er erbleichte. Gleich nachher ging er hinauf und saß lange bei der hageren, elenden Frau, die ihn über vieles fragte, vom Geschäfte wissen wollte, von dem und jenem, von Nachbarschaft und Bekanntschaft, und ihm dabei, als hätte sie ihren Groll vergessen, einmal mit kraftloser und verrunzelter Hand in unbewußter Zärtlichkeit über seinen Arm strich. Aber nach seiner Frau fragte sie ihn nicht.

(Schluß folgt.)

Ernst von Wildenbruch.

(Geb. 3. Februar 1845.)

Zu seinem sechzigsten Geburtstage.

Von

Georg Ellinger.

Der Dichter, dem die nachstehenden Betrachtungen gelten, ist, wie bekannt, erst verhältnismäßig spät zur Anerkennung gelangt. Wohl war er seit 1869 mit einer Reihe von Schöpfungen vor die Öffentlichkeit getreten; auf eine scherzhafte Dichtung, das „Satyrspiel“: „Die Philologen am Parnaß“, in dem nur einige Stellen die Art des künftigen Dichters ahnen lassen, folgte 1873 ein dramatisches Gedicht geschichtsphilosophischen Inhalts: „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen“; zwei epische Dichtungen, die ihren Stoff aus der Geschichte des deutsch-französischen Krieges schöpften, schlossen sich 1874 und 1875 an, und eine Gedichtsammlung „Lieder und Gesänge“ machte 1877 vorläufig den Beschluß. Aber wenn auch mancher Leser auf die Eigenart und Kraft der dichterischen Veranlagung aufmerksam wurde, im ganzen blieben die Büchlein wenig beachtet. Noch weniger gelang es dem Dichter, seinen Dramen, die im Laufe der siebziger Jahre entstanden, den Zugang zur Bühne zu verschaffen. Nur in kleinen Kreisen wurden diese dramatischen Werke bekannt, und hier zweifelte man nicht an der Zukunft des Dichters. Aber einen vollen Erfolg in der Öffentlichkeit errang Wildenbruch wie Äschylus erst, als er bereits ein reifer Mann war (1882). Diese Tatsache ist für die Beurteilung des Dichters verhängnisvoll geworden. Wohl war seine Dichtung, wie weiterhin im einzelnen zu zeigen sein wird, noch einer reichen Entwicklung fähig. Allein das Wesen seiner künstlerischen Persönlichkeit war, als er allgemein bekannt wurde, bereits abgeschlossen. Die meisten seiner Beurteiler hielten ihn aber noch für einen Werdenden und forderten von ihm die Entwicklung von Eigenschaften, die ihm notwendig versagt bleiben mußten, weil sie sich mit andern großen Seiten seiner Künstlernatur nicht vertrugen. Aus dieser auf falschen Voraussetzungen beruhenden Auffassung ergaben sich notwendig manche schiefe Urteile, die zur Verkennung von Wildenbruchs dichte-

rischen Absichten führten. Aus diesem Grunde scheint es jetzt, wo in dem Leben des Dichters ein bedeutender Abschnitt eintritt, durchaus angezeigt, seine gesamte Tätigkeit zu überblicken, soweit sie sich augenblicklich schon geschichtlich würdigen läßt. Der Standpunkt, der dabei eingenommen wird, ist folgender: das Geleistete wird überall anerkannt; da, wo der Beurteiler dem Dichter nicht folgen kann, soll der Versuch gemacht werden, das Verfahren Wildenbruchs aus seiner Persönlichkeit, seinen Absichten und der Art zu erklären, wie er seine dichterische Lebensaufgabe aufgefaßt hat.

I.

Von den lyrischen Dichtungen Wildenbruchs scheint die Liebeslyrik am weitesten zurückzureichen; wenigstens finden sich alle in die späteren Ausgaben aufgenommenen Stücke, die in dieses Bereich gehören, bereits in der Sammlung „Lieder und Gesänge" von 1877. Bei einem Vergleich dieser Seite von Wildenbruchs Schaffen mit seinen andern Dichtungen ergibt sich allerdings, daß auf dem Gebiete der Liebeslyrik die Stärke des Dichters nicht lag. Wohl gelingt ihm manch glückliches Bild, manch anmutiger Liebesscherz, aber jener ganz persönliche Ton, der davon Kunde gibt, daß die gewählte poetische Gattung dem innersten Wesen des Sängers entspricht, erklingt verhältnismäßig selten. Und wo er sich einfindet, da ist der Dichter über die eigentlichen Stoffe der Liebeslyrik bereits hinausgewachsen, so in den Gedichten „Die Nachtigall" und „Bestelltes Lied", in denen Inhalt und Wirkung des dichterischen Schaffens nahegebracht werden; so in dem Liede „Unmut", das dem Verdruß des Dichters über die Verkümmerung seines poetischen Dranges durch eine prosaische Tätigkeit Ausdruck gibt. Hier und in dem den gleichen Gedanken nur noch sinnfälliger, eindrucksvoller verkörpernden Gedichte „Windstille" spürt man, wie aus dem Erlebnis dem Dichter die gestaltende Kraft zuströmt, und wie die Fesseln der Überlieferung, die seine Liebeslyrik noch einengen, von ihm abfallen. Er hat nun als Lyriker das Gebiet gefunden, das seiner Natur angemessen war: den Gedanken Ausdruck zu geben, die in jenen Jahren des verschwiegenen Schaffens seine Seele bewegten, den Trost für den eigenen Schmerz im Liede und in der Anteilnahme am fremden Leid zu finden und die großen Taten der Nation mit seinem Sange zu umrahmen. So klingen in dem schönen Gedichte „Am Grabe eines jungen Idealisten" deutliche Züge von dem eigenen Wesen, dem eigenen Ringen und Streben des Dichters wider; sehr nahe berührt sich mit diesem Stücke das warm empfundene Gedicht „Zu Heinrich von Kleists hundertstem Geburtstag". „Das Edelweiß" faßt sinnbildlich den nimmer ermüdenden Sehnsuchtsdrang des Dichters aus den Niederungen der Alltäglichkeit zu den Höhen des ewigen Lichtes zusammen. Und in ebenso einfachen wie bewegenden Worten weiß der Dichter in „Trost im Leid" und „Trost in Hoffnungslosigkeit" sich und andre aus Enttäuschung, Kummer und Verzagtheit wieder zum Hoffen und Glauben aufzurichten. Die Freude an dem neuerrungenen Vaterlande kommt in dem stolz einherrauschenden „Jubellied Deutschlands" zu Worte. Düster klingt dagegen Entsagung, Fügung unter den ehernen Zwang der Notwendigkeit aus den wohl-

lautenden freien Rhythmen des „Orkus“; schöner noch wird das gleiche Versmaß verwendet in dem „Wanderer auf der Akropolis“, wo die unvergängliche, fortzeugende Kraft des hellenischen Geistes in mächtiger Steigerung ihren sieghaften Ausdruck findet.

Der griechische Geist, „nimmer versiegenden Markes voll, — treibend ohn' Ende neu lebenden Keim“, hat auch auf Wildenbruch den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Zwar stofflich hat er nur verhältnismäßig selten an die Welt des Griechentums angeknüpft, in zwei Gedichten an und über Homer, von denen das eine noch erwähnt werden soll, einem schönen, später entstandenen Gedichte „Marathon“, welches bedauern läßt, daß Wildenbruch so selten das ihm sehr gut gelingende elegische Maß verwendet hat, vor allem aber in der Künstlergeschichte „Der Meister von Tanagra“ (1880), einer Erzählung, die in Wildenbruchs Schaffen ebenfalls weit zurückreicht, und die in eine der beiden noch aufzuzeigenden Einzelgruppen seiner Novellistik einzureihen ist. Wie stark der Grundgedanke dieser Künstlergeschichte des Dichters eigenem Erlebnis entstammt, wird man erkennen, wenn man die oben dargelegte Entwicklung von des Dichters Lyrik zum Vergleich heranzieht. Es handelt sich um einen künstlerisch veranlagten Jüngling, der zwar den schöpferischen Drang in sich spürt, aber mit dessen Betätigung zunächst scheitert, weil er das der Richtung seiner Begabung zusagende Gebiet der Kunst noch nicht gefunden hat. Erst als das Leben ihn aus einer Umgebung und einer Richtung herausreißt, die seinen Geist immer wieder von der ihm innerlich vorgeschriebenen Bahn ablenkt, gelingt es ihm, zu der Erkenntnis der ihm von der Natur vorgezeichneten Aufgabe vorzudringen. — Wie auf so viele deutsche Dichter, den Spötter Heinrich Heine nicht ausgenommen, hat namentlich Homer immer wieder auf den Dichter eingewirkt; und als Wildenbruch unmittelbar nach dem großen Kriege daran ging, die ruhmvollen Geschehnisse in zwei Heldenliedern, „Vionville“ und „Sedan“, festzuhalten, da versuchte er insofern den Spuren des griechischen Sängers zu folgen, als er sich vor allem seine Aufgabe so stellte, die Kämpfe, wie sie geschehen, zu schildern und die Helden wie ihre Taten der Nachwelt zu überliefern. Daß ein Mitkämpfer in dem Gedicht ein richtiges und getreues Bild des Geschehenen erblicke, erschien dem Dichter daher als die höchste Anerkennung. Rhapsodisch werden die Ereignisse in gedrungener und doch bilderreicher Sprache vorgeführt, in Gesprächen der Helden die treibenden Motive vergegenwärtigt: kein Streitender, der ein Held gewesen, wird vergessen; auch den prosaischen Namen Stöphasius umgeht der Dichter nicht. Die mythologischen Vorstellungen werden durch die Allegorie ersetzt, die aber doch nicht unlebendig wirkt: in jedem der beiden epischen Gedichte tritt einmal Germania auf, um im entscheidungsschweren Augenblicke dem Feldherrn und dem Staatsmann beizustehen.

Auch der Lyrik Wildenbruchs flossen durch die immer stärkere Anknüpfung an die Zeitereignisse neue Kräfte zu; er fand im entscheidenden Augenblicke die Worte für die Empfindungen, welche die Gesamtheit der Nation bewegten. Man mag im einzelnen gegen das Gedicht „Wir haben ihn noch“ zu des alten Kaisers neunzigstem Geburtstage manches einwenden; aber wer jene

Tage miterlebt hat, fühlt doch, wie unmittelbar hier der Kern der Gesamtempfindung ergriffen worden ist, das dumpfe Bangen vor kommendem Unheil, das in jenen Tagen wie ein finsterer Druck auf den Gemütern lag, und der Trost, den das deutsche Volk aus dem Aufblicke zu dem ehrwürdigen, greisen Haupte gewann. In ähnlicher Weise ist Wildenbruch bei dem Tode der beiden Kaiser, dem Weggange Bismarcks und bei zahlreichen andern geschichtlichen Wendepunkten der Sprecher der Gesamtheit geworden. Wie die Ereignisse der Geschichte so hat er auch die Taten des Geistes verherrlicht, indem er überall mit hohem Sinne das große Entschwundene nachzufühlen und aufzuschließen trachtet, am schönsten in dem Gedicht „Zu Theodor Körners hundertstem Geburtstage", wo eine gewisse Wesensverwandtschaft die innigste Geistesgemeinschaft zwischen Sänger und Besungenem herstellt.

Wie die Lyrik, so reichen auch die Anfänge der Balladendichtung Wildenbruchs in ziemlich frühe Zeit zurück. Bereits die Sammlung von 1877 enthält mehrere Stücke, darunter eine der schönsten Leistungen Wildenbruchs: „Die letzte Pflicht" und das groß angelegte Gedicht „Des Parsen Gebet". Die größte Mehrzahl der Balladen entstammt allerdings erst späterer Zeit, dem Anfange der achtziger Jahre. In Stoff und Ausführung weisen sie mannigfache Unterschiede auf. Geschichtsphilosophische Gedanken kleidet der Dichter episch ein, wenn er in dem machtvollen Gedicht „Das Grab des Kyros" den Sieg des Genius über allen Wechsel des Geschehenden feiert. In „Homer" liegt die echt poetische Erfindung zugrunde, daß Zeus bei Ilions Untergang eine Träne weint, die vom Olymp herab- und in Homers Herz fällt. Aus nordischer Geschichte und Sage, aus den Maurenkämpfen Spaniens und den Zügen der Conquistadoren, aus der deutschen und märkisch-preußischen Geschichte finden sich trefflich geeignete Balladenstoffe in wirkungsvoller Ausführung. Neben der reinen Erzählung bevorzugt der Dichter vielfach den episch eingekleideten Monolog, der wiederum teils als leidenschaftliche Erzählung, teils als sinnende Betrachtung des Vergangenen erscheint. Der Erzählungston weiß sich der Art des Stoffes ebenso anzuschmiegen wie das gewählte Versmaß, das überall dem Wesen des erzählten Ereignisses entspricht. Eine durchaus geeignete Einkleidung ist für die spanisch-maurischen Stoffe die trochäische Romanzenstrophe, für das Gedicht „Huldigung der schlesischen Stände" die absichtlich etwas lässig behandelten Hans-Sachsischen Reimpaare; die gleichen Reimpaare gewinnen in andern Stücken vor allen Dingen in den beiden vorzüglichen Gedichten „Des Warägers Tod" und „Das Hexenlied", einen ganz andern Charakter: sie erinnern hier an die Art des Versmaßes in den alten nordischen Balladen, z. B. in „Herr Oluf", und tragen denselben stürmischen, drängenden, unaufhaltsam vorwärtstreibenden Charakter. Im ganzen geben diese Dichtungen eine hohe Vorstellung von Wildenbruchs epischer Kunst, zu deren völliger Würdigung man freilich vor allen Dingen seine prosaischen Erzählungen berücksichtigen muß.

II.

Die Tätigkeit als Erzähler ist bei Wildenbruch nicht, wie bei andern Dramatikern, etwa bei Schiller oder bei Grillparzer (trotz dessen Meisterleistung:

„Der arme Spielmann"), etwas Episodisches, sondern sie bildet, wie bei Heinrich von Kleist und Otto Ludwig, einen wesentlichen Teil der dichterischen Lebensäußerung, die zur Ergänzung des aus den dramatischen Arbeiten zu gewinnenden Bildes der Persönlichkeit unentbehrlich ist. Zwei Motive beherrschen fast alle diese Erzeugnisse und kehren in der einen oder andern Fassung immer wieder: einmal die Sehnsucht nach der völligen Hingabe an die Kunst und dann die tiefe Liebe zu den Mühseligen und Beladenen, den im Daseinslos Verkürzten und Verkümmerten. Es darf nicht daran gezweifelt werden, daß jener erste Grundklang dem persönlichen Erlebnis des Dichters entspringt. In seiner Novelle „Die Waidfrau" (in der Sammlung „Tiefe Wasser") hat sich der Dichter selbst geschildert, wie er im Drange nach einer echten Bildung den Offiziersrock auszog und mit der Seele das Land der Griechen suchte, in dem er eine Befriedigung des ihm vorschwebenden Ideals zu finden hoffte und fand. Aus der Bedeutung, die dieser Wendepunkt im Leben des Dichters gewann, quoll ihm die Kraft der Vergegenwärtigung ähnlich gearteter Gestalten, des Leutnants von Gartenhofen (in der Novelle „Francesca von Rimini"), des Referendars Heidenstein (in der Novelle „Vor den Schranken"). Es handelt sich hier um Menschen, die, äußerlich linkisch und weltungewandt, doch das echte Feuer im Herzen tragen. Sie sehnen sich entweder aus einem ihnen aufgedrungenen und ihnen nicht zusagenden Berufe zu der Kunst hin, oder sie erfüllen diesen Beruf schließlich mit der Kraft ihres künstlerischen Geistes. Es ist für den Dichter ungemein schwierig, gerade für solche Naturen, die uns ausschließlich durch ihr Inneres anziehen, die Teilnahme des Lesers zu erwecken. Daß trotzdem diese Gestalten keine toten Schemen, sondern lebendige Persönlichkeiten geworden sind, erklärt sich zunächst daraus, daß sich dem Dichter eigne, tiefgefühlte Schmerzen zum künstlerischen Bilde verdichten. Dann aber hat Wildenbruch die Wirkung mächtig zu steigern gewußt durch den Gegensatz dieser Gestalten zu der Umgebung, in die sie hineingestellt sind.

Auch der zweite Grundton, der vernehmlich durch Wildenbruchs Erzählungen klingt, ist wie der erste schon in den frühesten Werken zu belegen. Lange bevor in der deutschen Literatur der vierte Stand das Daseinsrecht gewann, hat Wildenbruch in der Novelle „Vor den Schranken" nicht bloß Mitleid und Erbarmen, sondern tätige Anteilnahme an dem Lose der Armen und Elenden gepredigt. Den Helden der Erzählung, der ein durch unglückselige Verkettung der Umstände und eigne Schuld in Verdacht gekommenes Mädchen verteidigen soll, fleht dieses an, sie zu retten.

„In seinen Ohren klang der Schrei des Weibes, als sie ihn verzweifelt umklammert hielt: ‚Retten Sie mich!' und der furchtbare Schrei wuchs und wuchs, bis daß es ihm war, als heulten Millionen ihm nach: ‚Hilf uns, rette uns!' Er glaubte die Ohren sich zuhalten zu müssen, so körperlich hörte er den schrecklichen Ton, aber der Schrei war überall, auch in seiner eigenen Brust. ‚Verschließe dich nicht, entziehe dich nicht, fürchte dich nicht,' rief es; ‚dein Schauder, dein Ekel und deine Furcht sind es gewesen, die unser Elend groß werden ließen; unsre Not hört darum nicht auf, weil du sie nicht hören willst!'"

Mit dieser Erkenntnis geht Hand in Hand das Gefühl, daß jede echte Religiosität fruchtlos ist, wenn sich nicht das Erkannte in die Tat umsetzt.

Nur die wahre Nachfolge Christi kann nach des Dichters Meinung reich und arm miteinander seelisch verbinden, und wenn Heidenstein, der Held der Erzählung, die Stimme des Heilands zu hören meint, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ruft, so erfüllt derselbe Gedanke auch das Mädchen, das Heidenstein mit der Beredsamkeit des Herzens verteidigt.

„Ihre Augen hingen an dem Manne, der dort aufgerichtet vor ihr stand, und während sie an ihm hafteten, wurden sie größer und immer größer; ihre Hände hatten sich mechanisch zusammengeschoben und lagen gefaltet in ihrem Schoße; ihr ward zumute so wunderbar, so feierlich, als wäre sie in der Kirche — nein, noch anders — als stände sie als Kind in ihres Vaters ärmlicher Stube, wo unter dem Spiegel ein Bild hing, auf dem ein Mann abgebildet war, der die Hände ausbreitete, unter welchem geschrieben stand: ‚Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!'"

Ganz ähnlich wie im „Hexenliede" die Verurteilte zu dem tief ergriffenen jungen Mönch sagt, der sie zum Feuertode vorbereiten soll: „Du kannst noch weinen, du weinst um mich, — wie den gütigen Heiland so liebe ich dich!"

Aus dem tiefen Mitleid erwuchs dem Dichter der Wunsch, das Seelenleben des „Volkes" wirklich kennen zu lernen; aus der fortgesetzten Beobachtung und der Belebung des Beobachteten durch die schöpferische Phantasie gewann er die Kraft, Gestalten aus diesen Kreisen unmittelbar vor den Leser hinzustellen. Meisterhaft ist in der „Heiligen Frau" das Bild eines süddeutschen Mädchens aus dem Volke vergegenwärtigt, ein Geschöpf, dessen Seelenreinheit und Naivität auch im Fall nicht wesentlich getrübt wird. Und wieder werden durch den Gegensatz die lebenserhaltenden, verjüngenden Kräfte aufgezeigt, die aus dem Volke quellen, dessen Empfindung noch durch keine Verkünstelung gehemmt und aus der Bahn der Natur geworfen worden sind. Wie Spiel und Gegenspiel ringen zwei Welten um die Seele des Helden der Erzählung: auf der einen Seite steht das einfache, aber wahr und aufrichtig empfindende Mädchen, auf der andern Seite Ehre, Glanz, Reichtum, jedoch auf keiner jener sicheren Grundlagen aufgerichtet, die dauerhaftes Lebensglück verheißen. — Auch in der schönen Erzählung „Die Danaide" ist das seelische Empfinden einer einfachen Frau glücklich festgehalten, und wie um den Helden in der „Heiligen Frau" so ringen um ihre Seele zwei Gewalten, die Liebe zum Vaterlande und eine aus reinem Sinne und Mitgefühl erwachsene tiefe Neigung, die schließlich den Sieg davonträgt.

Indessen die Mühseligen und Beladenen sind nicht bloß unter den Bedürftigen und Armen zu suchen; sie finden sich überall, sie finden sich auch in der Zeit, die sonst durch den Sonnenglanz des Glückes bestrahlt zu werden pflegt, in der Jugend, in der Kindheit. „Es ist eine tausendfach nachgebetete Ansicht," sagt Wildenbruch in „Francesca von Rimini", „daß die Jugendjahre für jeden Menschen die glücklichsten seines Lebens seien; sie sind im Gegenteil für manchen weit reicher an bitteren Qualen, als seine reiferen Jahre. Der Kampf ums Dasein muß in der Jugend viel rücksichtsloser und dreister durchgefochten werden als im späteren Leben." Den Zugang zu diesem Seelenleben, von dem diese Stelle Kunde gibt, hat Wildenbruch als erster erschlossen und die sich ergebenden Vorwürfe in drei Meisterstücken künstlerisch bewältigt.

Es sind die drei Erzählungen „Der Letzte“ (in den „Kindertränen“), „Das edle Blut“ und „Neid“; auch die beiden Erzählungen „Das Orakel“ (in der Sammlung „Tiefe Wasser“) und „Vizemama“ wissen dem gleichen Vorwurf ergreifende Seiten abzugewinnen. In den Erzählungen „Der Letzte“ und „Das edle Blut“ hat Wildenbruch gezeigt, wie tief das Schicksal auch in eine Kindesseele greifen kann. Nicht um bedeutende, sondern um einfache Ereignisse handelt es sich, wie sie jedes Menschenleben bietet; aber trotzdem empfinden wir das Leid des Kindes als einen großen künstlerischen Gegenstand, der uns im Innersten ergreift. Gesteigert wird die Wirkung noch dadurch, daß der Dichter die Erzählung zwei Männern in den Mund legt, die imstande waren, den kindlichen Schmerz zu erkennen und mitzufühlen, und aus deren Seelen das rührende Bild gleichsam neugeschaffen wird. Ähnlich und doch wieder ganz anders ist der Vorwurf in „Neid“ gefaßt. Ein Mann, der als Knabe aus Neid sein kleines Brüderchen in den Tod getrieben hat, trägt sein ganzes Leben lang diese kindliche Schuld in leidvoller, verdüsterter Seele mit sich umher, und unausgesetzt knüpft er mit seinem Tun an dieses Vergehen an. Ein Leben, ganz erfüllt von der Erinnerung und ganz in ihr aufgehend, wird geschildert, in unausgesetzter Sühne und Seelenqual. In diesem einsamen Büßer, den sein tiefempfundenes Leid fast von allen Menschen trennt und zum weltfremden Sonderling macht, steckt ein Stück deutschen Lebens: das Gefühl, das ganz einer Sache hingegeben ist und aus ihm heraus sich immer von neuem die Welt seines Innern aufbaut.

Die Kunst der Erzählung, die in diesen und andern Erzählungen Wildenbruchs hervortritt, ist nicht gering anzuschlagen. Der Dichter versteht es überall, die Teilnahme des Lesers festzuhalten. Eine vielgerühmte Objektivität zu erstreben, bei der der Erzähler vollständig hinter seinem Werke verschwindet, verschmäht er; vielmehr bricht überall das starke Empfinden, die lebhafte Teilnahme des Dichters an seinen Geschöpfen hervor. Aber diese Eigenschaft steht dem lebendigen Erfassen und der klaren Wiedergabe der geschilderten Personen ebensowenig im Wege wie der Zergliederung der seelischen Vorgänge. Nach beiden Richtungen hat der Dichter in seinen Novellen vorzügliche Muster aufgestellt. Um von den späteren Arbeiten zu schweigen, die nach der Anlage dieser Betrachtung weniger in Rücksicht gezogen werden sollen, wie lebensvoll stehen beispielsweise in „Franzeska von Rimini“ die einzelnen Gestalten vor dem geistigen Auge des Lesers: der etwas unbedeutende, gutmütige, ganz in der begabten Tochter aufgehende Vater, der weltmännisch-sichere General, der musterhaft-hohle Gesellschaftsmensch, der Adjutant, und die Typen der Gesellschaft bis zu dem vornehmen Lohndiener herunter — alles eigenartig angeschaute und sicher dargestellte Menschen! Und wie einleuchtend ist der Entwicklungsgang klargelegt, der sich in der Seele Franziskas vollzieht! — Wie im Drama, so steht auch in der Novelle dem Dichter die Kunst zu Gebote, Stimmung zu erwecken. Sie macht sich in zahlreichen glücklichen Schilderungen geltend, namentlich aber zeigt sie sich in den Einkleidungen, in denen das eigne Empfinden des Dichters zu Worte kommt: wenn Wildenbruch beispielsweise in den einleitenden Worten der „Heiligen Frau“ berichtet, wie ihm die Erinnerung

an das in der Geschichte berichtete Ereignis aufgegangen, werden Phantasie und Gefühl des Lesers in eigentümlicher Weise angeregt.

Auch innerhalb der erzählenden Dichtungen werden sich verschiedene Perioden unterscheiden lassen. Schon daß der Dichter in der „Eifernden Liebe" (1893) und „Schwesterseele" (1894) zum Roman fortschritt, führt in der Ausführung der oben entwickelten Fragen Unterschiede herbei, die sich auch weder in der inneren Ausgestaltung noch in der Form verkennen lassen. Stärker aber machen sich diese verschiedenen und ziemlich scharf voneinander abgegrenzten Zeitabschnitte in seiner dramatischen Dichtung geltend, soweit sich diese bis jetzt überschauen läßt. Die vier Dramen, mit denen der Dichter zuerst hervortrat, „Der Mennonit", „Väter und Söhne", „Die Karolinger", „Harold", zeigen bei aller Verschiedenheit im einzelnen doch in der Hauptsache gleichartige Züge; eine zweite Periode bringt drei geschichtliche Dramen, die sich deutlich von den soeben genannten abheben; es folgt die dritte Periode, die der brandenburgischen Historien. In der vierten Periode findet dann der Dichter nach manchen Versuchen auf andern Gebieten den Weg zu der Kunstform zurück, von der er ausgegangen war: dem geschichtlichen Drama.

III.

Wie in Schillers Jugenddramen die Idee der Freiheit in Gegensatz zu der widerstrebenden Außenwelt tritt, so erscheint im „Mennoniten" der nationale Gedanke im Kampfe mit der platten Alltäglichkeit, die alles Höhere ertöten möchte, um nur nicht in dem engen Kreise, in dem sie sich wohlfühlt, gestört zu werden. Der junge Mennonit Reinhold sehnt sich im Drange der Welt allerdings nach dem friedenerfüllten Leben im Hause seines Pflegevaters zurück, dessen Tochter er liebt; aber als er dann wiederkehrt, stellt es sich aufs deutlichste heraus, wie wenig der junge Feuerkopf mit dem in seiner Heimatsgemeinde herrschenden Geiste noch innerlich zu tun hat. Und aus dem eigenen tiefen Leide, das ihm durch Entreißung der Geliebten bereitet wird, wächst ihm allmählich die Überzeugung empor, daß es die Pflicht des Mannes sei, für den bedrohten Heimatsboden einzutreten. Zwischen diesem jugendlich-offenen Sinn, dem sich in seinem Hingebungsbedürfnis die höchsten Fragen des Lebens erschließen, und der kleinlichen, immer sich im gleichen Kreise bewegenden Armseligkeit gibt es keinen Ausgleich, und so muß der zwischen beiden Mächten sich entspinnende Kampf notwendig zu einem tragischen Ausgange führen. Daß der äußere Sieg auf die Seite der durch Alter und Gewohnheit gefestigten Verhältnisse fällt, liegt in der Natur der Sache; aber das Unterliegen ist zugleich eine Verklärung des Gedankens, der zwar vom Gemeinen zeitweilig unterdrückt, aber nie überwunden werden kann. Man hat nun wiederholt gemeint, daß das Drama auf ganz andern Voraussetzungen hätte aufgebaut werden sollen. Der Dichter mußte nach der Meinung mancher Beurteiler den Reinhold als überzeugten Mennoniten hinstellen und in seiner Seele den Widerstreit entstehen lassen zwischen dem heiligen Gebot seiner Sekte und dem Wunsche, dem Elend, dem er zuschauen muß, durch selbsttätige Beteiligung abzuhelfen. Daß eine solche Behandlung möglich wäre,

soll ohne weiteres zugegeben werden, keineswegs aber, daß sie die einzig notwendige Lösung des in Frage stehenden Problems ist. Denn allezeit ist das Zusammenstoßen einer hohen und reinen Gesinnung mit einer widerstreitenden Macht als ein echter Gegenstand tragischer Kunst anerkannt worden. Notwendig ist in einem solchen Falle nur, daß die Vertreter der beiden einander gegenübertretenden Welten in lebensvoller und glaubhafter Weise verkörpert werden. Das ist aber hier erreicht worden: man fühlt, daß diese Menschen nicht anders denken können, als sie es tun, und daß eben hieraus sich der unüberbrückbare Gegensatz ergibt. Es ist selbstverständlich, daß die Teilnahme des Dichters wie des Zuschauers sich dem feurigen Idealisten und nicht seinen Gegnern zuwendet. Stellte sich aber für den Dichter die Notwendigkeit heraus, Licht und Schatten in der eben angegebenen Weise zu verteilen, so hat er doch seinem Helden keine unterschiedslose Masse gegenübergestellt, sondern durch Abstufung der Antriebe, von denen die einzelnen geleitet werden, wahres Leben dargestellt. Unter den in Betracht kommenden Gestalten ragt namentlich der immer ausschlaggebende Bauer Justus hervor, in dem sich philisterhafte Gesinnung, Selbstzufriedenheit, Bauernschlauheit und Salbung mit einer gewissen urwüchsigen Derbheit in ganz eigentümlicher Weise mischen. Das Ganze aber wird durch die Einfachheit der Fabel, die eindrucksvolle Steigerung der Begebenheiten, die Kraft der Sprache seine Wirkung auf empfängliche Gemüter niemals verfehlen; es liegt über diesem Werke eine herbe Jugendfrische, die den Freund der Dichtung Wildenbruchs immer von neuem anzieht.

Auch in dem Schauspiel „Väter und Söhne" wird der Gegensatz zwischen Zwang und Unterdrückung und dem Erwachen des nationalen Gedankens vergegenwärtigt. Aber die widerstreitenden Mächte sind hier in einer ganz andern Art gefaßt und nahegebracht worden. Es handelt sich um einen Vorwurf, der für niemanden näherlag als für den Dichter, dessen Aufgabe es war, die Stimmung festzuhalten, die das unter dem Eindruck des großen Krieges herangewachsene Geschlecht erfüllte. So mächtig auch der Jubel den Siegern von 1870 und dem neuerstandenen Reiche entgegenbrauste, es waren doch viele, die grollend abseits standen. Sie vermochten es nicht zu erfassen, daß die Hand, die ihnen Wunden geschlagen hatte, berufen sei, das höchste Ziel zu verwirklichen, für das sie gekämpft, geduldet und geblutet hatten. Daß dem Dichter der Gedanke an dieses Märtyrergeschlecht nicht fernlag, lehrt der Dank, den er in seinem schönen Gedichte „Deutschlands Jubellied" an erster Stelle den „tiefergrauten Alten" ausspricht, „die in Qualen und in Ketten — Treu bewahrt den teuren Hort, — Kommendem Geschlecht zu retten — Deutschland, das versemte Wort". Und in diesem Gegensatz lag der Keim zu einem tiefen tragischen Konflikte. Wildenbruch hat ihn ergriffen und ausgestaltet, aber er hat ihn zugleich in eine frühere Zeit zurückversetzt, innerhalb deren er klarer heraustrat und durch eine Fülle von Einzelzügen belebt werden konnte. Der Dorfschullehrer Valentin Bergmann will seinen ältesten Sohn studieren lassen, aber der Jüngling wird zu zwanzigjähriger Dienstzeit eingezogen; in der Verzweiflung desertiert er, wird wieder eingefangen und stirbt auf der Festung Küstrin unter den Spießruten. Des Vaters ganzes Leben

wird nur noch von dem einen Gedanken beherrscht, Rache zu nehmen, aber Rache nicht bloß an dem Mörder seines Sohnes, dem Küstriner Kommandanten v. Ingersleben, sondern an dem ganzen System, als dessen Ausfluß er das Geschick seines Sohnes betrachtet, an einem Staatswesen, das die Armen preßt, um die Bevorrechteten zu begünstigen. Durch einen glücklichen Zufall gelingt es ihm, den Franzosen 1806 Küstrin zu überliefern, den Kommandanten zum Selbstmord und den Sohn Ingerslebens in Elend und Verbannung zu treiben. Bis zu diesem Punkte führt uns der erste Teil des Dramas, der die zwei ersten Akte umfaßt. In der zweiten Hälfte, die von der ersten durch sieben Jahre getrennt ist, tritt der noch lebende Valentin Bergmann zurück. Man kann darüber mit dem Dichter rechten, daß er es in diesem Teile nur vorübergehend zu einem Konflikte zwischen der Anschauung der alten und der jungen Generation kommen läßt, die nunmehr das Drama beherrscht. Allein, wenn man den poetischen Absichten nachgeht, wird man doch zu einem andern Urteil gelangen. Denn dem Dichter kam es vor allen Dingen darauf an, die beiden Generationen in ihren unterscheidenden Merkmalen zu vergegenwärtigen. Er wollte zeigen, wie unter dem belebenden Hauche der vaterländischen Erhebung die Eiswand zerschmilzt, die die Herzen bisher voneinander trennte, wie die große gemeinsame Sache die Männer verbindet, deren Väter einst feindlich einander gegenüberstanden:

Es ist das Recht der Söhne,
Zu lieben, wo die Väter einst gehaßt.

In diesen Worten liegt der Schlüssel zum Verständnis des Werkes. Und wenn nun die Einwirkung dieser neuen Kräfte auf den Vertreter der alten Generation geschildert und dieser zuletzt doch zum Glauben an das nun auch den Armen gerechte und gütige Vaterland bekehrt wird, so erscheint es begreiflich, daß dem alten Bergmann jetzt eine mehr passive Rolle zufällt und der Fortgang der Handlung auf den beiden Vertretern der Jugend beruht, Valentins zweitem Sohne Heinrich, der durch seinen Heldentod die Schuld des Vaters sühnt, und der edlen, sympathischen Gestalt des jungen Ingersleben. Aber nicht bloß in diesen Hauptgestalten treten uns die alte und die neue Zeit entgegen. Vielmehr hat der Dichter in den Nebenfiguren auch das unmittelbarste Wesen und den Geist des Zeitalters festzuhalten gewußt. Der Niedergang des preußischen Staates und Heeres wird gleich von Anfang an in lebendigen Gestalten ebenso nahegebracht wie die aufstrebenden Kräfte, die eine neue und bessere Zukunft verbürgen.

Die hier hervortretende Fähigkeit, große weltgeschichtliche Verhältnisse dramatisch zu versinnbildlichen und dem Zuschauer und Leser nicht eine einzelne Begebenheit, sondern das charakteristische Wesen eines ganzen Zeitalters aufzuschließen, offenbart sich am glänzendsten in den „Karolingern“. Die Art, in der Wildenbruch hier die beglaubigten geschichtlichen Tatsachen behandelt, erfüllte Leopold Ranke allerdings mit solcher Entrüstung, daß er ursprünglich daran dachte, in dem in Betracht kommenden Bande seiner „Weltgeschichte“ gegen das Drama aufzutreten. Allein, so sicher es auch ist, daß Wildenbruch einzelne Tatsachen, wie die Vergiftung Ludwigs des Frommen, frei erfunden,

andre Ereignisse umgestaltet und das Ganze nach dem Bedarf der dramatischen Handlung zeitlich stark zusammengerückt hat, so kann es doch nicht zweifelhaft sein, daß der Geist der Geschichte richtig wiedergegeben worden ist. Denn es kam dem Dichter nicht darauf an, eine chronistisch genaue Wiedergabe der Kämpfe zwischen Ludwig dem Frommen und seinen Söhnen zu geben, sondern er wollte das Reich des großen Karl in seinem beginnenden Verfall zeigen. Und das ist ihm gelungen. Wir sehen die Glieder des Kaiserhauses, die einzelnen Volksstämme miteinander im Hader, die Geistlichkeit vergeblich bemüht, die alten Überlieferungen aufrechtzuhalten, die unter diesem inneren Zwist emporkommenden Großen eifrig danach trachtend, die eigentliche königliche Macht sich selbst anzueignen. Mit wohlbedachter Überlegung hat der Dichter gerade einen dieser Großen zum Träger der Handlung gemacht, den einzigen, der innerhalb dieser schwankenden Verhältnisse die Augen fest auf das eine Ziel gerichtet hält. Es ist die geschichtlich überlieferte Gestalt des Grafen Bernhard von Barcelona, Sohnes des Grafen Wilhelm von Toulouse. Das wesentlichste zur Ausführung dieser Gestalt bot Wildenbruch die geschichtliche Überlieferung. Aber er hat darüber hinaus den Bernhard zu einer jener Herrennaturen umgeschaffen, wie sie in Auflösungszeitaltern so häufig begegnen, und wie sie auch für jene Zeit nicht ohne innere Glaubwürdigkeit sind. Diese Gestalt in ihrem rücksichtslosen Zugreifen, ihrer Ausbeutung aller sich ihr bietenden Gelegenheiten zur Erreichung ihres Zweckes ist von Anfang an klar erschaut und folgerichtig durchgeführt. Aber auch bei den andern Gestalten, beispielsweise bei den beiden Brüdern Ludwig und Lothar, beobachtet man die Fähigkeit des Dichters, mit verhältnismäßig geringem Aufwand rhetorischer Mittel das eigentümliche Wesen der Persönlichkeit aufzudecken. Das ist namentlich in der Reichstagsszene des zweiten Aktes der Fall, die in ihrer Bewältigung der Massen, in ihrem klaren, übersichtlichen Aufbau ein glänzendes Zeugnis von der Kompositionskunst des Dichters ablegt.

Trotzdem in den „Karolingern" Bernhard von Barcelona als die eigentliche Hauptgestalt anzusehen ist, wies das Drama doch schon durch seinen Titel darauf hin, daß es sich mehr um die Wiedererweckung einer geschichtlichen Gesamterscheinung als um Zusammendrängung der Teilnahme auf ein Einzelgeschick handelt. Anders im „Harold". Auch hier stehen sich große geschichtliche Gegensätze gegenüber: der Entscheidungskampf zwischen Normannen und Sachsen bildet die Grundlage der Handlung, und Wildenbruch hat gleich in dem ersten Aufzuge den Zuschauer auf das unmittelbarste in die durch das Zusammentreffen dieser beiden miteinander ringenden Volksstämme geschaffene Lage hineinzuversetzen gewußt. Aber so stark auch dieser Gegensatz im Verlaufe des ganzen Dramas zum Ausdruck kommt, die Aufmerksamkeit des Zuschauers wird doch vor allem auf das Schicksal des Helden gelenkt. Schon dadurch erreicht der Dichter diese Absicht, daß er den Harold fast allein den feindlichen Gewalten gegenüberstehen läßt, denn die, die mit ihm eines Sinnes sind, vermögen ihm nicht tatkräftige Hilfe zu leisten. So bietet sich im wesentlichen folgendes Bild dar: Schwäche, List, Priestertrug, Entfremdung vom eignen Volksstamm und Gleichgültigkeit gegen ihn wirken zusammen, um

dem Sachsenvolk die ihm gebührende Herrschaft zu entreißen. Ein einziger Mann wirft sich dieser Verkettung der unglückseligen Verhältnisse entgegen. Aber trotzdem es dem Gegner gelingt, ihn selbst in Schuld zu verstricken, hält er doch an der ihm von der Natur zugewiesenen Verpflichtung fest, und wenn er auch nicht imstande ist, die Vernichtung seines Volkes aufzuhalten, so ist sein Unterliegen doch zugleich ein Sieg, während der tatsächlich Siegende als der innerlich Gerichtete erscheint. Ähnlich wie im „Mennoniten" handelt es sich also auch im „Harold" um den Kampf einer hohen und reinen Gesinnung mit dem Zwang des ehernen Schicksals, und das Befreiende liegt eben darin, daß der Held dem unabänderlich kommenden Unheil nicht ausweicht, sondern den großen Gütern, die er zu verteidigen hat, bis in den Tod treu bleibt.

Man wird die Frage stellen dürfen, durch welche Eigenschaften diese vier Dramen die außerordentliche Wirkung hervorgerufen haben. Es fehlte nicht an Beurteilern, die sich von vornherein diesen Werken des Dichters feindlich gegenüberstellten; aber auch sie können die Begeisterung nicht leugnen, mit der der so lange unbeachtet gebliebene Dramatiker von der großen Mehrheit des deutschen Publikums begrüßt wurde. Zwei Vorzüge fallen zunächst ins Auge. Der eine ist die Sicherheit der dramatischen Technik, der andre die wuchtige, kraftvolle Sprache. Man hat es nicht mit Buchdramen zu tun, sondern mit szenischen Bildern, die wirklich für die Bühne gedacht und geschrieben waren. Wie schädlich war für eine gedeihliche Entwicklung des deutschen Dramas jene Entfremdung gewesen, die sich zwischen der eigentlichen Literatur und dem Theater aufgetan hatte! Hier endlich fand man einen Dichter, der die Bühne von Grund aus kannte und den Mut hatte, derb zuzugreifen. Er besaß aber auch noch etwas andres, was kein auch noch so sorgfältiges Studium verleihen kann: die Gabe eines großen, wirkungsvollen Aufbaus. Die Kunst, mit der innerhalb der einzelnen Aufzüge die Vorgänge aus einander entwickelt und gesteigert werden, empfand man als etwas, was die deutsche Bühne seit langem nicht besessen und wonach man sich immer unbewußt gesehnt hatte. Es kann auch nur ein unbillig Urteilender verkennen, daß diese Kunst der Komposition niemals ein Ergebnis der theatralischen Mache, sondern das Werk wahrer dichterischer Kraft ist.

Indessen, diese beiden Vorzüge waren es nicht allein, die die Wirkung dieser dramatischen Werke sicherten. Neben der wahrhaft dichterischen, nur selten fehlgreifenden Sprache fühlte man auch, wie die einzelnen Gestalten und Situationen aus wirklich poetischem Geiste entsprossen waren. Man kann den Gegnern des Dichters ohne weiteres zugeben, daß Wildenbruch zunächst das szenische Bild vorschwebt, und daß von dem so Erschauten aus seine Phantasie weiterarbeitet. Aber auch dieses szenische Bild hat seine Wurzeln in der poetischen Kraft. Wenn man im „Mennoniten" das Gespräch zwischen Reinhold und dem Boten Schills, in den „Vätern und Söhnen" den zweiten Aufzug, im „Harold" die Szene zwischen Harold und König Eduard (IV, 2) liest oder hört, so wird jeder unbefangene Beurteiler zugestehen, daß keine theatralische Rhetorik imstande ist, derartige Gebilde zu schaffen. Und ähnlich verhält es sich mit den einzelnen Gestalten. Sie sind besonders eindrucksvoll,

wo sie etwas von des Dichters eigner Persönlichkeit, seinem starken, tiefen Glauben an das Wahre, seiner hingebenden Begeisterungsfähigkeit haben. Wie lebendig aber auch verwickeltere Charaktere zur Anschauung gebracht werden, dafür genügt es auf den König Eduard im „Harold" zu verweisen, der eine der eigentümlichsten Leistungen Wildenbruchs ist.

Vor allem aber darf nicht vergessen werden, daß in diesen Dramen der Geist der Zeit, innerhalb deren sie entstanden, einen starken und mächtigen Ausdruck fand. Wie so häufig war unmittelbar auf die Tage vaterländischer Begeisterung eines jener müden Zeitalter gefolgt. Das Feuer der Kräfte, die die großen Taten des Jahres 1870 ermöglicht hatten, loderte in zahlreichen Herzen fort, aber in dem Dunst und Rauch des Taumels, der Vergnügungssucht, der Mammonsanbetung war es nur undeutlich oder gar nicht zu erkennen. Dem entsprach durchaus die Kunstübung, die jene Tage beherrschte. Da war es Wildenbruch, der die Überzeugungen der großen Mehrheit des deutschen Volkes zur eigentlichen Grundlage seines Schaffens machte. Was seine Seele selbst erfüllte: die Begeisterung für die höchsten Güter der Nation, der jugendliche Glaube an Wahrheit und Ehre, die Liebe zum Vaterlande, wurde der Ausgangspunkt seiner Dichtung, und es verband sich mit dem ebenfalls in jenem Zeitalter geweckten Gefühl für den kühn und rücksichtslos zugreifenden Willen und die unbeirrte Tatkraft. Was Tausende empfanden, hier hat es Gestalt gewonnen. Und nicht nur in den Dramen, die ihren Stoff aus der preußischen Geschichte schöpften, sondern überall klang dieser Grundzug vernehmlich durch; und wenn der unschuldig-schuldige Harold in seiner Verzweiflung zu Gott ruft, so ergeben sich seine Worte zwar naturgemäß aus der Lage, in der er sich befindet, aber sie legen doch zugleich ein Zeugnis von der Gesinnung ab, die den Dichter und seine Zeit beherrschte:

Doch eh du dich von meiner sünd'gen Blöße
Mit Abscheu wendest, höre mich, o Gott;
Du selber pflanztest es in unsre Brust,
Des Vaterlandes heiliges Gefühl!
Du gabst dem Mann den Arm voll Mark und Kraft,
Gabst ihm das Haupt voll Rats und klugen Sinns,
Daß er das Land, das seine Wiege trug,
Das ihm der Menschheit wundervolles Erbteil,
Die Sprache, übermittelte, bewahre!

IV.

Der zweite Abschnitt der dramatischen Tätigkeit Wildenbruchs umfaßt neben dem bürgerlichen Schauspiel „Opfer um Opfer" (1883) die drei geschichtlichen Schauspiele „Christoph Marlow" (1884), „Das neue Gebot" (1885) und „Der Fürst von Verona" (1887), jedes in seiner Art ein wichtiges Zeugnis für die Entwicklung des Dichters. „Christoph Marlow" ist die Tragödie des ungezügelten Schöpferdranges, der keinen Halt zu finden vermag, und der daher notwendig jedes andre Wesen, das sich an ihn anklammert, in Schuld und Verderben reißen muß. Wie innerhalb des Bereiches der Geschichte das Werk des großen Mannes keine Dauer hat, das sich in Widerstreit zu den ewig

gültigen sittlichen Mächten setzt, so muß auch im Reiche des Geistes jede Erscheinung untergehen, die es verschmäht, einen Ausgleich zwischen der selbstbewußten Kraft der überragenden Persönlichkeit und den berechtigten Forderungen des Lebens zu suchen. Auch mit diesem Drama griff Wildenbruch unmittelbar in die Bewegungen seiner Zeit ein; er hielt einem Geschlechte, das in ähnlicher Weise wie Marlow, nur freilich ohne dessen dichterische Größe, mit dem Leben spielen zu können meinte, einen Spiegel vor und predigte die alte Weisheit, daß die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht. Die Gattung, der Wildenbruch sich in diesem Drama zuwandte, hat ihre Gefahren: den Dichter selbst zum Gegenstande der dramatischen Handlung zu machen, bleibt unter allen Umständen ein gewagtes Unternehmen, und die verunglückten Versuche, Bürger, Schiller und den jugendlichen Goethe vorzuführen, konnten nicht zur Nachahmung reizen. Aber was jene Schriftsteller nicht zu geben vermochten, hat Wildenbruch durchgeführt, und er hat damit in der Hauptsache die beiden Aufgaben gelöst, ohne deren Erfüllung ein derartiges Drama unmöglich ist. Denn einmal muß der Dramatiker, der einen andern Dichter zum Helden eines Bühnenwerkes macht, etwas von dem Geiste dieses Dichters in sich spüren, und dann ist es notwendig, Ausdrucksmittel zu finden, um in dem Hörer oder Leser eine Vorstellung von der Bedeutung der dargestellten Persönlichkeit zu erwecken. Beides ist hier der Fall. Wer von einer Lektüre des „Tamerlan“ oder des „Juden von Malta“ zu Wildenbruchs Drama kommt, der wird in der Kühnheit des Wurfs, in der leidenschaftlichen Kraft der Sprache eine Verwandtschaft nicht verkennen. Und nicht minder sind Zauber und Gewalt, die von dem Menschen ausgehen, in lebendigen Zügen vergegenwärtigt worden, vor allem in der wundervollen Schlußszene des ersten Aufzugs, nicht minder aber auch in dem Gespräch, in welchem Marlow Leonore zu bewegen weiß, ihr Vaterhaus zu verlassen und ihm zu folgen.

Noch unmittelbarer erfaßte Wildenbruch die durch die Zeit angeregten Probleme im „Neuen Gebot“. Wie nahe lag in jenen Tagen, in denen durch die Nachgiebigkeit des Staates der Streit zwischen der Kirche und dem preußischen Staate seinem Ende nahegebracht wurde, der Gedanke an jene treuen katholischen Männer, die durch die Unfehlbarkeitserklärung in die schwerste Gewissenspein versetzt wurden! Die nur die Wahl hatten, gegen ihre Überzeugung zu handeln oder sich von der Kirche zu trennen! Diese Konflikte ließen sich auch mit Sicherheit bei den Deutschen des 11. Jahrhunderts voraussetzen. Auch hier wird es viele Geistliche gegeben haben, die in die tiefste Seelenqual gestürzt wurden, als sie zwischen dem Papst und ihrem Kaiser Heinrich IV. zu wählen gezwungen waren. Denn wir wissen, wie Heinrich IV. geliebt worden ist, und sicher war es ein Geistlicher, der nach Heinrichs Tode das rührende „Leben Heinrichs IV.“ geschrieben und zu Beginn seines Lebensbildes den Heimgang des Königs mit folgenden Worten beklagt hat:

„Wer möchte Wasser meinem Haupte leihen und einen Zährenquell meinen Augen, daß ich bejammere, nicht den Untergang einer bezwungenen Stadt, nicht die Gefangenschaft geringen Volkes, sondern den Tod Heinrichs, des kaiserlichen Herrn,

der meine Hoffnung war und alleiniger Trost, der, um von mir zu schweigen, mehr als das gewesen ist: der Stolz Roms, die Zierde des Reiches, die Leuchte der Welt!"

In die Seele eines so gearteten Mannes, des Pfarrers Wimmar Knecht zu Volkerode, hat Wildenbruch den Konflikt verlegt. Man wird den Dichter wohl am besten so verstehen, wenn man den Titel „Das neue Gebot" nicht ausschließlich auf das bezieht, was nachher im Drama ausdrücklich als „Gebot" bezeichnet wird, nämlich die Verkündigung des Zölibates und die Aufforderung des Papstes an die Priester, sich von ihren Ehefrauen zu trennen. Vielmehr sind unter dem „neuen Gebot" offenbar zusammengefaßt einmal der Bann des Papstes und die Loslösung vom Treueide und dann die Untersagung der Priesterehe. Faßt man den Titel so auf, dann bietet der Aufbau des Dramas nicht die geringste Schwierigkeit mehr. Der königstreue Wimmar Knecht gerät durch den von dem Papste ausgesprochenen Bann in den fürchterlichsten Seelenzwiespalt, aber wie es nicht anders sein kann, leistet er der Gewalt Gehorsam, die für ihn die Stimme Gottes ist. Allein sobald er in diesem Sinne zu handeln versucht, ergibt es sich, daß seine innerste Natur sich gegen die Anerkennung des päpstlichen Gebotes sträubt; ihm geht die Erkenntnis auf, daß das in die Menschenherzen geschriebene Gebot der Liebe höher als jeder Ausspruch des Papstes steht. So findet der päpstliche Befehl, der ihn für immer von seiner Gattin trennen soll, ihn schon in ganz andrer Weise vorbereitet; wohl zerreißt es ihm noch immer das Herz, daß er mit allem brechen soll, was das Heiligste seines Lebens ausgemacht hat, aber nach der zuvor gewonnenen Erkenntnis kann die Wahl nunmehr für ihn nicht schwer sein: er entscheidet sich für das heilige Gebot der Natur und gegen das der Unnatur. Diese Charakterentwicklung vollzieht sich durchaus naturgemäß. Wie im „Mennoniten" und im „Harold" handelt es sich um eine fortgesetzte Wechselwirkung zwischen dem einem Ideal der Reinheit und Treue nachstrebenden Menschen und der ihm feindlichen Außenwelt. Dem entspricht die reichbewegte Handlung, die ein vielgestaltiges Zeitbild entrollt. Daß die stärkeren Klänge vorwiegen, wird man nach dem ganzen Charakter des Dramas begreiflich finden; aber es fehlt nicht an sanfteren Zügen, wie sie namentlich durch Wimmars Frau Martha zur Anschauung gebracht werden, und mitten unter Gefahren, Not und Kriegsruf spielt sich in dem Gespräch zwischen Wimmars Tochter und Berthold von der Meersburg (II, 4) ein in seiner Schlichtheit tief bewegendes Idyll ab.

Von Wildenbruchs dramatischen Schöpfungen ist der „Fürst von Verona" am wenigsten bekannt geworden. Und doch enthält auch dieses Drama nicht etwa nur eine Reihe fesselnder, um einen einheitlichen Mittelpunkt gruppierter geschichtlicher Vorgänge, sondern es bietet in der eigentlichen Hauptgestalt, nach der freilich das Drama *nicht* benannt worden ist, ein tiefes seelisches Interesse. In der Figur des Scaramello hat der Dichter die grimme Vasallentreue verkörpert, die alle andern Fragen des Menschenlebens diesem einen Verhältnis aufopfert. Aber der Mann, der Schrecken und Grauen um sich verbreitet, trägt in seinem Herzen eine tiefe, innige Liebe; immer jedoch, wenn er sie zu äußern sucht, nehmen die zarten Empfindungen die grimme Farbe

seines Außenwesens an. Es ist jener Gegensatz, den Wildenbruch, auf eine weibliche Gestalt übertragen, auch in seiner Novelle „Brunhild“ künstlerisch zu bewältigen versucht hat. Aus der Unmöglichkeit, das, was er fühlt, zu äußern, erklärt es sich, daß das von ihm geliebte Mädchen ihn überhaupt nicht versteht und vor seinen Blicken schaudert. „Hast du je gehört von dem schrecklichen Geschöpf, dessen Blick den Menschen erstarren macht, das sie den Basilisken nennen? So gibt es Menschen, deren Augen diese Macht besitzen, und jener Mann gehört zu ihnen! Denn so oft ich ihn sah, so oft sein düsterer Blick mit lodernder Glut in meinem Antlitz wühlte, — dies starrende Entsetzen, das jedesmal Leib und Seele mir in Banden schlug, es war das Schreckliche, das Unsichtbare, es war der Tod!“ Und erst als eine tiefe und echte Leidenschaft ihre Seele selbst aus den Fesseln gelöst hat, beginnt sie zu erkennen, welcher Art das Feuer war, das ihr einst aus den Augen Scaramellos entgegenloderte. Das Gespräch, in dem sie dem von ihr geliebten Manne von dieser ihr unter dem Eindruck des eigenen Glückes aufgegangenen Erkenntnis erzählt (III, 8), gehört zu dem Schönsten und Innigsten, was Wildenbruch geschaffen hat, und schon allein um dieser Szene willen sollte man nicht mehr an dieser eigenartigen Schöpfung achtlos vorübergehen.

Es zeigt sich in diesen drei Dramen durchaus das Bestreben, einen verwickelteren Charakter zur Anschauung zu bringen; selbst Wimmar Knecht im „Neuen Gebot“ macht in dieser Beziehung keine Ausnahme, denn auch ihn hat der Dichter nicht als eine verhältnismäßig einheitliche Persönlichkeit aufgefaßt, sondern als einen Mann dargestellt, der sein ursprünglich heftiges Wesen erst langsam zu der priesterlichen Milde abgedämpft hat, ohne doch die ursprüngliche Naturanlage ganz unterdrücken zu können. Neben dieser Vertiefung in das Seelenleben der Hauptgestalt weisen nun aber diese Dramen, namentlich die beiden letzten, in der Erfassung der Zeitfärbung und der Behandlung der geschichtlichen Einzelvorgänge eine Steigerung der Beobachtungsgabe und des Wirklichkeitssinnes auf. Und gerade nach dieser Richtung hin hat sich die Kunst des Dichters in dem dritten Abschnitt seiner dramatischen Tätigkeit besonders weiterentwickelt. Diese Periode umfaßt die Zeit der brandenburgischen Historien. Jener oben erwähnte Zwiespalt zwischen der eigentlichen Literatur und der Bühne war unzweifelhaft ein großer Fehler, weil er das Drama der Möglichkeit beraubte, auch die niederen Schichten des Volkes zur Teilnahme an der Dichtung zu erziehen. Es ist ein durchaus wahres Wort, daß die dramatische Kunst vor allen andern den schönen Beruf hat, ein Band der Einheit zwischen den Höhen und den Niederungen der Gesellschaft zu bilden. Diese Überzeugung drängte sich Wildenbruch unmittelbar auf, als er sah, mit welcher Teilnahme, mit welcher innigen Hingebung die kleinbürgerlichen Besucher eines entlegenen Vorstadttheaters das „Neue Gebot“ in sich aufnahmen. Und er faßte daher in den Tagen, in denen der neunzigste Geburtstag des alten Kaisers und die Erkrankung des Kronprinzen das Band zwischen Volk und Herrscherhaus immer fester geschmiedet hatten, den Entschluß, die Geschichte des Geschlechtes, dem Brandenburg-Preußen seine Größe verdankt, in einer Reihe von Dramen so zu schildern, daß nicht bloß

den Gebildeten, sondern auch dem „Volke“ ein Verständnis für die großen geschichtlichen Mächte und Persönlichkeiten erschlossen würde.

Der Plan ist bekanntlich nur zum Teil ausgeführt worden. In den „Quitzows“ (1888) hat der Dichter die Besitzergreifung der Mark durch die Hohenzollern geschildert, im „Generalfeldoberst“ (1890) das verhängnisvolle Versagen des Hohenzollernhauses im Glaubensstreite nahegebracht und zugleich eine lange Zeit wenig beachtete, charakteristische Gestalt des Hohenzollernhauses in den Vordergrund gerückt; im „Neuen Herrn“ (1891) wird gezeigt, wie der junge Große Kurfürst der Schwierigkeiten Herr wird, die sich ihm bei seiner Thronbesteigung entgegenstellten. Was der Dichter in diesen Dramen geben wollte, sind große geschichtliche Gemälde, und von diesem Standpunkte aus muß man diese Werke vor allen Dingen beurteilen. Es ist aber damit keineswegs gesagt, daß der Dichter die an den Dramatiker zu stellenden Forderungen in den Historien vernachlässigt hätte. Daß die Kunst der Menschendarstellung, von der die Dramen der zweiten Periode Zeugnis ablegen, auch hier nicht fehlt, lehrt eine so durchaus einheitlich gedachte und folgerichtig durchgeführte Gestalt wie Dietrich Quitzow, lehren Gestalten wie der Winterkönig im „Generalfeldoberst“, Schwarzenberg im „Neuen Herrn“. Und nicht minder zeigt die wirkungsvolle Führung der einzelnen Aufzüge und Szenen die alte Kraft des dramatischen Aufbaues, wovon der erste und zweite Aufzug der „Quitzows“ Zeugnis ablegen. Vor allen Dingen muß nach dieser Richtung hin der vierte Vorgang im „Neuen Herrn“ hervorgehoben werden, der zugleich die etwas breite Exposition des Dramas durchaus rechtfertigt, indem hier die scheinbar vielfach durcheinanderlaufenden und sich verschlingenden zahlreichen Fäden der Handlung in ganz natürlicher, aber nur scheinbar kunstloser Weise entwirrt werden. Ja einzelne Szenen, wie der Schluß des zweiten Aufzuges im „Generalfeldoberst“, wo der verhetzte lutherische Pöbel Berlins den reformierten Hohenzollern Johann Georg mit Wutgeschrei, Steinwürfen und Flintenschüssen empfängt, oder das Gespräch zwischen dem Großen Kurfürsten und Schwarzenberg im „Neuen Herrn“, in dem Schwarzenberg vor der überlegenen Größe des jungen Herrschers zusammenbricht, erheben sich zu symbolischer Bedeutung — die letztgenannte Szene freilich nicht etwa in dem Sinne, den böswillige Verleumdung dem Dichter untergeschoben hat. Daß es Wildenbruch gelungen ist, ein Bild von den inneren und äußeren Geschehnissen der von ihm geschilderten Zeit zu geben, wird nicht zu bestreiten sein; anderseits kann man gewiß manche Schwächen der psychologischen Motivierung, beispielsweise im „Generalfeldoberst“, zugestehen, aber sie ergeben sich meist aus der Art, wie der Dichter seine Gesamtaufgabe gefaßt hat, und bilden die Kehrseite der bedeutenden dichterischen und dramatischen Vorzüge. Stärker als in irgendeinem der bisherigen Dramen tritt in den Historien die Kunst des Dichters hervor, dem Volke „auf das Maul zu sehen“ und dem Beobachteten sprachlich den angemessenen Ausdruck zu verleihen.

Diese scharfe Beobachtung der Denkweise und Lebensgewohnheiten des kleinen Mannes bekunden auch die beiden Dramen, mit denen Wildenbruch sich der Gegenwart zuwendete, nachdem er seinen Plan eines großen, zusammen-

hängenden Zyklus von Hohenzollernhistorien aufgegeben hatte, die „Haubenlerche“ (1891) und „Meister Balzer“ (1893). Sie scheinen jenseits der geraden Linie zu liegen, auf der sich der Dichter bisher bewegt hatte, aber betrachtet man den Wesensgehalt beispielsweise der „Haubenlerche“, so wird man leicht erkennen, daß die Zugeständnisse an eine dem Dichter innerlich fremde Richtung nur in Einzelheiten zu suchen sind, so in der gewaltsamen Schlußkatastrophe, deren andre Gestaltung wünschenswert und erreichbar gewesen wäre. Im übrigen aber sehen wir Wildenbruch durchaus die Ideale vertreten, zu deren Fahne er bisher geschworen hatte. In den beiden Brüdern, die feindlich aufeinanderstoßen, wird wiederum ein Stück deutschen Lebens entrollt. Auf der einen Seite steht der Vertreter eines echt deutschen Idealismus, auf der andern ein Typus der kalten, idealllosen Jugend, die unter dem Eindruck der großen Erfolge Deutschlands herangewachsen war. Gerade in dieser ausgezeichnet durchgeführten Gestalt zeigt sich auf das augenscheinlichste, wie wenig eng die vaterländische Gesinnung des Dichters ist. Denn er wollte hier offenbar zeigen, wohin die Anbetung des äußeren Erfolges, der äußeren Macht führt, wenn man die inneren Triebfedern des deutschen Geistes nicht beachtet, die allein jenen großen Aufschwung Deutschlands ermöglicht haben. Anderseits kommen doch aber in dieser Gestalt auch die Eigenschaften zum Ausdruck, die das neue Geschlecht vor den weltfremden deutschen Idealisten voraushatte: der Sinn für das Wirkliche und der trotz der Verlotterung urwüchsige Mutterwitz. In diesem Gegensatze zweier Generationen liegt der eigentliche Kern des Dramas beschlossen; in der Hineinspielung der sozialen Frage, über die der Dichter die Anschauungen wiederholt, die er lange Jahre vorher in der Novelle „Vor den Schranken“ niedergelegt hatte, macht sich die Stimmung der Zeit geltend. Über dem ganzen Werke aber liegt eine ungesuchte Natürlichkeit und Frische, und der köstliche Humor, mit dem die Gestalt des Lumpenfaktors Ale Schmalenbach gezeichnet ist, zeigt, wie diese sonst mit dem Pathos selten vereinte Kraft auch unserm Dichter reichlich zugemessen ist. Auch in „Meister Balzer“ ist das kleinbürgerliche Leben mit scharfem Blicke erkannt und in wirkungsvollen Zügen festgehalten worden. Aber diese Kleinmalereien rahmen eine Charakterstudie ein, die wiederum Eigenart des deutschen Lebens und deutscher Sinnesart kundtut. Der Dichter führt uns eine jener im früheren deutschen Handwerk nicht selten vorkommenden Naturen vor, in denen eine Art künstlerischer Ader steckt, und die daher notwendig in einen inneren und äußeren Konflikt mit jedem fabrikmäßigen Betriebe geraten müssen. Es ist daher nicht richtig, wenn man in diesem Drama den Kampf zwischen Klein- und Großbetrieb verkörpert sieht; eine derartige Stellung der Aufgabe lag dem Dichter fern; vielmehr ergibt sich der Vorwurf aus dem Gegensatz zwischen der weltfremden Künstlernatur Balzers und den Bestrebungen einer durchaus andersgearteten Zeit. Man wird freilich fragen dürfen, ob ein Ausgleich zwischen den beiden Mächten, wie er hier am Schlusse angebahnt wird, möglich ist; nach dem Wesen der sich gegenübertretenden Weltanschauungen scheint vielmehr ein tragischer Ausgang erforderlich.

Kommt in diesen Dichtungen neben der Freude am Gestalten doch auch der Wunsch des Dichters zum Ausdruck, in den schwierigen Fragen, wie sie jedes Übergangszeitalter mit sich bringt, dem Strebenden, Suchenden einen festen Standpunkt zu geben, so ist das gleiche auch in dem Märchenschwank „Das heilige Lachen“ (1892) der Fall, einem Werke, das darum völlig falsch beurteilt worden ist, weil man es irrig für eine literarische Satire hielt, während es doch nur den Zweck verfolgt, in dem Widerstreit zweier großer Lebensanschauungen auf die richtige Mitte hinzuweisen. Der Glaube an die ewigen Mächte, die den Menschen über sich selbst hinausheben, beherrscht dieses Werk, und der Trost, der aus jeder Offenbarung des göttlichen Wesens quillt, wird überall versinnbildlicht, am schönsten in den schlichten Worten, die den Sternen und ihrer Wirkung auf das Menschenherz gewidmet sind:

Sie haben gewirket zu Deiner Ehr'
Und haben treu ihres Amtes gewacht.
Sie haben geleuchtet über dem Meer,
Und wo ein Schiff seinen Weg nicht fand,
Dem gaben sie Rat und wiesen ihm Pfad.
Sie haben geleuchtet über dem Land,
Und wo sich ein Seufzer, bang und schwer,
In einsamer Kammer dem Herzen entwand,
Da schoben sie sacht
Mit goldenen Fingern den Vorhang beiseit
Und blickten hinein in die einsame Pein
Und erzählten dem stummen, finsteren Leid
Von deiner Güte und Herrlichkeit.

V.

So sicher es nun aber auch ist, daß es sich in diesen drei Dramen nur um abweichende Formen und nicht um eine Änderung des Grundinhaltes der Dichtung handelte, so konnte es doch nicht anders sein, als daß der Dichter wieder zu dem Gebiete zurückkehrte, in dem er sich vor dieser Wendung zu dem Leben der Gegenwart und zur allegorisch-satirischen Behandlung einer gewichtigen Zeitfrage bewegt hatte. Immer schon hatte die Gestalt Heinrichs IV. die Phantasie Wildenbruchs beschäftigt; im „Neuen Gebot“ wurde das ganze Drama durch die Gestalt dieses Kaisers beherrscht, wenn er auch selbst nicht auf der Bühne erschien. Die schöne Ballade „Kaiser Heinrich“ führt uns den gebeugten, vom eignen Sohne verfolgten Kaiser vor und schlingt deutsches Landschaftsbild und wehmütigen Lebensrückblick ergreifend ineinander. Jetzt wandte sich nun der Dichter diesem Stoffe wieder zu und schuf in seinem Doppeldrama „Heinrich und Heinrichs Geschlecht“ (1896) ein Werk, das nicht nur von der Bühne herunter Tausende begeisterte, sondern das auch als gelesenes Drama seine Wirkung nicht verfehlte und beispielsweise Heinrich von Treitschke während der letzten Tage seines Lebens in die tiefste Erregung versetzt hat. — Aus dem Kinde wird uns der Mann Heinrich IV. erschlossen. Schon in dem Knaben lebt die Überzeugung, daß es die eigentliche Aufgabe des Königs ist, dem Armen, Unterdrückten seinen Schutz zu leihen; aber unmittelbar neben diese Hingebung an andre tritt ebenfalls schon in dem

Knaben das lebhafte Gefühl der eignen Persönlichkeit, das noch dadurch verstärkt wird, daß er, von allen verlassen, sich lediglich auf sich selbst gestellt sieht. Aus diesen beiden inneren Kräften und der schmerzlichen Erfahrung seiner Jugend schmiedet sich der Charakter zusammen, den wir als den geborenen König dem Neuschöpfer der Kirche gegenübertreten sehen. In beiden Männern lebt das Bewußtsein ihrer hohen Aufgabe, in beiden der Wunsch, die Welt mit sich fortzureißen und mit dem Inhalt ihres Lebenswerkes zu erfüllen. Nicht durch langatmige Reden gibt der Dichter eine Vorstellung von den Idealen, die dem Manne vorschweben, der in sich die Kirche verkörpert sieht, sondern er setzt die Gedanken in Handlung um; in den Entscheidungen, die Gregor trifft, treten seine großen Ziele auf das unmittelbarste entgegen. Aber der Kampf, der das Leben Heinrichs erfüllt, ist mit dem Unterliegen des Papstes nur scheinbar zu Ende; in dem Zwiespalt zwischen Vater und Sohn, den uns der zweite Teil von Wildenbruchs Drama vorführt, wird das Ringen des harten, seine Ziele unerbittlich verfolgenden, tatkräftigen Verstandes mit dem milden, großmütigen Herzen vorgeführt, das in diesem Zwiste zwar äußerlich unterliegt, tatsächlich aber den Sieg davonträgt. Diese Grundgedanken aber werden eingerahmt von der reichsten Entfaltung geschichtlichen Lebens, das doch nirgends die großen zugrunde liegenden Anschauungen überwuchert. Die kraftvolle Sprache, die kühne Steigerung der Handlung, das glückliche Erfassen der weltgeschichtlichen Persönlichkeiten verleihen dem Werke eine hervorragende Stellung innerhalb der Geschichte des deutschen Dramas. Mit ähnlicher Kraft sind in dem dichterisch ganz hervorragenden dritten Aufzug des Schauspiels „Gewitternacht“ Menschenleid und Völkerschicksal zu einem Ganzen verwebt; und ebenso glücklich verkörpert der Dichter in der „Tochter des Erasmus“ die in der Geschichte der deutschen Reformation sich darbietenden Gegensätze. Doch stehen diese Werke uns zeitlich noch zu nah, als daß man sie schon in einer Übersicht, die einen geschichtlichen Rückblick geben will, im einzelnen verwerten könnte.

Der Dichter fühlt sich am wohlsten, wenn er sich auf dem Boden der Heimat bewegt, und er hat denn auch seine Stoffe fast ausschließlich der deutschen Geschichte entnommen. Die Ausnahmen bestätigen die Regel. Im „Harold“ handelt es sich um einen Kampf von Germanen mit romanisierten Stammesgenossen; im „Marlow“ erscheint als Held der Vorläufer des germanischen Dichters, der tiefer als irgend ein Dichter der Weltliteratur, vielleicht nur Homer ausgenommen, auf die ihm innerlich entgegenkommende deutsche Eigenart eingewirkt hat; und im „Fürsten von Verona“ ist es der deutsche Kaiser Friedrich II., an dessen Schattenbilde sich die Gegensätze entzünden, ist es das Erscheinen Konradins, das die Katastrophe herbeiführt. So hat der Dichter überall danach gestrebt, das große Leben der deutschen Vergangenheit aufzurollen und seinem Volke zu offenbaren. Überblickt man die reiche Tätigkeit, so ist eine Haupteigenschaft nicht zu verkennen, die auch von den Gegnern des Dichters nicht bestritten wird: das ist die plastisch-gestaltende Sicherheit, mit der das Einzelbild behandelt wird. Manche Beurteiler Schillers, wie z. B. Viktor Hehn, sehen seine eigentliche Kraft da wirksam, wo er solche geschichtlichen zusammenfassenden Bilder wie den vierten Aufzug der „Piccolomini“ aufbaut.

In ähnlicher Weise kann man von Wildenbruch sagen, daß in dem Aufbau derartiger Einzelbilder eine unmittelbare Kraft wirksam ist, wie sie in der deutschen Dichtung seit langem nicht vorhanden war. In jedem Drama des Dichters finden sich zahlreiche Beispiele; es genügt aber, um nur Allbekanntes zu erwähnen, auf die zweite Hälfte des zweiten Aufzuges der „Quitzows" und den dritten Vorgang im „Neuen Herrn" zu verweisen, wo diese Fähigkeit des zwingenden Aufbaus in Grundgedanken und Anordnung wie in der Behandlung des Einzelnen sich kundtut.

So reich die dramatische Ausführung ist, so verhältnismäßig einfach sind die Probleme, die Wildenbruch in seinen Dramen aufgestellt und behandelt hat. Der Kampf der neuen, befreienden Gedanken gegen Zwang und Druck des Althergebrachten; die Liebe zwischen Blutsverwandten, die diese fast völlig von allem andern Bestehenden trennt; der Haß zwischen Blutsverwandten, der sich teils aus äußeren Gründen, teils aus der innersten Verschiedenheit der Natur ergibt; der Streit zwischen Liebe und vaterländischem Ehrgefühl; der Kampf zwischen Menschensatzungen und der im Innern des Menschen redenden Stimme Gottes; die Selbstherrlichkeit des schöpferischen Geistes, die notwendig einen Rückschlag der umgebenden Welt hervorrufen muß; die Freude des künstlerisch veranlagten Menschen an seinem Werk und seine völlige Abkehr von der Wirklichkeit; der Gegensatz zwischen Geist und Gemüt und die Art, in der beide Seelenkräfte sich in den großen Entscheidungsstunden der Weltgeschichte offenbaren. Diese Probleme sind meist nicht neu, aber das kann kein Vorwurf für den Dichter sein, da es sich in der gesamten dramatischen Literatur um immer wiederkehrende, sich aus den natürlichen Bedingungen der Menschennatur ergebende Gegenstände handelt. Für die Beurteilung der Gesamttätigkeit des Dichters ist es jedoch entscheidend, ob seine Produktion von einer großen und einheitlichen Weltanschauung getragen ist, die auch einen verhältnismäßig einfachen Vorwurf mit bedeutendem Leben zu erfüllen weiß. Und in der Tat liegt allen Schöpfungen Wildenbruchs eine derartige Gesamtanschauung zugrunde; es ist der Glaube an den Sieg des Geistes über die zufälligen Mängel und Gebrechen der Wirklichkeit und nicht minder die Überzeugung, daß die sittliche Weltordnung sich ewig gleich bleibt und immer ihre Geltung wiedergewinnt, wenn sie auch scheinbar eine Zeitlang durch Schuld und Sünde der Menschen gestört worden ist.

Bei der Betrachtung der von dem Dichter geschaffenen Gestalten wird man zwischen den Figuren zu unterscheiden haben, bei denen es Wildenbruch gelungen ist, sich vollständig zu objektivieren, und zwischen denen, die ein Stück von dem Wesen des Dichters in sich selbst tragen. Das Maß der unbedingten Lebenswahrheit und Glaubhaftigkeit, das zahlreichen dramatischen Gestalten des Dichters innewohnt, scheint andern zu fehlen; sie scheinen aus der Zeit, innerhalb deren sie gestellt sind, herauszuwachsen und Verkünder von Idealen zu werden, die nicht innerhalb der geschilderten Epoche, sondern in einer fernen Zukunft liegen. Man hat es also mit ähnlichen Einwendungen zu tun, wie sie hundertmal gegen den Marquis Posa und Max Piccolomini ins Feld geführt sind. Aber zugegeben, daß weder der Marquis Posa in dem Spanien Philipps II.

denkbar ist noch daß Max Piccolomini der landläufigen Vorstellung eines Reiteroberſten im Dreißigjährigen Kriege entspricht, wer möchte und könnte sich beide Gestalten aus dem „Don Carlos“ und dem „Wallenstein“ hinwegdenken? Was den dichterischen Erfindungen an innerer geschichtlicher Glaubwürdigkeit fehlt, wird reichlich dadurch ersetzt, daß es Schillers große Seele ist, die hier unmittelbar zu uns redet. Und ähnlich verhält es sich mit einzelnen Gestalten Wildenbruchs. Wir besitzen in der Lyrik, in den Novellen sowie in manchen Aufsätzen, in denen Wildenbruch sich über allgemeine Fragen geäußert hat, Zeugnisse zur Genüge, um das Wesen des Dichters festzustellen. Der hohe Flug seines begeisterungsfähigen Geistes ist es, der in Konrad Quitzow, in dem Generalfeldoberst Johann Georg und in ähnlich gearteten Gestalten zum Ausdruck kommt. Und mag man daher gegen derartige Figuren noch so viel einwenden, gerade die Tatsache, daß sie ein Stück des Dichters selbst verkörpern, wird ihnen auch eine starke Wirkung auf die Zukunft sichern.

VI.

Auch wenn man sich der Sprache Wildenbruchs zuwendet, läßt sich eine ähnliche Beobachtung machen. Die Begeisterung, die den Dichter selbst erfüllt, kommt in der Kraft und Pracht der Sprache, ihrer fortreißenden Wirkung, dem vollen Ton naturwüchsiger Leidenschaft zum Ausdruck. Die Angriffe, die der Dichter wegen dieser kühnen und ungewohnten Sprache erfahren hat, sind auch manchem der allergrößten Dichter nicht erspart geblieben. Wie oft ist das Gewaltsame, Übermächtige in der Sprache des Äschylus getadelt worden; ja aus dem Altertum ist ein Wort des Peripatetikers Chamäleon überliefert, Äschylus habe seine Tragödien in der Trunkenheit geschrieben. Aber die Gewalt der Worte, die einander wie Felsblöcke entgegengeschleudert werden, wirkt doch immer überzeugend, weil sie der naturgemäße Ausdruck eines von der Hoheit seiner Aufgabe erfüllten Gemütes ist. Und sieht man näher zu, so wird man erkennen, wie echt dramatisch zugleich diese scheinbar ganz persönliche Sprache ist; ja manche mehrfach getadelte Stelle weist sich als innerlich notwendig aus, so die Bilderanhäufung im „Agamemnon“ (V. 898 ff. der Übersetzung von Wilamowitz-Möllendorf), da Klytämnestra gerade durch den Überschwang die wahren Regungen ihres Innern verdecken will. Auch in Wildenbruchs Sprache vernimmt man die Stimme eines seine dichterische Arbeit mit heiligem Ernste erfassenden Dichters. Aber es ist zugleich in diesem dramatischen Stil etwas Aufwühlendes, was den Zuschauer nicht zur Ruhe kommen läßt und daher dem Fortschritt und der Steigerung der Handlung zugute kommt.

Den Zuschauer unmittelbar fortzureißen, ihn mitten in die dargestellten Ereignisse hineinzustellen und so die geschichtlichen Vorgänge in lebendige Anschauungen umzusetzen, erstrebt und erreicht auch die dramatische Technik Wildenbruchs. Sie kennt nur wenig Stillstand, sie drängt unaufhaltsam zum Ziele. Aber so selbstverständlich es auch ist, daß diese Technik zunächst den Zweck hat, für die Gestalten und den Gang der in großen Zügen entwickelten Handlung Teilnahme zu erwecken, — ihr letztes und Hauptziel ist damit keineswegs bezeichnet. Der Dichter will vielmehr vermöge der von ihm beherrschten

dramatischen Kunstmittel einen Teil der in ihm wohnenden Begeisterung auf seine Zuschauer und Leser übertragen; er will sie mit dem gleichen Ideale erfüllen, dessen Verkündung er sich zur Lebensaufgabe gemacht hat.

Dieses ihm vorschwebende Ideal ist vollkommene Ausbildung aller jener großen Anlagen, die dem deutschen Volke eigentümlich sind. Wie der Dichter selbst in jeder Beziehung sich als Vertreter des Deutschtums erweist, wie sein tiefes Gefühl, die flammende Begeisterung, die Naivität seines Schaffens, das Mitleid mit den Schwachen, die Freude am Waffenspiel und namentlich die Treue, mit der er sein Ideal hegt, echt deutsche Eigenschaften sind, so geht auch sein Streben dahin, daß Deutschland sich immer mehr und mehr mit dem wahrhaft deutschen Geiste durchdringe. Es ist dem Dichter von überfeinen Geistern zum Vorwurf gemacht worden, daß er diesen Vaterlandsgedanken in den Mittelpunkt seiner Dichtung gestellt hat zu einer Zeit, in der die Gassen von nachgeplapperten patriotischen Phrasen widerhallten. Allein ganz abgesehen davon, daß eine große Sache durch den Mißbrauch, den man damit treibt, noch nicht entwertet wird, — die vaterländische Gesinnung des Dichters hätte schon von vornherein vor einer derartigen Verkennung geschützt sein sollen, denn sie hat nicht das geringste mit irgendeiner chauvinistischen Regung zu tun. Sie erweist sich auch insofern als echt deutsch, als sie weitherzig ist und einer durchaus freien Denkart entspringt. Wohl hegt der Dichter die höchste Verehrung für die Männer, denen wir die Größe und Einheit Deutschlands verdanken, aber er will, daß diese nationalen Errungenschaften untrennbar verbunden werden mit jenem Deutschland im Reiche des Geistes, das unsre großen Dichter und Denker geschaffen haben; er wünscht, daß auch in Zukunft Deutschland die große, stille Macht bleibt, die eines Volkes Seele der andern nahebringt, daß es der wunderbare Spiegel bleibt, aus dem das Weltenantlitz tiefsinnig widerscheint. So ist der vaterländische Gedanke beschaffen, den der Dichter von Anfang an vertreten hat; es ist ein Ideal, das durchaus dem Wesen und der Entwicklung des deutschen Geistes entspricht.

Die Laufbahn des Dichters ist noch nicht abgeschlossen, und es wäre vermessen, bestreiten zu wollen, ob seine Dichtung nicht noch neue und überraschende Bahnen einschlägt. Aber unwillkürlich lenkt sich jetzt, wo wir an einem Lebensabschnitte des Dichters stehen, der Blick auf die Anfänge Wildenbruchs zurück. Im Jahr 1873 erschien das bereits erwähnte dramatische Gedicht „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen". Der jugendliche Dichter verfolgt darin die Entwicklung der romanischen und germanischen Völker von der Entstehung des Christentums bis auf seine Zeit herunter; in kühnen, eigenartig erschauten Bildern werden die Marksteine dieser Entwicklung symbolisch nahegebracht. In einem schönen einleitenden Gedicht ruft der Dichter die deutsche Jugend auf zum gemeinsamen Wirken für das große Ziel, für die Neubelebung der Dichtung. Und er legt das Gelöbnis ab:

Drum sei verbannt aus unserm jungen Bunde,
Wer zur Gemeinheit rühren will die Leier!
Wenn wir sie stimmen, sei's zu heil'ger Feier,
Nur reines Lied entströme unserm Munde!

Allein, so fremd dieser Ton in eine Zeit hineintönte, in der trotz der soeben vorübergerauschten großen Ereignisse die Operette und das französische sogenannte Sittendrama die Bühne beherrschten, des Dichters Herz war doch von frohen Erwartungen geschwellt. Es liegt etwas wie Morgenstimmung über seinen Worten; er meint sich am Anfange eines neu anbrechenden Dichterfrühlings zu befinden und sieht im Geiste eine Auferstehung der deutschen Poesie, die er selbst durch sein Lied zu erwecken hofft:

Und hört ich's dann mit tief entzücktem Ohre,
Wie sich die Harfen rührten und die Saiten,
Wie sich an meinen Sang Gesänge reihten,
Nur leise erst, doch bald in vollrem Chore,

Dann jauchzte ich: mein Werk ist mir gelungen,
Erreicht das Ziel, das ich mir vorgesteckt:
Erwecken wollt ich, und ich hab erwecket,
Und nicht vergebens habe ich gesungen.

Was der Seherblick des Dichters hier in der Zukunft gelesen, ist Wirklichkeit geworden, aber in ganz andrer Weise, als Wildenbruch erwartet hatte. Wohl hat sich der Dichtung, und nicht zuletzt durch Wildenbruchs Verdienst, wieder eine bei weitem größere Teilnahme zugewendet als in dem vorausgehenden politischen Zeitalter. Aber zugleich ist eine Generation emporgekommen, deren Anschauungsweise den Idealen des Dichters unmittelbar entgegengesetzt war. Nicht bloß die landläufige Ungerechtigkeit, mit der ein Geschlecht häufig die führenden Männer des vorhergehenden herabzusetzen pflegt, auch der Gegensatz der Weltanschauungen mußte notwendig dazu führen, daß der Dichter befehdet und unbillig beurteilt wurde, zumal die Angreifer des Dichters mannigfache Unterstützung bei denen fanden, die immer bei der Hand sind, wenn es gilt, eine bedeutende Erscheinung herabzudrücken.

Möge der Dichter sich durch derartige Erfahrungen nicht verbittern lassen, möge er nicht vergessen, daß ihm Tausende in Deutschland für künstlerische Erhebung Dank zollen, und daß dieses echte Gefühl manches laute gedruckte Wort überdauern wird. Dem Großen, das Wildenbruch geleistet hat, kann in Zukunft die Anerkennung nicht fehlen. Denn er hat die Teilnahme für das ernste Drama hohen Stiles wieder neugewonnen, den kräftigen dichterischen Ausdruck für den Grundinhalt eines Zeitalters gefunden, hat im Schauspiel, im Lied wie in der Erzählung das deutsche Leben im großen wie im kleinen liebevoll und sicher vergegenwärtigt, und er hat schließlich durch seine nur dem Hohen und Reinen zugewandte Persönlichkeit vorbildlich gewirkt. Wie sich daher auch unser geistiges Leben weiterentwickeln möge, niemals wird eine Geschichte der deutschen Bildung den Dichter vergessen können,

Der sich vor dem seichten Hohn der Spötter
Keines Zolles Breite je gebeugt,
Diesen Mann, der für die Vatergötter
Deutschen Volkes lebenslang gezeugt.

Staat und Gesellschaft in einem großen Kriege unsrer Zeit.

Von

W. von Blume,

General der Infanterie z. D. und Chef des Infanterieregiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westf.) Nr. 13.

(Schluß.)

Die vorangegangene kurze Charakteristik des heutigen Landkrieges wird den Wert erkennen lassen, den man der Zahl und der Güte der Truppen beizumessen hat. Das Interesse der Landesverteidigung erfordert eine möglichst große Zahl guter Truppen. Mit Truppen von überlegener Güte vermag ein tüchtiger Feldherr einen weit zahlreicheren Feind zu überwältigen. Doch ist diese Möglichkeit begrenzt. Ist ein achtbarer Gegner an Zahl gar zu sehr überlegen, so sind die besten Truppen in Gefahr, erdrückt zu werden oder sich zu verbluten. Schlechte Truppen werden dagegen selbst bei großer Überlegenheit an Zahl, wenn überhaupt Erfolge, so doch niemals schnelle und entscheidende erzielen; unter den zersetzenden Einflüssen des Krieges schmelzen sie wie Schnee am Feuer dahin.

Die Zahl der Truppen, die ein Staat aufstellen kann, findet ihre Grenze in der Zahl der wehrhaften Männer des Volkes und in den materiellen Hilfsmitteln des Staates.

Die Güte der Truppen ist bedingt durch die kriegerische Tüchtigkeit der Nation, also durch ihre körperlichen, sittlichen und geistigen Eigenschaften, durch die gute Beschaffenheit der Organisation, Ausrüstung und Bewaffnung des Heeres, durch die Disziplin und militärische Schulung der Truppen und — nicht zum wenigsten — durch den im Heere herrschenden Geist, der zwar nicht unabhängig vom Volksgeiste, aber doch ein Faktor von bedeutsamer Eigenart ist. Besonders hervorgehoben zu werden verdient, daß gute Truppen in großer Zahl aufzustellen nur der Staat fähig ist, in dem auch die oberen und mittleren Gesellschaftsschichten sich kriegerische Tüchtigkeit bewahrt

haben. Hängt hiervon schon wesentlich die Erhaltung eines allen Anforderungen entsprechenden Führer- und Verwaltungspersonals im Friedensstande des Heeres ab, so noch mehr die Möglichkeit, den gewaltigen Bedarf des auf Kriegsfuß gesetzten Heeres an solchem Personal in geeigneter Weise zu decken. Ein Heer ohne eine ausreichende Zahl von Führern und Beamten, die ihrer Aufgabe gewachsen sind, vermag nichts, wäre auch alles übrige gut bestellt. Es ist dies der Punkt, aus dem sich vielleicht die größten Verschiedenheiten bezüglich der militärischen Leistungsfähigkeit der Staaten unsrer Zeit herausstellen werden.

Gesunde Kraft der ganzen Nation fällt aber um so schwerer in die Wagschale kriegerischen Erfolges, je weniger zahlreich die berufsmäßigen Soldatenelemente im Verhältnis zur Gesamtstärke des Kriegsheeres sind, und je kürzer die Friedensdienstzeit der Wehrpflichtigen ist. *Nachdem wir in Deutschland, trotz der sehr gesteigerten Anforderungen, die der heutige Krieg an die militärische Erziehung und Ausbildung der einzelnen Krieger und an die taktische Schulung der Truppen stellt, uns zu einer bedeutenden Verkürzung der Friedensdienstzeit entschlossen haben, ist es dringend geboten, allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, die fördernd oder schwächend auf die kriegerische Tüchtigkeit der Nation einwirken, gesteigerte Aufmerksamkeit zuzuwenden.*

Mit Freude ist daher die zunehmende Beteiligung an den Bestrebungen zu begrüßen, die die Förderung der Kraft und Gesundheit der deutschen Jugend, und zwar auch der weiblichen, zum Ziele haben. Warme Förderung verdienen die Turnübungen, die Jugendspiele, Wanderfahrten, Schwimmübungen und jeder Sport, der nicht zum Zeitvertreib, sondern mit Ernst und Verständnis zur Stärkung von Leib und Seele betrieben wird; nicht minder warme Förderung die auf Hebung der Sittlichkeit und der vaterländischen Gesinnung, auf erzieherische Fürsorge für die der Schule entwachsene Jugend, auf Bekämpfung der Trunksucht und andrer Laster gerichteten Bestrebungen. Der Gesundheitspflege in der Schule wird jetzt vermehrte Sorgfalt zugewandt, doch bleibt darin bei manchen Lehranstalten noch viel zu wünschen übrig. Ein Teil der Schuld, daß die höheren Stände nicht eine größere Zahl von militärdienstfähigen Männern liefern, fällt auf die Schule zurück.

Sehr ernste Besorgnis erregt vom Standpunkte der Wehrkraft des Landes der Rückgang der ländlichen Bevölkerung. Es ist eine unumstößliche, in der Natur der Verhältnisse begründete und durch die Erfahrung mehr als ausreichend bestätigte Tatsache, daß die physischen Kräfte und Charaktereigenschaften, die für den Kriegsdienst besonders geeignet machen, auf dem platten Lande besser gedeihen als in dem unruhigen Leben und Treiben der auf engem Raume zusammengedrängten großstädtischen Bevölkerung, bei der in der freien Natur ausgeübten landwirtschaftlichen Tätigkeit besser als bei der Arbeit in geschlossenen Räumen, namentlich bei der Arbeit in den meisten — nicht in allen — Industriezweigen. Dagegen ist die Stadt der Boden größerer geistiger Regsamkeit. Eine Mischung beider Elemente, der ländlichen und der

städtischen, in den Truppen ist daher erwünscht, vorteilhaft aber ein Überwiegen der ersteren, wie es bei den preußischen Truppen in den Kriegen Kaiser Wilhelms I. noch der Fall war.

Inzwischen ist die landwirtschaftliche Bevölkerung im Lande und bei den Truppen hinter der Zunahme der andern Volksklassen, namentlich der industriellen, immer weiter zurückgeblieben, obgleich sie größere Geburtsüberschüsse als jene und eine verhältnismäßig größere Zahl wehrhafter Männer liefert. Das ist eine an sich unabwendbare Folge davon, daß bei der schnellen Zunahme der Gesamtbevölkerung die Landwirtschaft nicht mehr einen so großen Prozentsatz von ihr wie früher ernähren kann. Insoweit dem Zuwachs ausreichende Nahrung in der Landwirtschaft innerhalb des Staatsgebietes tatsächlich nicht geboten, auch neues Land nicht erworben werden kann, muß auf Schaffung andrer Erwerbsgelegenheit für ihn Bedacht genommen werden. Andernfalls müßte er, zum Nachteil der Wehrkraft des Landes, auswandern. Unter den obwaltenden Verhältnissen gewinnt diese dabei, daß die aufblühende Industrie einem großen Teile des Bevölkerungszuwachses Nahrung bietet. Dies um so mehr, als dem Aufschwung der Industrie und des Handels auch eine hochbedeutsame Verstärkung unsrer materiellen Machtmittel — die Hebung des Volkswohlstandes, die Vervollkommnung unsres Verkehrssystems, die Fähigkeit, unsern Bedarf an Kriegsmaterial im eignen Lande zu decken — zu danken ist. Ja, es bedurfte der Fortentwicklung unsrer volkswirtschaftlichen Verhältnisse in dieser Richtung, um uns instandzusetzen, unsre Streitkräfte dem Bevölkerungszuwachs entsprechend zu vermehren.

Aber die Bewegung ist über das Ziel hinausgeschossen, indem sie der Landwirtschaft einen größeren Teil des Bevölkerungszuwachses entzogen hat, als durch sie ernährt werden könnte. Wir haben an andrer Stelle die volkswirtschaftlichen Schäden besprochen, die uns daraus im Kriegsfalle erwachsen werden. Zu ihnen kommt nun auch noch die Einbuße an Tüchtigkeit des Heeresersatzes, die wir durch das fortschreitende Sinken des Prozentsatzes der Rekruten aus der landwirtschaftlichen Bevölkerung erleiden. Die nachteiligen Folgen des Zurückbleibens dieser Bevölkerungsklasse hinter der allgemeinen Volksvermehrung werden sich noch dadurch steigern, daß nun auch der Ersatz der im städtischen Treiben verbrauchten Kräfte durch sie sich immer mehr vermindert. Noch besteht ein sehr großer Teil unsrer städtischen Bevölkerung aus Eingewanderten vom Lande und aus Nachkommen von Landbewohnern, die vor nicht gar langer Zeit in die Stadt gezogen sind. Diese Blutauffrischung nimmt mehr und mehr ab, sicherlich nicht zugunsten der Wehrhaftigkeit der städtischen Bevölkerung.

Wir müssen, wie gesagt, damit rechnen, daß diese Entwicklung der Bevölkerungsverhältnisse in gewissem Maße unvermeidlich ist. Aber im dringendsten Interesse der Zukunft der Nation ist geboten, die Entwicklung in den Schranken des Unvermeidlichen zu halten, d. h. dahin zu wirken, daß ein möglichst großer Bruchteil der Nation auskömmliches und befriedigendes Dasein in landwirtschaftlicher Tätigkeit

finde. Frankreich, Österreich und — vor allem — Rußland befinden sich in dieser Hinsicht in sehr viel günstigerer Lage als wir.

Und noch eine andre Folgerung ist aus dem Gesagten zu ziehen. Die starke Zunahme der städtischen, insonderheit der Fabrikarbeiterbevölkerung, die zur Folge hat, daß ein immer größerer Bruchteil des Heeresersatzes diesen Volkskreisen entnommen werden muß, erheischt gesteigerte Fürsorge für Verbesserung der gesundheitlichen und sittlichen Zustände in den Städten sowie der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der unteren Volksklassen. Daß das platte Land gleicher Wohltaten teilhaftig werde, ist eine der Vorbedingungen für seine reichere Besiedlung. Alle aber, denen die Verbesserung der Lage der Landwirtschaft und die Vermehrung der landwirtschaftlichen Bevölkerung am Herzen liegen, mögen bedenken, daß es hierfür schwerlich ein wirksameres Mittel gibt als die Steigerung der Konsumtionsfähigkeit, also die Hebung der wirtschaftlichen Lage der Volksmehrheit.

Wir haben nunmehr noch der Teilnahme der Flotte an der Kriegführung und des Einflusses zu gedenken, den Kolonialbesitz auf den Verlauf des Krieges ausübt. Ich fasse mich dabei um so mehr kurz, als diese Fragen in neuester Zeit mehrfach von sachkundiger Seite öffentlich erörtert worden sind[1]).

Wie das Heer auf dem Lande, so hat die Flotte auf dem Meere im Kriegsfalle den Staat und seine Interessen zu schützen und Gewalt gegen den feindlichen Staat auszuüben, um ihn zur Unterwerfung unter unsern politischen Willen zu zwingen.

Auf dem offenen Meere ist nur die Flotte imstande, eine Tätigkeit in diesem Sinne zu entfalten. Gegenüber einem Staate, dessen Landgebiet für uns nur auf dem Seewege erreichbar ist, würden wir ohne Flotte völlig machtlos sein.

Die Küsten des eignen Landes zu schützen, ist gemeinsame Aufgabe der Landmacht und der Flotte. Der feindlichen Küste kann letztere allein oder in Verbindung mit Landungstruppen des Heeres Schaden zufügen, erheblichen Schaden aber nur bei entschiedener Überlegenheit über die feindlichen Seestreitkräfte.

Eine Beförderung größerer Truppenmassen auf dem Seewege und deren Landung an der feindlichen Küste kann nur bei Sicherheit gegen Gefährdung durch feindliche Gewalt unternommen werden, einem Staate mit Seemacht gegenüber daher erst, nachdem diese unschädlich gemacht ist. Auf kurze Entfernung wäre die Überführung einer Landungsarmee an die feindliche Küste denkbar, wenn es gelänge, während der Überfahrt und Ausschiffung der Truppen die feindliche Flotte fernzuhalten. Darauf beruhte Napoleons mißglückter Plan einer Landung in England im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Ob ein ähnlich angelegter Plan in unsrer Zeit gelingen könnte,

[1]) Auch in dieser Zeitschrift: „Das Wirtschaftsleben der Völker und der Seekrieg". Vom Vizeadmiral z. D. Curt Freiherrn von Maltzahn. (Oktober- und Novemberheft 1904.)

darf bezweifelt werden. Voraussetzung hierfür wäre, daß die Geheimhaltung der Absicht gelänge, was heute kaum möglich ist, und daß die gelandete Armee ohne weitere Hilfe vom Heimatslande nicht nur sich zu behaupten, sondern den feindlichen Staat zu unterwerfen vermöchte.

Deutschland würde jetzt im Kriegsfalle die Landung feindlicher Streitkräfte an seinen Küsten nicht zu fürchten haben, selbst wenn seine Flotte deren Beförderung auf dem Meere nicht gefährdete. Es ist kaum eine Kriegslage zu denken, in der nicht mit Hilfe des deutschen Eisenbahnnetzes ausreichende Kräfte rechtzeitig an geeigneter Stelle versammelt werden könnten, um einem feindlichen Landungskorps, das, lediglich auf seine Schiffe gestützt, in das Innere des Landes vorzudringen wagte, sicheren Untergang zu bereiten. Weniger günstig liegen die Verhältnisse, wenn ein feindlicher Staat im Bündnis mit einem andern, der hinter dem Hauptkriegstheater zu Lande an Deutschland grenzt, wie beispielsweise Dänemark, diesem Truppen zu einer gemeinsamen Diversion auf dem Seewege zusendet. Wenn unsre Flotte stark genug ist, um von Unternehmungen dieser Art abzuschrecken oder sie zum Scheitern zu bringen, so ist dies ein wesentlicher Gewinn für die Landesverteidigung.

Operationen unsrer Landstreitkräfte in der Nähe der Küste, sei es im eignen, sei es im feindlichen Lande, können von der Flotte unter Umständen sehr wirksam unterstützt werden, sowohl durch Beteiligung der schweren Schiffsartillerie an Gefechten als dadurch, daß sie ihnen Unterhaltsmittel und Verstärkungen zuführt und ihnen gesicherte Zuflucht für den Notfall, daher größere Aktionsfreiheit gewährt. Die Kriegsgeschichte liefert eine Anzahl beachtenswerter Beispiele für solches Zusammenwirken von Heer und Flotte.

Die wichtigste Aufgabe der Flotte in einem Kriege Deutschlands gegen eine europäische Großmacht oder deren mehrere besteht in dem Schutze unsrer Reederei und unsres überseeischen Handelsverkehrs. Wie gefährlich die Unterbindung des letzteren für die deutsche Volkswirtschaft und Wehrkraft werden kann, wurde im dritten Abschnitt dieser Abhandlung schon hervorgehoben. Die schwersten Nachteile würden für uns aus einer wirksamen Blockade der gesamten deutschen Küste erwachsen. Gelingt es, sie zu verhindern, so haben wenigstens die Schiffe neutraler Länder, die keine Konterbande führen, freien Zugang zu unsern Häfen und freie Ausfahrt aus ihnen und können ungefährdet unsern Seeverkehr mit dem Auslande vermitteln.

Außer durch Blockade kann der Verkehr deutscher Schiffe und deutscher Waren auf dem Meere sowie die Zuführung von Konterbande unter neutraler Flagge durch feindliche Kreuzer (Kaperei) beeinträchtigt werden. Bei bedeutender Überlegenheit der feindlichen Seemacht wird die deutsche Flotte ihre ganze Kraft der Aufgabe widmen müssen, die Blockade deutscher Häfen, mindestens die unsrer ganzen Küste zu verhindern und ihre Macht in der Ost- und Nordsee zur Geltung zu bringen, dort namentlich auch unsre Schiffahrt zu schützen. Daß ein künftiger Krieg uns mindestens hierfür stark genug finde, muß mit allem Nachdruck erstrebt werden; und das Ziel wird bei der Tatkraft, mit der Kaiser Wilhelm II. die Entwicklung unsrer Seemacht fördert, um so sicherer erreicht werden, als eine gleichzeitige Blockade der

Nord- und Ostseeküste[1]) bei deren tatkräftigen Verteidigung durch eine achtunggebietende Flotte sehr schwer durchführbar ist.

Für den Schutz unsrer Schiffe in weiter Fahrt und für die Schädigung des feindlichen Schiffverkehrs außerhalb der deutschen Gewässer würden freilich nur geringe Seestreitkräfte verfügbar bleiben. Im Kreuzerkriege wären wir, alleinstehend, schon in Ermangelung ausreichender Flottenstützpunkte, Kohlenstationen und Kabelverbindungen sehr im Nachteile. Der daraus erwachsende Schaden muß in Kauf genommen werden. Für den Ausgang des Krieges wird er nicht schwer ins Gewicht fallen, und bei dessen glücklichem Ausgange kann vom Gegner Entschädigung gefordert werden. Führt der Krieg uns in das Land des Feindes, so ist es gerechtfertigt, dort jeden Schaden, der deutschem Privateigentum auf dem Meere zugefügt wird, sogleich durch Erhebung einer der Größe des Schadens entsprechenden Kontribution auszugleichen. Offensive im feindlichen Lande ist daher der beste Schutz für das Privateigentum auf dem Meere.

Die Kolonien werden im wesentlichen auf Selbstverteidigung angewiesen sein. Von dem Schaden, den dort etwa das Privateigentum erleidet, gilt das zuvor Gesagte. Flottenstationen werden im Hinblick auf ihre Bedeutung für die Kriegführung mit den Mitteln zu selbständiger Verteidigung ausgerüstet sein. Im übrigen ist es in einem Kriege, in dem es sich, wenn nicht um das Dasein, so doch um die Machtstellung des Mutterlandes handelt, unerheblich, ob eine Kolonie, die dem letzteren keine Hilfe zu leisten vermag, vorübergehend in Feindesgewalt gerät. Die Theorie, nach der eine in Besitz genommene Kolonie den Wert eines Tauschobjekts für die Friedensverhandlungen haben soll, hat für einen Kriegsfall der hier in Rede stehenden Art keine Gültigkeit. Die Entscheidung eines solchen Krieges erfolgt durch den Ausgang des Kampfes, den das Mutterland führt. In seinen Friedensbedingungen läßt sich der Sieger gewiß nicht durch Berufung seines Gegners auf erzielte Vorteile beirren, die dessen Niederlage nicht haben abwenden können noch bei Fortsetzung des Krieges einen Einfluß auf die Entscheidung ausüben würden.

Im Seekriege ist der Erfolg in höherem Maße als im Landkriege von der Beschaffenheit der materiellen Streitmittel, von der Widerstandsfähigkeit, Bewegungsfähigkeit und Kampfausrüstung der Schiffe abhängig. Aber auch das beste Schiffsmaterial erhält seinen Wert erst durch den Gebrauch, der von ihm gemacht wird, durch die Tüchtigkeit der Führung und Bemannung, die solide Organisation der Marine, die gute Schulung der Flotte, vor allem durch den in ihr herrschenden Geist.

Da Flottenmaterial im Kriege nicht vom Auslande bezogen werden kann, so sind eine hochentwickelte Schiffsbaukunst und eine blühende Schiffsbauindustrie Vorbedingungen der Seemacht, und sie wiederum bedürfen der Förderung durch eine blühende nationale Seeschiffahrt, die zwar auch im Frachtverkehr zwischen fremden Ländern ein Feld der Tätigkeit finden kann, am besten aber durch den Handel des eignen Landes gedeiht. Zu hüten haben

[1]) Die Sperrung des Sundes und der beiden Belte durch eine feindliche Flotte wäre keine Blockade unsrer Ostseeküste, könnte also den freien Verkehr neutraler Schiffe, die keine Konterbande führen, nicht hindern.

wir uns gleichwohl davor, jede Zunahme unsres überseeischen Handelsverkehrs lediglich auf das Gewinnkonto zu setzen, wie jetzt häufig geschieht, und darüber die militärischen und volkswirtschaftlichen Nachteile zu vergessen, die in der größeren Abhängigkeit vom Auslande bestehen.

Die Bemannung der Flotte erfolgt in Deutschland nach denselben Grundsätzen wie die Ergänzung des Heeres, also nach dem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht. Die ganze seemännische Bevölkerung hat ihrer Dienstpflicht in der Flotte zu genügen. Zwar kann seit Einführung der Dampfkraft in die Schiffahrt ohne Bedenken ein Teil der Schiffsbesatzungen aus der Landbevölkerung herangebildet werden. Doch ist es von Vorteil, wenn ein möglichst großer Teil von ihnen der seemännischen Bevölkerung entstammt. Auch in dieser Hinsicht ist Blühen der nationalen Reederei sowie der Seefischerei von großem Gewinn, ja, unentbehrlich für die Seemacht des Landes.

Im übrigen findet alles, was über die Bedeutung der Volkstüchtigkeit für die Stärke des Heeres gesagt wurde, sinngemäße Anwendung auf die Marine.

2. Staat und Gesellschaft während des Krieges.

Wir haben gesehen, wie tief die Mobilmachung in das gesamte Staats- und Volksleben eingreift, und in wie hohem Maße ihr Verlauf von den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zuständen des Landes, von dem Volkscharakter und der selbstverleugnenden Hingebung aller an die Sache des Vaterlandes abhängt. Diese Wechselbeziehung zwischen der Landesverteidigung und dem inneren Leben des Staates, zwischen Heer und Volk besteht in unverminderter Bedeutung für den Verlauf und Ausgang des Krieges während dessen ganzer Dauer fort.

Das Vaterland ist der Nährboden für die Erhaltung der physischen, materiellen und moralischen Kraft der Streitmacht.

Für den Lebensunterhalt von Heeresmassen wie die, mit denen der große Krieg jetzt geführt wird, sind die Hilfsmittel des Kriegsschauplatzes selbst in einem reichen Lande unzulänglich. Oft wird das Heer ganz, fast immer wenigstens teilweise auf Versorgung mit Lebensmitteln aus der Heimat angewiesen sein. Deren Heranführung kann unter Umständen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, und die Heeresleitung ist hierdurch in ihren Entschließungen beengt. Die Bereitstellung der für das Heer erforderlichen Lebensmittel in der Heimat kann uns dagegen niemals ernste Schwierigkeiten bereiten. Selbst wenn die Lebensmittel im Lande knapp werden sollten, würde der Bedarf des Heeres, der an erster Stelle zu decken ist, durch Ankauf oder Landlieferungen noch aufzubringen sein. Etwa eintretender Mangel an Vorräten würde allerdings um so schwerer auf der Bevölkerung lasten. Doch liegt, wie im dritten Abschnitt bereits hervorgehoben wurde, selbst in dieser Hinsicht für Deutschland kein Grund zu ernster Besorgnis vor, wenngleich wir auf eine Verteuerung der Lebensmittel durch erschwerte Einfuhr, wenigstens in gewissen Kriegsfällen, gefaßt sein müssen. Übrigens ist der durch den Krieg entstehende Gesamtmehrbedarf an Lebensmitteln, vorausgesetzt, daß das Land vor Verwüstung durch den Feind bewahrt bleibt, nicht groß. Die Ursachen, aus denen Mehrbedarf entsteht, beschränken sich darauf, daß Menschen und Pferde bei

kriegerischer Tätigkeit etwas reichlicher genährt werden müssen, und daß im Kriege hier und da Vorräte der Vernichtung anheimfallen oder verkommen.

Die Verpflegung der Truppen durch die Verwaltung leidet unvermeidlich an einer gewissen Einförmigkeit, die der Ernährung der Menschen nicht förderlich ist. Gelegenheit, sie durch Beschaffung von Zutaten und Genußmitteln zu vervollkommnen, bietet sich dem Soldaten im Felde wenig. Es ist deshalb ein gutes Werk, diesen Mangel durch Zusendung geeigneter Gaben aus der Heimat zu mildern. Solches Liebeswerk dient der Gesundheit der Krieger, wirkt aber besonders, wie jedes Zeichen von Teilnahme aus der Heimat, belebend und ermutigend auf ihre Stimmung ein.

Ein noch reicheres Feld zu patriotischer Tätigkeit bietet sich der Nation auf dem Gebiete der Kranken- und Verwundetenpflege. Das Bewußtsein, im Falle der Verwundung oder Erkrankung gut versorgt zu werden, läßt den Soldaten der Gefahr ruhiger ins Auge sehen und ermutigt ihn zu höchster Kraftanspannung, indem es seine Sorge um nachteilige Folgen vermindert. Wie vieles auch in der Neuzeit zur Vervollkommnung der Heereseinrichtungen für die Verwundeten- und Krankenpflege geschehen ist, so können sie im Hinblick auf die gewaltige Verstärkung, die das Heer bei dem Übergang vom Friedens- auf den Kriegsfuß erfährt, doch nur dem dringendsten Bedürfnis genügen. Mehr zu tun, bleibt freiwilliger Hilfeleistung überlassen, die in der Aufstellung von Krankenträger- und Krankentransportabteilungen, Sanitätszügen und Heilanstalten, in der Unterstützung des militärischen Lazarettpersonals und in privater Krankenpflege eine sehr segensreiche Tätigkeit entfalten kann. Bedingung des Erfolges ist jedoch, daß das Werk in engem Anschluß an die militärische Organisation schon im Frieden gründlich vorbereitet sei und von jedem Teilnehmer mit der vollen Hingebung und Selbstverleugnung betrieben werde, die der Ernst des Krieges erfordert.

Der hohen Bedeutung, die die Entlastung des Soldaten von der Sorge um seine Zukunft im Kriege hat, muß auch in der Invalidengesetzgebung des Landes Rechnung getragen werden. Der zurzeit noch in Deutschland bestehende Zustand, daß der Arbeiter, wenn er bei friedlicher Arbeit einen Unfall erleidet, besser versorgt wird, als wenn er seine Erwerbsfähigkeit in gleichem Grade vor dem Feinde einbüßt, ist unhaltbar.

Zu einer wohlgeordneten Staatsverwaltung gehört, daß das zur kriegsbereiten Aufstellung des Heeres, zur Ausrüstung der Flotte und zur Armierung der Festungen erforderliche Material jederzeit in gutem Zustande zu sofortiger Verwendung bereit sei. Es muß daher, mit Ausnahme der Gegenstände, die im Lande stets in ausreichender Menge und Güte zur Hand sind, vom Staate im Frieden beschafft, verwaltet und rechtzeitig erneuert werden. Die Unterhaltung des gewaltigen Materials belastet freilich das Land mit bedeutenden fortlaufenden Geldopfern. Daher liegt in langen Friedenszeiten die Versuchung nahe, an den Ausgaben für diesen Zweck zu sparen, notwendige Materialerneuerungen, die Beschaffung vervollkommneter Waffen ꝛc. auf die lange Bank zu schieben. Hiervor kann nicht ernst genug gewarnt werden. Solche

falsche Sparsamkeit ist schon manchem Staate verhängnisvoll geworden. Die Verwendung der Geldmittel und die Verwaltung der Bestände bedürfen aber um so schärferer Überwachung, als die Versuchung zu Nachlässigkeiten und selbst zu Unredlichkeiten auf diesem Gebiete besonders groß ist.

Wie gut nun aber auch in dieser Hinsicht vorgesorgt sein mag, so ist doch der Verbrauch von Material im Kriege so bedeutend, und in jedem großen Kriege treten erfahrungsmäßig so viel neue Bedürfnisse an Kriegsmaterial hervor, daß Sicherheit, allen berechtigten Ansprüchen genügen zu können, nur bei Reichtum des Landes an den erforderlichen Rohmaterialien und bei hoher Entwicklung der in Betracht kommenden Industriezweige vorhanden ist. Dies um so mehr, als die Möglichkeit der Beschaffung von Kriegsmaterial, also von Konterbande, aus dem Auslande höchst unsicher ist. Der Staat tut also wohl daran, jenen Industriezweigen besonderen Schutz und Förderung zuteil werden zu lassen, so daß es ihnen auch möglich ist, stets größere Mengen von Rohmaterial vorrätig zu halten, namentlich von solchem, das nicht im Inlande gewonnen oder aus andern Gründen nicht mit Sicherheit stets rechtzeitig in genügender Menge beschafft werden kann. Staatsbetriebe, die im Frieden nur für den laufenden Bedarf des Heeres arbeiten, werden allein den Kriegsbedarf nicht decken können, weil ihre Erweiterungsfähigkeit hierfür nicht ausreicht.

Sehr wichtig ist, daß alle Dampfkraftbetriebe stets mit großen Kohlenvorräten versehen seien, da bei ausbrechendem Kriege nicht nur die Kohlenförderung durch den Ausfall zahlreicher Arbeitskräfte sich vermindern wird, sondern auch der Kohlentransport auf den Eisenbahnen plötzlich eine lange dauernde Unterbrechung erfährt.

Neben der Fürsorge für die vorm Feinde stehenden Streitkräfte bedarf es im Lande reger Tätigkeit, um nicht nur die in deren Reihen entstehenden Lücken auszufüllen, sondern sie auch nach Erfordernis des Kriegsverlaufes durch neugebildete Streitkräfte verstärken zu können. Bei glücklichem Verlaufe des Krieges müssen dem Heere Verstärkungen nachgesandt werden, um es instandzusetzen, die gewonnene Überlegenheit allen Anstrengungen des Gegners gegenüber zu behaupten und weiter auszunutzen, vor allem dem siegreich vordringenden Heere die Sorge für seine rückwärtigen Verbindungen abzunehmen. Nimmt aber der Krieg eine ungünstige Wendung, so müssen die höchsten Anstrengungen gemacht werden, um die Streitkräfte derart zu verstärken, daß sie dem Vordringen des Feindes Halt zu gebieten und einen Umschwung der Kriegslage herbeizuführen vermögen. Was in Zeiten der Not ein von Vaterlandsliebe beseeltes Kulturvolk für die Verteidigung seiner höchsten Güter zu leisten imstande ist, hat Preußen 1813, Frankreich 1870 bewiesen. Hätten Gambettas militärische Kenntnisse und Erfahrungen auf derselben Höhe wie seine Vaterlandsliebe und seine Tatkraft gestanden, und hätte er für die Bildung seiner Heerscharen über die geschulten Kräfte verfügt, die wir unter gleichen Verhältnissen daheim immer noch besitzen würden, so wäre Frankreichs Lage noch nicht verzweifelt, mindestens die Hoffnung berechtigt gewesen, zu einem Friedensschluß unter weniger ungünstigen Bedingungen zu gelangen. Der Mißerfolg Gambettas darf uns daher nicht abhalten, dem Beispiel, das

die französische Nation unter seiner Leitung gegeben hat, zu folgen, wenn wir je in eine ähnliche Lage kommen sollten. Dank dem „Militarismus" verfügt Deutschland über die geschulten Kräfte und die Mittel, um nötigenfalls binnen kurzer Zeit schlagfähige neue Armeen von Hunderttausenden aufstellen zu können, und über ein Eisenbahnsystem, das die zweckmäßige Verwendung der Streitkräfte gegen einen Feind, der es wagt, in unser Land einzudringen, in hohem Maße begünstigt.

Aber freilich: die Opfer, die in einem solchen Falle wie überhaupt in einem großen Kriege heute gebracht werden müssen, sind schwerer als die der Kriegführung in vergangenen Zeiten. Der Staat besitzt reichere Mittel zur Verteidigung seiner Interessen, aber sein Einsatz und der seiner Angehörigen ist auch entsprechend größer geworden. Der an andrer Stelle geschilderten Erschütterung, die das gesamte Volksleben unter den heutigen wirtschaftlichen und sozialen Zuständen durch die Mobilmachung erleidet, folgt wohl eine gewisse Abspannung und Beruhigung, nachdem sich jedermann mit dem Gedanken an den Krieg vertraut gemacht und danach eingerichtet hat, so gut die Umstände es gestatten. Aber die durch den Kriegsausbruch hervorgerufenen wirtschaftlichen Schwierigkeiten bestehen nicht nur während der ganzen Kriegszeit fort, sondern sie steigern sich mit dessen Dauer, mit der Größe der Opfer an Blut und Gut, die gebracht werden müssen, mit jeder neuen Kraftanstrengung, die der Krieg erfordert. Die Zahl der zum Kriegsdienst Aufgerufenen vermehrt sich, und gleichwohl vermindert sich für die Zurückgebliebenen die Erwerbsgelegenheit. Die Schar der Arbeitslosen wird namentlich in den Industriegegenden vielleicht bedenklich zunehmen. Die Lebensmittel werden teurer; die Sparpfennige der ärmeren Familien sind bald aufgebraucht. Die Not um das tägliche Brot wird für breite Volksschichten drückend. In den großen Städten, in denen die Massen leicht erregbar sind, und wo es an schlechten Elementen niemals fehlt, wird es hier und da strenger Maßregeln bedürfen, um Gesetz und Ordnung aufrechtzuhalten.

Wenn der Krieg günstig verläuft, eine Siegesbotschaft der andern folgt, wie in unsern letzten Kriegen, so werden die inneren Schwierigkeiten verhältnismäßig leicht überwunden, die unvermeidlichen Opfer im Vertrauen auf die Zukunft freudig gebracht werden. Ob die Nation sich aber in Zeiten des Unglücks stark genug erweisen wird, um ihr Alles einzusetzen für die Ehre und Unabhängigkeit, das wird wesentlich von der Opferfreudigkeit und Einsicht der Kreise abhängen, die durch Bildung berufen sind, maßgebenden Einfluß im Volksleben auszuüben, und denen Besitz dies erleichtert. Wo durch einen im nationalen Interesse geführten Krieg Not entsteht, ist es Pflicht der Besitzenden, mit offenen Händen Hilfe zu leisten. Ein Unternehmer, der im Kriege seine Fabrik oder sein Geschäft schließen und seine Beamten und Arbeiter ihrem Schicksale überlassen wollte, solange von dem, was er unter ihrer Beihilfe erworben hat, noch ein Pfennig übrig ist, würde einen Beweis von ebenso niedriger Gesinnung geben wie die Arbeiterschaft eines mit der Anfertigung von Kriegsmaterial beschäftigten Werkes, die etwa die Kriegsnot des Vaterlandes zu dem Versuche benutzte, durch Streik einen ungebührlich hohen Lohn zu erzwingen. Mögen die Besitzenden in Zeiten der Gefahr des

Vaterlandes und der Not vieler Volksgenossen nicht vergessen, daß sie ihren Wohlstand zu nicht geringem Teile dem Schutze, den ihnen der Staat gewährt hat, und der Volksgemeinschaft verdanken, und daß, wenn der Mut im Lande sinkt, auch die Aussicht auf glücklichen Ausgang des Krieges sich vermindert.

Und wie es Pflicht der Wohlhabenden ist, der materiellen Not im Lande zu steuern, so fällt denen, die des Vorzuges höherer Bildung teilhaftig geworden sind, die Aufgabe zu, mit den Waffen des Geistes und vor allem durch ihr Beispiel dem Druck entgegenzuwirken, den der Krieg auf die Gemüter im Lande ausübt, die Vaterlandsliebe anzufeuern, die Opferfreudigkeit und die Willenskraft der Nation zu stärken. Das ist heute notwendiger als je, nicht nur deshalb, weil der Krieg das Volksleben in gesteigertem Maße in Mitleidenschaft zieht, sondern weil auch die Rückwirkung des Geistes, der im Lande herrscht, auf den Geist des Heeres viel intensiver geworden ist. Die Berufsheere früherer Zeiten lebten im Felde ziemlich abgeschlossen vom Verkehr mit der Heimat; in ihnen herrschte ein von dorther kaum beeinflußter Sondergeist. Wie ganz anders ist das bei den heutigen Volksheeren, bei dem Bildungsgrade, der in ihnen ebenso wie im ganzen Volke besteht, und unter den heutigen Verkehrsverhältnissen! Durch Hunderttausende von Briefen und Zeitungsblättern wirkt der Geist, der in der Heimat herrscht, unkontrollierbar durch die militärischen Oberen, fortgesetzt auf alle einzelnen Krieger ein. Wohl wirkt auch der Geist des Heeres auf die Heimat zurück, aber es ist schwer, im Heere frischen Mut, zuversichtliche Stimmung und Vertrauen zu den Führern zu erhalten, wenn Briefe und Zeitungen, statt mit Worten der Ermutigung und des Anspornes zur Ausdauer, mit Klagen über das Elend des Krieges, mit Vorwürfen gegen die Staatsleitung, mit absprechenden Urteilen über die Art der Kriegführung, mit Beschuldigungen oder gar Verdächtigungen der Führer gefüllt sind.

Mächtigen Einfluß, im guten wie im bösen Sinne, kann die Presse auf den Geist im Lande und im Heere ausüben. In patriotischem Geiste einsichtsvoll und mit dem Bewußtsein hoher Verantwortlichkeit geleitet, vermag sie viel zum glücklichen Ausgange des Krieges beizutragen. Das setzt aber voraus, daß jede Nachricht, die sie bringt, auf ihre Zuverlässigkeit und auf die Zweckmäßigkeit ihrer Verbreitung mit Rücksicht auf Freund und Feind, jedes Urteil, das sie ausspricht, mit Rücksicht auf den Eindruck, den es im Lande und im Heere machen wird, zuvor mit Sachkunde und größter Gewissenhaftigkeit geprüft werde. Wenn im Frieden die Presse sich zum Echo der in den Kreisen ihrer Leser herrschenden Ansichten macht und diese im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen trachtet, so hat das seine volle Berechtigung und unbestreitbaren Nutzen, im ungünstigen Falle den eines Sicherheitsventils. Aber wenn trotzdem selbst das freieste Land schon im Frieden keine unbeschränkte Preßfreiheit vertragen kann, so bedarf es für den Kriegsfall einer festen Schutzwehr gegen den Schaden, den Urteilslosigkeit, Leichtfertigkeit, Leidenschaftlichkeit, Gewinnsucht oder gar Böswilligkeit in der Presse anrichten können. Daß wir selbst die Möglichkeit böswilliger Absichten für den Kriegsfall ins Auge fassen müssen, ist traurig; aber sie besteht, und es wäre sträflich, ihr nicht vorzubeugen.

In einer der Größe der Gefahr entsprechenden Weise kann dies nur dadurch geschehen, daß der Staatsregierung Vollmacht erteilt wird, bei ausbrechendem Kriege und für dessen Dauer die durch die Umstände gebotenen Beschränkungen der Preßfreiheit eintreten zu lassen. Diese Vollmacht besitzt sie unbeschränkt nach Verkündigung des Belagerungszustandes. Aber wenn sie gezwungen ist, über das ganze Land den Belagerungszustand zu verhängen, lediglich um der Gefahr von Preßausschreitungen begegnen zu können, so ist das ein ganz ungesunder Zustand, dem möglichst bald durch eine entsprechende Ergänzung des Preßgesetzes abgeholfen werden sollte.

Das deutsche Preßgesetz enthält für den Kriegsfall nur die Sonderbestimmung, daß Veröffentlichungen über Truppenbewegungen oder Verteidigungsmittel verboten werden können, und setzt für Zuwiderhandlungen gegen das Verbot Strafen fest. Diese Vorschrift schützt nur gegen die öffentliche Verbreitung von Nachrichten, die dem Feinde Nutzen bringen würden. Um den Zweck zu erreichen, wird das Verbot mit der Maßgabe in Kraft gesetzt werden müssen, daß auch über Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz innerhalb einer gewissen Zeit — etwa bis zum Ablauf von vierzehn Tagen — keinerlei andre Nachrichten als die amtlich kundgegebenen veröffentlicht werden dürfen. Aus der strengen Durchführung dieser Beschränkung erwächst anderseits der Militärverwaltung die Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Bevölkerung unbedingt wahrheitsgetreue Berichte in dem Umfange zugänglich gemacht werden, in dem dies ohne Nachteil für die Kriegführung statthaft ist. Berechtigtes Mißtrauen der Bevölkerung gegen die Zuverlässigkeit der amtlichen Berichterstattung würde größeren Schaden als die offene Kundgebung etwaiger Unglücksbotschaften verursachen.

Wie weitgehende Befugnisse zur Beschränkung der Preßfreiheit nun aber auch der Exekutivgewalt eingeräumt werden, so darf bei deren praktischer Handhabung doch nicht außer acht gelassen werden, daß es sehr fehlerhaft wäre, sich der Hilfe der Presse zur Förderung des guten Geistes im Lande zu begeben. Man muß staatsfeindliche Zeitungen ꝛc. für die Dauer des Krieges bedingungslos unterdrücken, darf aber das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, indem man Blätter, die unter gewissenhafter, patriotischer Leitung, gleichviel, welcher Parteirichtung, stehen, mehr als notwendig beschränkt. Diese seien deshalb schließlich auf die besonderen Aufgaben aufmerksam gemacht, denen sie sich beim Beginn des Krieges widmen müssen, und auf die Pflicht äußerster Vorsicht in der Kritik während der ganzen Dauer des Krieges.

Die ersten kriegerischen Zusammenstöße werden künftig wahrscheinlich schon wenige Tage nach Erlaß des Mobilmachungsbefehls, also zu einer Zeit stattfinden, wo die Gemüter im Lande sich in höchster Erregung befinden. Unter solchen Verhältnissen pflegt die pessimistische Fama ihr Unwesen zu treiben. Vorkommnisse, die im weiteren Verlaufe des Krieges kaum Beachtung finden, geben zu den unsinnigsten, die Stimmung im Lande niederdrückenden Gerüchten Anlaß. Vermochten doch im Jahre 1870 die unbedeutenden Vorgänge bei Saarbrücken, die der Schlacht an den Spicherer Höhen vorhergingen und weit davon entfernt waren, begründete Ursache zur Beunruhigung zu bieten, die

patriotische Begeisterung im Lande zu dämpfen. Da ist es Pflicht der Presse und aller Verständigen im Lande, nachdrücklich zur Besonnenheit zu mahnen.

Und was die Kritik kriegerischer Ereignisse betrifft, so gibt die Haltung, die manche Preßorgane — und zwar nicht nur solche der sozialdemokratischen Partei — noch in neuester Zeit anläßlich der Kämpfe in Südwestafrika gegen die Hereros beobachtet haben, zu der eindringlichen Mahnung Anlaß, während der Dauer des Krieges mit absprechenden Urteilen über die Kriegführung, besonders aber über Heer- und Truppenführer, zurückzuhalten. Das erfordert schon die Billigkeit; denn die Unterlagen für das Urteil sind unzuverlässig und unvollständig, und den Angegriffenen fehlt die Möglichkeit, sich zu verteidigen. Vor allem aber ist zu bedenken, daß tadelnde Kritik der Presse über Kriegführung und Führer während des Krieges keinerlei Nutzen haben, dagegen schweren Schaden anrichten kann. Dieser besteht darin, daß solche Kritik die Stimmung im Lande herabdrückt, sowie daß sie, unvermeidlich auch ins Heerlager gelangend, die von ihr betroffenen Führer schwer kränkt und das Vertrauen ihrer Untergebenen zu ihnen erschüttert. Wiederholen sich aber Fälle dieser Art, so können die Folgen sogar in einer Schädigung der Disziplin im Heere und in einer Lähmung des frischen Unternehmungsgeistes der Führer, von dem der Erfolg im Kriege in so hohem Grade abhängt, bestehen.

Der große Krieg erfordert die höchste Anspannung aller Kräfte des Staates, daher auch eine Staatsleitung, die die Macht besitzt, die nationalen Kräfte zu entfesseln, zusammenzufassen und dem Kriegszwecke dienstbar zu machen. Ein Wille muß das Ganze beseelen. Gesichert erscheint dies nur da, wo der Staatswille in einer Persönlichkeit verkörpert ist, die, ausgestattet mit entsprechender Machtfülle und unabhängig von den Schwankungen der öffentlichen Meinung, die oberste Leitung der inneren und äußeren Politik des Staates mit dem Oberbefehl über die Streitkräfte in ihrer Hand vereinigt. Mehrköpfige Oberleitung mit geteilter Verantwortlichkeit stellt keinen einheitlichen Willen dar. Und die Machtfülle des Staatsoberhauptes reicht im Kriege nur dann unter allen Verhältnissen aus, wenn ihm nicht allein pünktlicher Gehorsam, sondern auch selbsttätige Förderung seiner Absichten an allen zur Mitarbeit berufenen Stellen gesichert ist.

Diese idealen Forderungen können in einem Bundesstaate, also auch im Deutschen Reiche, verfassungsmäßig nicht in vollem Maße erfüllt werden. Die deutsche Reichsverfassung hat zwar dem Kaiser den Oberbefehl über das Heer und die Flotte im Kriege und, außer über das bayrische Kontingent, auch im Frieden übertragen. Über die Flotte, die in der Verwaltung des Reiches steht, verfügt der Kaiser mit souveräner Machtvollkommenheit, in seiner Eigenschaft als König von Preußen auch über das preußische Heer und, zufolge besonderer Verträge, mit geringen Einschränkungen über die in den Verband der preußischen Armee aufgenommenen Kontingente der kleineren Bundesstaaten. Die Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg haben aber einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Militärhoheit, insbesondere ihre eigene Militärverwaltung, behalten. Eine militärische Zentralverwaltungsbehörde besitzt das Reich nicht. Diese Lücke ist das preußische Kriegsministerium

auszufüllen bemüht und findet dabei, soweit bekannt, seitens der drei andern Militärverwaltungen bereitwilliges Entgegenkommen und einsichtsvolle Unterstützung. Es liegt wohl auch kein Grund zu der Besorgnis vor, daß in kritischer Zeit dieses Auskunftsmittel versagen oder aus anderm Grunde Mangel an Einheitlichkeit des deutschen Heerwesens sich fühlbar machen könnte.

Eher ist denkbar, daß aus der Selbständigkeit, deren sich die Einzelregierungen, dem Charakter des Bundesstaates entsprechend, in bezug auf die innere Verwaltung erfreuen, Schwierigkeiten erwachsen, wenn es gilt, alle Kräfte und Mittel des gemeinsamen Vaterlandes in den Dienst der Reichsverteidigung zu stellen. In einem geordneten Einheitsstaate stehen dem Oberhaupte die zur Ausführung seiner bezüglichen Weisungen erforderlichen Zentralorgane zur Seite, und diese verfügen an ihre Unterbehörden, die ihnen zum Gehorsam verpflichtet sind. Im Bundesstaate hängt dagegen die Erfüllung der Anforderungen, die der Krieg an die Kräfte und Mittel des Landes stellt, zu nicht geringem Teile von dem guten Willen der Landesregierungen, deren Mehrzahl nach Verzichtleistung auf eigene Militärverwaltung militärischen Beirates entbehrt, und von der dem Einfluß der Bundesgewalt entzogenen Organisation der inneren Verwaltung der Einzelstaaten ab. Selbst über das für die Kriegführung so wichtige Eisenbahnsystem übt in Deutschland zwar die Militärgewalt im Kriege weitgehende Befugnisse aus, aber die Eisenbahnhoheit ist den Einzelstaaten verblieben.

Es ist nützlich, daß wir uns dieser schwachen Seite unsrer Wehrkraft bewußt seien. Um so eifriger wird im Kriegsfalle das Bestreben sein, Schaden, der daraus erwachsen könnte, zu verhüten.

Wie wichtig nun aber auch die Frage der inneren Organisation des Staates und die seiner Leitung ist, so wird doch Großes im Kriege nur da erreicht, wo ein starkes Volk von freien, im Waffendienst wohlgeschulten Männern dem Aufrufe des Oberhauptes zum Kampfe mit dem entschlossenen Willen folgt, Gut und Blut für die Ehre, die Unabhängigkeit und das Gedeihen des Vaterlandes einzusetzen, wo die Selbstsucht schweigt und aller Parteihader verstummt, sobald es sich, wie jetzt in jedem großen Kriege, um Verteidigung der höchsten Güter der Nation handelt.

Die Kultur liefert scharfe Waffen, aber sie schwächt auch die Lebenskraft der Völker, die ihren aufreibenden und verweichlichenden Einflüssen nicht energischen Widerstand entgegensetzen; und die besten Waffen nützen uns nichts, wenn wir sie vom Rost verzehren lassen oder die Fähigkeit verlieren, sie kraftvoll zu gebrauchen.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte des Aufsteigens und des Niederganges von Völkern, des Werdens und Vergehens von Staaten. Dieser Wandel vollzieht sich, allen Friedensaposteln zum Trotz, in blutigem Ringen. An uns ist es, dafür zu sorgen, daß die deutsche Nation sich lange stark erhalte, um ihre Kultur zu schützen und deren Entwicklung zu höchster Blüte zu ermöglichen!

Die Neuausgrabungen auf dem Forum Romanum.

Von

Friedrich von Oppeln Bronikowski.

Wer in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts noch mit der Post in Rom angekommen ist, der erzählt den nachwachsenden Geschlechtern wehmütig von dem baumbepflanzten „Campo vaccino“, auf dem die Campagnabauern des Sonntags in ihren bunten Trachten lagerten, neben ihrer Wagenburg von hohen, buntbemalten zweirädrigen Karren und den silbergrauen, großhörnigen Ochsengespannen. Selbst vor wenigen Jahren konnte man noch, ungehindert von Schranken und Eintrittsgeldern, den Titusbogen durchschreiten und auf der Nova via am Südrand des Forums entlang bis zur Kirche Santa Maria Liberatrice und zum Kapitol hinauf wandeln, zu Füßen das teils noch verschüttete Trümmerfeld antiker Größe mit seinen ragenden Marmorsäulen, besonders an Mondscheinabenden ein unvergeßliches Bild!

Quantum mutatus ab illo! Heute ist die Kirche abgerissen, die Straße gesperrt und das Forum ein Bild der wildesten und scheinbar ziellosesten Zerstörung! Ringsum ein Durcheinander von Ziegelmauern, Tuff- und Travertinblöcken, Säulenstümpfen, Marmortrümmern, Brunnenschächten und künstlichen Einschnitten, die einen verwirrenden Einblick in eine verwickelte, vielhundertjährige Baugeschichte geben: über und durcheinander geschobene Fundamente und darunter ein Gewirr von Abzugskanälen, von den primitiven Leitungen aus Tuffblöcken, die roh mit der Axt zugerichtet und später mit Tuffplatten wagerecht oder dachförmig eingedeckt sind, bis zu den gewölbten Gußwerkkanälen und ovalen Bleiröhren der Kaiserzeit. Haustiefe Grüfte verschütteter Zimmer und Säle gähnen auf, und wenn das Auge bis auf den Boden taucht, so blickt es durch den eingestürzten Estrich in das braune Dunkel noch älterer Bauten auf diesem Berg der Scherben . . .

Aber noch ein paar Jahre Geduld, und das Forum wird wieder ein gleichmäßiges Niveau besitzen; Vestatempel und Basilica Julia werden die verstreuten Fragmente ihres einstigen Schmuckes tragen; der Faustinatempel, das Heroon des Romulus werden ihre Pforten dem Anbeter antiker Hoheit

öffnen und in Gemeinschaft mit dem Kloster Santa Francesca Romana, dessen schöner Kreuzgang aus den Tagen Alexander Borgias in die Reste des Venus- und Romatempels hineingebaut ist, die Fundstücke bergen, die gegenwärtig aus Raummangel in provisorischen Magazinen zusammengepfercht sind und dem Besucher einen wesentlichen Teil des Gesamtbildes vorenthalten. Aber bei der Schwierigkeit, den modernen Verkehr abzulenken, bei den bedeutenden Kosten der Grabungen und Enteignungen, den Widerständen der Besitzer, besonders der Kirche, wird man sich wohl noch jahrelang bescheiden müssen, bis der Phantasie alle Anhaltspunkte zur Wiederherstellung des Forumbildes freigegeben sind. Dazu treten sanitäre Hinderungsgründe. Das Forum liegt inmitten einer auf drei Seiten dichtbewohnten Gegend, und die seit Jahrhunderten verschütteten Ruinen mit ihren verstopften, Überschwemmung drohenden Kanälen atmen Fieberdünste aus. Man war also schon deshalb genötigt, die sumpfige Forumsniederung zu entwässern, bevor man sie ausgrub, ganz wie es die Römer der Urzeit nach dem Zusammenschluß der esquilinischen und palatinischen Stadtgemeinden tun mußten. Man hat also das komplizierte Netz der antiken Ableitungen wiederherzustellen begonnen, und das ist bei den teils erheblichen Niveauunterschieden kein leichtes Werk.

Im Mittelalter war selbst der Name des Forums vergessen. Man nannte es nach den Kühen, die darauf weideten, ganz wie das Kapitol, den Sitz der höchsten antiken Gottheiten, nach den Ziegen; noch heute heißt eine jener steilen und schmutzigen Gassen, die von der mittelalterlichen Stadt am Tiber hinaufführen: Salita di Monte Caprino. Mit der Renaissance kehrte freilich das Interesse und Verständnis für die antike Topographie wieder, und bereits Raffael trug sich mit dem jetzt ausgeführten Gedanken einer planmäßigen Ausgrabung des Forums. Zum Glück wurde damals nichts aus diesem Plane; ja, Sixtus V., ein Mann von praktischem Römergeist, der für Ruinenromantik keinen Sinn hatte, füllte das Forumstal mit dem Bauschutt seiner neuen, großen Straßenzüge haushoch an und zerstörte durch Anlage der Via Bonella die Porticus Minervae, welche die Kurie mit der Senatskanzlei verband. Es ist schade, daß das Forum nicht schon früher zugeschüttet wurde, denn dann wäre wohl noch manches, was die Hände vorchristlicher Kalkbrenner unangetastet ließen, auf unsre Zeit gekommen. Bramante und selbst Michelangelo benutzten die Denkmäler antiker Größe zu Bausteinen, wie Knaben, die aus einer zerstörten Welt eine viel schönere aufbauen wollen. Beim Einzug Karls V. (1536) wurde zur Anlage einer Via triumphalis das Forum eingeebnet und eine ganze Reihe antiker Ruinen dabei zerstört. Zwischen 1540 und 1550 ward der Augustusbogen als Marmorbruch benutzt und bis auf die Fundamente zerstört; keine der Ruinen am Forum entging damals den Klauen der Steingräber, die das Material zum Bau von Sankt Peter und dem Palazzo Farnese am Campo dei Fiori benutzten, und „das Jahrzehnt zwischen 1540 und 1550 hat den antiken Monumenten Roms vielleicht mehr Schaden zugefügt als die beiden vorhergegangenen Jahrhunderte".

Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts beginnt unter Winckelmanns Einfluß und Leitung eine wissenschaftliche Erforschung des Forums. Ausgrabungen im großen Stil unternahm zuerst Carlo Fea (1803) durch Freilegung des Severusbogens. Die Franzosen, die Italien so manche Segnungen brachten, führten die Arbeiten am Clivus Capitolinus und der Focassäule fort, und 1814, nach der Rückkehr des Papstes, übernahm Fea abermals die Leitung der Ausgrabungen, die zur Freilegung des Faustina- und Konkordiatempels, der Westecke der Basilica Julia und Restauration des Titusbogens führten (1814—1822). Nach einer Pause ließ Nibby 1827 zunächst den Schutt zwischen Titusbogen, Kolosseum, Konstantinsbogen und Romatempel fortschaffen und danach den ganzen Abhang des Kapitols freilegen, so daß Bunsen 1835 die ungefähre Form des Forums bestimmen konnte. Nach abermaliger längerer Pause legte Canina 1848 die Frontseite der Basilica Julia ganz frei; aber mit dem Schiffbruch der Freiheitsbewegung stockten auch die Ausgrabungen bald; erst nach dem risorgimento nahm die Regierung des neuen Königreiches die Freilegung des ganzen Forums als eine nationale Aufgabe energisch in Angriff, und so kam es unter Leitung des schon bei den palatinischen Ausgrabungen bewährten Pietro Rosa in wenigen Jahren zur völligen Aufdeckung der Basilica Julia, der Vorderseite des Castortempels, des Cäsar- und Vestatempels und zur Freilegung des mittleren Forumsplatzes mit den hierher verschleppten trajanischen Marmorschranken.

In eine neue Phase traten 1898 die Ausgrabungen unter der Leitung des jungen und tatkräftigen Ingenieurs Boni, der mit angeborenem Spürsinn moderne Methode verbindet, wie sie an den Ausgrabungen von Troja und Mykene, Pergamon und Olympia herangebildet, mit dem ganzen kritischen Apparat der Philologie und Archäologie, mit Münzen und Ziegelstempeln, mit graphischen und metrologischen Kennzeichen (Art der Buchstaben und der verwendeten Maßeinheiten) arbeiten gelernt hat und durch ihren Tiefgang auch hier zu überraschenden Resultaten führte.

War man bei den älteren Ausgrabungen auf einem bestimmten Niveau stehen geblieben, das man für das kaiserliche hielt oder ausgab, so ist Boni methodisch bis auf die ältesten Bauschichten und bis auf den gewachsenen Boden herabgegangen, und dieser hat interessante Aufschlüsse über die römische Urgeschichte gegeben; während durch die Breitenausdehnung der Ausgrabungen die verschüttete Basilica Aemilia und der Bautenkomplex hinter dem Castortempel mit der Rampe zum Palatin und dem Heiligtum der Juturna zutage traten.

Die Ergebnisse dieser Ausgrabungskampagne wie überhaupt die ganze Fülle der Forumsdenkmäler schildert mit deutschem Gelehrtenfleiß ein soeben erschienenes, für das Reisepublikum bestimmtes Werk: „Das Forum Romanum, seine Geschichte und seine Denkmäler“ (Zweite Auflage, Rom 1904) von dem verdienstvollen Sekretär des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, Professor Christian Huelsen. Wissenschaftliche Vorarbeiten hierzu bilden ein Aufsatz in den „Römischen Mitteilungen“ von 1902, Bd. I (Zweiter, verbesserter Separatabdruck. Rom 1903), und ein in den „Neuen Jahrbüchern

für klassisches Altertum" von 1904, Bd. XIII, Heft 1, abgedruckter Vortrag desselben Verfassers. Alle drei Arbeiten sind mit Plänen, Rekonstruktionen, photographischen Ansichten und Faksimiles von alten Stichen und Zeichnungen reich illustriert; auf sie stützen sich in der Hauptsache die nachfolgenden Ausführungen.

Für die römische Urgeschichte wichtige Funde sind die Aufdeckung eines prähistorischen Gräberfeldes am Fuße des Faustinatempels sowie des sog. Lapis niger, der ältesten Cloaca Maxima und des Volcanals.

Von der Nekropole kamen nach und nach dreiundzwanzig Gräber ans Tageslicht. Es sind teils Bestattungsgräber, deren Leichen entweder in länglichen Gruben oder in Särgen liegen, welche gleich denen der esquilinischen Nekropole, die im Neuen kapitolinischen Museum bewahrt werden, roh aus Tuffblöcken zusammengesetzt oder aus Baumstämmen gehöhlt sind. Die Beigaben von Metall sind karg; in einem Kindergrab fand sich eine Silberfibel, sonst nur Bronzefibeln, darunter eine mit dem aus andern Gräberfunden der ältesten Zeit bekannten Schmuck von aufgezogenen Bernsteinplättchen. Die ältesten Gräber sind Brandgräber (da eins der Bestattungsgräber ein Brandgrab durchschneidet), und zwar meist Brunnengräber, d. h. in einem großen, tiefen Dolium befand sich die Aschenurne in der Form der altitalischen Hütte (Hüttenurne, urna capanna), zum Teil mit mehreren kleinen Tassen und Schalen, Drei- und Vierfüßen, alle aus schwarzem Ton (bucchero) ohne Drehscheibe mit der Hand gearbeitet und schlecht gebrannt, der Zeit nach in die Übergangsperiode zwischen Bronze- und Eisenzeit (die Kulturstufe der Homerischen Gesänge) gehörig. In dieselbe Zeit (7. bis 8. Jahrhundert) verlegt auch die Sage die Gründung der Stadt Rom. Es handelt sich hier also allem Anschein nach — da nach uralter Kultvorschrift die Toten nur außerhalb der Mauern begraben werden durften — um einen Begräbnisplatz der Roma quadrata oder der ältesten Septimontialstadt, welche Kapitol, Forum und Quirinal noch nicht inbegriff. Erst die zwei letzten Könige des aus Etrurien eingewanderten Herrschergeschlechts der Tarquinier umgaben die durch den Zusammenschluß der latinischen und sabinischen Stadtgemeinden vergrößerte Stadt mit einem Wall (die jetzige sog. Servianermauer ist republikanisch und wohl erst nach dem Galliereinfall errichtet) und ermöglichten durch Anlage der Cloaca Maxima die Benutzung des Forums als Marktplatz. Da die jüngsten Gräber nicht unter das 6. Jahrhundert heruntergehen, deckt sich auch hier die Tradition, nach welcher der letzte König am Ende dieses Jahrhunderts vertrieben wurde, mit den gemachten Funden.

Wahrscheinlich ist es die Cloaca Maxima der Königszeit, die soeben unter der Basilica Aemilia zutage kam. Sie verdient diesen Namen durch ihre Höhe und Breite sehr wohl. Aus Tuffquadern gewölbt, die roh mit dem Beil zugerichtet sind, enthielt sie eine Menge altitalischer und griechischer Vasenscherben mit griechischen und etruskischen Schriftzeichen, aretinische Vasen, Glasgefäße, Münzen ꝛc., die einen wichtigen, aber noch ungeklärten Beitrag zur Geschichte der ältesten römischen Handelsbeziehungen liefern. Auch über

den ursprünglichen Lauf des Argiletum, jener alten Verkehrsader, die das Forum mit Subura und Esquilin verband, gibt die Richtung dieser Kloake Aufschluß. Sie ist vielleicht beim Bau der Basilika (179 v. Chr.) verschüttet und durch einen aus Travestinquadern gebauten Kanal, der sich unter der Basilika mit ihr gabelte, ersetzt worden. Der bisher für die Cloaca Maxima gehaltene Kanal dagegen, der zwischen Kurie und Basilica hindurch, dann ein Stück vor der Front der letzteren entlang läuft, um sich schließlich in scharfer Biegung mit der älteren Kloake zu vereinigen und ihre Laufrichtung quer über das Forum und längs der Vicus Tuscus fortzusetzen, kennzeichnet sich dadurch, daß seine Scheitelhöhe das republikanische Niveau durchbricht, als ein Werk der ersten Kaiserzeit, wohl des Agrippa, der ihn nach seiner Fertigstellung mit einem Schiff befahren haben soll.

An der Vereinigung beider liegt — um dies hier vorwegzunehmen — der Unterbau eines kleinen, runden Sacellums derselben Zeit, den man für das Heiligtum der Venus cloacina hält, ein Epitheton, das allerdings nicht als Anspielung auf die Kloake, sondern im Ursinn des altlateinischen cluere (reinigen), aufzufassen ist. Plinius erzählt, daß die Römer und Sabiner sich nach dem Friedensschluß, der dem Krieg wegen des Frauenraubes folgte, an einer Quelle — d. h. dem damals noch ungedeckten Forumsbach — „reinigten" und zum Andenken an diese lustratio später ein Standbild der Venus cloacina weihten.

Eine dritte, noch in die Königszeit hinaufreichende Fundgruppe ist der vor den Fundamenten des Severusbogens freigelegte Lapis niger. Ist die Nekropole am Fuß der Velia das älteste Denkmal Roms überhaupt, so birgt der schwarze Stein das älteste bekannte lateinische Schriftdenkmal. Dieser schwarze Stein, ein gutgefugtes Quadrat aus schwarzem Marmor, mit senkrechten Marmorplatten roh eingehegt, ist eingelegt in ein spätes Travestinpflaster, das sich, von den Fundamenten des Severusbogens durchbrochen, vor der Front der Kurie erstreckt und wohl dem vierten nachchristlichen Jahrhundert zugehört. Unter dem schwarzen Pflaster, jedoch in andrer Orientierung, fand sich eine Gruppe hocharchaischer Denkmäler, zu denen man, da das Pflaster durch Stützen und Träger genau in der Lage erhalten ist, wie man es im Mai 1899 auffand, mit einem Licht bewaffnet hinabkriechen kann. Man erblickt zunächst zwei Fundamente aus sorgfältig behauenen Tuffblöcken, auf denen zwei Basen mit altertümlichem Ablauf liegen; sie sind an der dem Forum zugekehrten Südseite senkrecht abgeschnitten, da sie hier an einen Altarbau aus Tuffblöcken in gleicher Orientierung stoßen; was darauf gestanden hat, ist ebenso wie das, was auf den zwei Basen ruhte, schon im Altertum entfernt worden. Absichtlich zerstört sind auch die westlich anstoßenden Denkmäler, die in ihren Fundamenten zusammenhängen: ein konischer Säulenstumpf und ein viereckiger, spitz zulaufender Cippus mit sehr altertümlichen Schriftzeichen, beide aus Tuff und in Höhe von $^1/_2$ m abgehackt. Der Konus steht auf einem genau nach N. orientierten Untersatz, unter dem eine Mauer genau von W. nach O. läuft, während der Cippus fast übereinstimmend mit den beiden Basen mehr nach NO. orientiert ist. Westlich dieser

Gruppe und gleichfalls nach N. orientiert, liegt ein Bau aus Tuffquadern, zu dem zwei Stufen hinaufführen, während nördlich ein nahezu quadratischer Brunnenschacht vorliegt, dessen Rand bis zum Niveau des Cäsarischen Planums heraufreicht. Ein ähnlicher fünfseitiger Schacht liegt etwas östlich in Verbindung mit der westlich verlaufenden Mauer. Das Ganze fand sich eingehüllt in eine dicke Schicht Flußkies, in der sich Knochen von Opfertieren, kleine Götteridole aus Bronze, eine Art Füllhorn oder Augurstab in der Hand tragend (sog. Vertumnus), Figurinen aus Knochen in ägyptischem Stil, ein Terrakottarelief, einen Krieger zu Pferde darstellend, ein archaischer Stirnziegel mit dem Meduſenhaupt, Buccherogefäße, sog. protokorinthische Vasenscherben, sowie Stücke der ältesten Münze aus Terrakotta (sog. Aes rudis) befanden. Diese Münzen wurden schon am Ende der Königszeit durch Metallprägung ersetzt; auch das Kriegsrelief ist dem 7. bis 6. Jahrhundert zuzuschreiben. Die Schrift auf dem Cippus ist bustrophedon („ochsenwendend"), d. h. sie liest sich die erste Zeile von links nach rechts, die zweite anschließend von rechts nach links, die dritte wie die erste ꝛc. Man muß bei diesem Schriftdenkmal jedoch für jede Seite einen besonderen Stand- und Anfangspunkt wählen und die eine Seite sogar von zwei Stellen aus lesen. Dafür ist wenigstens, dank der Bustrophedon-Schreibart, das untere, unbeschädigte Ende zusammenhängend, aber auch dies bleibt durch seine archaischen Sprachformen höchst rätselhaft. Immerhin beweisen Worte wie recei (= regi), Kalatorem und jouxmenta (= jugmenta, Wagen und Zugtiere) sowie der Satzschluß Quoiho sakros esed darauf hin, daß hier eine lex sacra über die Befugnisse des Opferkönigs vermerkt stand, daß ihm z. B. gestattet war, mit seinem Amtsdiener zu Wagen auf dem Komitium zu erscheinen, was sonst streng geahndet wurde. Auch wissen wir aus Festus und Dionys von Halikarnaß, daß ein Name Hostlus oder Fostlus darauf stand, den man bald auf Faustulus, den „guten Hirten" und Pfleger des Romulus deutete, bald auf Hostilius, den man zum Großvater des Tullus Hostilius machte und hier begraben sein ließ. Die meisten aber hielten die Stätte für das Grab des Romulus selbst, und Varro berichtet von den beiden Löwen, die das Grab auf dem Komitium bewachten; sie mögen auf den beiden länglichen Postamenten gestanden haben, die nach dem Komitium schauen, während der westlich des Cippus gelegene Stufenbau für die älteste Rednerbühne gehalten wird.

Professor Petersen in seinem schönen Werke „Vom alten Rom" schreibt die absichtliche Zerstörung der Denkmäler dem Gallereinfall (390 v. Chr.) zu. Die Römer selbst hätten danach, „gleichwie die Athener die von den Persern angetasteten Weihgeschenke der Burg in den Boden versenkten, ihr von Feindeshand verletztes Heroon im Forum selbst begraben" und alsbald oder später den locus funestus mit einem schwarzen Stein geschlossen. Dagegen spricht nicht sowohl der Umstand, daß man schwarze Marmorblöcke dieser Abmessung in so früher Zeit nicht herbeigeschafft hätte — der jetzige Marmor kann ja eine prunkvolle Erneuerung der Kaiserzeit sein — als vielmehr die bereits erwähnte Tatsache, daß man noch im ersten Jahrhundert den Namen Fostlus

auf der Stele las. Demnach kann erst Cäsar, der Zerstörer republikanischer Denkmäler und Traditionen, bei dem Neubau des Rathauses und der Regulierung des Forums die Denkmäler zerstört haben, wie das Pflaster ja auch nach der neuen, julisch-diokletianischen Kurie orientiert ist. Auch Horaz spielt in seiner zwölften Epode, als der Krieg zwischen Antonius und Oktavian ausbrach, auf die Asche des Gründers unter dem schwarzen Stein an. Merkwürdigerweise wird dieser Lapis niger in der Kaiserzeit nie erwähnt; als man jedoch in sehr später Zeit den Boden des Forums nochmals erhöhte, stellte man eine schützende Brüstung von Marmorplatten um ihn herum: ein Zeichen, daß er noch nicht ganz vergessen war. Professor Huelsen meint daher, daß der Cippus bis zu Cäsars Zeit freistand, dann aber mit den beiden Löwenpostamenten verschwand, und daß erst der Romantiker Maxentius, der seinen eignen Sohn nach dem Gründer Roms benannte, ein schwarzes Pflaster auf die Stelle des alten Romulusgrabes legen ließ. In der Tat kam in nächster Nähe des rätselhaften Steines eine Inschrift zutage, ein Palimpsest auf einer Statuenbasis des Antonius Pius, mit einer Weihinschrift: „Marti invicto patri et aeternae urbis conditoribus Dominus noster imp. Maxentius p(rosper) f(elix) invictus augustus“ und dem Datum des Gründungstages von Rom (21. April) sowie des Jahres 308 nach Christi Geburt: des Jahres der Kaiserproklamation des Maxentius. Die Beziehungen zu dem „Grabe des Gründers“ sind allerdings sehr nahe. Dann müßte aber der Lapis niger des Festus etwas andres gewesen sein als ein pavimentum nigrum. Inzwischen ist durch die Stele der enge Zusammenhang griechischer und römischer Schrift (das R ist noch als P geschrieben) bewiesen; das griechische K hat sich ja in allen Kultausdrücken (Kalendae, Kalatores) dauernd im Lateinischen erhalten.

Indirekte Aufklärung über die archaischen Denkmäler ergaben weitere Grabungen auf dem Raum vor der Kurie, dem Rest des alten Komitiums, der mit Marmorpflaster belegt ist[1]). Etwa ½ m unter diesem Pflaster liegt ein gut gefugtes, anders orientiertes Pflaster aus großen Travertinplatten, wohl das Pflaster des republikanischen Komitiums, da es mehrere Zentimeter unter der Scheitelhöhe eines Abzugskanals aus alter (cäsarischer) Zeit liegt, der parallel zur Front der Kurie läuft. Dieser Kanal hat ein älteres Pflaster aus Tuffblöcken, auf dem fünf Stufen aufliegen, zerstört. Südlich der unten genannten Marmorschale bemerkt man einen Stufenbau aus Tuff, der bis

[1]) Den Übergang dieses Marmorpflasters in das obengenannte, etwas höhere Travertinpflaster vermittelt eine Traufrinne von Travertin mit Eintiefungen für ein Gitter. Mitten auf dieser Scheide, von beiden Pflastersorten getragen, liegt eine große, tellerförmige Marmorplatte mit achteckiger Eintiefung für den Fuß einer Brunnenschale, wie die aufgefundenen Bleiröhren beweisen, etwa vor der Mitte der Kurie. Der Raum bis vor die Front von San Adriano (der Hauptsaal der Diokletianischen Kurie) ist freigelegt und der Gußtern einiger Treppenstufen festgelegt. Das jetzige, noch antike Türgewände ist mit der allmählichen Aufhöhung immer mehr gestiegen, so daß die Türschwelle jetzt genau da liegt, wo im Jahre 303 die Oberschwelle lag. In die Wand fand sich eine Reihe von mittelalterlichen Gräbern eingetieft. Das antike Bronzetor wurde erst von Borromini entfernt und für das Hauptportal der Lateransbasilika verwendet. Man plant jetzt eine allseitige Freilegung der Kurie; unter den nördlich anstoßenden Nebenbauten hofft man auch das von Augustus errichtete Chalcidicum zu finden.

2½ m unter das kaiserliche Niveau herabreicht, und mehrere Brunnenschächte, die durch eine im ganzen westöstlich verlaufende Mauer (dieselbe, die sich bis unter den Lapis niger fortsetzt) verbunden sind. Sie haben teils fünfeckigen, teils rhombischen Grundriß; eine andre Reihe, die ungefähr parallel mit ihnen 8 m hinter dem Cippus verläuft, ist in regelmäßigeren Abständen und besserer Richtung; eine dritte Reihe liegt vor der Basilica Julia unter dem Straßenpflaster, eine andre, sehr regelmäßige, vor der Front der Rostra. In allen fanden sich nur dürftige Vasenscherben. Die meisten mögen zur Entwässerung gedient haben, andre — namentlich die mit unregelmäßigem Grundriß — zur Einfriedung heiliger Bäume beim Aufhöhen des Terrains oder, wie Boni meint, als pozzi rituali, um den Unterirdischen Libationen zu bringen. Jedenfalls gaben sie Anlaß zur Erforschung der verschiedenen Schichten an verschiedenen Stellen; Boni hat außer ihnen noch andre Schächte bis auf die terra vergine getrieben und im ganzen 23 verschiedene Strata gefunden. Die unterste Schicht von Interesse ist ein gestampfter Estrich aus Tuffbrocken, der auf einer Schicht von Bruchstücken großer Dachziegel aufliegt und auf den die Stufen aus Tuff vor der Kurie herabführen. Es ist ohne Zweifel ein sehr altes Pflaster des Komitiums. Über dieser Schicht liegt eine nach Norden stark abnehmende Lage von Flußkies, die bei den Postamenten eine Stärke von 40 cm hat, darüber eine Schicht von Erde mit Brandschutt und Vasenscherben, Tierknochen und Austernschalen, die in kleinen Gruben beisammen liegen, darüber abermals eine Schicht aus Tuffbrocken, die dem Travertinpflaster des republikanischen Komitiums zum Unterlager diente und vielleicht auch anfangs nur einen gestampften Estrich bildete. Wichtig ist, daß die Fundamente der Denkmäler unter dem schwarzen Stein ½ m höher liegen als jener ältere, unterste Estrich; man darf wohl annehmen, daß bei einer Neuregulierung des Komitiums oder bei Anlage der allgemein als jünger angenommenen „Löwenpostamente" die älteren Denkmäler, Conus und Cippus, um ½ m gehoben wurden. Die Ausdehnung der Kiesschicht scheint für eine Überschwemmung, die des Brandschuttes und der Reste von Opfermahlen für eine Exauguration in alter Zeit (nach dem Galliereinfall) zu sprechen. Jedenfalls enthalten alle bisher aufgestellten Hypothesen mancherlei Widersprüche, die nur eine völlige Freilegung der Denkmäler selbst und dessen, worauf sie stehen, beseitigen kann.

Auch westlich vom Severusbogen am Clivus Capitolinus sind Reste uralter Tuffmauern und ein Netz altertümlicher Abzugskanäle aufgedeckt worden, deren Stollen teils in den Fels des Kapitolinischen Hügels getrieben sind. Ein Fundament von quadratischer Form, aus dem gewachsenen Tuff herausgehauen, zeigt einen hocharchaischen Ablauf und Reste von roter Bemalung. In Anbetracht der Stätte und der das Forum beherrschenden Lage hält man diesen Bau für das Volcanal; von dieser Plattform hat, nach Dionys von Halikarnaß, einst Romulus mit Titus Tatius parlamentiert, und zur Erinnerung an ihren Friedensschluß erstand hier später ein Altar des Vulkan. Der Platz diente in der Königszeit als Sprechplatz; Romulus ließ daselbst eine den Camerinern abgenommene Quadriga als Trophäe aufstellen, desgleichen seine

eigene Statue, von Viktoria gekrönt, mit einer seinen Ruhm kündenden Inschrift „in griechischen Buchstaben" (d. h. ähnlich wie auf dem Lapis niger). Diese Tradition mag den Diktator Cäsar, der gern mit dem Gedanken eines „römischen Königs" spielte, zu dem Plan bewogen haben, die Rostra von dem unteren Ende des Marktes in die Nähe des ältesten Sprechplatzes zurückzuverlegen.

Die republikanische Rednerbühne, nach den Trophäen des Seesieges über die Antiaten (338 v. Chr.), den an ihr angebrachten Schiffsschnäbeln, kurz Rostra geheißen, lag auf der Scheidegrenze zwischen Forum und Komitium, etwa da, wo man ihre oben genannten Spuren gefunden haben will. Die zwölf ehernen Tafeln des ältesten römischen Gesetzes waren an ihr angeschlagen. Cäsar hatte diese republikanische Erinnerung unterdrückt, als er das Komitium bei dem Umbau der Kurie völlig umgestaltete und eine neue Rednerbühne da errichtete, wo jetzt sein Tempel steht. Sein Plan, die Rostra an das Westende des Marktes zurückzuverlegen, wurde durch seine Ermordung vereitelt, und erst Augustus ließ hier die prächtigen und umfangreichen kaiserlichen Rostra erstehen, an deren Vorderwand wir noch die Eintiefungen für die metallnen Schiffsschnäbel und ein marmornes Gitter erblicken, während die schönen trajanischen Seitenschranken jetzt nach dem Forum verschleppt stehen. Dieser Neubau schränkte das Volcanal sehr ein, und der dem Severus errichtete Siegesbogen mit dem Umbilicus mag es ganz verdeckt haben. Damals erhielt die vom Clivus heraufführende Flachtreppe eine halbkreisförmige Gestalt und zum nördlichen Abschluß eben jenen Umbilicus urbis Romae, dessen Backsteinbasis noch in situ ist. Es war ein kegelförmiger Bau, der Namen und Form von dem Omphalos, dem Spitzkegel des delphischen Apollo trug; er bildete gewissermaßen das religiöse Pendant zu dem politischen Mittelpunkt, dem goldenen Meilenzeiger (milliarium aureum), den Augustus zwischen Rostra und Saturntempel an einem nicht mehr genau festzustellenden Punkte errichtet hatte und auf dem alle Entfernungen auf den Konsularstraßen von den Toren Roms in goldnen Lettern prangten. Merkwürdigerweise führt die halbkreisförmige Treppe nur zur südlichen Plattform der Rostra; auf der nördlichen ist ein dreieckiger Hof ausgespart, dessen geschwungene Hinterwand mit bunten, jetzt wieder befestigten Marmorplatten belegt war; auch die gebogene Schwelle mit Akanthusblattornamenten hat man wieder aufgelegt.

Südlich an die Rostra stößt das Marmorpaviment eines kleinen, viereckigen Gemaches, das man für die Amtsstube der Schreiber des Aedilis curulis, die Schola Xantha hält, so genannt nach einem Aulus Fabius Xanthus, der sie laut einer (verlorenen) Inschrift erbaut und mit Marmor- und Bronzebänken ausgestattet hat; die Standspuren dieser Bänke sind an den drei Wandseiten noch in den Fußboden eingedrückt. Dicht dahinter traten acht niedrige Kammern von ungleicher Tiefe aus vortrefflichem Tuffretikulat zutage. Sie haben jedenfalls nichts mit der Rostra des Cäsar zu tun (wie Boni, auf ein Münzbild gestützt, annimmt), da die dahinterlaufende, vom Tullianum kommende alte Kloake mit ihrem mannshohen Gewölbescheitel aus wagerechten

Tuffplatten höher liegt als diese Substruktion. Die Kloake hat ihre jetzige Gestalt jedenfalls durch den Umbau Cäsars erhalten, der sie bis zu seinem Forum Julium hin verlängerte. Um so wahrscheinlicher ist es, daß diese Substruktion ein Unterbau für den Clivus Capitolinus war, der hier, zur Front des Saturntempels umbiegend, langsam emporsteigt und jedenfalls beim Neubau des Tempels durch Munatius Plancus (42 v. Chr.) mehr nach dem Forum vorgeschoben worden ist, so daß er eines Dammes oder Viaduktes bedurfte.

Ein Nebenarm der genannten Kloake, der parallel zur Front der Basilica Julia abzweigte, ist zerstört durch die Fundamente des Tiberiusbogens, der erst 1850 bis auf den Boden abgetragen wurde(!). Einzelne Architekturfragmente liegen verstreut vor der Zwölfgötterhalle. Der Bogen wurde im Jahre 16 n. Chr. nach den Siegen des Germanicus über die Deutschen und der Wiedergewinnung der in der Varusschlacht verlorenen Feldzeichen errichtet. Er war eintorig und überspannte nicht die Sacra via, sondern stand neben der Straßenflucht; jedenfalls war er nur auf Stufen zu durchschreiten, da seine Rückseite sich an die eben genannte Substruktion des Clivus Capitolinus anlehnt. Die Ausgrabungen werden im Vicus Jugarius (zwischen Saturntempel und Basilica Julia) fortgesetzt und haben hier zur Aufdeckung eines Straßenbogens später Konstruktion geführt.

Eine der größten Errungenschaften der neuen Ausgrabungen ist die noch nicht vollendete Freilegung der Basilica Aemilia zwischen Kurie und Faustinatempel. Im Jahre 179 v. Chr. von den Zensoren M. Fulvius Nobilior und M. Aemilius Lepidus an Stelle der Tabernae novae erbaut, erhielt sie in der Folgezeit den Namen Basilica Fulvia et Aemilia. Im Jahre 78 v. Chr. ward sie abermals durch einen M. Aemelius Lepidus erneuert und 55 v. Chr. mit Cäsars Geld durch Lucius Aemilius Paullus erweitert: fortan trug sie nur den Namen Basilica Aemilia. Nach dem Brande von 14 v. Chr. erneuerte sie Augustus in Gemeinschaft mit einigen Mitgliedern der Gens Aemilia aufs Prächtigste; die gefundenen Architekturtrümmer, z. B. ein Türpfosten mit zarten Akanthusranken, gehört zum Schönsten, was augustäische Kunst geschaffen hat. Die graugrünen Tuffundamente des republikanischen Baues sind z. T. in den kaiserlichen Neubau einbezogen, z. T. laufen sie daneben her. Die uralten Abzugskanäle unter der Basilika sind schon erwähnt. Der kaiserliche Bau zerfällt in eine zweistöckige dorische Säulenhalle (ähnlich wie bei der gegenüberliegenden Basilica Julia), hinter der sich eine Flucht von Kammern für Amtsstuben usw. hinzieht; aus ihrer Mitte führt ein Portal in den großen Hauptsaal, dessen kostbares Marmorpflaster geschmolzene Bronzemünzen trägt, die Zeugen eines späten Brandes. Diesen Hauptsaal umgaben, wie ein kürzlich aufgefundenes Stück der Forma urbis Romae beweist und die Raumverhältnisse der Basilika bestätigen, auf der Nordwand zwei Nebenschiffe, auf den drei andren Seiten nur je eines, die auf Säulen von Africano ein ebensolches Säulengeschoß trugen. Von der Innenarchitektur ist wenig geblieben,

doch ist die Außenansicht an der Südwestecke, ehe Bramante auch diesen Rest zerstörte, von Giuliano da Sangallo gezeichnet und von Antonio da Sangallo dem Jüngeren „bei seinem vollendetsten Bau, der Madonna di San Biagio bei Montepulciano, fast treu kopiert worden" (Annali dell' Istituto, 1884, S. 348). Bei der Plünderung Roms durch Alarich (405) mag auch diese Basilika in Flammen aufgegangen sein; spätere Erneuerer haben schlechtes Pflaster über das mit Brandspuren bedeckte Marmorpaviment gelegt, ähnlich wie im Vestalenhaus, und die Pfeilerhalle an der Sacra via durch vorgelegte rote Granitsäulen verschlimmbessert. Im siebenten oder achten nachchristlichen Jahrhundert muß der Bau größtenteils in Trümmern gelegen haben; die östliche Hälfte wurde damals durch schlechte, graugrüne Tuffmauern verstärkt und zu einem vornehmen Privathause ausgestaltet; aus dieser Zeit stammen auch die schachbrettförmigen Mosaikfußböden in einigen tabernae, ganz ähnlich den Fußböden der ältesten römischen Kirchen (z. B. am Hochaltar von Santa Maria in Cosmedin).

An der Ostseite der Basilika, wo ein pavillonartiger Vorbau ein paar Meter vorsprang, liegen die Marmortrümmer einer riesigen Ehreninschrift auf Lucius (und wohl auch Cajus) Cäsar, die Neffen und Adoptivsöhne des Augustus, die im Jahre 4 und 2 v. Chr. auf Betreiben des Tiberius beseitigt wurden, und auf die der Kaiser so große Hoffnungen gesetzt hatte: so allein erklärt sich diese Rieseninschrift inmitten der gewaltigen Neubauten der Julier, der zwei Basiliken, der Rostra, des Cäsartempels, der Kurie und des dahinter angelegten Forum Julium, die dem politischen Sammelplatze der Weltstadt ein ganz neues Gepräge gaben.

Das schon erwähnte Sepulcretum am Fuß des Faustinatempels stößt an die jetzt freigelegten Treppensubstruktionen, in deren Mitte der Unterbau eines Altars zutage kam. Auch Rumpf und Haarpartie einer großen sitzenden Statue der Kaiserin, die jetzt wieder in der Mitte der Säulenhalle thront, wurden in dem Schutt gefunden. Unter der Treppe zog sich bis zum Romulustempel, dessen Fundamente in sie hereingebaut sind, eine doppelte Reihe von Kammern mit starken Türgewänden und Schwellen, die durch einen Gang getrennt sind. Der Boden besteht aus opus spicatum, die Wände sind mit opus signinum ausgestrichen, ähnlich wie bei den Substruktionen des Clivus Capitolinus hinter den Rostren. Ob man es hier mit einem Gefängnis der republikanischen Ära zu tun hat (die ganze römische Überlieferung kennt nur den Karzer unterhalb des Kapitols) oder mit Tabernen oder schließlich mit festen Warenkellern für diese, bleibt unentschieden.

Auch über den Standort des Fabierbogens, der hier die Via Sacra überspannte, geben die neusten Ausgrabungen keine genaue Kunde. Der Bogen, der das Ostende des republikanischen Forums abschloß, war der einzige aus republikanischer Zeit, von dem Allobrogerbesieger Quintus Fabius Maximus zum Andenken an seinen Sieg (121 v. Chr.) errichtet. Er trug außer seiner Statue auch die des Lucius Aemilius Paullus, des Siegers von Pydna

(168 v. Chr.), und des Scipio Africanus Minor, des Zerstörers von Karthago (144 v. Chr.).

Caesars neue Rednerbühne engte die Ostseite des Forums ein. An der Stelle, wo die Leiche des Diktators nach der berühmten Rede des Antonius verbrannt wurde, ward eine Gedenksäule und ein Opferaltar errichtet, aber schon nach einigen Wochen wieder entfernt. Augustus baute an dieser Stelle den jetzt völlig freigelegten Tempel, dessen Doppeltreppe die Rednerbühne sehr verkleinerte, und schmückte diese mit den Schiffsschnäbeln des aktischen Seesieges. In einer halbkreisförmig in diese Tribüne eingeschnittenen Nische, die später vermauert worden ist, wurde das Fundament eines wahrscheinlich runden Altars des Divus Julius soeben freigelegt. Geschlossen wurde diese Nische jedenfalls in frühchristlicher Zeit, wo man an der Menschenvergötterung Anstoß nahm.

Hinter dem Caesartempel und durch diesen verdeckt lag die republikanische Regia, das Amtslokal des Pontifex Maximus, an deren Außenwänden die jetzt im Konservatorenpalast bewahrten Konsularfasten angebracht waren. Sie ist durch die neuen Ausgrabungen völlig freigelegt worden. An einen nach N. orientierten Hauptbau schließt sich ein nördlich anstoßender Hofraum, der durch eine vorgelegte Porticus des 7. oder 8. nachchristlichen Jahrhunderts eine dreieckige Form erhalten hat. In einem der Räume des Hauptbaus befindet sich ein kreisrundes Tufffundament, das Boni für den Aufbewahrungsort der heiligen Lanzen des Mars hält, deren Klirren gegen die heiligen Schilde Unheil verkündete. Im Hofe wurden altertümliche Abzugskanäle, zwei Brunnen und eine aus vorgekragten Steinen gebildete Zisterne gefunden (ähnlich dem Tullianum und dem alten Brunnen auf dem Palatin); in einem der Brunnen fand sich die zierliche Inschrift (r)egia, welche die Bestimmung des Gebäudes sichert. Sie entstammt der Buchstabenart nach dem Ende der Republik, wo die Regia durch Domitius Calvinus erneuert ward. Augustus ließ das Archiv auf den Palatin schaffen, und das Bauwerk entzog sich seit 19 v. Chr. vollends den Blicken der auf dem Forum versammelten Römer, als Senat und Volk dem Kaiser einen (dreitorigen) Triumphbogen zwischen Caesar- und Castortempel errichteten: zum Andenken an die von den Parthern zurückgegebenen, 54 bei Carrhae verlorenen Feldzeichen, ein Ereignis, das bekanntlich auch auf dem Harnisch der Augustusstatue von Primaporta verewigt ist. Die Erweiterung des Castortempels durch Tiberius (oder Hadrian) verlegte den Durchgang des rechten Seitenbogens fast vollständig.

Südlich der Regia liegt Vestatempel und Vestalinnenhaus. Von ersterem ist nur die große kreisrunde Substruktion vorhanden, in deren Mitte eine große trapezförmige Aschengrube (favissa) aufgedeckt wurde. Die Vestalinnen durften die Asche der ewigen Herdflamme nur einmal im Jahre entleeren. Im Hofe des Vestalenhauses interessiert namentlich die Aufdeckung zweier großer rechteckiger Bassins mit Treppen zum Einsteigen: vermutlich Zisternen, da die Vestalinnen nach uralter Kultvorschrift nur das Wasser des Himmels benutzen durften.

Der Castortempel mit seinem hohen Unterbau und der doppelten Freitreppe ist jetzt auf allen Seiten freigelegt; es sind dabei prächtige Fragmente seiner gewaltigen Marmorsäulen, Kapitäle und Friese zutage gekommen, die dem Neubau des Tiberius oder Hadrian zuzuschreiben sind. Der Tempel war neben dem Vesta- und Saturntempel auf dem Forum und dem der kapitolinischen Trias einer der ältesten Roms; er wurde zum Andenken an die Schlacht am See Regillus (496) gebaut, die die Römer mit der göttlichen Beihilfe der Dioskuren über die Latiner gewannen. Nach der Schlacht, so erzählt die Sage, erschienen die göttlichen Jünglinge in Rom mit der Siegeskunde und tränkten ihre Pferde am Quell der Juturna[1]).

Dieser lacus Juturnae, die uralte heilige Quelle zwischen Castortempel und Vestalenhaus, ist seit der Zerstörung der Kirche Santa Maria Liberatrice (1900) wieder aufgedeckt, obwohl die Quelle selbst stets gesprudelt haben muß. So liest man in Heinses „Ardinghello" von der „Quelle der Juturna, die kristallhell gerade beim Anfang der Cloaca Maxima aufsprudelt und sich dahinein nun ferner ungebraucht ergießt. Ich schöpfte mit der hohlen Hand daraus und trank und ward erquickt und konnte nicht müde werden, sie rinnen zu sehen. Ein heiliges Plätzchen, rundum verbaut und eingemauert. Die Wände sind überall mit breitblättrigem Efeu überzogen und kleinem Gesträuch bewachsen. Man kennt sie nicht mehr vor den stolzen Wasserleitungen; und gewiß war sie doch die Hauptursache, warum Romulus oder vor ihm ein junger Ausflug Griechen hier sich annistete, da in den jetzigen weiten Ringmauern sich keine andre Quelle befindet". Heinse weilte 1780—1783 in Italien. Heute ist das zerstörte Marmorbecken der Quelle wieder freigelegt; aus der Mitte taucht ein Postament hervor, auf dem ein in dem Bassin gefundener schöner Marmoraltar stand; er zeigt auf den Schmalseiten Jupiter und Leda mit dem Schwan, auf den Langseiten die Dioskuren und eine fackeltragende Frauengestalt (Diana Lucina oder Helena, die Schwester der Dioskuren). Ebendort fanden sich ein Zeus-Serapiskopf aus hadrianischer Zeit sowie die Bruchstücke zweier lebensgroßer Statuen der Dioskuren mit ihren Pferden aus pentelischem Marmor, griechische Originalwerke des 5. Jahrhunderts, die als Verkörperung der schönen Sage an dem Brunnen gestanden haben. Viele mittelalterliche Tonkrüge und Scherben beweisen, daß die Quelle noch nach Absterben des Heidentums lange im Gebrauch war.

Die rückwärts anstoßenden Räume haben ursprünglich mit dem Heiligtum in Verbindung gestanden. Der in der Achse des Beckens liegende Hauptsaal hat an der Rückwand drei Nischen, vor deren mittelster eine umgestürzte, jetzt wieder aufgestellte Aeskulapstatue lag; auch ein archaischer Apollotorso ward hier gefunden. So liegt der Schluß nahe, daß die Kranken, welche den Heilquell der Juturna besuchten, auch bei diesen zwei Heilung spendenden Gottheiten Genesung (durch Inkubation) suchten. Mit dem Untergang des Heiden-

[1]) Die Quellnymphe Juturna, Schwester des Turnus, ist bekannt aus Vergils Aeneis, XII, S. 139—141, als . . . „stagnis quae fluminibus . . . praesidet; hunc illi rex aetheris altus honorem Jupiter erepta pro virginitate sacravit."

tums erhielten die Räume eine neue Bestimmung: sie wurden, wie Inschriftenfragmente beweisen, zu einem Bureau der städtischen Wasserversorgung (statio aquarum) verwandelt und erweitert, wobei auch die Rückseite des Marmorbeckens durch den jetzt noch stehenden Ziegelbogen überspannt ward.

Auch die südlich des Beckens befindliche Aedicula mit dem Puteal der Juturna ereilte das Loos der Zerstörung. Der davorstehende Altar wurde umgeworfen und als Trittbrett vor dem Brunnen benutzt. Er ist wieder aufgerichtet worden und zeigt in später Ausführung eine gerüstete männliche und eine weibliche Figur, vielleicht Turnus, der von seiner Schwester Juturna Abschied nimmt (nach Vergils Aeneis XII, 869—886). Der marmorne Brunnenrand trägt in zierlichen Buchstaben die Inschrift: „M. Barbatius Pollio aed. cur. Iuturnae sacrum". Dieser Stifter war ein Zeitgenosse Ciceros, der ihn in seinen Reden erwähnt. Die Inschrift der Aedicula wurde in der Nähe verbaut gefunden; sie trägt die altertümliche Wortform Iuturnai s|acrum|.

Südlich daran stößt ein Saal, der vielleicht auf den Veränderungsbau der Statio aquarum zurückzuführen ist, vielleicht auch ein Sacellum Minervae (vor der angrenzenden Bibliothek) enthielt. Jedenfalls sperrt er die am Nordrand des Palatins entlang laufende Via Nova ab, so daß man von ihr nur auf Rampen und Treppen zum Palatin hinauf- und zum Vestalenhaus hinabgelangen konnte, aber nicht zum Castortempel, auf dessen Rückseite sie zuführt. In christlicher Zeit wurde der Raum, der nur einen Ein- und Ausgang nach W. hat, mit einer Apsis versehen und zum Oratorium der vierzig Märtyrer von Sebaste umgeschaffen, deren steife byzantinische Freskofiguren zum Teil noch an den Wänden erhalten sind (ihr Märtyrertod auf einem gefrorenen Teich in der Apsis; an der linken Seitenwand und der anstoßenden Rückwand ihre Glorie).

Nächst der Aufdeckung der Basilica Aemilia hat wohl die des Komplexes unter der Maria Liberatrice die meiste Bedeutung: jedenfalls wirft sie auf die frühmittelalterliche Geschichte Roms ein ebenso unerwartetes Licht wie die der Denkmäler unter dem Lapis niger auf die älteste.

Gegenüber der südlichen Schmalwand des Castortempels liegt, nach dieser Seite durch eine vorgelegte Porticus geschmückt, das riesige Geviert des Templum Divi Augusti, das nach dem Neubau des Domitian als Templum Divorum der ganzen julisch-claudischen Dynastie geweiht wurde. Der Haupteingang war von der sehr zerstörten Westseite (Vicus Tuscus); auf Münzbildern hatte die Front acht korinthische Säulen. Die dahinterliegende Vorhalle schloß mit je einer mächtigen Halbrundnische an den Schmalseiten ab; auf ihr Dach, das weit niedriger war als das der Cella, führten Treppen; Reste einer solchen liegen rechts in der äußersten der sieben Kammern, die durch spätere Einziehung von sechs Quermauern gebildet sind. Die Cella hatte an der Rückwand sieben, an den Seiten je vier große Nischen; in ihnen standen die Bilder der vergötterten Cäsaren und auch einiger Kaiserinnen (so in der Mitte Livia neben Augustus). Eine niedrige Tür in der Rückwand

führte in den dahinterliegenden Bibliothekshof, eine andre, mittelalterliche, in den Quadriporticus der Bibliothek; die Seitenwände hatten je einen Ausgang. Das Dach war ein Walmdach und bot somit dem Brande von 69 n. Chr. reichliche Nahrung. Domitian erneuerte den Tempel; auf ihn weisen die meisten der gefundenen Ziegelstempel.

Der östlich dahinterliegende Gebäudekomplex ist als Bibliothek „ad Minervam post templum Divi Augusti" erkannt worden: so lautet der Name in den tabulae honestae missionis der Veteranen, die im Bibliothekshof aufgehängt wurden (sie hatten etwa die Bedeutung unsrer Zivilversorgungsscheine). Man betritt das Gebäude durch ein großes Portal dicht neben dem Oratorium der vierzig Märtyrer, vor dem links die gleich zu besprechende Rampe nach dem Palatin abzweigt, und gelangt zuerst in einen weiten Hof, in dessen Mitte eine große Statuenbasis stand; die Seitenwände werden durch fünf mächtige Nischen belebt. An diesen Hof schließt sich ein viereckiger, umsäulter Quadriporticus und an diesen drei größere Bibliotheksräume, die mit zwei kleineren hinter der Südwand des Augustustempels in Verbindung stehen. Die eben genannte hohe, überwölbte Rampenanlage zieht an der Ostwand dieses ganzen Komplexes in vierfacher Kehre bis zur Via Nova und zum Clivus Victoriae, wo sie mit dem vom Vestalenhaus kommenden Treppenweg dicht vor dem Eingangstor des Palatins, der Porta Romana, zusammentrifft.

In der gleichen Orientierung wie die Untermauerung des Clivus Victoriae, der die Südwand des Augustustempels und der Bibliothek umzieht, verlaufen die Fundamente älterer Bauten, die man im Bibliothekshofe aufgegraben hat, insbesondere einer großen marmornen Piscina mit Treppen zum Einsteigen, in der sich die Reste einer auf Germanicus deutenden Inschrift befinden. Man schreibt diese Bauten dem Caligula zu, der die palatinischen Kaiserpaläste bis zum Castortempel vorschob und über den Augustustempel eine Brücke nach dem Capitol schlug, um sich mit seinem „Bruder" Jupiter Capitolinus bequemer unterhalten zu können. Die Reste dieser Brücke sind auf dem Palatin gefunden worden.

Schon im 6. Jahrhundert, wo auch das Templum sacrae urbis, die Kurie, den Romulus- und Faustinatempel ein gleiches Schicksal ereilte, ward die Bibliothek zu christlichen Kultzwecken verwandt, wie Funde von Grabinschriften im Hofe beweisen. Im 7. und 8. Jahrhundert wurde sie prächtig zur Basilika ausgestaltet. Das Papstbuch meldet, daß Johann VII. die Kirche mit Malereien schmückte und mit einem neuen Ambo beschenkte. Von diesem Ambo fand sich bei den Ausgrabungen eine Marmorplatte, welche den Namen des Papstes trägt. Das Papstbuch erzählt ferner, daß derselbe Papst ein Episcopium am Südende des Palatins anlegte. Er war der Sohn des Präfekten Plato, der als Statthalter des byzantinischen Kaisers in Rom herrschte und in Sant' Anastasia am Fuße des Palatins begraben liegt; die Grabinschrift meldet, daß er die Rampenanlage erneuerte, die jenes Episcopium mit der in die Bibliothek hineingebauten Kirche verband; eine Nachricht, die durch den Fund von Ziegelstempeln mit dem (griechischen) Namen Johanns VII.

bestätigt wird. Der Bibliothekshof ward zum Vorhof der Kirche, der Quadriporticus gab Haupt- und Seitenschiffe, die Bibliothek Presbyterium und Nebenkapellen her; in die mächtige Rückwand des mittelsten Raums ward eine Apsis eingetieft und die Wände, ja selbst die Granitsäulen und Chorschranken, wurden mit Malereien bedeckt, namentlich seit griechische Mönche in der Zeit des Bilderstreits (8. Jahrhundert) nach dem Westreich auswanderten und beim Papst Schutz und Aufnahme fanden. So findet sich an der rechten Wand des Vorhofes eine Freske, auf der ein Papst in blauem quadratischem Nimbus (dem Wahrzeichen der noch Lebenden) der Maria regina ein Buch überreicht. Die Schriftreste deuten auf Hadrian I. (772—793). Im Chor liegen die Fresken in drei Schichten übereinander, von denen namentlich ein Engelskopf der zweiten Schicht (aus der Zeit Martins I., 649—654) antike Schönheit bewahrt hat. Die Apsis trägt eine Freske, den thronenden Erlöser zwischen Engeln, Priestern und Heiligen darstellend, darunter auch Paul I. mit blauem quadratischem Nimbus; sie ist also zwischen 757 und 767 entstanden. Darüber der Gekreuzigte, von Engeln umgeben, ferner Evangelistensymbole und Szenen aus dem Leben Josefs in Ägypten. Am schönsten erhalten ist eine große Kreuzigung in der linken Seitenkapelle, mit Maria, Johannes und Longinus, der dem (noch lebenden) Christus den Speer in die Seite bohrt, darunter ein Streifen mit Maria in der Glorie, umgeben von Märtyrern und Heiligen, unter denen Papst Zacharias (741—752) sowie als Pendant zu ihm der Oheim Pauls I., Theodotus, sich befindet, der die Stellung eines byzantinischen Heerführers mit der des Dispensators und Ökonoms der palatinischen Diakonie vertauschte, laut Inschrift der Wiederhersteller der Kirche der Virgo Maria qui appellatur antiqua. Diese Inschrift führte zur Feststellung des Namens der Kirche.

Sie hat kein langes Leben gehabt. Schon unter Leo IV. (847—855) ward sie dem Untergang preisgegeben und Kirche sowie Diakonie nach dem Venus- und Romatempel auf der Velia verlegt, wo sie sich noch heute befindet. Man nannte sie im Gegensatz zu der alten, geräumten, Santa Maria Nuova und seit 1618, nach der Heiligsprechung der hier begrabenen Francesca de' Ponziani, Santa Francesca Romana. Vielleicht bedrohten oder zerstörten Gesteinmassen von den verfallenden Kaiserpalästen die Kirche, und man hat sie geräumt, noch ehe das furchtbare Erdbeben von 896 sie und den ganzen Bezirk der Vesta und Juturna verschüttete. Nach einer Sage soll im 10. Jahrhundert Papst Sylvester auf einer Treppe vom Palatin aus (wohl auf der Rampenanlage) in die verschütteten Gewölbe hinabgestiegen sein und einen grausigen Drachen besiegt haben, der dort an einem Brunnen hauste. So wird auch der Name der kleinen mittelalterlichen Kirche verständlich, die auf dem Schuttberg entstand: Santa Maria del Inferno. An ihre Stelle trat später die jetzt abgebrochene Santa Maria Liberatrice. Der Garten des dazugehörenden Klosters diente die Renaissance hindurch als Steinbruch, und bei solchen Grabungen wurde die alte Basilika im Jahre 1702 durch einen Zufall aufgedeckt, zum Glück aber wieder verschüttet.

Mit der durch die Ausgrabungen nicht berührten Basilica Julia schließt sich der Ring um die Ränder des Forumsgebietes. Die Area des Forums selbst hat in letzter Zeit unverhoffte Funde ergeben, die hier noch kurz gestreift seien. Sie ist mit Travertinplatten gepflastert, auf denen in der Nähe des Sacellum Cloacinae eine quadratische Basis aufliegt, die man ohne Grund für das berühmte Heiligtum der „Janus" erklärt (dieses lag weiter westlich am infimum Argiletum). Weiter in der Mitte des Platzes befindet sich ein Postament, aus Backsteinen und Säulenstümpfen roh zusammengesetzt; vielleicht trug es die Reiterstatue des Constantin. Ein größeres Gußwerkfundament kam 1903 westlich hiervon zutage; in das Gußwerk sind mehrere Travertinquadern eingelassen, deren eine ausgehöhlt war und fünf archaische Tongefäße enthielt, ähnlich denen der Nekropole am Faustinatempel. Diese hat sich jedenfalls bis hierher gezogen, und als man beim Ausschachten des Fundaments auf ein Grab stieß, hat man seinen Inhalt aus rituellen Gründen an derselben Stelle wieder geborgen. Man vermutet, daß auf dem Postament das equus Domitiani stand; in das erste nachchristliche Jahrhundert weist auch der Umstand, daß das Fundament einen unterirdischen Gang der augustäischen Zeit durchbrochen hat. Solcher Gänge läuft ein ganzes, sich rechtwinklig schneidendes Netz parallel mit der Längs- und Querachse des Forums; an den Enden münden sie in quadratische, gewölbte Kammern, in deren Mitte ein großer Travertinblock eingefugt ist, auf dem vielleicht Hebewerkzeuge und Winden standen. Sie mögen zum ungehinderten Transport von Lasten auf dem Forum gedient haben, vielleicht auch als Maschinerien für Spiele auf dem Forum, obwohl solche gerade seit Augustus mehr und mehr in eigenen Cirken und Amphitheatern abgehalten wurden.

Das späte und schlechte Lavapflaster der Via Sacra ist bis zum Titusbogen aufgehoben und darunter das aus regelmäßigen Polygonen bestehende Pflaster der Kaiserzeit freigelegt worden. Dabei hat es sich herausgestellt, daß ein Arm der Via Sacra nach dem Tempel der Venus und Roma — jedenfalls durch Hadrian, seinen Erbauer — abgezweigt ist und vor der Front der Constantinusbasilika von einer Porticus begleitet wird, die jedenfalls beim Bau der letzteren angelegt wurde. Südlich davon bis zu den Rändern des Palatin schließt sich ein Komplex von Bauten, die man wegen der vielen aufgefundenen Amphoren und Tonscherben für Getreidemagazine hält.

Unter dem Nordtrakt des Vestalenhauses wurden Reste älterer Privatbauten mit Mosaikfußböden und Säulenbasen aufgedeckt, welche die Orientierung der Regia einhalten. Sie werden überschnitten von der späteren Straßenflucht, die vielleicht nach dem Brand unter Commodus (191), beim Neubau des Vestalinnenhauses durch Julia Domna, die Gattin des Septimus Severus, errichtet wurde.

Der Titusbogen ist bis auf seine Fundamente freigelegt; die Abschleifung der Ecken zeigt, daß die Straße im Mittelalter tiefer lag als im Altertum. Bekanntlich bildete der Titusbogen den Eingang zum Burgkomplex der

Frangipani, der auch das Kolosseum einbegriff. So erklärt sich die Zerstörung der berühmten Reliefs in dem Bogen, in die augenscheinlich Balkenlöcher für den Boden einer Wachtstube in der Wölbung des Bogens eingehauen sind. Die Bauten östlich hinter dem Bogen, in denen man noch die Apsis einer Kapelle und eine Badeeinrichtung erkennt, dürften die Stätte des päpstlichen Archivs gewesen sein, zu der Zeit, da Johann VII. das Episcopium auf dem Palatin erbaute: ein Turm der Frangipanibefestigung hieß das ganze Mittelalter hindurch Torre Cartularia. Der große viereckige Unterbau, der in seine Fundamente einbezogen ist, wird sowohl wegen seiner Lage vor der palatinischen Ringmauer wie infolge der altertümlichen Bauart auf den berühmten Jupiter-Stator-Tempel gedeutet, den Romulus im Kriege nach dem Frauenraub gelobte, wenn Jupiter seine Reihen zum Stehen brächte (daher der Name). Die Reste der naheliegenden Torbefestigung gehören dem alten palatinischen Tor, der Porta Mugonia, an.

Diese Verbindung zwischen Velia und Palatin wird gegenwärtig ganz freigelegt. Ebenso plant man die Freilegung des Vicus Tuscus und des ganzen südwestlichen Palatinrandes bis zum Lupercal, so daß Forum, Palatin und Kolosseum ein ganzes zusammenhängendes Ausgrabungsgebiet bilden werden, auf dem sich die Spuren einer zweitausendjährigen unvergleichlichen Geschichte zusammendrängen, von den dürftigen Gräbern palatinischer Bauern bis zu den Malereien griechischer Mönche, die als lebendige Tote in den Trümmern antiker Tempel hausten. Hier kann man sich Roms ganze Geschichte in ihrem kraftvollen Wachstum, ihrer verschwenderischen Pracht und ihrem tragischen Sturz an tausend Denkmälern veranschaulichen.

Aus unveröffentlichten Briefen und Schriften des Grafen Leo N. Tolstoi.

Deutsch
von
Adolf Heß.

(Schluß.)

Das Karma.

Sie fragen mich nach dem buddhistischen Begriff „Karma".

Ich dachte kürzlich folgendes.

Im Traum (Schlaf)[1]) leben wir fast gerade so wie im wachen Zustande. Pascal drückt sich, wie ich glaube, so aus, daß, wenn wir uns im Traum beständig in einer und derselben Lage sähen, im Wachen aber in verschiedenen, wir den Traum für Wirklichkeit, die Wirklichkeit aber für einen Traum halten würden.

Das ist nicht ganz richtig.

Die Wirklichkeit unterscheidet sich vom Traum hauptsächlich dadurch, daß sie wirklicher, realer ist[2]). Ich möchte sagen: wenn wir kein wirklicheres Leben als den Traum kennen würden, so würden wir den Traum durchaus für Leben halten und niemals daran zweifeln, daß das das wahre Leben sei.

Ist nun aber nicht unser ganzes Leben von der Geburt bis zum Tode mit seinen Träumen seinerseits ein Traum, den wir für die Wirklichkeit, das wirkliche Leben halten, an dessen Wirklichkeit wir nur deswegen nicht zweifeln, weil wir kein wirklicheres Leben kennen?

Ich glaube nicht nur, daß dem so ist, sondern bin fest davon überzeugt.

[1]) Das russische Wort ssonj bedeutet Traum und auch Schlaf. Der Übersetzer.

[2]) Kant schreibt: „Der Zusammenhang der Vorstellungen unter sich nach dem Gesetze der Kausalität unterscheidet das Leben vom Traum." Dagegen Schopenhauer (Reclam). I, 45. Der Übersetzer.

Wie die Träume in diesem Leben ein Zustand sind, während dessen wir in Eindrücken, Gefühlen, Gedanken des voraufgegangenen Lebens leben und Kräfte für das folgende Leben sammeln, genau so ist unser ganzes jetziges Leben ein Zustand, während dessen wir im „Karma" des voraufgegangenen wirklicheren Lebens leben, und während dessen wir Kräfte sammeln, das „Karma" erwerben für das folgende Leben, das wirklicher ist als das, aus dem wir kommen.

Wie wir Träume in diesem Leben Tausende durchleben, so ist auch dieses unser Leben eins von den Tausenden der Leben, in die wir aus dem wirklicheren, realeren, wahreren Leben eintreten, aus dem wir beim Eintritt in dieses Leben kommen, und in das wir sterbend zurückkehren.

Unser Leben ist einer von den Träumen eines wirklicheren Lebens und so weiter, in die Unendlichkeit bis zu einem letzten, wahren Leben — dem Leben Gottes.

Geburt und das Erscheinen der ersten Vorstellungen von der Welt sind das Einschlummern, das irdische Leben aber der süßeste Schlaf; der Tod ist das Erwachen.

Früher Tod — man hat den Menschen aufgeweckt, doch hatte er noch nicht ausgeschlafen.

Greisentod — er hat ausgeschlafen und schlief kaum noch, ist selbst aufgewacht.

Selbstmord — ist Albdrücken, das dadurch aufhört, daß man sich erinnert, daß man schläft, eine Anstrengung macht und aufwacht.

Jemand, der nur dieses Leben lebt und kein andres vorahnt — das ist fester Schlaf.

Der festeste Schlaf, ohne Traumgesichte — ist ein halb tierischer Zustand.

Im Schlaf merken, was um einen her vorgeht, leise schlafen, jede Minute bereit sein, aufzuwachen — das heißt das andre Leben, aus dem man kommt, und in das man geht, wenn auch undeutlich erkennen.

Im Traum ist der Mensch stets ein Egoist und lebt allein, ohne Teilnahme andrer, ohne Zusammenhang mit andern.

In dem Leben, welches wir das wirkliche nennen, ist schon mehr Zusammenhang mit andern, ist schon so etwas wie Liebe zum Nächsten.

In dem Leben aber, aus dem wir gekommen sind, und in das wir gehen, ist diese Verbindung noch enger, ist die Liebe schon nicht mehr ein Wunsch, sondern Wirklichkeit.

In dem Leben, auf das auch dieses eben genannte Leben eine Vorbereitung ist, sind die Gemeinschaft und Liebe noch enger und größer.

Und in diesem Traum fühlen wir schon alles, was dort sein kann und sein wird.

Der Grundgedanke von allem ist schon in uns und dringt durch alle Träume.

Hieran glaube ich, dieses sehe ich unzweifelhaft, dieses weiß ich und werde mich, wenn ich sterbe, freuen, daß ich zu einer realeren, mehr liebenden Welt erwache.

Von dem Wege zur Erkenntnis Gottes und der Seele.

Gott und die Seele kenne ich ebenso, wie ich die Unendlichkeit kenne, nicht durch den Weg der Bestimmung, sondern durch einen ganz andern Weg. Bestimmungen (Definitionen) zerstören in mir diese Kenntnis. Ebenso wie ich unzweifelhaft weiß, daß es eine Unendlichkeit der Zahl gibt, weiß ich, daß ein Gott ist, und daß meine Seele ist. Dieses Wissen aber ist für mich unzweifelhaft nur deshalb, weil ich unvermeidlich zu ihm gelangen mußte.

Zum unzweifelhaften Wissen der Unendlichkeit der Zahl bin ich durch Addition gelangt.

Zur unzweifelhaften Kenntnis Gottes hat mich die Frage gebracht: Woher komme ich?

Zur Kenntnis der Seele hat mich die Frage gebracht: Was bin ich?

Und ich kenne unzweifelhaft die Unendlichkeit der Zahl und Gott und meine Seele, wenn ich zu dieser Kenntnis auf diesem Wege der einfachsten Fragen gelangt bin.

Zu zwei tue ich eins hinzu, und noch eins, und eins, und eins; oder ich zerbreche ein Stäbchen in zwei Teile, zerbreche es nochmals, und nochmals, und nochmals — und kann gar nicht anders als die Unendlichkeit erkennen.

Ich bin geboren von meiner Mutter, und diese von der Großmutter, Urgroßmutter, Ururgroßmutter, und die allerletzte von wem? Und ich komme unausbleiblich auf Gott.

Die Füße — sind nicht ich, die Hände — sind nicht ich, der Kopf — ist nicht ich, die Sinne — sind nicht ich, sogar die Gedanken — sind nicht ich: was bin ich denn?

Ich — bin ich, ich — bin meine Seele.

Von welcher Seite ich zu Gott gelange, das ist einerlei: der Anfang meiner Gedanken, meiner Vernunft — ist Gott; der Anfang meiner Liebe — ist ebenfalls Er; der Anfang der Wirklichkeit — ist Er.

Ebenso ist es mit dem Begriff der Seele. Untersuche ich mein Streben nach Wahrheit, so weiß ich, daß dieses Streben nach Wahrheit mein immaterielles Prinzip — meine Seele ist; untersuche ich die Empfindung meiner Liebe zum Guten, so weiß ich, daß meine Seele es ist, die liebt.

Menschlicher Irrtum.

Oft sprechen Menschen, die infolge des Todes eines geliebten Wesens von Kummer niedergebeugt sind, vom Bösen, das Gott den Menschen zufüge. Und indem die Menschen so reden und denken, bilden sie sich ein, daß sie an Gott glauben und zu ihm beten.

Gott tut Böses! Wenn aber Gott Böses tut, ist Er nicht gut, nicht die Liebe; wenn Er aber nicht gut ist, ist Er überhaupt nicht.

Das kommt daher, daß die Menschen so sehr davon überzeugt sind, es sei das, was sie Böses tun, nicht nur gut, sondern ausgezeichnet (wie sie denn

versichern, daß seine Kinder [übermäßig] lieben schön sei); daß, wenn sie das erleiden, welches nur die Folge ihrer Fehler und Sünden ist, sie nicht sich, sondern Gott die Schuld beimessen. Und deswegen bezeichnen sie im Grunde ihres Herzens Gott als böse, d. h. verleugnen ihn, und empfangen deswegen von ihm keinen Trost.

Die Menschen kennen zwei Götter: einen, dem sie sich dienstbar machen wollen, indem sie durch Gebete die Erfüllung ihrer Wünsche fordern, und den andern Gott, dem wir dienen müssen, dessen Willen zu erfüllen unser ganzes Bestreben sein muß.

Die äußere Welt ist unsre Vorstellung.

Die Menschen können auf keine Weise dahin gebracht werden, die Irrealität alles Materiellen anzuerkennen. „Der Tisch ist und bleibt trotz alledem da . . . und gehe ich aus dem Zimmer, so ist er auch da, und für alle ist er ebenso da wie für mich," sagen sie gewöhnlich. Schön; wenn du aber zwei Finger zusammendrehst und eine kleine Kugel rollst, fühlst du unweigerlich zwei. Genau so sind es jedes weitere Mal, wenn ich so die Kugel nehme, zwei; dabei *sind* es aber nicht zwei. Genau so ist der Tisch nur für die zusammengedrehten Finger meiner Sinne — ein Tisch; es kann aber auch ein halber Tisch, $^1/_{1000}$ Tisch, sogar gar nicht ein Teil eines Tisches, sondern etwas ganz andres sein.

Ich schaue hin und passe die erblickten Linien einer Form an, die in meiner Vorstellung lebt. Ich sehe etwas Weißes am Horizont und gebe diesem Weißen unwillkürlich die Form einer Kirche. Erhält nicht ebenso alles, was wir in dieser Welt sehen, die Form, welche schon in unsrer Vorstellung (Bewußtsein) lebt, und welche aus einem früheren Leben (Idee) übernommen ist?

Unter den Füßen ist die gefrorene, feste Erde, ringsum ungeheure Bäume, über dem Haupte ein trüber Himmel; ich fühle meinen Körper, habe Kopfschmerzen, bin von Gedanken eingenommen — aber dabei weiß ich, fühle ich mit meinem ganzen Wesen, daß sowohl die hartgefrorene Erde wie die Bäume und der Himmel und mein Körper und meine Gedanken — daß alles das nur ein Produkt meiner fünf Sinne, meine Vorstellung, die von mir konstruierte Welt darstellt, weil meine Absonderung von der Welt nun einmal derart ist, wie sie ist. Und was liegt daran, daß ich sterbe! Wird doch alles das nicht verschwinden, sondern es ändert nur seine Art, wie es bei Verwandlungen im Theater geschieht: aus Sträuchern, Steinen werden Schlösser, Türme ꝛc. Der Tod ist nichts andres als eine derartige Verwandlung, die von einer andren Absonderung von der Welt (Weltpartikel), einer andren Persönlichkeit abhängt: bald bin ich — ich, halte meinen Körper mit seinen Sinnen für mein, aber bald sondert sich etwas ganz andres (was?) in mir ab. Und

dann wird die ganze Welt anders. Die Welt ist so, wie sie ist, und nicht anders, nur weil ich mich, so, wie ich bin, und nicht anders ansehe. Teile der Welt können in unzähliger Menge existieren.

Seele und Geist.

Seele nennen wir das Göttliche, Geistige in uns, das durch unsern Körper in uns begrenzt wird. Nur der Körper begrenzt dieses Göttliche, Geistige. Und eben diese Begrenzung gibt ihm die Form, wie ein Gefäß einer in ihm enthaltenen Flüssigkeit oder einem Gase Form gibt. Und wir kennen nur diese Form. Zerschlagt das Gefäß, so hört das in ihm Eingeschlossene auf, die Form zu haben, welche es hat, fließt über und zerstreut sich; vereinigt es sich mit andern Gegenständen? erhält es eine neue Form? — wir wissen das nicht, aber wir wissen sicher, daß es die Form, die es in seinem begrenzten Zustande hatte, verliert, weil das, was die Grenze bildete, zerstört worden ist. So ist es auch mit der Seele. Die Seele hört nach dem Tode auf, eine Seele zu sein, und wird, während der Geist, das göttliche Wesen bleibt, etwas andres, etwas, über das wir nicht urteilen können.

Es scheint vielen, daß, wenn man vom Leben die Persönlichkeit und die Liebe zu ihr ausschließt, dann nichts übrigbleibt. Sie meinen, daß ohne Persönlichkeit kein Leben sei. Aber das scheint nur Leuten so, die die Selbstverleugnung nicht erprobt haben. Laß im Leben die Persönlichkeit fort, verleugne sie, und es bleibt, was das Wesen des Lebens ausmacht, — die Liebe.

Bedeutung des Todes.

Der Tod ist eine Veränderung des Bewußtseins, eine Veränderung dessen, daß ich mich selbst erkennen kann. Und deswegen ist die Todesfurcht ein schrecklicher Aberglaube. Der Tod ist ein freudiges Ereignis, das am Ende jedes Lebens eintritt. Deswegen sind den Menschen auch Leiden gesandt, um sie vom Tode abzuhalten. Sonst würden alle, die Leben und Tod begreifen, zum Tode streben.

Jetzt kann man aber zum Tode nicht anders gelangen als durch Leiden.

Der Tod ist eine Zerstörung der Organe, mittels deren ich die Welt wahrnehme, wie sie sich in diesem Leben darstellt: die Zerstörung des Glases, durch das ich bis dahin blickte, und sein Ersatz durch ein andres.

Der Tod ist der Übergang von einem Bewußtsein zum andern, von einer Vorstellung zur andern. Von einer Bühne mit Dekorationen geht man gleichsam zu einer andern. Im Augenblick des Überganges wird klar, daß das, was wir für Wirklichkeit halten, nur Vorstellung ist, da wir von einer Vorstellung zur andern übergehen. Während dieses Überganges ist

die ureigene Wirklichkeit selbst sichtbar oder wird wenigstens empfunden. Dadurch ist der Augenblick des Todes wichtig und wertvoll.

Gedanken über Gott.

Ich sah früher die Erscheinungen des Lebens, ohne darüber nachzudenken, woher diese Erscheinungen kämen, und warum ich sie sähe.

Und dann begriff ich, daß alles, was ich sehe, aus dem Licht hervorgeht, welches der Verstand ist. Und ich freute mich derart, alles auf das Eine zurückgeführt zu haben, daß ich durch die Anerkennung eines Verstandes als Grundes aller Dinge vollständig zufriedengestellt war.

Aber dann sah ich, daß der Verstand ein Licht ist, das durch ein mattes Glas zu mir dringt. Das Licht sehe ich, aber was das Licht spendet, weiß ich nicht; doch weiß ich, daß es existiert.

Dieses Etwas, die Quelle des Lichtes, das mich erleuchtet, das ich nicht kenne, dessen Existenz mir aber bekannt ist, ist Gott.

Mit mir ist folgendes geschehen: Ich begann abstrakter über die Fragen des Lebens nachzudenken: worin es besteht, wohin es zielt, was Liebe ist, — und entfernte mich mehr und mehr nicht nur vom Begriff des alttestamentlichen Gott-Schöpfers, sondern auch vom Begriff des Vaters, des gütigen Versehers, des Ursprungs alles Lebens und auch des meinigen; und der Teufel fing mich: mir kam der Gedanke, daß man — was für die Übereinstimmung mit den Chinesen, Konfuzianern und Buddhisten sowie unsern Atheisten, Agnostikern besonders wichtig ist — diesen Begriff ganz umgehen könne. Ich glaubte, daß man sich mit dem Begriff und der Anerkennung des Gottes begnügen könne, der in mir ist, ohne den Gott-an-sich anzuerkennen, der ein Teilchen seiner Selbst mir eingepflanzt hat. Und — wunderbar — mir wurde plötzlich traurig, verzagt, schrecklich zumute. Ich wußte nicht, woher das rührte, und fühlte, daß ich plötzlich geistig verfiel und jede Freude und geistige Energie einbüßte.

Und da erst erriet ich, daß es daher rührte, daß ich von Gott abgewichen war. Und ich begann darüber nachzudenken — es klingt sonderbar —, begann nachzusinnen: gibt es einen Gott, oder gibt es keinen? und fand ihn gleichsam wieder und wurde so fröhlich und empfand solch feste Zuversicht auf Ihn und darauf, daß ich mit Ihm verkehren kann und muß, und daß Er mich hört, und solche Fröhlichkeit stellte sich ein, daß ich all die letzten Tage das Gefühl habe, etwas sehr Gutes erlebt zu haben, und ich frage mich: woher ist mir so fröhlich? Ja, Gott, es gibt einen Gott, und mich beunruhigt nichts, und ich fürchte nichts, sondern kann mich nur freuen.

Ich bin besorgt, daß dieses Gefühl wieder vergeht, sich abstumpft; gegenwärtig bin ich aber sehr froh. Genau so, wie mir war, als ich das teuerste Wesen, das ich besaß, verlieren sollte und sogar glaubte, daß ich es bereits verloren hätte — es dann aber nicht verlor, sondern nur seinen unschätzbaren

Wert erfuhr. Ich hoffe, daß, selbst wenn dieses vergeht, wenn das entzückendste aller Gefühle aufhört, dennoch ein neu Erworbenes übrig bleibt.

Vielleicht ist es das, was einige den lebendigen Gott nennen; wenn es tatsächlich das ist, bin ich ihnen gegenüber sehr schuldig, weil ich ihnen nicht zugestimmt, sondern sie befehdet habe.

Die Hauptsache bei diesem Gefühl ist das Bewußtsein völliger Sicherheit, das Bewußtsein, daß Er ist, daß Er gütig ist, mich kennt, und daß ich ganz von Ihm umgeben bin, von Ihm komme, zu Ihm gehe, ein Teil von Ihm bin, Sein Kind bin; alles, was schlimm scheint, scheint mir deswegen so, weil ich mir und nicht Ihm glaube. Aus dem Leben, in dem es so leicht ist, Seinen Willen zu tun, weil dieser Wille zugleich der meinige ist — aus dem kann ich niemals fallen, es sei denn in Ihn; in Ihm aber ist ganze Freude und Heil.

Alles, was ich hier schreibe, drückt das nicht aus, was ich fühle. Tut mir physisch oder moralisch etwas weh — stirbt mein Sohn, geht zugrunde, was ich liebe — — ich selbst kann schon nichts mehr tun, Leiden warten meiner — — da plötzlich fällt mir ein: aber Gott! . . . und alles wird wieder gut und heiter und klar.

Das Gebet wendet sich an einen persönlichen Gott, nicht, weil Gott persönlich ist (ich weiß sogar bestimmt, daß Er nicht persönlich ist, weil die Persönlichkeit beschränkt ist, Gott aber unbeschränkt ist), sondern weil ich ein persönliches Wesen bin.

Ich habe ein grünes Glas vor dem Auge und sehe alles grün; ich kann gar nicht anders als die Welt grün sehen, obgleich ich weiß, daß sie nicht so ist.

Ich habe viel über Gott nachgedacht und über das Wesen meines Lebens und habe am einen wie am andern wohl nur gezweifelt und meine Argumente geprüft; dann wünschte ich kürzlich, mich einfach auf den Glauben an Gott und an die Unzerstörbarkeit meiner Seele zu verlassen, und zu meinem Erstaunen empfand ich eine so feste, ruhige Zuversicht, wie ich sie vorher nie empfunden hatte. So daß alle Zweifel und Untersuchungen augenscheinlich den Glauben nicht nur nicht schwächten, sondern in ungeheurem Maße verstärkten.

Es gibt nicht einen gläubigen Menschen, bei dem sich nicht Augenblicke des Zweifels einstellten, des Zweifels am Dasein Gottes! Und diese Zweifel sind nicht schädlich; im Gegenteil: sie führen zum tiefsten Verständnis Gottes.

Der Gott, den man kennt, wird einem gewohnt, und man glaubt schließlich nicht mehr an Ihn. Man glaubt fest an Gott nur dann, wenn Er sich einem von neuem offenbart. Er offenbart sich uns aber von einer neuen Seite, wenn wir Ihn mit ganzer Seele suchen.

Der Begriff „Gott" wird in einem religiösen Menschen beständig zerstört und durch einen neuen, höheren Begriff ersetzt.

Ihr sagt, ich erkenne Gott nicht an. Das ist — nicht richtig, ist — ein Mißverständnis. Ich erkenne nichts an als nur Gott. Alles, was ich weiß, weiß ich deswegen, weil Gott ist und ich Ihn kenne. Nur darauf kann man bauen, sowohl im Verkehr mit den Menschen wie auch im Verhalten gegen sich und gegenüber dem außerirdischen und außerzeitlichen Leben. Ich finde das nicht nur nicht mystisch, sondern finde, daß die entgegengesetzte Ansicht Mystizismus ist, und daß jenes — die einzige ganz verständliche und allen zugängliche Realität bildet. Ich habe Ihnen, glaube ich, meine Definition Gottes geschrieben und Ihnen die Antwort mitgeteilt, welche ich auf die Frage: was ist Gott? jetzt geben würde. Gott — ist alles, ist — das unendliche All, als dessen Teilchen ich mich erkenne. Und deswegen endet in mir alles mit Gott, und ich fühle Ihn in allem. Und das ist durchaus keine Phrase, sondern ist, wodurch ich lebe. Jeder Versuch einer Vorstellung der Tatsache, daß ich Ihn kenne, entfernt mich von Ihm und hindert meine Annäherung an Ihn.

Gott ist für mich das, wonach ich strebe, im Streben, wonach mein Leben besteht, und was deswegen für mich auch vorhanden ist; Er ist aber bestimmt derart, daß ich Ihn nicht begreifen, nicht nennen kann. Wenn ich Ihn begriffe, wäre ich zu Ihm gelangt, und es wäre kein Platz mehr für ein Streben, und kein Leben wäre mehr.

Aber ich kann Ihn nicht begreifen und nennen, und — was als Widerspruch erscheint — kenne Ihn dabei doch, — kenne die Richtung zu Ihm; und von all meinen Kenntnissen ist diese sogar die zuverlässigste.

Ich kenne Ihn nicht, aber dabei ist mir immer schrecklich, wenn ich ohne Ihn bin, und nur dann ist mir nicht schrecklich, wenn ich mit Ihm bin.

Noch sonderbarer ist, daß Ihn mehr und besser kennen, als ich Ihn jetzt kenne, für mich in meinem jetzigen Leben kein Bedürfnis ist. Mich Ihm nähern kann ich und wünsche es auch, und darauf beruht mein Leben; aber die Annäherung an Ihn vermehrt nicht, kann nicht vermehren meine Kenntnis von Ihm.

Noch sonderbarer ist, daß ich wirklich lieben, d. h. mehr als mich und alles lieben, nur Ihn allein kann; nur bei dieser Liebe ist kein Hemmnis, keine Abnahme (im Gegenteil: alles ist Vermehrung), durchaus keine Sinnlichkeit, keine Schliche, keine Unterwürfigkeit, keine Furcht, keine Selbstzufriedenheit. Alles, was gut ist, liebst du nur durch diese Liebe, bis du schließlich suchst, was du liebst und folglich nur durch Ihn und in Ihm lebst.

Das ist das, was ich denke, besser — fühle. Hinzufügen muß ich nur, daß das Fürwort „Er" für mich Gott schon etwas beschränkt. „Er" vermindert Ihn gleichsam.

Man kennt ihn nicht mittels der Vernunft, sogar nicht durch das Herz, sondern durch das Gefühl vollständiger Abhängigkeit von Ihm in der Art des

Gefühls, welches ein Brustkind auf dem Arm der Mutter empfindet. Es weiß nicht, wer es hält, wer es nährt, wer es wärmt; aber es weiß, daß das jemand tut, und nicht genug, daß es das weiß, — es liebt ihn.

Ja, Gott ist die Liebe. Und liebe, liebe Den, der dir wehe getan, den du verurteilt, nicht geliebt hast, und alles, was dir Seine Liebe verbarg, wird verschwinden, und du siehst, wie durch klares Wasser auf den Grund, das göttliche Wesen seiner Liebe und brauchst Ihm nicht mehr zu verzeihen und kannst Ihm nicht mehr verzeihen, sondern mußt nur dir verzeihen, daß du Gott nicht in dem geliebt, worin Er war, und infolge deiner Feindschaft Ihn nicht gesehen hast.

Was bin ich mitten in dieser Welt? An wen soll ich mich wenden? Bei wem soll ich Antwort suchen?

Bei den Menschen? Sie wissen nichts, lachen, wollen nichts wissen, sagen: „Das sind Bagatellen. Denk nicht dran. Hier ist die Welt mit ihren Wonnen — lebe!"

Aber sie betrügen mich nicht. Ich weiß, daß sie an das, was sie sagen, nicht glauben. Sie quälen sich ebenso wie ich, und haben Furcht vor dem Tode, vor sich selbst und vor Dir, Herr, den sie nicht nennen wollen.

Und auch ich habe Dich lange nicht genannt und habe lange gehandelt wie sie. Ich kenne diesen Betrug und weiß, wie er das Herz bedrückt, und wie schrecklich das Feuer der Verzweiflung in dem Herzen brennt, das Dich nicht nennt. Wie viel man auch löscht, es verbrennt einem das Innere, wie es mich verbrannte.

Aber, Herr, ich nannte Dich, und meine Leiden hatten ein Ende. Meine Verzweiflung war vorüber.

Ich verwünsche meine Schwäche, ich suche den Weg zu Dir, aber ich verzweifle nicht: ich fühle Deine Nähe, fühle Hilfe, wenn ich Deine Wege wandle, und Verzeihung, wenn ich von ihnen abweiche.

Deine Wege sind klar und einfach. Dein Joch ist sanft, und Deine Last ist leicht; aber ich bin lange außerhalb Deiner Wege umhergeirrt, habe lange in der Garstigkeit meiner Jugend hochmütig jede Last abgeworfen, mich aus jedem Joch ausgespannt und mich des Gehens auf Deinen Wegen entwöhnt. Und mir waren schwer Dein Joch und Deine Last, obgleich ich weiß, daß sie sanft und leicht sind. Herrgott, vergib die Irrungen meiner Jugend und hilf mir, Dein Joch ebenso freudig tragen, wie ich es freudig auf mich nehme!

In diesem Augenblick, als ich nach einer Beschäftigung allein blieb, fragte ich mich, was ich beginnen solle, und hatte keinen persönlichen Wunsch (außer leiblichen Bedürfnissen, die sich einstellen, wenn ich essen, trinken will), — da empfand ich so deutlich die Freude der Erkenntnis des Willens Gottes, daß ich nichts bedurfte und nichts wollte als das, was Er will.

Dieses Gefühl entstand infolge der Frage, die ich mir selbst stellte, als ich allein war: Wer bin ich? warum bin ich? Und ganz deutlich kam von

selbst die Antwort: Wer und was ich auch immer sein mag — ich bin von jemandem gesandt, etwas zu tun. Also will ich das tun! Und so fröhlich und gut fühlte ich mein Verschmelzen mit dem Willen Gottes.

Das war meine zweite lebhafte Empfindung Gottes. Dann fühlte ich direkt die Liebe zu Gott. Jetzt kann ich mich nicht erinnern, wie das war; ich weiß nur, daß es ein freudiges Gefühl war.

O, welches Glück ist doch die Einsamkeit! Heute fühlst du Gott so gut.

Der strengste und konsequenteste Agnostiker, mag er wollen oder nicht wollen, erkennt Gott an. Er kann nicht anders als anerkennen, daß erstens in dem Dasein seiner selbst und dem der ganzen Welt ein ihm unbegreiflicher Sinn liegt, und zweitens, daß ein Gesetz seines Lebens existiert, — ein Gesetz, dem er sich unterordnen oder von dem er abweichen kann. Gerade dieses Anerkennen eines höheren, dem Menschen unbegreiflichen, aber unstreitig existierenden höheren Sinnes des Lebens und eines Lebensgesetzes ist Gott und Sein Wille.

Glauben heißt gleichsam bis auf den Grund gehen, bis auf das Fundament, und auf ihm das Haus bauen.

Bedeutung des geistigen Lebens.

Das geistige Leben bedeutet, daß man den Zusammenhang von Ursache und Folge in der geistigen Welt sieht und sich von diesem Zusammenhang im Leben leiten läßt. Die Materialisten sehen diesen Zusammenhang nicht und nehmen ihn deswegen nicht als Richtschnur ihrer Handlungen, sondern sie nehmen als Richtschnur ihrer Handlungen den physischen Zusammenhang, denselben, der so kompliziert ist, daß wir ihn niemals völlig erkennen, weil jede Folge wieder die Folge einer Folge ist. Die Grundursache von allem ist stets eine geistige.

Die Erblindung Erwachsener.

Von

H. Schmidt-Rimpler,

Professor in Halle a. S.[1]).

Blindsein! — Ein schrecklicher Gedanke, und wie viele müssen sich mit ihm vertraut machen! Leichter schon wird das Fehlen des Sehvermögens ertragen von denen, die blind geboren oder im jugendlichen Alter erblindet sind: sie haben von ihrem Sinnesdefekt keine klare Vorstellung, erkennen ihn überhaupt nur, weil sie sich mit Sehenden vergleichen und unter Einrichtungen leben, die für Sehende gemacht sind. Anders mit den Späterblindeten, die erzogen sind im Licht!

Es ist wohl der Mühe wert, sich einmal mit den Ursachen ihrer Erblindung, mit der Einwirkung derselben auf Gemüt und Geist und mit der Fürsorge für sie zu beschäftigen.

Aus einer Statistik von Magnus über 646 Erblindete ergibt sich, daß im ersten bis fünften Lebensjahre 3,57 auf 10000 Menschen erblinden; dann sinkt die Zahl unter 1 auf 10000, steigt vom zwanzigsten bis fünfzigsten Lebensjahr über 1 und vom fünfzigsten Lebensjahr über 2 auf 10000. Wenn demnach die überwiegende Mehrzahl im jugendlichsten Alter ihr Sehvermögen verliert, so ist doch auch besonders im höheren Alter, schon im fünfzigsten Jahre beginnend, die Zahl der Erblindeten eine recht beträchtliche.

Für die erste Lebensperiode spielt die Blennorrhoe (eitriger Schleimhautkatarrh) der Neugeborenen eine Hauptrolle als Ursache der Blindheit. Auch neueste Untersuchungen haben das wieder erwiesen, trotzdem man durch die prophylaktische Einträufelung von 2%iger Höllensteinlösung (Credésches Verfahren), in das Auge des eben geborenen Kindes, wie die Ergebnisse in den öffentlichen Gebäranstalten zeigen, mit allergrößter Wahrscheinlichkeit den Ausbruch dieser Krankheit zu verhindern imstande ist. Allerdings sind die

[1]) Nach einem auf dem Blindenlehrer-Kongreß zu Halle a. S. am 2. August 1904 gehaltenen Vortrage.

Erfolge außerhalb der Kliniken nicht so befriedigend; hier ist kaum eine bemerkenswerte Abnahme der Krankheit zu konstatieren. Aber trotz dieser Sachlage kann ich mich nicht mit dem Vorschlage, wie er von einigen Seiten neuerdings gemacht wurde, einverstanden erklären, zwangsweise von Staats wegen anzuordnen, jedem Neugeborenen Höllensteinlösung ins Auge zu träufeln. Da man dies Verfahren nicht als ein stets und absolut unschädliches hinstellen kann, so würden sich doch gar viele Eltern, die geschlechtlich gesund sind und wissen, daß ihren Kindern bei der Geburt keine gefährlichen infektiösen Keime zugeführt werden, mit vollem Recht dagegen sträuben. Es liegen die Dinge hier eben ganz anders als bei der zwangsweisen Pockenimpfung. —

Die Erblindung Erwachsener durch Infektion kommt der eben erwähnten gegenüber außerordentlich selten vor, wenngleich mir auch genug traurige Fälle im Leben begegnet sind, — besonders traurig, wenn die Kranken unschuldig an ihrem Augenleiden sind. Ich erinnere mich noch mit innigem Bedauern an ein blühendes junges Mädchen, die an beiden Augen erblindete, angesteckt durch ein Handtuch, das vor ihr der an Gonorrhoe erkrankte Bruder benutzt hatte. Die äußerste Vorsicht ist für derartig Kranke sowie für ihre Umgebung erforderlich, da im allgemeinen der Augeneiterfluß bei Erwachsenen viel schwerer verläuft als bei Neugeborenen, wo er im Durchschnitt bei entsprechender Behandlung wenig gefährlich ist. Auch die sonstigen Geschlechtskrankheiten bilden ein sehr kleines Kontingent der Erblindungen bei Erwachsenen, so die in solchen Fällen vorkommenden Regenbogenhaut-, Gefäßhaut- und Netzhautentzündungen; schwerer wiegen die Sehnervenaffektionen, welche erst in den letzten, in der Regel mit Gehirn- und Rückenmarksleiden verknüpften Stadien sich einstellten.

Die Hauptmasse der Erblindungen ist im späten Lebensalter durch Verletzungen bedingt, wie sie teils als Folgen des Gewerbebetriebes, teils als solche der Unvorsichtigkeit, seltener einer böswilligen Absicht uns entgegentreten. Aber auch das Kindesalter leidet schon darunter. Besonders die in manchen Gegenden herrschende Gepflogenheit, daß sich die Kinder mit kleinen Steinen werfen, hat manches Auge zugrunde gerichtet und, wenn eine sympathische Affektion des andern hinzutrat, selbst volle Erblindung herbeigeführt; ich meine, daß hier die Lehrer und Eltern noch viel mehr, als es geschieht, ihre warnende Stimme erheben sollten. Gleiches gilt betreffs des Mißbrauchs der Schießwaffen, sei es, daß es sich um Bolzen und Pfeile, sei es, daß es sich um Schrot und Kugeln handelt. Vor kurzem hatte ich zur selbigen Zeit in der Klinik zwei junge Mädchen, die durch unvorsichtigen Gebrauch von Teschins blindgeschossen waren; das eine, 16 Jahre alt, wurde in der bekannten, unverantwortlichen Weise verletzt, daß jemand auf sie anlegte und das anscheinend ungeladene Gewehr abdrückte. Das andre, etwas ältere wurde am Fenster stehend von verirrten Schrotkörnern getroffen, als ein Knabe in die Bäume nach Vögeln schoß. Die Größe und die Zahl der Schrotkörner, die in die Augen dringen, schließen in der Regel eine Heilung aus. Auch die Personen, welche in den Schießbuden, wo Luftbüchsen verwendet werden, sich aufhalten, sind öfterer Augenverletzung ausgesetzt. Letzthin habe ich einen

ganzen Bolzen mit eisernem Stift und Wollbüschel mit dem Magneten aus einem Auge gezogen; äußerlich hatte man nur die Wunde, nichts von dem Fremdkörper gesehen. — Anschließend möchte ich gleich die Fälle, die ich auch in ziemlicher Anzahl beobachtete, erwähnen, wo Personen, die sich das Leben durch Erschießen nehmen wollten, den Revolver zu horizontal an die Schläfe setzten und sich ein oder gar beide Augen blindschossen; hier ist in der Regel der Augapfel nicht selbst getroffen, sondern der Sehnerv. Es handelt sich meist um jugendliche Personen männlichen Geschlechts, die Mißerfolge im Examen oder Störungen in ihren Liebesverhältnissen zu ernst auffaßten und deshalb Selbstmord versuchten; bei einem weiblichen Wesen habe ich selbst nie eine Erblindung durch eine fehlgegangene Revolverkugel gesehen.

Recht zahlreich sind weiter die Erblindungen, wie sie bei den Sprengungen in Bergwerken durch Dynamit oder Pulver vorkommen, indem der Schuß unerwartet losgeht. Kleine Stücke des Gesteins, Pulvers oder sonstigen Sprengmaterials dringen in die Augen und in die Gesichtshaut: in einem Moment ist der Verletzte aus einem gesunden, sehenden Mann plötzlich ein Blinder geworden! Zum Glück gelingt es noch hier und da, trotz des Eindringens kleiner Fremdkörper in das Augeninnere durch spätere Operation (Entfernung des sich bildenden Stares, Anlegung einer künstlichen Pupille) ein mäßiges Sehvermögen zu retten. Ähnlicher plötzlicher Verlust des Sehvermögens tritt auch ein durch Hineinspritzen großer Mengen von glühendem Eisen in die Augen, wobei es dann noch meist zu einer vollen Verwachsung der Lider an den Augapfel kommt. In gleicher Weise kann Kalk, teils gelöschter, teils mit Sand gemischter, Verätzungen herbeiführen, die die Hornhaut in ein undurchsichtiges Narbengewebe verwandeln. Hier spielt Unvorsichtigkeit nicht selten eine große Rolle; besonders die Maurer und Anstreicher, welche die Decken putzen, verfahren oft unverzeihlich leichtsinnig, wenn sie den Kalkbrei gegen die Decken werfen, von denen er dann zum Teil zurückspritzend ihnen in die emporblickenden Augen fällt, die sie nicht einmal durch eine Schutzbrille gedeckt haben. Aber auch manches Kinderauge geht verloren durch Werfen mit kleinen Kalkstücken oder durch das beliebte Spiel, ungelöschten Kalk in eine Flasche zu bringen und dann Wasser darauf zu gießen, — hierbei kann außerdem noch bei der folgenden Explosion Glas in das Auge dringen.

Verletzungen, die durch Tiere bei den landwirtschaftlichen Betrieben verursacht werden, bewirken in der Regel nur den Verlust *eines* Auges und führen demnach, falls eben das andre Auge sehkräftig ist, keine volle Erblindung herbei; eine ziemliche Anzahl derartiger Traumen wird beim Melken oder Füttern der Kühe durch Stoß mit dem Horn gegen das Auge des Knechts oder der Magd bewirkt, wobei meist die Lederhaut (Sclera) platzt. Ein Zerschlagen beider Augen mit gleichzeitigem Nasenbeinbruch habe ich einmal bei einem Pferdeknecht gesehen: derselbe wollte das Bein des Pferdes aus den Strängen befreien, als es nach hinten ausschlug und ihm, mit dem Hufeisen quer durchs Gesicht fahrend, beide Augäpfel zertrümmerte.

Eine große Anzahl von Augen geht auch bei Schlossern, Maschinenarbeitern und Steinhauern verloren durch Eindringen von Eisen- oder Stein-

stücken in das Augeninnere. Wir können jetzt durch die Anwendung großer Magnete (sogen. Riesenmagnete), die das Eisen herausziehen, manches Auge retten. Zum Glück kommt in dieser Weise eine gleichzeitige doppelseitige Verletzung kaum vor! — Aber auch andre, anscheinend leichtere Verwundungen führen schließlich nicht selten zu voller Erblindung. Es handelt sich besonders häufig um Land- und Erntearbeiter, die bereits an einer Tränensackeiterung leiden. Das infektiöse Sekret derselben, in den Bindehautsack des Auges eindringend, kann die leichtesten, oberflächlichen Verletzungen der Hornhaut, wie sie durch Gegenspringen kleinster Steinstückchen oder Gegenstreifen von Ähren oder Getreidehalmen entstehen, in schwere, fortschreitende Geschwüre umwandeln, die mit großen, weißen Narben und Erblindung enden. Nicht selten geht bei einzelnen dieser Arbeiter erst das eine und nach Jahren das andre Auge zugrunde. Es ist in solchen Fällen dringend anzuraten, falls die Tränensackeiterung nicht zu heilen ist, den ganzen Tränensack zur Abwendung der zukünftigen Gefahr herauszunehmen.

Von eigentlichen Augenerkrankungen, die das Sehvermögen vollkommen erlöschen machen, spielen im höheren Lebensalter — neben den Affektionen der Regenbogenhaut und der Gefäßhaut — die Netzhautablösung, das Glaukom (grüner Star) und der Sehnervenschwund (Athrophia nervi optici) eine Hauptrolle. Zwischen dem fünfundvierzigsten und sechzigsten Lebensjahre haben nach den Untersuchungen von Magnus an Netzhautablösung 13,6 %, Glaukom 27,3 % und Sehnervenschwund 23,6 % der Blinden ihr Augenlicht verloren. Das Trachom (ägyptische Augenkrankheit) führt bei uns selten zu voller Erblindung (1,8 %); hingegen gehört es zu den Krankheiten, welche durch Schwächung der Sehschärfe, langsame Heilung und Neigung zu Rückfällen auf die Arbeitsfähigkeit wohl am meisten hemmend einwirken. Man vermißt hier vielleicht die Anführung des im Alter so häufigen grauen Stars (Cataracta); aber unsre Technik und Aseptik ist so vorgeschritten, daß in zirka 95 % die durch ihn veranlaßte Erblindung gehoben und ein gutes oder wenigstens genügendes Sehvermögen auf operativem Wege wieder gewonnen wird. Anders verhält es sich leider mit den oben angeführten Augenaffektionen, deren großer Prozentsatz unter den Erblindungsursachen schon anzeigt, wie machtlos hier oft die ärztliche Kunst ist.

Die Netzhautablösungen sind nicht selten Folge von Verletzungen; aber sie können auch ohne diese eintreten, besonders bei höhergradig Kurzsichtigen. Zum Glück bleiben sie bei diesen in der Mehrzahl der Fälle einseitig. Es ist auch in Laienkreisen bekannt, daß vor etwa einem Jahrzehnt eine von Fukala in Wien wieder der Vergessenheit entrissene und mit Geschick und Erfolg weiter ausgebildete Operationsmethode, die in der Herausnahme der durchsichtigen Kristalllinse aus dem Auge besteht, hochgradig kurzsichtigen Augen die Fähigkeit zu geben vermag, in normaler oder fast normaler Weise in die Ferne zu sehen. Leider hat sich die ursprünglich an dies Verfahren geknüpfte Hoffnung, gleichzeitig den sich im Innern des hochgradig kurzsichtigen Auges abspielenden krankhaften Prozessen ein Halt zu gebieten, nicht erfüllt. Auch nach ihrer Ausführung kann es zu Netzhautablösungen oder sonstigen deletären Vorgängen

kommen: ja, nachdem langwährende Beobachtungen vorliegen, will es mir sogar scheinen, daß *nach* der Operation, — der Beweis, daß es sich um eine Folge derselben handelt, ist schwer erbringlich — Erblindungen durch Netzhautablösungen sogar noch häufiger, öfter erst nach Jahren, eintreten, als wir sie sonst bei hochgradig Kurzsichtigen zu sehen gewohnt sind. Daraus ziehe ich die Lehre, nur in Fällen, wo in keiner andern Weise den hochgradig Kurzsichtigen ein für ihre Tätigkeit genügendes Sehen geschaffen werden kann, zu operieren, und zwar nie beide Augen zugleich oder in kurzen Zwischenräumen nacheinander. Ich persönlich sehe jetzt von der Operation des zweiten Auges überhaupt ganz ab. Es gibt aber immerhin Kurzsichtige, denen die Operation einen überaus großen Dienst leistet, der meist mit den dankbarsten Worten gerühmt wird: ein neues Leben und eine neue Welt ist ihnen aufgegangen! In diesen seltenen Fällen wird man, zumal wenn es sich nur um *ein* Auge handelt, im Hinblick auf den Gewinn ein gewisses Risiko mit in den Kauf nehmen können. — Das Glaukom (grüner Star) ist in seinen entzündlichen Formen durch operative Eingriffe meist heilbar; jedenfalls kann sein Ablauf verlangsamt werden. Leider kommen uns immer noch Fälle zu Gesicht, wo der Arzt zu spät aufgesucht wurde; die Schmerzen werden auf Neuralgien, die Abnahme des Sehens auf das Alter geschoben. Aber das ohne entzündliche Erscheinungen und schleichend verlaufende einfache Glaukom (Glaucoma simplex) ist der Operation weniger zugängig; bisweilen jedoch kann man auch hier, besonders wenn die Affektion frühzeitig erkannt und behandelt wird, einen Stillstand und die Erhaltung des Sehvermögens auf lange Jahre beobachten.

Noch geringer sind die Aussichten beim progressiven Sehnervenschwund, zumal wenn er in Verbindung mit Rückenmarksdarre (Tabes) auftritt. Aber dennoch kommen gelegentlich auffallende Besserung und Stillstände vor, vor allem dort, wo die Erscheinungen des Sehnervenschwundes chronischen entzündlichen Affektionen des Nerven folgen oder nur einzelne Stränge desselben befallen sind. Daß aber die Mehrzahl der Erkrankten schließlich erblindet, zeigt uns der oben angegebene Prozentsatz.

Es ist schon oben bemerkt, daß die Einwirkung, den die *Erblindung auf den Geist und das Gemüt des Erwachsenen* hat, eine ganz andre ist als bei einem Kinde; noch anders werden sich die verhalten, die blind geboren sind oder so früh erblindeten, daß die Gesichtseindrücke noch nicht zu voller richtiger Verwertung kamen. Selbst diejenigen, welche zwischen dem zweiten und sechsten Lebensjahre ihr Augenlicht verloren, haben später meist nur noch unklare und sparsame Erinnerungen an ihre früheren Gesichtseindrücke. Ich habe beispielsweise einen dreieinhalb Jahre alten blinden Knaben an doppelseitigem Star operiert, bei dem von den Eltern erst ein Jahr zuvor auffälligere Erscheinungen der Sehschwäche bemerkt waren: bis dahin hatte er gut gesehen und alle Gegenstände des täglichen Gebrauches (Teller, Schüssel, Messer, Gabel usw.) gekannt und benannt, ebenso die ländlichen Haustiere. Nach der gelungenen Operation zeigte sich, daß der Junge alles vergessen hatte; er mußte erst wieder lernen, die Gegenstände, die er durch Tasten richtig erkannte, nun auch mit dem Gesichtssinne wiederzuerkennen.

Er brachte sie dabei möglichst nahe an das Auge, konnte sie jedoch nicht benennen; dann suchte er sich durch Betasten von ihrer Beschaffenheit zu überzeugen, und sie erst hierdurch erkennend nannte er mit sichtlichem Vergnügen den Namen. Während ihm anfänglich die Sehversuche Freude machten, waren sie ihm später, als er die Gegenstände allein mit den Augen unterscheiden lernen sollte, langweilig, und es erschien ihm bequemer, sich über ihr Wesen durch Betasten zu unterrichten. Hatte er eine Reihe von Gegenständen, die ihm vorgehalten, benannt, dann wandte er sich gern mit den Worten: „Nun habe ich alles gesagt," ab, zufrieden, sein Pensum hinter sich zu haben. Nur ein Objekt hat er sofort ohne Betasten wiedererkannt; als seine Großmutter mit ihm am Fenster stand, rief er, auf die Straße zeigend, plötzlich: „Da ist ein Schaf!" — Auch Schnabel hat über ein zwölfjähriges Mädchen berichtet, das, im sechsten Lebensjahre am Star erblindet, nach der gelungenen Operation keinen der ihm vorgelegten Gegenstände mit dem Auge wiedererkannte. Ähnlich liegt der Fall von Axenfeld: hier hatte ein im sechsten Jahr an Katarakt erblindetes Mädchen bereits eineinviertel Jahr später, als es erfolgreich operiert war, alle früheren Seheindrücke vergessen; ebenso wie die vorher erwähnten Kinder mußte es auch die Taration der Entfernung und die Orientierung im Raume erst wieder lernen. Allerdings gelang das bei den erwähnten Kindern schneller, als man es bei Blindgeborenen und später Operierten beobachtet hat. Wie wenig Erinnerungsbilder oft bleiben, zeigte mir endlich die Beantwortung einer Frage, die ich an ein erblindetes zwölfjähriges Mädchen richtete. Sie hatte ihr Augenlicht im dritten Lebensjahr verloren und wurde mir von Zeit zu Zeit vorgestellt in der Hoffnung, daß vielleicht durch eine Operation eine Besserung zu erreichen sei. Ich hatte inzwischen das Kind in einer Blindenanstalt unterbringen lassen, wo es mit den andern lernte und ganz zufrieden lebte. Doch immer trug sie sich mit der Hoffnung auf Wiedererlangung ihres Sehvermögens. Als ich sie schließlich an den Gedanken zu gewöhnen suchte, daß sie blind bleiben würde, hinzufügend, daß sie doch unter ihren Schicksalsgenossen ein ganz glückliches Dasein führe und auch wohl kaum noch Erinnerungen an ein früheres Sehen habe, sagte sie schluchzend: „Aber ich habe doch den Mond und die Sonne gesehen!"

Aus allen diesen Beobachtungen geht eben hervor, daß das Gedächtnis für Seheindrücke ein verhältnismäßig sehr kurzes ist. Und ich glaube, daß sich auch sonst dafür genug Beispiele finden. So beim Nachzeichnen von Objekten mit ihren einzelnen Details: man hat ein paar Striche gemacht, und sofort muß man wieder hinsehen, um weitere nach dem Original hinzufügen zu können. Dieser Gedächtnismangel des Gesichtssinnes ergibt sich weiter daraus, daß die größten Künstler und Maler bei ihren Arbeiten stets der Modelle und Vorlagen bedürfen! Wie oft sind wir, um ein Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben zu nehmen, im Zweifel, ob ein oftmals gesehener Bekannter von uns einen Schnurrbart trägt, ob er blaue oder braune Augen hat? — Wie anders haften dagegen die Gehörseindrücke: die eben im Theater oder Konzert gehörte Melodie wird sofort und leider von allzu vielen nachgesungen; der Gassenhauer verbreitet sich mit unglaublicher Schnelligkeit!

Man kann aus diesen Erwägungen folgern, daß die Empfindungen und die Entwicklung derer, die im jugendlichen Lebensalter das Augenlicht verloren, sich nicht zu sehr von denen der Blindgeborenen unterscheiden. Es ist nicht uninteressant, bei ihnen zu verfolgen, welchen Einfluß dieser Verlust des Gesichtssinnes auf ihr Empfinden und ihre Entwicklung haben muß. Von dem Bewußtsein eines Mangels oder Defektes würde absolut keine Rede sein, wenn sich die jung Erblindeten stets unter ihresgleichen befänden, wenn es sich um ein Volk von Blinden handelte. Wir, die wir mit fünf Sinnen ausgerüstet sind, vermögen uns auch vorzustellen, daß wir noch einen weiteren Sinn haben könnten, oder daß unsre Sinne erheblich schärfer sein könnten. Warum sollten wir nicht an Stelle der uns beschiedenen sogenannten normalen Sehschärfe 1 eine Sehschärfe haben, die hundertmal so groß wäre und uns ähnlich wie mit einem Mikroskop, aber in der entsprechenden Gesichtsfeldausdehnung die Dinge erkennen ließe, — oder daß wir auch die Wärme- und chemischen Strahlen des Sonnenspektrums sähen? Es ließe sich da noch Verschiedenes wünschen, aber da kein andres gleichartiges Wesen diese Vorzüge besitzt, so verzichten wir ohne Schmerz und Kummer darauf. Überhaupt erwachsen uns viele Sorgen und mancher Kummer nur aus der mißgünstigen Betrachtung dessen, was andre vor uns voraushaben! Nun in einem Volk von Blinden besitzt niemand ein Sehvermögen, mit dem man Vergleiche anstellen könnte: also fehlt auch das Bewußtsein irgendeines Defektes. Diderot hat in seinem Buche Lettres sur les aveugles à l'usage de ceux qui voient, das ihm unter Louis XV. ein Jahr Gefängnis zuzog, da sich Madame de Dupré und de Réaumur durch einige Stellen beleidigt fühlten, einige Fragen, die sich bezüglich der geistigen Entwicklung bei Änderung oder Fehlen unsrer Sinnesempfindung aufwerfen, einer geistvollen und originellen Betrachtung unterzogen. So meint er, es müsse die Moral der Blinden ganz anders sein als die unsrige: „Hört unser Mitleid nicht auf, wenn die Entfernung oder die Kleinheit der Objekte denselben Effekt bei uns hervorbringt wie das Unvermögen zu sehen bei den Blinden? Alle unsre Tugenden hängen davon ab, wie wir mit unsern Sinnen empfinden, und von dem Grade, in dem die äußeren Dinge uns erscheinen. So zweifle ich nicht, daß — abgesehen von der Angst vor Strafe — viele Leute weniger Furcht hätten, einen Menschen in einer Entfernung, wo sie ihn nur so groß wie eine Schwalbe sähen, zu töten, als einem Ochsen mit eigener Hand die Kehle abzuschneiden. Wenn wir Mitleid haben mit einem leidenden Pferde und anderseits ohne irgendwelche Skrupel eine Ameise zerquetschen, ist es nicht dasselbe Prinzip, das hier zur Geltung kommt? In der Tat: die Moral der Blinden ist verschieden von der unsrigen, die eines Tauben von der eines Blinden, und ein Wesen, welches noch einen Sinn mehr hätte, als wir, würde unsre Moral unvollkommen finden, — um nicht noch Schlimmeres zu sagen!"

All das gilt natürlich nur, wenn es sich um eine mit gleichartigen Sinnesempfindungen ausgestattete Gemeinschaft handelt. Immerhin folgt doch so viel daraus, daß die Blindgeborenen und frühzeitig Erblindeten, wenn sie nicht unter den Störungen litten, die ihnen entgegentreten, weil sie in einem Staate Sehender leben, in dem Verlust des Sehsinns an und für sich

keinen Defekt empfinden können. Anders verhält es sich mit solchen, die den Wert des Sehens kennen gelernt haben, mit den später Erblindeten! Auch die später Erblindeten fügen sich im allgemeinen — es gibt natürlich auch Ausnahmen — allmählich in ihr Schicksal. Ja, auffallenderweise treffen wir sogar hier und da Erblindete, die ärztliche Hilfe, mittelst deren sie sehend werden könnten, verschmähen. In der Regel gehören sie allerdings den ungebildeten Ständen an. So kam eine alte, blinde Bauersfrau mit beiderseitigem grauem Star in die Klinik, die nicht mehr die Hände vor den Augen sehen konnte; es wurde ihr die Staroperation angeraten, die ihr mit allergrößter Wahrscheinlichkeit ein gutes Sehvermögen wiedergegeben hätte. Sie wollte aber etwas „zum Schmieren" haben, und als man ihr das als unnütz verweigerte, erklärten sie und ihr sie begleitender Mann, sie wollten sich die Sache überlegen und erst ihren Schwiegersohn befragen. Damit zog die Blinde ab und — ward nicht mehr gesehen. Der Schwiegersohn hatte wahrscheinlich keine besondere Vorliebe für sehende Schwiegermütter! Derartiger Fälle ließen sich noch viele anführen. Besonders in höherem Alter stumpft sich das Verlangen nach Wiedergewinnung der Sehkraft selbst bei intelligenten Leuten ab. Ich halte es aber für richtig, daß selbst ein Achtzigjähriger, wenn er sonst gesund ist, sich der ungefährlichen Staroperation unterzieht, um für den Rest des Lebens sich noch des Augenlichtes zu erfreuen. Eine Reihe alter Leute ist mit Erfolg und zu ihrer großen Freude operiert worden. Daß die Erblindung in den meisten Fällen nicht so schwer empfunden wird und so erschütternd wirkt, wie man es sich vorstellt, liegt zum Teil in der Art, wie sie eintritt. Am schwersten getroffen müßten sich diejenigen fühlen, bei denen ganz plötzlich, etwa durch einen Unfall, das Sehvermögen verloren geht. Aber hier ist es die Hoffnung, daß es nicht so bleiben kann, daß es wieder besser werden muß, welche den Schicksalsschlag abschwächt. Der Mensch vermag eben nicht zu glauben, daß die plötzlich eintretende Erblindung eine dauernde sein würde. Ein treffendes Beispiel liefert das Verhalten bei den sogenannten Flimmer-Skotomen oder, wie sie auch benannt werden, der Amblyopia fugax. Bei den höheren Graden derselben fängt alles an zu flimmern, Lichtblitze durchzucken das verdunkelte Gesichtsfeld, die Gegenstände können nicht mehr wahrgenommen werden. Manche, die auf der Straße von dieser nervösen Affektion befallen werden, sind ganz hilflos wie Blinde. Aber nach fünf Minuten, bisweilen auch erst nach einer halben Stunde ist alles vorüber, und es wird wieder gut gesehen. Nie habe ich von einem derartig Kranken gehört, daß ihn die Furcht, dauernd blind zu bleiben, ergriffen habe; ja, es gibt genug, die, wenn der Anfall vorüber ist, es nicht einmal der Mühe wert halten, einen Arzt zu konsultieren. Das Plötzliche der Erblindung läßt den Gedanken an eine Dauer des Zustandes nicht aufkommen. Bleibt aber die Erblindung bestehen, so tritt eine Art von Gewöhnung ein; allmählich werden die Erwartungen herabgemindert; wenn nur noch so viel Sehen erübrigt, um allein den Weg zu finden, schließlich wenn man nur noch Tageslicht unterscheiden kann! Es ist oft rührend, zu hören, wie dabei die Wünsche und Hoffnungen immer bescheidener werden. Ebenso hilft bei chronischen Krankheitsprozessen die allmählich eintretende Verringerung des Sehvermögens,

sich dem Schicksale zu fügen und sich zu gewöhnen, mit immer weniger auszukommen. Und es ist auffallend, mit wie geringem Sehen noch Ausreichendes geleistet wird. Ich habe Gymnasiasten kennen gelernt, die mit 1/18, selbst 1/20 der normalen Sehschärfe noch ihre Arbeiten machten und ihr Schulpensum absolvierten; ja, ich weiß hochstehende Beamte, die trotz möglichster Korrektur ihrer Kurzsichtigkeit nur 1/10 Sehschärfe besitzen, und dennoch ihren Bureaus vorstehen und in voller und anerkannter Tätigkeit stehen. — Nimmt das Sehen immer weiter ab, so tritt eben die Erblindung ein, ohne daß ein krasser Unterschied zwischen dem Wenigen und dem Nichts hervortritt. Ganz anders würde es sich verhalten, wenn ein gut Sehender wüßte, daß er in ein paar Wochen vollständig blind sein würde. Dieser Umschlag könnte den meisten unerträglich erscheinen! Ein Hauptmann, der an Rückenmarksdarre litt und beginnenden Sehnervenschwund hatte, fragte mich, ob er ganz blind werden würde. Dann bliebe ihm nichts weiter übrig, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Ich tröstete ihn und gab ihm Hoffnung, daß der Krankheitsprozeß doch noch zum Stillstand kommen könnte. Aber nicht nur die Atrophie der Sehnerven nahm allmählich zu, sondern auch die Rückenmarksdarre. Der Unglückliche fand sich bei diesem langsamen Fortschreiten der Krankheit immer mehr in seinen Zustand; ja, er ging sogar später noch eine glückliche Ehe ein. Ich entsinne mich überhaupt nur eines Falles aus meiner Erfahrung, wo aus Anlaß des Sehverlustes ein Selbstmord ausgeführt wurde. Er betraf einen reichen spanischen Kaufmann, der wegen Erblindung mit seinem Arzte die ganze Welt durchreist hatte und schließlich, nachdem ihm die Autoritäten in Paris, London und Wien keine Hoffnung gegeben, auch nach Berlin kam, um das Urteil des berühmten Ophthalmologen Albrecht v. Graefe zu hören. Dieser war kurz vorher gestorben, und der begleitende Arzt kam zu mir als dessen gewesenem Assistenten, um eine Konsultation für seinen Klienten am folgenden Tage festzusetzen. Aber ich harrte vergebens; der Spanier hatte sich kurz vor der verabredeten Stunde in seinem Hotel erschossen. Die legale Sektion ergab, daß die Fasern bei den Sehnerven vollständig zugrunde gegangen waren.

Es ist übrigens sehr auffällig, daß ich auch nie bei den Selbstmordkandidaten, welche sich durch Fehlgehen der Revolverkugel blindgeschossen haben, eine Wiederholung des Selbstmordversuches beobachtet habe. Und sie waren doch jetzt in einer zweifellos viel unglücklicheren Situation als damals, wo sie es für angezeigt hielten, dieser Welt freiwillig Adieu zu sagen. — Viel zu einer ruhigeren Beurteilung ihres Unglückes trägt wohl bei, daß die meisten der später Erblindeten sich schon eine gewisse Stellung in der Welt und gewisse Fähigkeiten erworben haben, die ihnen gestatten, auch ohne Zuhilfenahme des Gesichtssinnes tätig zu sein und zu wirken. Es ist bekannt, daß der blinde Bankier v. Bleichröder Bismarck in schwierigen finanziellen Fragen beriet und einem großen Bankhause vorstand; der Jurist Plank, der im 60. Lebensjahr erblindet, hat in seiner Blindheit seine hervorragendsten Arbeiten bei der Fertigstellung des Bürgerlichen Gesetzbuches geleistet und Ruhm und Anerkennung gewonnen; der hervorragende französische Augenarzt Javal arbeitete trotz seiner Erblindung wissenschaftlich weiter, wie der im 16. Lebensjahre erblindete Professor

der Theologie Riggenbach in Basel. Wie bekannt, war der vor kurzem verstorbene regierende Großherzog von Mecklenburg-Strelitz lange Jahre blind. Ich brauche nicht auf die Vergangenheit zurückzugreifen; nur möchte ich daran erinnern, daß Milton, der im 50. Jahre blind wurde, in diesem Zustande seiner Tochter das berühmte „Verlorene Paradies" diktierte. In dem Enzyklopädischen Handbuch des Blindenwesens von Mell finden sich zahlreiche Biographien Blindgeborener und später Erblindeter, die in voller Tätigkeit blieben.

Noch sei hier mit einem Worte auf die Frage eingegangen, ob der Arzt den Blindheitskandidaten den schrecklichen Ausgang ihres Leidens voraussagen soll. Zuerst ist natürlich dabei erforderlich, daß die folgende Erblindung überhaupt mit Sicherheit schon längere Zeit vorher zu diagnostizieren ist. Das ist aber — abgesehen von schweren Verletzungen — zu einer Zeit, wo noch ein einigermaßen brauchbares Sehvermögen vorhanden ist, außerordentlich selten der Fall; vor allem ist es meist unbestimmbar, ob sich das Sehvermögen noch länger halten oder bald schwinden wird. Selbst bei deletären Sehnervenerkrankungen kommen gelegentlich auffallende Abweichungen von dem gewöhnlichen Verlauf vor. Was für einen Sinn hat es da, den Kranken durch die schlechte Prognose zu erschrecken und ihn schon jahrelang vorher mit dem Gespenst der Erblindung zu ängstigen, einer Erblindung, die vielleicht gar nicht eintritt? Und wenn überhaupt eine Heilungsmöglichkeit vorliegt, so wird dieselbe schon sehr erheblich durch die angeregte trübe und hypochondrische Gemütsstimmung verringert. Je mehr man als Augenarzt gesehen und erlebt hat, um so mehr schrumpft die Zahl der Fälle zusammen, wo man mit voller Sicherheit glaubt, die Prognose der Erblindung stellen zu können. Anders verhält es sich nach dieser Richtung allerdings mit der Frage, ob Heilung möglich, wenn durch Verletzungen das Auge zerstört oder die Erblindung durch Krankheiten bereits eingetreten ist. Bei einer plötzlichen und unerwarteten Erblindung würde es unmenschlich hart sein, dem noch an Besserung glaubenden Kranken alle Hoffnung zu nehmen: hier hilft eben ein allmähliches Hineingewöhnen in die veränderten Verhältnisse am besten! Auch bringt ihm die Kenntnis der gewissen Wahrheit gar keinen Nutzen; Vorbereitungen, um das lichtlose Leben besser zu ertragen, können ja doch nicht mehr getroffen werden. Nur dort, wo man sieht, daß ein Erblindeter sich noch nach längerer Zeit beständig mit der aussichtslosen Hoffnung auf Wiedergewinn des Sehvermögens trägt und infolgedessen nicht dazu kommt, sich in sein Geschick zu ergeben und sein Leben darauf einzurichten, sage man die Wahrheit. Oft schafft man hier wirklichen Nutzen. — Aber es gilt, wie überall, selbst in solchen Fällen vorsichtig zu individualisieren: nicht alle, die das Wort gebrauchen: „Sagen Sie mir aufrichtig, ob ich blind werde! Mir ist die Gewißheit am liebsten!" können die Wahrheit vertragen. Und dann, wie eben ausgeführt, was ist Wahrheit? — Wir Ärzte wissen es selbst oft genug nicht. Ich kann mich absolut nicht durch die Worte Javals in der Vorrede zu seinem Werk „Entre Aveugles" zu einer Änderung meiner durch jahrzehntelange Praxis befestigten Ansicht bestimmen lassen, wenn er schreibt: „Ich flehe meine Kollegen an, der Gepflogenheit — die man menschlich nennt, die ich aber als barbarisch bezeichne — zu widerstehen, den Blind-

werdenden noch Hoffnung zu geben. Sie hindert den Unheilbaren, sich auf sein zukünftiges Leben vorzubereiten!" Er selbst würde es wohltätig empfunden haben, allmählich auf sein Blindwerden vorbereitet zu werden; er hätte beispielsweise mit dem Rest seines Sehens die Braillesche Blindenschrift gelernt! Ja, wer hätte ihm denn, der an Glaukom schließlich trotz aller Behandlung und Operationen erblindet ist, mit Sicherheit vorhersagen können, daß alle ärztlichen Bemühungen erfolglos sein würden, ihm, dem berühmten Augenarzt, der es selbst nicht wußte?

Wenn die später Erblindeten aus ihrem früheren Leben vieles in ihr dunkles Dasein herüberretten können, was sie tröstet und glücklich macht — und viele sind wirklich glücklich, d. h. eben so glücklich, wie überhaupt der Mensch sein kann! —, so fehlt ihnen allerdings manches, was die Blindgeborenen gelernt haben. Es war eben die Braillesche Blindenschrift erwähnt; auch das Lesen des Blindendruckes gehört hierher. Aber die Möglichkeit, auch diese noch zu erlernen, ist doch für viele erwachsene Blinde vorhanden, während auf der andern Seite die Notwendigkeit ihrer Anwendung bei ihnen, da sie meist in ihrer Familie oder gegen Zahlung Vorleser und Schreiber finden, nicht in gleichem Maße vorhanden ist. Sicher hingegen überlegen sind die Blindgeborenen den später Erblindeten in der Verwertung der andern Sinne, besonders des Gehörs und des Gefühls. Die frühere Anschauung, wonach reell eine Hebung der übrigen Sinne etwa so eintritt, daß das Gehör schärfer würde, hat sich zwar als unbegründet herausgestellt, aber die Verwertung dieser Sinne wird durch die darauf gelenkte Aufmerksamkeit und durch Übung eine ausgiebigere. Auch dadurch, daß die jung Erblindeten von früh auf gelernt haben, sich ohne Benutzung der Augen in dieser für Sehende eingerichteten Welt zurechtzufinden, sind sie dem spät Erblindeten gegenüber im Vorteil. Ob sich nicht hierdurch auch der „Sinn zur Vermeidung von Hindernissen", den schon Diderot erwähnt, und den er als „sechsten Sinn" bezeichnet, ungezwungen erklärt? Es gibt in der Tat eine Reihe von Blindgeborenen, die mit Leichtigkeit Hindernisse vermeiden, beispielsweise Bäumen und Laternenpfählen in den Straßen bewußt ausweichen, auch wissen, wenn sie sich einer Mauer nähern, und Ähnliches. Es dürfte dies auch ohne Annahme eines sechsten Sinnes durch Empfindlichkeit für feine Veränderungen im Luftstrom, der die Haut berührt, oder durch dunkle Gehörs- oder Wärmeempfindungen, auf die von früh auf geachtet wurde, erklärbar sein. Dem, der erst im späteren Alter erblindet, fehlt diese feine Beobachtungsweise: so folgt auch der Forstmann, der von früh auf seinen Spürsinn geübt, den Fährten des Wildes besser als der ungeübte Städter, trotzdem die Sinne beider an sich gleich gut sind. Sehr erwünscht wäre es, den Erblindeten etwas Anleitung zu geben, damit sie sich leichter in die veränderten Lebensbedingungen finden können. Neuerdings hat zu diesem Zweck der oben erwähnte Augenarzt Javal ein kleines Buch „Entre Aveugles, conseils à l'usage des personnes, qui viennent de perdre la vue", Paris 1903, geschrieben. Eine besondere Rolle spielt bekanntlich bei den Blinden das Tastgefühl und als eine Erweiterung desselben die Benutzung des Stockes. Javal hat ein dünnes Spazierstöckchen von schwarzem

Schlehendorn mit eiserner Spitze in Gebrauch, an dem 20 Zentimeter unter dem Handgriffe eine Schnur von gleicher Länge befestigt ist, deren mit einem Knopf oder Haken versehenes Ende in ein Knopfloch seines Rockes gehängt werden kann. So trägt er ohne jede Unbequemlichkeit stets das Stöckchen bei sich, das ihm beim Gehen zum Vermeiden von Hindernissen von allergrößtem Werte ist. Durch die Notwendigkeit, zu tasten, ist auch der Widerwille gegen das Tragen von Handschuhen bei den Blinden begründet; da sie vieles berühren, wie z. B. die Geländer der Treppen, was der Sehende in der Regel nicht anfaßt, so werden sie sich leicht beschmutzen und häufig Waschungen vornehmen müssen. In ihrer Häuslichkeit muß alles seinen bestimmten Platz haben und behalten; jeder Tisch, jeder Stuhl, jedes Buch, dann wird sich auch der Blinde zurechtfinden können. Von besonderem Vorteil sind bestimmte Fußläufer, die auf vielbenutzte Objekte hinleiten. Um Dienstboten oder andre herbeizurufen, kann der Blinde sich einer Pfeife bedienen oder in eigener Art in die Hände klatschen ꝛc. Eine gewisse Schwierigkeit bietet das Essen, besonders in Gesellschaft, da dem Blinden leicht kleine Ungeschicklichkeiten und Unsauberkeiten passieren. Aber fast stets finden sich Nachbarn, die gern bereit sind, ihm vorzulegen und einzuschenken. Und gerade den Blinden, die auf so vieles verzichten müssen, macht das Speisen in guter Gesellschaft ein besonderes Vergnügen: hier fehlt ihnen kein Sinn; sie sind mit den Tischgenossen gleich genußfähig! Professor Batzko („Über mich selbst und meine Unglücksgefährten: die Blinden", Leipzig 1807) sagt, nur zwei Glückseligkeiten habe der Blinde: Freunde an seinem Tisch zu vereinen — und an die Ausgleichung zu denken, die ihm in einer besseren Welt aufbewahrt werde. Der Mediziner Javal fügt hinzu: „Das erstere scheint mir sicherer!"

Selbst das Reisen ohne Begleitung ist den Blinden möglich und wird sogar empfohlen. Dr. Sommer, welcher in Bergedorf bei Hamburg ein Asyl für gebildete erwachsene Blinde gegründet hat, schreibt, daß er von Hamburg nach Harwich und von dort nach London und über Havre zurück ohne Begleiter gereist sei, und hebt hervor, daß durch solche selbständige Fahrten das Selbstvertrauen und das Gefühl der Unabhängigkeit mächtig gestärkt werden.

Der spät Erblindete hat den Vorteil, in der Regel besser und schneller beim Schreiben sich der gewöhnlichen Schrift bedienen zu können als der Blindgeborene. Aber das Innehalten der Linien ist für den Nichtsehenden besonders schwierig. Eine Reihe von kleinen Instrumenten (Tafeln mit aufliegendem Messinglineal, wie sie in der Blindenschrift verwandt werden, eine von Javal angegebene Tafel ꝛc.) erleichtert das Geradeschreiben; auch kann man sich die Linien dadurch bezeichnen, daß man die Papierseite von oben bis unten horizontal in Zentimeterstreifen zusammenfaltet und schreibend allmählich wieder entfaltet. Sehr nützlich ist die Benutzung der Füllfedern. Auch das Erlernen des Arbeitens mit einer Schreibmaschine, auf deren Knöpfen anfänglich die Buchstaben mit erhabenem Druck angebracht sind, fällt den meisten nicht zu schwer. Auch der Uhren für Blinde, die man z. B. bei Biettner, Straßburg, Alter Fleischmarkt 4c, erhält, sei erwähnt.

Es ist aber stets von der größten Bedeutung, daß die blind Gewordenen fortfahren in ihrer Tätigkeit zu verharren, und sich bestreben, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu bleiben. Das Notwendige für sie ist, daß sie arbeiten! Nebenbei ist aber auch für Unterhaltung zu sorgen: Theater und Konzert besuchen sie mit Genuß! Auch Unterhaltungsspiele stehen ihnen zu Gebote. So gibt es besondere Schachbretter, wo die Figuren mit Pflöcken in Löcher festgestellt werden und die schwarzen Felder vertieft oder gerieft sind; auch Dame-, Halma- und Dominospiele, ebenso für das Tastgefühl gezeichnete Spielkarten existieren. Zur Selbstbeschäftigung kommen einzelne Geduldspiele (z. B. das sogenannte Nonnenspiel) in Betracht. Der Direktor der städtischen Blindenanstalt in Berlin, Herr Emil Kull, hat sich besondere Verdienste um die Anfertigung derartiger für Blinde tauglicher Einrichtungen (z. B. Schreibtafeln) erworben und versendet entsprechende Kataloge; prächtige naturgeschichtliche Reliefabbildungen (Zoologie, Botanik, geographische Karten ꝛc.) hat Herr Kurz (Illzach) herstellen lassen. Bei solchen Personen, die allzu schwer über das Unglück, das sie betroffen, fortkommen, wird sich vielleicht der zeitweilige Aufenthalt in einem Blindeninstitut empfehlen, wie es für Wohlhabende Dr. Sommer, der selbst im späteren Lebensalter erblindet ist, in Bergedorf bei Hamburg errichtet hat. Ähnlich, auch für Minderbegüterte zugängig ist die pädagogische Anstalt Wien-Grinzing des Direktors Hell in Wien. Einmal gibt es eine große und sonst durch nichts ersetzbare geistige Beruhigung, mit einer Anzahl vom gleichen Geschick Betroffener, die sich aber größtenteils damit bereits abgefunden haben und getröstet sind, dauernd in Gesellschaft zu sein, sich ferner an einem Orte zu befinden, wo alle Einrichtungen für Blinde getroffen sind und somit möglichst wenig Anforderungen zur Betätigung des verloren gegangenen Sinnes gemacht werden, — anderseits bietet sich zugleich Gelegenheit, die nötigen Fertigkeiten, um sich zu beschäftigen und weiterzubilden, mit Leichtigkeit und unter erfahrener Leitung zu erwerben. So hörte ich, daß beispielsweise vor kurzem ein erblindeter Oberleutnant durch das in der Wiener Anstalt Erlernte es ermöglichen konnte, noch in späterem Alter den Dr. iuris zu machen und eine befriedigende Wirksamkeit zu finden. Natürlich gehört dazu Fleiß und Arbeitskraft, — aber die Arbeit ist für den Blinden wie für den Sehenden das mächtigste Mittel, um Kummer und Sorge vergessen zu machen und Ruhe und Zufriedenheit zu erlangen!

Die Hauptstädte der beiden ostasiatischen Kaiserreiche.

Von

Mfr. Grafen Vay von Vaya und zu Luskod.

II. Tokio[1]).

I.

Wie der Zug im Bahnhof von Shimbosi hält, kann ich mir kaum vorstellen, daß ich die Hauptstadt des schönen Japans erreicht habe. Die riesige Station ist eine der alltäglichsten Baulichkeiten, denen ich auf meinen langen Reisen begegnet bin. Bahnsteige, Billettschalter, Wartesäle sind die genauen Kopien von allem, was der westliche Geist geschaffen hat, um nützlich, aber sicherlich auch farblos zu sein. Und sogar die Menge, welche ringsum lärmt und über den ganzen Platz strömt, ist so einförmig, wie sie in irgendeinem Handelszentrum auf unsrer Seite der Erdkugel sein könnte. Selbst bei denjenigen, die noch an dem nationalen Kimono festhalten, zeigt er nichts mehr von den alten, hellen Farben, sondern ist aus dunklem Tuch oder Baumwollzeug verfertigt. Meine Enttäuschung wird noch größer, indem ich auf die Straße hinaustrete: ich sehe einige aus Holz errichtete Gebäude ohne jeden Zierat, die unbemalten Balken grau und verwittert.

Ich muß sagen, daß der Tag nicht geeignet ist, einen günstigen Eindruck hervorzurufen. Es ist ein kalter Januarmorgen, traurig und düster; aus den bleiernen Wolken fallen Schloßen herab, und die Straßen sind dick mit Schmutz bedeckt. Ich könnte mich fast in den Vorstädten von Pittsburg wähnen, denn auch hier erfüllen Rauchmassen die Luft, mit dem einzigen sichtbaren Unterschied, daß Stahl meistens durch Holz ersetzt ist. Ich fühle mich nicht gehoben, indem mein „Jinrickshaw" durch ein Labyrinth weiter Straßen und enger Gassen dahingeht. Dies außerordentliche Fahrzeug, das

[1]) Auch diese Skizze ist vor Ausbruch des Krieges geschrieben worden.

Die Redaktion.

von zwei nach Tandemart geschirrten Männern gezogen und von einem dritten geschoben wird, hat indessen einen östlichen Anstrich, wiewohl es tatsächlich von einem angelsächsischen Genie erfunden worden ist.

Während der ersten Wochen meines Aufenthaltes besuchte ich all die alten Denkmäler, Tempel, Pagoden und all die gewohnten Stätten, die von den Fremden besichtigt werden. Es sind darunter einige hübsche Proben japanischer Kunst, obwohl sie mit den Gebäuden der kleineren Städte nicht verglichen werden können. Ich komme von Nara und Kioto, und das mag einer der Gründe sein, weshalb hier alles so weit unter meiner Erwartung ist. Einige der Tempel sind sicherlich von ausgedehntem Umfang, eine oder zwei Pagoden zierlich in den Formen und viele von den Schnitzereien fein ausgeführt. Aber auch die besten Muster können nur als dekorative Künste klassifiziert werden. Unter ihnen allen sind die bemerkenswertesten Beispiele japanischer Architektur die dem Andenken der Shogune geweihten Tempel. Die Ausschmückung der inneren Hallen ist zuweilen vorzüglich: die Balken und Friese sind schön gearbeitet; Bronzen, tadellos gegossen, und Lackarbeiten, wundervoll vollendet, machen die Innenräume entzückend. Besonders bewunderte ich die Lackarbeiten, die ich im Verlaufe meiner Wanderungen sah; fast alle Tempel hatten Paneele, Türen, Kisten, Kasten, Gerätschaften und alle möglichen Dinge von ausnehmender Schönheit. Es braucht lange Zeit für ein westliches Auge, die wirklichen Qualitäten guter Lackware vollkommen zu schätzen; aber hat man es einmal so weit gebracht, dann wird man sie, nächst den Bronzen, wenn nicht vor diesen, unter den artistischen Leistungen des japanischen Volkes obenanstellen. Der Industriezweig lebt noch in voller Kraft, und ich sah verschiedene Erzeugnisse desselben, die denen in der sorgsam behüteten Sammlung von Nikko sehr nahekamen. Ebenso bemerkte ich manche herrliche Bronzen, deren Schönheit nur oft durch allzu gekünstelte Ausführung des Entwurfes beeinträchtigt wird. Alte nationale Waffen finden sich in vielen Tempeln und Sammlungen der Hauptstadt, werden jedoch, trotzdem sie sehr schön sind, auf dem Bric-à-brac-Markt nicht häufig mehr gesucht.

Indessen komme ich zu dem Schluß, daß der wirkliche Reiz des alten Yeddo mehr in der Natur als in der Kunst gelegen haben muß: in seinen freundlichen Vorstädten, seinen immergrünen Hainen, seinen mit Glyzinen bedeckten Bäumen und Chrysanthemumgärten — Natur in ihrer Überfülle, in ihrer Frühlingsblüte oder den mannigfaltigen Farben des Herbstes, untermischt mit gewölbten Brücken, geschnitzten Balustraden und Treppenfluchten, Natur, durch Kunst erhöht. Denkmäler in Japan scheinen zumeist als Vordergrund einer schönen Aussicht zu dienen; die berühmtesten Türme, Exvoto-Laternen oder hübschesten Triumphbogen gewinnen künstlerischen Wert mehr durch ihre Umgebung als durch ihre inneren Vorzüge. Die Art, wie der Platz für die Denkmäler gewählt ist, die Wirkung, die sie auf die Landschaft ausüben, und besonders der Blick, den man von ihnen aus hat, sind die vornehmlichen Punkte des Interesses. Ich bedaure, daß im allgemeinen die Bücher, die über japanische Kunst geschrieben worden sind, deren eigentliche Bedeutung nicht erkennen und ihr Verdienste zuschreiben, die sie nicht besitzt. Es ist

ganz besonders die Einbildungskraft, bei der man verweilen sollte, nicht das Handwerksmäßige, sondern die geistige Auffassung. Schreine, Kioske, Pagoden mögen zuweilen recht primitiv sein, aber in der Phantasie des Künstlers stellten sie feenhafte Gebäude dar. Es ist das gleiche mit den winzig kleinen Gärten und Zwergwäldern der Japaner. Obwohl sie in Wirklichkeit minimal sind, erwachsen sie in der Idee der Eigentümer zu wahrhaften Parks und jungfräulichen Forsten. Einige der sogenannten kaiserlichen Paläste rings um Kioto sind höchst bescheidene, von einem kleinen Streifen Landes umgebene Wohnstätten. Der Palast Katsura-no-Rikyu zum Beispiel besteht einfach aus wenigen zusammengenagelten Planken, die eine Art von Bretterhaus bilden, ein Stock hoch, ein paar Fuß im Geviert und im Innern durch Abteilungen, die sogenannten verschiebbaren Wandschirme, getrennt. Sicherlich ist es kein Palast; es kann kaum ein Haus genannt werden. Es ist buchstäblich ein mit Bambus und Stroh gedeckter Schuppen, nichts mehr. Und dennoch sehen es die Anhänger der erfinderischen Schule der Ästhetiker mit andern Augen an: für sie stellte es das vor, was ihre Phantasie sich einbildete, nicht, was sie in Wirklichkeit sahen; der kleine, offene Raum vor dem Gebäude, den man mit dem besten Willen nur einen kiesbedeckten Hof nennen kann, in dem etliche unbehauene Steine liegen, ward für sie die unbegrenzte Fläche des Ozeans, und die umhergestreuten Blöcke wurden ebensoviele Inseln und Kontinente. In der Ecke steht eine kleine Bambusestrade, auf der der Mikado und seine erlesenen Freunde in tiefer Betrachtung vor dieser sinnreichen Welt ihrer Phantasie zu sitzen pflegten.

Es würde mich interessieren, wenn ich je die Zeit dazu fände, auf dieses Thema gründlichst einzugehen und über japanische Kunst von einem psychologischen Standpunkte aus zu handeln; weniger die Gegenstände, die sie geschaffen hat, in Betracht zu ziehen als den Geist und Genius, die sich in ihren verschiedenen Schöpfungen offenbart haben; mich ausführlicher mit den Begründern und Zöglingen der berühmten Kano-Schule zu beschäftigen und zu erklären, wo deren wahrer Wert liegt. Die Erörterung ihrer Malerei, Bildhauerkunst und Baukunst, der Feinheit ihrer Aquarelle — die man nur als Skizzen bezeichnen kann — ihrer kleinen Bronzen und Nephrit- oder Steinfiguren würde solch eine Gelegenheit bieten, unsrer am Äußeren haftenden Schätzung die Stärke ihrer Einbildungskraft deutlicher zu machen. Der Durchschnitts-Europäer bewundert im allgemeinen an der japanischen Arbeit die Vollendung des Details, die Sorgfalt der Ausführung und die Geduld, die auf die Herstellung verwandt worden ist. Man bezahlt hohe Preise für die Geschicklichkeit und Handfertigkeit des Arbeiters, aber für die Ideen des Künstlers scheint man gleichgültig zu sein, und die Originalität der Auffassung entgeht den meisten vollständig.

In den berühmtesten Schöpfungen der gefeierten Ästhetiker werden wir mehr überrascht durch die Kraft ihrer Imagination als durch das wirkliche Werk selbst. Der ausgesuchte Cha-no-yu-Stil bestand, wie in bezug auf den Katsura-no-Rikiyu-Palast oben erwähnt worden ist, aus einigen Planken, Bambusbalken und Strohdach; und Kobori Enschu, Nippons Le Nôtre, schuf

seine Gärten mehr in der Absicht, daß sie panoramische Effekte bieten, als Plätze der Erholung sein sollten. Es war nicht das Haus, noch waren es die Anlagen in ihrer wirklichen Größe, die den gewünschten Eindruck hervorbrachten; in der Tat: es war nicht die Wirklichkeit mit ihrem rohen und zuweilen primitiven Material, die sie vor sich sahen, sondern die Eingebung des Blockhauses und Kieshofs, die sich in ihrer lebhaften Phantasie zu einem verzauberten Palast und Feenland entwickelten. Männer, die sich vom tätigen Leben zurückzogen, Generale, mit manchem Sieg gekrönt, gewichtige Daimios, sogar Mikados, nachdem sie dem Thron entsagt hatten, schlossen sich in verschiedenen ländlichen Zufluchtsorten ab, um nach den Kämpfen des Lebens eines vollkommenen Friedens zu genießen. Hier führten sie ein eignes, imaginatives Dasein, in dem sie ihren Gedanken nachhingen und nach neuen Idealen strebten. Sie erfanden ein künstliches Leben künstlerischer Verfeinerung indem sie, tagelang ein einzelnes Kunstwerk oder eine in voller Blüte stehende Blume bewundernd, aromatische Düfte und köstliche Wohlgerüche einatmeten. Stattliche Prozessionen wurden angeordnet, um am Nachmittagstee teilzunehmen in einem Sommerhaus, wo jede Bewegung durch strenge Etikette vorgeschrieben, das Darbieten und Empfangen einer Tasse von feierlichen Höflichkeiten begleitet, die Zubereitung des Getränks aus einem besonderen, grauen, zu Pulver geriebenen Blatt und das Ausgießen aus einem schwarzen irdenen Topf ein Geschäft war, das mehrere Stunden in Anspruch nahm. Die Teezeremonien sind oft beschrieben worden; eine ganze Literatur ist zu unsrer Verfügung, in der die Regeln für das zu beobachtende Verfahren mit der Autorität eines Gesetzbuchs niedergelegt sind. Was aber noch bei weitem interessanter als die Beschreibung dieser ausgeklügelten Zeremonien. ist das Problem, wie der Geist des Volkes sich in einer so verwickelten und uns unverständlichen Art kundgeben konnte. Wir werden niemals vollständig begreifen, wie diese Menschen stundenlang auf der Tsuki-mi-dai, der Bambusestrade, sitzen konnten, das Aufsteigen des Mondes hinter den Wiesen beobachtend, und, auf das Schauspiel vor ihnen blickend, in der Unergründlichkeit ihrer Betrachtung verloren waren.

Ist es erstaunlich, wenn in ihrer Vorstellung Wirklichkeit und Dichtung „Verwirrung noch verwirrter" wurden, Hütten sich in Paläste, die einzelnen Steine sich in Inseln verwandelten und sie zuletzt sich eine eigne Welt erbauten? Wie Kinder, die in die Wolken blicken, ihrer Einbildung freies Spiel geben, so sahen sie in der äußeren Welt, was wirklich nur in ihrem inneren Bewußtsein existierte. Diese Kraft ist es, die Lebhaftigkeit ihrer Illusionen, in der die Erklärung so mancher dieser grillenhaften Einfälle liegt. Aber wir dürfen sogar weiter gehen und mit Recht sagen, daß eine der stärksten Eigenschaften der Nation die Stärke ihrer Einbildungskraft ist. Jedweder, der für metaphysische Fragen Interesse hat, wird überrascht sein durch diesen Zug nicht nur in ihrer Kunst, sondern in jedem Vorgang ihres Daseins. Ob in der Vergangenheit oder Gegenwart, wird er uns als einer der Hauptcharakterzüge dieses Volkes in die Augen springen, und wenn wir in dem Buche seiner langen Geschichte blättern, werden wir ihn überall vorherrschend finden. Er

war ein mächtiger Faktor, der ihren Überzeugungen Kraft und ihren Waffen Ausdauer gab. In der Tat waren ihr gesamter alter Moralkodex und ihre Gesetze der Ritterlichkeit auf diesem Prinzip begründet. Die beiden Eigenschaften, die man in der ganzen Welt aufrichtig bewundert, ihre große Loyalität für den Herrscher und die grenzenlose Liebe zu ihrem Vaterlande, sind von der gleichen Charakteranlage durchglüht.

II.

Wenn aber die künstlerische Färbung Tokios für immer dahingeschwunden ist, so wird sein gegenwärtiges Aussehen durch die Merkmale praktischen Lebens gekennzeichnet; und wenn unser erster Eindruck der einer allgemeinen Enttäuschung war, so ist der zweite der eines tiefen Interesses. Wir nehmen bald wahr, daß die Hauptstadt Japans aufgehört hat, ein bloßer schimmernder Basar zu sein, in dem alle Spielwaren und Phantasieartikel des Ostens aufgestapelt worden sind, um für den westlichen Reisenden einen Vergnügungsort zu schaffen. Es ist ein Platz harter Arbeit zur Vollführung ernster Zwecke.

Obwohl meine Erwartungen bei dem Besuch der alten Denkmäler nicht erfüllt wurden und — wie ich bereits gesagt habe — vom antiquarischen und künstlerischen Standpunkt die Stadt mich nicht zu befriedigen vermochte, so fesselten das geschäftige Leben und die kommerziellen Unternehmungen des modernen Nippon mich täglich nachhaltiger. Werkstätten, Fabriken, Banken, Versicherungsgesellschaften nehmen in rasch wachsender Anzahl zu. Die elektrischen Anstalten und Dampfbetriebe, Telegraphen und Telephone, Eisenbahnen und Schiffahrt haben sich in ganz erstaunlicher Weise entwickelt. Wenn wir bedenken, daß die Eisenbahn in dem Lande erst 1872 auf der kurzen Strecke von Tokio nach Yokohama eingeführt worden, daß ihr 1876 eine zweite kurze Linie von Kobe nach Kioto folgte und die erste lange, die beiden Hauptstädte verbindende Bahn 1890 eröffnet ward, so ist es noch erstaunlicher, zu sehen, was man in den letzten zehn Jahren getan hat. Um eine Vorstellung dieser rapiden Entwicklung zu geben, darf ich auf die Tatsache verweisen, daß im Jahre 1887 für den Verkehr 580 Meilen[1]) offen waren und 3421 Meilen im Jahre 1899. Außer den Staatseisenbahnen gibt es viele von Privatkompanien betriebene. Etwa dreißig Jahre nach dem Beginn von Japans neuer Ära betrugen die dem Staate gehörigen Linien 833 Meilen, einschließlich der 60 Meilen in Formosa, und die noch im Bau begriffenen Strecken 1250 Meilen. Die 44 Privatgesellschaften repräsentierten ein Kapital von 228 Millionen Yen. Das rollende Material der Staatsbahnen belief sich auf ungefähr 1500 Lokomotiven, 5000 Personen- und 18000 Güterwagen. Unter den Privatbahnen ist die von Nippon nach Tedsudo die wichtigste; sie ist etwa 1000 Meilen lang. Dieser zunächst kommen die Bahnen von Kinschiu und Sanyo. Man kann jetzt vom Nordende des Landes nach dem des Südens, eine Entfernung von 1400 Meilen, mit der Bahn reisen. Die einzige Unterbrechung auf dem ganzen Schienenweg bildet die Meerenge von Moji, wo sich

[1]) Es sind hier immer englische Meilen gemeint. Die Redaktion.

noch eine Fähre befindet; diese jedoch, heißt es, soll durch eine Stahlbrücke ersetzt werden, wie die über den Firth of Forth. Der größere Teil der Lokomotiven und Waggons ist im Lande gebaut; nur Räder und Achsen werden in beträchtlichem Umfang von auswärts eingeführt.

Die erste Telegraphenlinie ward 1869 von englischen Ingenieuren angelegt. Im Jahre 1877 wurden alle fremden Angestellten durch Einheimische ersetzt, und zehn Jahre später trat Japan dem internationalen Telegraphenverein bei. Mit großer strategischer Vorsicht kaufte die Regierung 1891 von der Great Northern Telegraph Company und nahm in ihre eigene Hand alle Kabel, die mit Korea eine direkte Verbindung bilden. Die Zahl der Telegraphenämter ist nicht weit von 2000 und die Länge der Drähte dicht an 30000 Kilometer. Die Inlandtelegramme beliefen sich auf jährlich 16 Millionen und die internationalen auf 300000. Die längste Hauptlinie ist die von Tokio nach Nagasaki — 877 Kilometer. Verschiedentlich sind Ingenieure tätig, und an vielen Orten werden Zweiräder benutzt, um die Depeschen abzuliefern.

Das Telephon ist in Japan verbreiteter als in irgendeinem andern Lande der Welt, Norwegen vielleicht ausgenommen. Außer den Regierungs- und öffentlichen Telephonämtern haben fast alle Geschäfte und die meisten Privathäuser Telephone. Die Beleuchtung durch Elektrizität ist ungemein populär: die kleinsten Dörfer und entlegensten Weiler haben ihr elektrisches Licht.

Zahlreich sind die Dampfschiffahrtgesellschaften. Außer den lokalen, welche kleine Dampfer in den Buchten und Inlandseen laufen lassen, gibt es auch mehrere für den internationalen Verkehr. Unter all diesen Kompanien ist Nippon Yusen Kaischa die wichtigste. Sie ist der Stolz des modernen Japans, und ich stimme vollständig damit überein, daß es sehr wenige Unternehmen im Schiffahrtsbetriebe gibt, welche dieses im Umfang und in der Vorzüglichkeit der Organisation übertreffen könnten. Um einen Begriff von dem Erfolge zu geben, den es erreicht hat, sei folgendes aus dem Jahresbericht der Gesellschaft angeführt: „Mit einem Kapital von 22 Millionen Yen einen regelmäßigen Dampferdienst nach allen Erdteilen betreibend und mit einer Flotte von 70 Dampfschiffen, die ein Bruttogewicht von 200000 Tonnen darstellen, die Mehrzahl von ihnen neu, mit jedem Hilfsmittel zur Bequemlichkeit der Reisenden und jeder modernen Erleichterung für den Frachtverkehr ausgerüstet: so zählt die Nippon Yusen Kaischa gegenwärtig zu den größten Unternehmen dieser Art in der Welt. Die regelmäßig von ihr unterhaltenen Fahrten, unabhängig von ihren Linien zwischen den hauptsächlichen Häfen in Japan, gehen nach China, dem asiatischen Rußland, den Straits Settlements, nach Indien, dem Roten und dem Mittelländischen Meer, nach Europa, Kanada, Amerika und Australien. Der japanische Reichstag von 1899 beschloß, den europäischen und amerikanischen Linien der Gesellschaft Subsidien zu gewähren, und dementsprechend ward verordnet, daß, mit wenigen Ausnahmen, alle ausländischen und heimischen Linien nach Maßgabe des mit der kaiserlich japanischen Regierung vereinbarten Postvertrags zu laufen hätten.

Das Hauptkontor ist in Tokio, und Zweigkontore und Agenturen, die sich auf mehr als 70 beziffern, und über die an andrer Stelle nähere Auskunft gegeben wird, befinden sich in allen Anlaufshäfen und an andern wichtigen Punkten. Die Gesamtzahl der Angestellten beläuft sich auf ungefähr 1200, zu denen noch etwa 3500 der Schiffsmannschaft, Heizer ꝛc. kommen."

Diese Übersicht gewinnt an Interesse und wird um so erstaunlicher, wenn wir erwägen, daß das erste Unternehmen in der Dampfschiffahrt, zwischen Osaka und Tokio, 1868 eröffnet ward und die Gesellschaft 1880 eine Flotte von etwa 50 Booten besaß. Matrosen, Ingenieure und die oberen Offiziere waren aus dem Westen und fast alle Engländer. Aber die Japaner bewährten sich als geschickte Schüler, und in jedem Jahre ward eine größere Anzahl von Fremden durch Einheimische ersetzt. Gegenwärtig sind nur noch die Kapitäne und einige wenige Offiziere der internationalen Linien Ausländer. Aber auch ihre Tage sind gezählt.

Während meines längeren Aufenthalts im fernen Osten bin ich vielfach mit diesen Schiffen gereist, kreuzte das Gelbe Meer in verschiedenen Richtungen, fuhr einmal hinunter nach Shanghai und einmal nach Hongkong, machte eine Expedition nach den Philippinen und den benachbarten Inseln und zuletzt eine Reise in einem der größten dieser japanischen Schiffe nach Australien, und ich kann in jedem Betracht nur mit hohem Lob von ihnen sprechen. Freilich sind sehr viele der Dampfer in England mit all den neuesten Verbesserungen gebaut. Sie haben elektrisches Licht und ebensolche Ventilatoren, und wenn Leute, die schwer zu befriedigen sind, an dem Departement des „Chefs" etwas auszusetzen finden — ich glaube, sie müssen Epikureer sein, die auf jedem andern Schiff dieselben Ausstellungen machen würden —, so vereinigen sich alle doch in der Anerkennung, die sie der an Bord herrschenden Reinlichkeit zollen.

Eine der Vorstädte Tokios ist fast ganz dem Schiffsbau gewidmet, und am Strande der großen inneren Bucht sieht man zahllose Boote in Arbeit, wiewohl die wichtigsten Werften in Nagasaki sind. Tokio selbst ist der Zentralpunkt für alle Handelsinstitute. Die National- und andern Banken, Eisenbahn- und Schiffahrtsgesellschaften — alle haben hier ihre Hauptquartiere. Dicht neben den bescheidenen, altmodischen Holzhäusern ragen riesige Paläste von Backstein und Stahl gen Himmel, gebaut nach den neuesten Prinzipien der amerikanischen „Wolkenkratzer". Ich muß gestehen, daß ich sie nicht bewundere, und ich war bitter enttäuscht, solche gemeinplätzliche und „up to date"-Bauten in des Mikados Hauptstadt zu finden, wo ich entzückt zu sein hoffte von geheimnisvollen Pagoden eines romantischen Zeitalters. —

Täglich verbrachte ich mehrere Stunden in diesem Häuserkomplex, und mehr und mehr wuchs mein Interesse für Japans kommerzielle Tätigkeit. In der Tat: seit der Reorganisation des Landes nach westlichen Grundsätzen sind die Fragen der Erziehung und des Handels die dringendsten aller der Probleme, denen die Japaner sich gegenübergestellt sehen. Seitdem ihr einst abgeschlossenes Land der Außenwelt eröffnet, ihr patriarchalisches Regierungssystem in ein parlamentarisch-konstitutionelles umgewandelt, das ganze Heerwesen refor-

miert und ihre Rechtsnormen völlig verändert, sind die Volkswirtschaft und die Bildung der heranwachsenden Generation die Rätsel, die zu lösen der Zukunft vorbehalten ist. Das ganze kommerzielle Leben bot mir eine besonders gute Gelegenheit, die außerordentlichen physischen Anlagen dieses Volkes, seinen Fleiß und seine Befähigung zu harter Arbeit wahrzunehmen. Die Stundenzahl der Arbeit, die hier ein gewöhnlicher Mann in den Feldern oder den Fabriken leistet, übersteigt bei weitem die der westlichen Rassen. Und was sogar noch mehr in Erstaunen setzt, ist die große Handfertigkeit, die er zeigt. Die Geschicklichkeit eines japanischen Handwerkers ist zu bekannt, um der Schilderung zu bedürfen; aber was ich anzumerken nicht unterlassen kann, ist die Geschwindigkeit, mit der er seine Arbeit verrichtet. Diese Fähigkeit scheint fast instinktiv oder angeboren; und ein Blick auf ein Muster genügt, um den Arbeiter in stand zu setzen, den Gegenstand mit absoluter Genauigkeit zu reproduzieren. Ein andrer großer Vorteil, den die Japaner besitzen, ist, daß ihre Lebensbedürfnisse so beschränkt sind. Die frugalen Mahlzeiten bestehen aus einem wenig Reis oder rohem Fisch; und als Luxus gönnen sie sich ein halbes Schälchen Sakki oder Reiswein, als Erholung und Vergnügen einen Nachmittagsspaziergang in den blühenden Obstgärten oder Kirschenhainen. Und wenn sie etwas Geld übrighaben, können sie in die Theater gehen, wo die nationalen Heldendichtungen in dem altmodisch-reizvollen Stil aufgeführt werden, und wo man für einen Penny von Morgen bis Abend bleiben kann. Ihre körperliche Ausdauer und die Frische ihres Geistes sind zwei Eigenschaften, die zu dem großen von ihnen erreichten Erfolge beigetragen haben. Wie lange wird es ihnen möglich sein, sie unversehrt zu erhalten, wie lange sie vor Verderbnis zu bewahren? Es ist augenscheinlich, daß mit einer veränderten Art der Lebensführung sie selbst einen Wechsel durchmachen müssen, und daß mit einer Zunahme des täglichen Bedarfes die Unzufriedenheit wachsen wird.

Baron Iwasaki, einer von Japans ersten Finanzmännern und Leiter vieler sozialer Unternehmungen, schrieb nach seiner Heimkehr von einer Studienreise um die Welt einen höchst interessanten Aufsatz, der nicht nur von seinen persönlichen Erfahrungen handelte, sondern auch auf Möglichkeiten finanzieller sowohl als moralischer Krisen hinwies, die eintreten könnten, wenn das Land sich nicht zusammennähme, um nicht nur Erwerbs- und Handelsbestrebungen, sondern auch hohe Sittlichkeit zu befördern. Alle guten Patrioten und Freunde Japans stimmen mit dem Verfasser in dieser Hinsicht überein. Ohne Frage ist es stets eine große Gefahr, wenn die Ideale einer Nation rein materiell werden, und noch unheilvoller wird es, wenn ihr geistiges Leben zu erlöschen droht. Eine der Ursachen von Japans Stärke war der feste Glaube an seine religiösen, häuslichen und nationalen Satzungen. Die große Schnelligkeit, mit der es die westliche Zivilisation angenommen hat, hätte leicht die Annahme nicht nur unsrer guten, sondern auch unsrer schlechten Seiten zur Folge haben können. In Anbetracht seiner erstaunlichen Gabe der Anpassung entsteht die Frage, ob diese nicht zuweilen zur Schädigung eines besseren Urteils erfolgt. In Japans großem Eifer, fortzuschreiten und sich aller Hilfsmittel

des Westens zu bedienen, beginnen einige seiner tiefer Denkenden die Gefahren zu erblicken, die es umgeben. Die rapide Verwandlung der alten sozialen Ordnung sollte sich allmählich vollziehen, um neue Revolutionen zu vermeiden und sich über das ganze Land zu verbreiten. Es ist nicht genug für Japan, sich nur die technische Seite der westlichen Zivilisation anzueignen; es muß auch ihre sittlichen und geistigen Grundsätze verstehen und von ihnen überzeugt sein. Die Nationen Europas mögen untereinander sehr verschieden sein, aber ihr Geist und ihre Seele sind durchdrungen von den höheren Lehren des Christentums. Baron Iwasaki weist in seinen Artikeln mit großer Vorsicht nach, daß für seiner Landsleute Zukunft, ihre Größe und ihr Glück materielle Verbesserung nicht genüge, wenn mit ihr nicht eine entsprechende sittliche Erhebung verbunden ist.

Es wird hiernach offenbar, daß die wichtigste Frage des Tages die der Erziehung ist. Während meines Verweilens habe ich zahlreiche Schulen und Kollegien besucht. Außer den wohlausgestatteten staatlichen Primärschulen sah ich viele höhere Lehranstalten, öffentliche und Privatinstitute und Missionsniederlassungen. Der öffentliche Unterricht ist in der Regel sehr befriedigend. Geradezu überraschend ist es, wie fremde Sprachen und besonders die technischen Wissenschaften gelehrt werden; die Prüfungen in diesen Disziplinen ergeben die besten Resultate. Erziehung als solche wird weniger erfolgreich betrieben; der hauptsächlichste Fehler unsres westlichen Systems ist auch der Übelstand dieses Landes: daß es ausschließlich abgesehen ist auf Mitteilung von Wissen zum Nachteil der Charakterbildung, und daß die Ausrüstung des Kindes für den Kampf des Lebens mehr von einem materiellen als von einem moralischen Standpunkt aus geschieht.

Unter Tokios gelehrten Anstalten ist die Universität die wichtigste. Nachfolgend sei ein Auszug aus ihrer Geschichte gegeben:

Der Keim dieses Institutes war die Bansho Shirabe-jo oder der „Ort für die Prüfung barbarischer Schriften", von der Tokugawa-Regierung im Jahre 1856 begründet. Sieben Jahre später wurde dieser Name in Kaisei-jo geändert, „Ort für Entwicklung und Ergänzung", womit ein Wechsel zum Besseren in der Meinung der Japaner über den Wert europäischer wissenschaftlicher Bildung bezeichnet ist. Zahlreiche andre Modifikationen haben Platz gegriffen sowohl im Namen als im Zweck der Anstalt, die seit 1881 auf durchaus modernen Fuß gestellt worden ist und jetzt Kollegien für Jurisprudenz, Medizin, Ingenieurwesen, Literatur, Naturwissenschaft und Agrikultur umfaßt, in denen ein ansehnlicher Stab von Professoren verschiedener Nationalität und in verschiedenen Sprachen Vorlesungen hält. Die Zahl der Studenten beläuft sich auf über 2700, und die Kurse, welche die meisten derselben anziehen, sind Rechtswissenschaft, Heilkunde und Ingenieurfach. Ein großes Hospital, das mit der Universität verbunden ist, steht in denselben Gartenanlagen. Andre der Autorität des Präsidenten der Universität unterstellte Institute sind die botanischen Gärten im Distrikt von Koishikawa und die Tokio-Sternwarte in Jigura.

Die Universität bildet einen umfangreichen Komplex, eine weite Fläche parkartiger Anlagen bedeckend, aus denen die massigen, roten Backsteinbauten sich erheben. Die verschiedenen Fakultäten haben getrennte Gebäude inne, die, wenn nicht malerisch, doch ihrem Zwecke wohlangepaßt sind. Besonders schön, sehr gut ausgestattet und geschickt eingerichtet ist die Bibliothek. Es interessierte mich, zu beobachten, daß, so oft ich kam, der große Lesesaal immer mit Studenten gefüllt war, und es bot eine gute Gelegenheit, zu sehen, mit welchem Eifer sie ihren Studien obliegen. Ich machte die Bekanntschaft verschiedener der führenden Professoren, von denen einige aus dem Westen waren. Sie alle unterstützten mich sehr freundlich bei meinen Nachforschungen. Vornehmlich wertvoll waren mir die Mitteilungen des Professors v. Koerber, der die Geschichte der neueren Philosophie lehrt. Um die geistige Fähigkeit der aufwachsenden Generation zu beurteilen, ist es wesentlich, zu wissen, wie sie sich zu metaphysischen Fragen verhält, und da habe ich bemerkt, daß sie geneigter sei, Theorien anzunehmen, die sich an ihre imaginativen Eigenschaften wenden, als vermittelst rein logischer Deduktionen abstrakte Schlüsse zu ziehen. Sie geben Schopenhauer den Vorzug vor Kant, Plato vor Aristoteles, und so wird es leicht, den unzweifelhaften Einfluß zu begreifen, den die moderne evolutionistische Schule auf den Geist des jungen Japan ausübt.

Ein andres Institut von großer Wichtigkeit ist die Staatsdruckerei, die sogenannte Insatsu Kyoku, in der, außer den Drucksachen, auch das Papiergeld des Landes hergestellt wird. Die Arbeitsräume sind wundervoll ausgerüstet, aber noch mehr zu bewundern ist die Geschicklichkeit der Arbeiter. Die Reproduktion verschiedener alter Stiche, Radierungen und Aquarelle auf mechanischem Wege ist ein Triumph der Kunst; und die Luxusausgaben der alten japanischen Meister sind einzig in ihrer Art. Wie ich bereits sagte, sind Handfertigkeit und die Fähigkeit des Kopierens nationale Gaben, und während meiner wiederholten Besuche in den Werkstätten, Fabriken und Bauhöfen haben diese Charakterzüge den meisten Eindruck auf mich gemacht. Oft kehrte ich zu dem neuen Handelsmuseum zurück, wo man sich ein Urteil darüber bilden kann, was Japans Produktion auf diesem Gebiete in Zukunft sein wird. Bereits gibt es einige Zweige, in denen die Japaner uns sehr nahekommen, wo nicht überflügeln. In der Erzeugung billiger Artikel sind sie uns sicher schon voraus; und gewöhnliche Kaliko- und Baumwollwaren haben die Zufuhr aus Manchester nicht nur für die Bedürfnisse des Landes ersetzt, sondern sie monopolisieren fast den Markt von Korea und werden in großen Mengen nach China und ganz Ostasien exportiert. Auch billiges Porzellan wird in beträchtlichem Umfang fabriziert und ebenso Tuch, Filz und Lederwaren jeder Art. In dem Museum findet man Proben der verschiedenen einheimischen Industrien, und wenn die Qualität manches zu wünschen läßt, sind doch die Preise so niedrig, daß der Kunde imstande ist — wie dies alle Orientalen gern tun —, stets etwas Neues zu kaufen. Ohne Frage werden die großen Firmen von Tokio und Osaka innerhalb einer sehr kurzen Zeit die erfolgreichen Konkurrenten von Manchester und Birmingham und der europäische Handel des Ostens zumeist in den Händen von Japan sein.

Indem ich von Tokios bemerkenswertesten Anstalten spreche, endige ich mit der, mit der ich hätte anfangen sollen: dem Arsenal, in dem die berühmte San-ju-nen Shiki, „Japans siegreiche Waffe", verfertigt wird. Gewehre, Kanonen, Heerwesen und Schlachten liegen außerhalb meiner Sphäre; aber ich konnte nicht umhin, den Charakter allerjüngsten Datums in Tokios militärischer Ausrüstung wahrzunehmen. Nicht nur zeugen die Kasernen von vollkommener Ordnung und Reinlichkeit, auch die Kadettenhäuser und Militärschulen sind ausgezeichnet organisiert und verlangen ernste Arbeit in jedem Betracht. Soldaten und Offiziere machen gleicherweise Eindruck durch ihr hübsches Aussehen, ihre vortreffliche Equipierung und ihren Geist der Disziplin; und eindrucksvoller noch sind die Lebhaftigkeit und unermüdliche Tätigkeit, die sie zeigen. Ihre Ausdauer und Leistungsfähigkeit werden, wie mir scheint, von keiner andern Armee übertroffen.

Wenn man mich schließlich bäte, die Sehenswürdigkeiten Tokios herzuzählen oder zu raten, was davon und besonders wie Tokio überhaupt gesehen werden sollte, so würde ich bis zu einem gewissen Grade von den allgemein rezipierten Angaben der Reisehandbücher abweichen. Anstatt die Aufmerksamkeit auf die Vergangenheit zu lenken, würde ich mich mehr mit der Gegenwart beschäftigen; anstatt nur die Denkmäler entschwundener Zeiten zu beschreiben, würde ich auf die modernen Institute der Hauptstadt hinweisen; anstatt in den alten Friedhöfen von den Shogunen und Ronins zu träumen, würde ich einiges Interesse für die Schulen, Fabriken und Kasernen erwecken. In der Tat: anstatt bei dem zu verweilen, was tot ist, würde ich das studieren, was geboren werden soll oder bereits lebendig ist. Und also wird die erste Enttäuschung darüber, daß man das erwartete fröhliche Feenland vermisse, sich in Interesse für die ernsthafte Wirklichkeit verwandeln. Die Reisenden würden dann mehr Vorteil ziehen und weniger Zeit verlieren, wenn sie von vornherein auf Tokio vorbereitet wären, nicht, wie es einst gewesen sein mag, wie wir es uns der Beschreibung nach einbilden, sondern wie es sich im letzten Viertel eines Jahrhunderts entwickelt hat. Um die Vergangenheit heraufzubeschwören oder verklungene alte Traditionen zurückzurufen, sollte man in Naras heiligen Hainen oder vor Nikkos verborgenen Schreinen zaudern; bei der Ankunft in Tokio und Osaka jedoch erwacht man zur Wirklichkeit der neuen Zeit, und die Träume müssen der harten Arbeit des Lebens Platz machen. Nach der ersten Enttäuschung, die das heutige unkünstlerische und ziemlich unzusammenhängende Aussehen der Stadt verursacht, wird die Geschäftigkeit ihrer Bewohner nicht verfehlen, Eindruck zu machen; und wenn das Widerstreben erst einmal überwunden ist, das der prosaische Anblick hervorruft, in dem Altes und Neues sich unterschiedslos mischen, dann fängt man an, die unermüdliche Arbeit zu verstehen und zu schätzen, durch die all dieser Wechsel bewirkt worden ist.

Ich würde meinen Freunden raten, wenn sie können, für den Besuch von Tokio eine günstige Jahreszeit zu wählen. Wo möglich sollten sie um die Mitte des Frühlings kommen, wenn die herrlichen Wälder und schattigen Haine belaubt sind, wenn die Obstgärten in Blüte stehen und die Blumen-

gärten in Üppigkeit prangen. Oder im Herbste, wenn das Laub sich zu färben beginnt, wenn die Ahornbäume wie Feuer auf den Hügelseiten glühen und der Seewind die gelben Blätter der Birken in goldnen Schauern umherstreut. Der Aufenthalt dort, wenn die Schönheit der Natur den Zenith erreicht in ihrer wundervollen Harmonie von Farbe und Umriß, die schließlich Japans vornehmster Zauber ist, läßt einen vergessen, was die Zeit zerstört und die Zivilisation vernichtet hat, entschädigt für so manchen Reiz, der unwiederbringlich dahin ist. Um jene Zeit des Jahres bieten die verschiedenen Vorstädte entzückende Erholungsplätze für die Mußestunden des Reisenden; und einige der alten Monumente, auch wenn sie als Kunstwerke keinen großen Wert haben, bilden, von einer reichen Vegetation umgeben, ein vollendetes tout ensemble. Diejenigen, welche den Vorzug haben, den Palast des Mikado betreten zu dürfen, und vielleicht eine Einladung zu der berühmten kaiserlichen Chrysanthemumfestlichkeit erhalten, werden über der Schönheit der Gärten um diese Jahreszeit die Bescheidenheit der Gebäude und die Einfachheit des Innern vergessen; und obwohl die glänzenden Farben der gestickten „Kimonos", wie die Hofleute sie ehemals trugen, durch den schwarzen Frack ersetzt worden sind, strahlen die Chrysanthemen doch noch in alter Pracht.

Ich kann nicht eindringlich genug meinen Ratschlag wiederholen, an den ernsteren Faktoren des Lebens Anteil zu nehmen. So bald als möglich nach der Ankunft beobachte und studiere man, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bietet, das alltägliche Treiben einer der am meisten fortschreitenden jungen Nationen, wie es sich vor dem Fremden entfaltet. Man beschränke sich nicht auf die Besuche der Sehenswürdigkeiten; außer den Museen besichtige man einige Schulen, und anstatt den Pagoden von geringem Kunstwert nachzujagen, gehe man in die Werkstätten. Besonders sehe man sorgfältig auf die Arbeit als solche und bilde sich nach seinen persönlichen Erfahrungen sein Urteil. Auch würde ich empfehlen, sich Einführungen an die Leiter der großen Firmen, die Direktoren der Eisenbahnen und Schiffahrtsgesellschaften, überhaupt an alle die zu verschaffen, die an der Spitze von Tokios sozialen Bewegungen stehen. Man spreche in den Ministerien vor und versäume nicht, die Führer der verschiedenen Parteien kennen zu lernen, die man über politische Dinge erstaunlich gut unterrichtet und im allgemeinen sehr interessant finden wird. Auch einigen der Parlamentssitzungen sollte man beiwohnen, ebenso einer oder der andern öffentlichen Versammlung und Zusammenkunft von Aktionären. Kurz, mein letztes Wort würde sein: man komme nicht mit dem Gedanken hierher, müßig zu gehen, sondern zu studieren, und in diesem Falle mag man Tokio zwar nicht für eine hübsche Stadt halten, aber man wird unzweifelhaft eingestehen müssen, daß es eine der interessantesten Städte in der ganzen weiten Welt sei.

Wenn Japan sich als ein sehr geschickter Schüler des Westens erwiesen hat, so kann der Westen seinerseits heute viel von Japan lernen. In dieser Hinsicht könnte nichts uns besser belehren als die kaiserliche Hauptstadt Tokio.

Die neue Machtverteilung am Stillen Ozean.

Von

E. Fitger.

Der Stille Ozean ist trotz seiner Größe ein abgeschlossenes Gewässer. Seine breite Verbindung mit dem antarktischen Meere kommt für Politik und Strategie so wenig in Betracht wie für den Verkehr; auch die Behringstraße nicht. Zugänglich ist er bis jetzt nur von der Südspitze Amerikas und vom Sundaarchipel und Australien her; aus dieser Richtung allerdings durch eine Anzahl Straßen (Straße von Malakka, Sundastraße und mehrere weniger besuchte Wege zwischen den holländischen Inseln), endlich südlich um Neuholland herum. In diesem riesigen Gewässer war England lange Zeit Alleinherrscher. China entwickelte niemals eine für Europa wahrnehmbare Macht zur See, Japan erst in unsern Tagen. Als England anfing, sich in den pazifischen Gewässern zu entfalten, war Spaniens Seemacht bereits gebrochen; die aus seinen Kolonien entstandenen Staaten haben es niemals zu einer Macht gebracht, die neben der englischen genannt werden könnte. Auch das Erscheinen der Vereinigten Staaten am Stillen Ozean änderte zunächst noch nichts an der Sache. Sie erwarben 1848 Neukalifornien und 1850 Altkalifornien. Der Überlandweg von New York nach San Francisco schien damals noch unüberwindlich. Darum nahmen die in die Ferne blickenden Amerikaner sogleich die Herstellung einer Wasserstraße vom Atlantischen nach dem Großen Ozean in Aussicht; sie schlossen mit England 1850 den Clayton-Bulwer-Vertrag über die Erbauung des Nicaraguakanals für gemeinschaftliche Rechnung. Er ist niemals zur Ausführung gelangt. Differenzen mit England, dann der Bürgerkrieg und endlich die Entstehung der Pacificeisenbahnen drängten das Projekt in den Hintergrund. Der Besitz der Westküste veranlaßte die Amerikaner noch nicht zu einer erheblichen Machtentfaltung.

Noch weniger hatte bis 1860 Rußland für die pazifischen Gewässer zu bedeuten. Seit dem 17. Jahrhundert war es an den ostasiatischen und nordwestamerikanischen Küsten erschienen, doch war dort nur etwas zu holen

für Pelzjäger, Walfischfänger und Robbenschläger. Auch als 1858 mit der Amurprovinz die Mündung des Amur in seine Hände kam, fehlte noch die Möglichkeit einer wirtschaftlichen oder politischen Entwicklung, denn der Haupthafen Nikolajeff ist von Ende November bis Ende Mai durch Eis geschlossen. Erst die Gewinnung der Küstenprovinz im Jahre 1860 verschaffte den Russen Wladiwostock, das, wenn auch ebenfalls mehrere Monate durch Eis versperrt, zu einem Kriegshafen werden konnte. Daran ist denn jahrzehntelang gebaut worden, zum wachsenden Mißvergnügen Englands und Japans.

Die erste große und folgenschwere Wendung trat mit der Erschließung Japans für die europäische Kultur ein, wozu 1868 durch den Sturz des Schoguns und die Wiederherstellung der Macht des Mikado die Vorbedingung geschaffen wurde. Seitdem hat das Inselreich sich durch europäische Einflüsse mit staunenswerter Geschwindigkeit entwickelt. Wirtschaftlich glaubt es auf Grund seiner eigenen Industrie jetzt reif zu sein, die Europäer und Amerikaner zurückzudrängen. Militärisch ist es imstande, es mit der gewaltigen russischen Großmacht aufzunehmen. Politisch ist es für alle pazifischen Verhältnisse ein Faktor allerersten Ranges geworden. Seine Meisterprüfung hat es im Kriege gegen China abgelegt, der wohl noch nicht so schnell eingetreten sein würde, wenn Rußland nicht zum Bau der *südsibirischen Eisenbahn* geschritten wäre. In der Tat, dies ist der Stein, der die ganzen ostasiatischen Angelegenheiten ins Rollen gebracht hat.

Und doch kann man sehr wohl verstehen, weshalb Rußland sich dazu entschloß. Die Besiedlung Südsibiriens, soweit es wegen des Klimas überhaupt kulturfähig ist, mit dem Überschuß der russischen Bevölkerung war eine wichtige kolonisatorische Aufgabe. Noch bedeutungsvoller erschien den russischen Staatsmännern, mit einem Schienenstrange die ostasiatische Küste zu erreichen und der wachsenden Macht Japans ein Gegengewicht zu geben. Über die Unfähigkeit Chinas in militärischen wie in wirtschaftlichen Dingen ist man in Petersburg sehr gut unterrichtet gewesen. Es kam darauf an, rechtzeitig zur Stelle zu sein, ehe Japan dort eine große Erbschaft antrat, die, einmal in seinem Besitze, ihm schwer wieder streitig gemacht werden konnte. Finanziell mußte die sibirische Eisenbahn auf absehbare Zeit schwere Verluste bringen. Wirtschaftliche Vorteile konnten diese nicht aufwiegen. Die Unternehmung verdankt daher politischen Beweggründen ihre Entstehung. Es handelte sich um Ostasien. Im März 1891 befahl der Zar den Bau der südsibirischen Eisenbahn; er wurde schon wenige Monate darauf begonnen: ein Werk von 7600 Kilometern, dem selbst der nordamerikanische Eisenbahnbau nichts an die Seite zu stellen hat. Von Tscheljabinsk, der Station östlich des Uralgebirges, bis Omsk war der Bau schon im August 1895 vollendet. Eifrig wurde weitergebaut; auch von Osten her, von Wladiwostok, nordwärts nach Chabarowsk am Amur wurde gleichzeitig begonnen, und auch dort konnte man die erste Teilstrecke schon im Oktober 1895 eröffnen. Die anfängliche Absicht war, daß die Bahn, vom Westen kommend, den Baikalsee südwestlich umfassen, dann über Werchne—Udinsk und Tschita nach Nertschinsk an der Schilka gehen und von hier aus dem linken Ufer dieses Stromes, dann dem

linken, also russischen Ufer des Amur folgen solle bis Chabarowsk, um von hier aus sich — immer auf russischem Boden — scharf nach Süden, nach Wladiwostok, zu wenden. Es kam anders.

Den japanischen Staatsmännern war die ganze Unternehmung nicht entgangen, auch nicht hinsichtlich ihrer militärischen Bedeutung und ihrer politischen Beweggründe. Japan legte sich die Frage vor, ob es abwarten solle, bis eine bequeme, nutzbare Bahnverbindung von Moskau und Petersburg nach Wladiwostok hergestellt sei. Es mußte sich sagen, daß bei der auch ihm wohlbekannten Schwäche Chinas die Kosaken dann leicht die Mandschurei überschwemmen und sich sogar Pekings bemächtigen könnten, sei es nun zu dauerndem Besitz oder — was fürs erste weit wahrscheinlicher — nur zur Einschüchterung der chinesischen Regierung. Ja, die bloße Möglichkeit, daß russische Truppen die wehrlose chinesische Hauptstadt einnähmen, mußte die Mandarinen im Tsung-li-Yamen zu gehorsamen Dienern Rußlands machen. Japan entschloß sich, dem zuvorzukommen und sich auf dem asiatischen Kontinent festzusetzen, ehe der russische Adler die Mandschurei in den Bereich seines Fluges gezogen habe. Daraus ist der japanisch-chinesische Krieg hervorgegangen. Ein Vorwand war bald gefunden. Korea nahm seit langer Zeit eine ungewisse Stellung zwischen China und Japan ein. Beide Reiche beanspruchen eine Art Obergewalt über das sonderbare, schwache, im Altherkömmlichen verstockte Land, dessen Königin damals die Gewalt innehatte und sich auf China stützte, während der Vater des Königs ein Parteigänger Japans war. Innere Unruhen veranlaßten 1894 die Königin, chinesische Hilfe zu erbitten, die auch geleistet wurde. Japan sah sich zum Protest bewogen und sandte Truppen nach der Hafenstadt Tschemulpo, die alsbald auch den königlichen Palast in der Hauptstadt Söul beschossen. Darob kam es zu Feindseligkeiten.

Es ist von der größten Bedeutung, wie sich hierbei die europäischen Mächte verhielten. Den Engländern war es im höchsten Grade unangenehm, daß China angegriffen wurde und voraussichtlich seine Macht aus der Verwicklung geschwächt hervorging. Es erblickte auch damals in Rußland die in Ostasien bedrohlich aufsteigende Potenz; die Vollendung der sibirischen Eisenbahn mußte, so schien es, Rußland ein großes Übergewicht in Ostasien geben. Daher neigte sich England auf die chinesische Seite, um den Moskowitern ein Gegengewicht zu geben. Lord Rosebery, der damalige Leiter der auswärtigen Politik Englands, regte eine internationale Konferenz zur Verhinderung des Krieges an. Damit fand er aber bei Rußland keinen Anklang. Dieses sagte sich offenbar, daß es ihm nicht schaden könne, wenn sich die beiden ostasiatischen Mächte gegenseitig schwächten; es werde schon Gelegenheit finden, seinen Vorteil zu wahren. Frankreich trat ihm selbstverständlich bei, und auch die andern Mächte nahmen den Konferenzgedanken ungünstig auf. Der Krieg nahm seinen Lauf. Japan entfaltete zu Lande wie zur See eine ungeahnte Überlegenheit; China war nur noch eine kriegerisch angemalte Kulisse. Im April 1895 schloß man den Frieden von Shimonoseki, der den Japanern Korea, die Halbinsel Liaotong und die Pescadoresinseln einbrachte.

Wäre der Frieden in Kraft getreten, so hätte Japan seinen Zweck erreicht. Es hätte eine bedeutsame Position auf dem Festlande gewonnen und die Russen vom Golf von Petschili in der Gelben See abgedrängt; es hätte auch die Straße von Korea, wo das Inselreich empfindlich ist, unter seine Herrschaft gebracht. Da jedoch vollzog sich ein ausgesprochener Wechsel in der Stellung der europäischen Großmächte — England erkannte die Hilflosigkeit Chinas und die aufsteigende Macht Japans. Nun erblickte es in Japan eine viel bessere Instanz, um Rußland einen Damm entgegenzusetzen. Es tat jetzt alles, um den Japanern ihren Siegespreis zu sichern. Umgekehrt Rußland. Es verdankte den Japanern die vollständige Zertrümmerung der chinesischen Macht, wollte aber keineswegs dieses unerwartet kräftige Reich eine Stellung auf dem Kontinent gewinnen sehen. Daher trat es dem Frieden von Shimonoseki entgegen und fand dabei die Unterstützung Frankreichs und Deutschlands. Ohne daß England es hindern konnte, wurde Japan gezwungen, alle Eroberungen auf dem Festlande fahren zu lassen und sich mit den Pescadores, Formosa und einer erhöhten Kriegsentschädigung zu begnügen. Japan hatte noch keine Lust zu einem umfassenderen Kampfe; die Gegnerschaft Rußlands, Frankreichs und Deutschlands war ihm zuviel. Es zog vor, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten.

Am ersten machte sich Rußland für seine den Chinesen geleisteten Dienste bezahlt. Es verlangte — wann, das ist nicht recht bekannt geworden — die Erlaubnis, die sibirische Eisenbahn durch die Mandschurei nach Wladiwostok zu führen. Diese Trace ersparte ihm den weiten Weg am Nordufer des Amur entlang. Vom Übergang der Bahn über den Argun (den Oberlauf des Amur) bei Nertschinsk-Hütte oder Zarutschaitujewsk konnte man über Charbin am Sungaristrom in ziemlich gerader südöstlicher Richtung auf Wladiwostok losgehen. Wichtiger als das war wohl die Möglichkeit, sich in der Mandschurei allmählich festzusetzen. Die chinesische Regierung wußte sich in ihrer Schwäche nicht anders zu helfen, als die verlangte Konzession zu erteilen und außerdem zu erlauben, daß der Bahnbau von Kosakenpiketts bewacht wurde. Die Russen machten sich ans Werk. Mit allem Eifer wurde die Trace festgestellt und alsdann der Bau begonnen. Daß eine unter so fremdartigen Verhältnissen vor sich gehende Unternehmung viel Lehrgeld erforderte, daß z. B. Überschwemmungen auf weite Strecken, angeblich 100 Kilometer, den anfänglich unzureichend ausgeführten und mit ungenügenden Wasserdurchlässen versehenen Bahndamm wieder fortrissen, kann nicht wundernehmen. Im übrigen zeigten sich die Russen von ihrer besten Seite. Die Bewachungsmannschaften bestanden aus auserwählten Leuten, die in musterhafter Ordnung gehalten wurden. Alle Einkäufe wurden bar bezahlt, und bald fanden die Einwohner, daß Geld unter die Leute kam, und daß sich mit den Eindringlingen sehr wohl leben ließ. Die tatsächliche Autorität in den vom Bahnbau berührten Gegenden ging bald von den machtlosen Mandarinen auf die Russen über. Die englischen Zeitungen verzeichneten den Wandel der Dinge mit der herkömmlichen Indignation und stachelten ihre Regierung zu Abwehrungsmaßregeln auf. Allein, da diese sich damals isoliert fühlte, so geschah nichts.

Im Herbst 1897 wurden zwei deutsche Missionare in China ermordet. Die Reichsregierung, die im selben Jahre die chinesische Küste hatte untersuchen lassen, sandte Kriegsschiffe nach der Bucht von Kiautschou und ließ sie besetzen. Die chinesische Regierung, zu einer Verständigung ganz bereit, gewährte eine Genugtuung, verpachtete den Deutschen die Bucht mit einem ganz kleinen umliegenden Ufergebiet auf 99 Jahre und gewährte ihnen die Anerkennung der Provinz Schantung als Interessensphäre. Das schien andern Mächten ein Anzeichen, daß China zur Aufteilung kommen werde. Rußland erlangte die Verpachtung von Port Arthur und Talienwan auf der Halbinsel Liaotong auf 25 Jahre, worauf England das gegenüberliegende Weihaiwei nahm, von dem man sich damals eine große Zukunft als Kriegshafen versprach; inzwischen ist es als wertlos erkannt worden. Frankreich benutzte seine Besitzung in Tongking, um im Süden von China festen Fuß zu fassen. Man glaubte damals, es werde die Insel Hainan nehmen, doch begnügte es sich mit der Bucht Kwangschou. Selbst Italien hielt seine Zeit für gekommen und besetzte die Sammun-Inseln südlich von der Mündung des Yangtsekiang, hatte aber nicht den Mut, dies gegen die Weigerung Chinas durchzufechten. Im Anschluß daran teilten die fremden Völker China hinsichtlich des Eisenbahnbaus gleichsam unter sich auf. In Peking vergab man willenlos Konzessionen aller Art, doch ist noch sehr wenig davon in Angriff genommen. Es kamen andre Ereignisse dazwischen.

Seitdem Kalifornien und Oregon in den Besitz der Vereinigten Staaten übergegangen waren, erweiterten diese ihre Herrschaft am Stillen Ozean 1867 durch Ankauf Alaskas von den Russen; 1897 griffen sie zum erstenmal über den Weltteil Amerika nach Westen hinaus, indem sie Hawaii, das von 1893—1897 ein kurzes Dasein republikanischer Selbständigkeit geführt hatte, ihrem Reich einverleibten. Das gab schon einige Reibereien mit Japan, das für seine Untertanen Gleichberechtigung mit andern Fremden verlangte, während die Vereinigten Staaten sie wie Chinesen behandelten. Japan schwieg indes still; es blickte nach einer andern Seite. Der Krieg zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten brachte im August 1898 die Philippinen in die Gewalt des Siegers. Nach langem, hartem Kampfe brachten die Amerikaner die Filipinos unter ihre Botmäßigkeit. Sie schufen sich dadurch einen Fußpunkt für ihr Auftreten am Westgestade des Stillen Ozeans, wie keine europäische Macht ihn besitzt. Bei mehr als einer Gelegenheit haben sie feierlich verkündet, daß die Philippinen nicht nur ein bedeutsames Feld für den amerikanischen Handel sein sollen, sondern auch eine Position, um den berechtigten Einfluß der Vereinigten Staaten auf die ostasiatischen Angelegenheiten zu sichern. Von den Karolinen und Mariannen nahmen sie die Insel Guam, die beste dieses Archipels ganz kleiner Eilande, während hernach Deutschland den Rest durch Kauf erwarb. Doch so bedeutsam man auch den Gewinn der Philippinen und Hawaiis für die Vereinigten Staaten ansehen mag, er wird weit in Schatten gestellt durch die Erbauung des Panamakanals. Der Krieg mit Spanien hatte gezeigt, wie wichtig eine Wasserstraße zwischen den beiden Ozeanen sein mußte, die ihrem Eigentümer gestattete, seine

Flotte kurzerhand von einem Gewässer ins andre zu senden. Der Kaiser-Wilhelm-Kanal kann sich damit nicht messen, weil er nur eine zweitägige Dampferfahrt erspart; die amerikanische Kunststraße kürzt den Weg von San Francisco nach New York um etwa anderthalb Monate ab. Wenn die Philippinen und Hawaii ausgenutzt werden sollten, wenn Nordamerika eine pazifische Politik im großen Stil treiben wollte, so mußte der Kanal geschaffen werden und in der Hand der Vereinigten Staaten sein. Gleich nach dem Frieden mit Spanien wurden die Verhandlungen mit England aufgenommen. Der Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850 bezog sich auf jede künstliche Wasserstraße durch Mittelamerika. Mochte es sich um Panama oder Nicaragua handeln, sie sollte gemeinsam von beiden hergestellt und verwaltet werden. Nun drängten die Amerikaner darauf hin, daß der Kanal gebaut werde. England war bereit, ihnen die Ausführung zu überlassen, wenn seine eignen Rechte für Kriegs- und Friedenszeiten anerkannt würden, wenn auch die Amerikaner ihn nicht befestigen dürften, wenn er vielmehr nach Art des Suezkanals neutralisiert würde und die andern Mächte eingeladen würden, einen internationalen Vertrag darüber, wie beim Suezkanal, zu unterzeichnen. Amerika sollte allerdings das Recht haben, zur Sicherung seiner Interessen Maßnahmen zu treffen, die ihm geeignet scheinen möchten. Selbst diese kautschukartigen Bestimmungen genügten den Amerikanern nicht. Der im Februar 1900 über den Bau des Nicaraguakanals abgeschlossene Vertrag, nach seinen beiden Urhebern der Hay-Pauncefote-Vertrag genannt, wurde vom Senat mit großer Mehrheit abgelehnt. England war anfangs sehr indigniert, willigte indes hernach in die einfache Aufhebung des Clayton-Bulwer-Vertrags ein und sicherte sich nur seine Rechte in Krieg und Frieden am Kanal. Im übrigen kann Nordamerika nun mit diesem machen, was es will; es kann ihn auch befestigen; die andren Nationen haben keine Rechte an ihn. Die französische Panamagesellschaft war durch diese Dinge, namentlich durch die Aussicht auf einen Konkurrenzkanal durch Nicaragua, mürbe gemacht und willigte endlich in einen Verkauf ihrer sämtlichen Interessen an dem von Lesseps begonnenen, schmählich verkrachten und nur mit Mühe stockend weitergeführten Panamaunternehmen. Der Kongreß beschloß, den Nicaraguaplan fallen zu lassen, und bewilligte die Gelder für den Panamakanal. Dabei sollte eine hohe Entschädigung für die Republik Colombia abfallen. Diese glaubte noch weit mehr herauspressen zu können, verlor aber alles, weil sich — unstreitig unter kräftigster Mithilfe von amerikanischer, wenn auch nicht offizieller Seite — die kleine Provinz Panama im Jahre 1903 unabhängig machte. Besseres konnte den Amerikanern gar nicht passieren. Diese Republik besteht nur von der Gnade der Vereinigten Staaten und ist diesen willenlos unterworfen.

Die Bedeutung des Panamakanals wird in Europa meist noch unterschätzt; wer vorzugsweise wirtschaftlich denkt, pflegt zu demonstrieren, daß er eine Wegabkürzung eigentlich nur nach der Westküste Amerikas schaffe, wohin kein lebhafter Verkehr herrsche, und deren Massenartikel, Salpeter und Getreide, den Kanal wegen seiner hohen Gebühren gar nicht benutzen würden. Das gilt wohl für Europa. Der Schwerpunkt liegt aber darin, daß die Amerikaner

die hauptsächlichsten Wegabkürzungen genießen werden. Jetzt ist New York, um nach Hongkong zu fahren, auf den Suezkanal angewiesen, und da ist sein Weg länger als derjenige von London oder Hamburg. In Zukunft werden seine Schiffe durch den Panamakanal fahren und sich eines solchen Gewinnes erfreuen, daß sie einen kürzeren Weg haben als die von London oder Hamburg, die auf den Suezkanal angewiesen bleiben. Je weiter nach dem Norden Ostasiens hinauf, desto mehr ist das der Fall; denn um so länger wird der Weg von Europa, um so kürzer der von Nordostamerika. Auch für Sidney trifft es zu und noch mehr für Neuseeland. Die Handelschancen Amerikas steigen also auf Kosten Europas ganz bedeutend. — In strategischer Beziehung ist festzustellen, daß die Amerikaner nach Eröffnung des Kanals viel schneller als irgendeine andre Macht ihre Flotte in den Stillen Ozean werfen können; selbst an dessen Westgestade kann sie schneller erscheinen als die englische. Jeder andern Macht können sie den Kanal leicht sperren, sei es durch Verbot der Passage, sei es durch Landbefestigungen, sei es durch Sprengung der Schleusen; in letzterem Falle hört der Kanal allerdings auf, den Amerikanern selbst Dienste zu leisten. England hat eine Chance mehr als jede andre Macht; es kann durch seine starke Flotte den Amerikanern den Weg von Newport News nach dem Kanal verlegen. Am stärksten dürften die Japaner empfinden, welch eine Kriegswaffe den Amerikanern aus dem Kanal erwachsen kann.

Wir müssen zunächst auf die ostasiatischen Ereignisse zurückgreifen. Der traurige Bankrott des chinesischen Staatswesens im Kriege mit Japan hatte eine Reformpartei geschaffen, die viel stärker aussah, als sie war, weil sie naturgemäß sehr für Bekanntwerden ihrer Bestrebungen in Europa sorgen konnte. Sie hatte wenig hinter sich, erlangte aber einige Bedeutung, weil sich der Kaiser Kwang-sü ihr anschloß. Das gereichte ihm aber nur zum Verderben, denn seine Tante, die langjährige Regentin, die eifrig das Altchinesentum vertrat, nahm alle Macht wieder an sich und drückte ihn zu einem kläglichen Schatten herab. Aus Regierungskreisen begünstigte man eine volkstümliche Hebung der Wehrkraft durch Turn- und Kriegervereine, die sogenannten Boxer. Es entstand eine ausgesprochen fremdenfeindliche Bewegung, der im September 1898 die meisten Reformparteiler zum Opfer fielen. Sie kam aber damit noch nicht zum Stillstand. Mehr und mehr ließen die Boxer ihre Wut an den zum Christentum bekehrten Chinesen aus, und da die Regierung sie nicht zu zügeln verstand, vielleicht auch gar nicht beabsichtigte, so vergriffen sie sich 1900 auch an den Fremden. Die fremden Gesandtschaften ließen kleine Schutztruppen nach Peking kommen, was jedoch die Ermordung des deutschen Gesandten v. Ketteler am 18. Juni 1900 nicht hinderte. Nun schritten die fremden Mächte zur Gewalt; ihre Kriegsschiffe besetzten die Forts an der Mündung des Peiho, und die chinesische Regierung erwiderte diese Maßregeln mit feindlicher Absperrung des Weges von Tientsin nach Peking. Während der Pöbel in der Hauptstadt die fremden Gesandtschaften belagerte, drang eine kombinierte Fremdenmacht unter großen Schwierigkeiten nach Peking vor. Von da ab wurde allmählich der niemals heftige chinesische

Widerstand bewältigt. Unterdessen überschritten russische Abteilungen den Amur und besetzten die von den Eingeborenen und von chinesischen Truppen verteidigte Mandschurei. In dem Augenblick, als der zum Oberbefehlshaber der internationalen Truppen bestimmte Feldmarschall Graf Waldersee in China eintraf, entzogen sich die russischen Truppen durch Abmarsch aus Peking seinem Befehl.

Damit beginnt die russische Sonderpolitik. Nach den russischen Zeitungen sah sich die moskowitische Macht als einen ganz besonderen Freund Chinas an; weit besser als die Westeuropäer verstehe sie die Asiaten zu nehmen. Der weiße Zar sei der eigentliche Beschützer des Bogdychan. Während nun nach vollbrachter Pazifikation Nordchinas die andern Truppen bis auf kleine Piketts in die Heimat zurückkehrten, blieben die russischen in der Mandschurei. Die chinesische Regierung hatte schon vor Ausbruch der Boxerunruhen eingewilligt, daß die sibirische Eisenbahn nicht bloß bis nach Wladiwostok, sondern von Charbin durch eine Zweigbahn auch nach Dalny und Port Arthur weitergeführt werde. Im übrigen wurde eine Räumung der Mandschurei stets in Aussicht gestellt; auch wurden mehrmals Verträge darüber zwischen den russischen Generalen und dem chinesischen Gouverneur vereinbart, doch gelang es regelmäßig den Engländern und Japanern, die Regierung zu Peking zu bewegen, die Ratifikation zu versagen.

Es ist in jedermanns Gedächtnis, wie aus dieser Situation der Krieg hervorgegangen ist. Japan verlangte stets dringender den Abzug der russischen Truppen aus der Mandschurei. Rußland erklärte im allgemeinen stets seine Bereitwilligkeit, ließ es aber nie zur Ausführung kommen. Man nahm in Westeuropa an, daß es nur Zeit gewinnen wolle, um seine Position immerfort zu verstärken. Betreffs Port Arthurs ist ihm das auch gelungen. Dieser von Natur stark befestigte Hafen ist nach der Landseite durch einen mächtigen Gürtel von Forts gedeckt, so daß er eine halbjährige heftige Belagerung hat aushalten können. Im übrigen war Rußland keineswegs genügend vorbereitet; es hat augenscheinlich nicht an den baldigen Ausbruch des Krieges geglaubt, während die Japaner erzbereit waren. Zu Lande und zur See entfalteten sie eine starke Überlegenheit. Bis jetzt, am Jahresschluß, haben sie die Russen zu Lande bis nahe vor Mukden zurückgetrieben und zur See das ostasiatische Geschwader vernichtet. Port Arthur, das sich mit bewundernswerter Tapferkeit gehalten hatte, hat am Neujahrstage die Übergabe eingeleitet. In Wladiwostok liegen noch zwei Kreuzer. Indessen dampft das baltische Geschwader, für dessen Reise die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen sind, langsam ostwärts. Vor März kann es nicht die japanischen Gewässer erreichen.

Über die Wahrscheinlichkeit des Sieges der einen oder der andern Macht sollen hier keinerlei Spekulationen angestellt werden. Die Viktoria hat die Hände frei; sie kann ihren Kranz nach rechts wie nach links werfen. Augenscheinlich wird eine Niederlage Japans gegenüber diesem Geschwader alle seine Siege wettmachen und den ganzen Krieg zu Rußlands Gunsten beenden. Die

Verbindung zwischen dem Inselreich und den Feldtruppen wird aufgehoben, und die russischen Schiffe können das häfenreiche Land von der Seeseite her bedrohen. Jede verteidigte Stadt kann bombardiert werden; auch die Hauptstadt ist den russischen Schiffskanonen ausgesetzt. In einem solchen Falle wird Rußland wohl nur zum Frieden schreiten, wenn es reine Bahn machen kann. Der natürliche Siegespreis dürfte die vollständige Vertreibung der Japaner vom Festlande und der Übergang der Mandschurei und Koreas in Rußlands Hände sein. Man darf annehmen, daß Rußland sich für die Zukunft sicherstellen und der Möglichkeit, von einem erholten Japan angegriffen zu werden, vorbeugen wird. Die so glänzend eröffnete Rolle Japans wird dann für längere Zeit ausgespielt sein; es wird eine Macht zweiten Ranges werden. Allerdings hat es das Bündnis mit England, und diese Macht hat ein brennendes Interesse daran, Japan vor gänzlichem Untergang zu bewahren. Solange die Macht Rußlands drohend dasteht, ist Japan immer der natürliche Verbündete Englands; dieses würde seine Kriegsscheu, die immerfort von Rücksichten auf Indien, Afghanistan und Persien lebendig erhalten wird, vermutlich überwinden, um in ostasiatischen Angelegenheiten eine Macht zu wissen, auf die es sich stützen könnte. Allein, dabei ist auch das russische Bündnis mit Frankreich zu berücksichtigen. Den Franzosen ist der ostasiatische Krieg verhaßt, weil er Rußland für europäische Verwicklungen geschwächt hat. Wenn England Japan beisteht, so sind sie verpflichtet, Rußland Hilfe zu leisten. Ob sie das tun werden, ist schwer zu sagen. Wenn nicht, so ist der Zweibund zerfallen; andernfalls muß man einem westeuropäischen Krieg ins Auge sehen — einer doch immerhin recht unwahrscheinlichen Eventualität. Auch ist es nicht unmöglich, daß die Vereinigten Staaten sich Japans annehmen, um Rußland, dessen zeitweilige Machtentwicklung ihnen sehr unbehaglich war, nicht wieder aufkommen zu lassen. Auch sie sind nicht schnell zum Kriege entschlossen; diplomatische Hilfe in Verbindung mit andern Mächten liegt ihnen näher.

Es ist eine Lebensfrage für Japan, einen solchen Ausgang zu verhüten. Vermutlich wird es alle Kräfte anspannen, um das russische Geschwader zu besiegen, wozu nach dem freimütigen Urteil des russischen Kapitäns Klado seine Aussichten nicht gering sind. Es wird seine Schiffe docken, und soweit es in den zwei bis drei Monaten irgend möglich ist, reparieren lassen. An Geschwindigkeit werden sie den Russen sehr überlegen sein, da diese nach der mehrmonatlichen Reise mit durchaus bewachsenen Böden ankommen und außer in Wladiwostok in ganz Ostasien keine Gelegenheit zum Docken finden werden. Schiffe von verringerter Geschwindigkeit sind sehr dem Gerammtwerden durch schnellere ausgesetzt. Könnte Rußland sein pontisches Geschwader mit dem baltischen vereinigen, so stände es schlecht um die Japaner. Aber noch hält der Vertrag von 1841 den Bosporus und die Dardanellen geschlossen; von dem Gerede, daß Rußland sich nicht daran zu kehren brauche, ist es wieder ganz stille geworden. Es ist also im Bereiche naher Möglichkeit, daß die russische Flottenexpedition fehlschlägt, so daß dann allein die Hoffnung auf den Landkrieg gesetzt werden muß. Dort scheint die Zeit der Verbündete Rußlands zu sein. Von Gewißheit kann indes auch dort keine Rede sein.

Im Fall eines Sieges wird Japan sich vermutlich ebenso für die Zukunft sichern wollen wie Rußland, wenn ihm die Palme zufällt. Als Preis scheint ihm dann Korea samt der Mandschurei, wenigstens deren südlicher Teil, zu winken. Port Arthur, das es schon im Frieden von Shimonoseki gewonnen hatte, wird es um so nachdrücklicher beanspruchen, nachdem es den Platz auch von den Russen errungen hat; ja, das gilt von der ganzen Halbinsel Liaotong. Für den Rest der Mandschurei mag des Dekorums halber ein Schein von chinesischer Herrschaft beibehalten werden. Der Sache nach muß eine unbedingte Gewalt Japans von der Nordostecke Koreas bis zur Südwestecke der Mandschurei als Ergebnis eines Sieges für wahrscheinlich angesehen werden. Wie weit sich dieser Besitz auf den Norden der Mandschurei erstrecken oder wie weit ein Stück China als Puffer eingeschoben bleiben mag, verhüllt sich mehr als andres im Dunst der Zukunft.

So tritt denn die Machtentwicklung Englands und der Vereinigten Staaten als bleibender Faktor der pazifischen Verhältnisse hervor, diejenige Rußlands oder Japans als unsicherer. Und von jenen beiden Mächten ist zurzeit unstreitig England die stärker gerüstete, während die Vereinigten Staaten ihre Kräfte stetig entwickeln dürften, ohne daß die anderweitig so viel beschäftigten Engländer mit ihnen Schritt halten könnten. In seinem Verwaltungsbericht hebt der amerikanische Marinesekretär mit Recht hervor, daß keine Marine im letzten Jahr (1903—04) so viel neue Kriegsschiffe zu Wasser gelassen habe wie die amerikanische. Die Reichhaltigkeit der amerikanischen Geldmittel wie der Umstand, daß man ein starkes Landheer entbehren kann, begünstigen das Wachstum der Flotte. England, das über den weit geringeren Zuwachs der deutschen Flotte so reizbar ist, läßt sich die Steigerung der amerikanischen Seemacht gefallen, ohne ein Wort zu verlieren; augenscheinlich hat es sich darin gefunden, weil es nichts dagegen machen kann. Bleibt die amerikanische Marine bei ihrem Wachstum, so wird sie um die Zeit der Eröffnung des Panamakanals die stärkste Macht am Großen Ozean sein. Auch Japan, selbst im Falle des Sieges durch den Krieg geschwächt, wird nicht mitkommen können. Wie ausgesprochen die Neigung der Vereinigten Staaten, d. h. der jetzt herrschenden und durch die Präsidentenwahl vom 8. November 1904 vollends übermächtig gewordenen republikanischen Partei für eine dominierende Rolle in der Politik des Großen Ozeans ist, das bekundet eine Rede, die der Präsident Roosevelt zu Watsonville (Kalifornien) im Anfang Mai 1903 gehalten hat. Ganz im Sinne der imperialistischen Blätter sprach er von der Stellung der Vereinigten Staaten an diesem sich vor ihm ausbreitenden Gewässer und von der großartigen Weiterentwicklung. Im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts müsse dort der amerikanische Einfluß herrschend werden. Dadurch werde zweifellos der Nation ein großes Maß von Verantwortlichkeit aufgebürdet, sie könne aber nicht groß sein, ohne den Preis für ihre Größe zu zahlen; nur eine feige Nation werde sich weigern, die Last zu tragen. Obwohl dies das Ende der englischen Vorherrschaft ankündigte, schwieg die englische Presse still.

Schon seit dem Beginn russischer Machtentwicklung im Stillen Ozean empfinden die britischen Kolonien Australiens Sorge vor dem Erscheinen fremder Kreuzer vor ihren Häfen und vor der Verfolgung, der die britische Flagge dadurch ausgesetzt sein könnte. Daher haben sie schon auf Grund einer im April 1887 abgehaltenen Konferenz von Vertretern mit dem Ministerium zu Westminster vereinbart, daß gegen einen australischen Zuschuß von 122000 Pfd. Strlg. die Admiralität sich verpflichtet, dem dortigen Geschwader dauernd fünf Schnellkreuzer und fünf Torpedoboote beizugeben. An verschiedenen Punkten, u. a. an der wichtigen Torres-Straße, sollten die Kolonien für Befestigungen und deren Besatzung sorgen, während das Mutterland die Geschütze stellt. Die Gefahr von russischer Seite kann nur durch einen Sieg über Japan erneuert werden. Unterliegt statt dessen Rußland, so muß mit einem Anwachsen der japanischen Macht gerechnet werden, so daß von dieser Seite her eine Bedrohung ausgehen könnte. Mehr als einmal ist darauf hingewiesen worden, daß ein so reicher Besitz wie die Sunda-Inseln in einer so schwachen Hand wie derjenigen Hollands die Japaner wohl reizen könnte. Zahlreiche Stimmen, auch namentlich in England, haben betont, daß ein glänzender Sieg Japans weder militärisch noch politisch, noch wirtschaftlich im Interesse Englands und des übrigen Europa liegen könne. Eine japanische Bevormundung Chinas werde ein großes Übel sein. Mag das auch aufgewogen werden durch den Wunsch, in Ostasien stets einen starken Gegner Rußlands zu haben, so wird doch jenes Bedenken um so wichtiger sein, je vollständiger Japan sich als dominierende Macht entwickelt. Je mehr dieses der Fall ist, um so mehr werden Gegensätze zwischen Japan einerseits und England und den Vereinigten Staaten anderseits hervortreten. Ob diese beiden unter sich immer einig bleiben werden, ruht vollkommen im Dunkel der Zukunft.

Das eine scheint sich allerdings deutlich herauszubilden, daß die Vereinigten Staaten, England und als dritte Macht Japan oder Rußland die drei Körper bilden werden, zwischen denen das pazifische Gleichgewicht zu bilden ist, wobei die Vereinigten Staaten die größten Chancen auf eine zukünftige Vormachtstellung haben dürften. Deutschland und Frankreich müssen weit zurückstehen, weil sie durch die europäische Politik wesentlich gefesselt werden und ihre starken Landstreitkräfte im fernen Osten nicht entwickeln können.

Ein Brief von David Friedrich Strauß.

Mitgeteilt
von
Karl Hampe.

Eine denkende junge Bremerin, Frl. Magdalene Hagendorff, hat im Jahre 1844 an David Friedrich Strauß, dessen „Leben Jesu“ ihr zur Befreiung aus schweren religiösen Kämpfen verholfen hatte, einen Brief gerichtet, in dem sie ihm neben dankbarer Zustimmung einen Rest ungeklärter Bedenken vortrug, deren Behebung sie von ihm erhoffte. Das liebenswürdig-eingehende Schreiben, mit dem Strauß ihr antwortete, in der überzeugenden Kraft der theologischen Darlegungen und in dem künstlerischen Schliff des Ausdrucks ein würdiges Erzeugnis des großen Gelehrten und feinsinnigen Schriftstellers, verdient es wohl, dem Stilleben des Schreibtisches entzogen und weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden. Das Interesse für den Verfasser und der noch heute anregende Inhalt rechtfertigen das in gleicher Weise. — Der Brief spricht für sich selbst und bedarf keiner weiteren Erklärung.

Er lautet:

Geehrtestes Fräulein!

Sie haben mir durch Ihren Brief vom 24. April eine rechte Freude gemacht. Nicht bloß, weil Anklang und Vertrauen zu finden, wo man es nicht erwartete, immer erfreulich ist, sondern auch Ihr Brief selbst in seiner Schlichtheit und Bestimmtheit und das Gemüt, in das er mich blicken ließ, haben mich angesprochen. So wenig ich mir jemals erlaube, andre Personen, zumal Ihres Geschlechts, solange sie sich in den hergebrachten religiösen Ansichten wohlbefinden, darin zu beunruhigen, wie ich sogar bedaure, wenn einzelne, ohne inneren Beruf, sich durch meine Schriften, und was sie davon hören, im Glauben wankend machen und in Gedankenreihen hineinziehen lassen, denen sie nicht gewachsen sind: so sehr freue ich mich andrerseits, wenn ich einmal, auch außer dem Kreise der Gelehrten, und nun gar im andern Geschlechte, einem Kopfe und Gemüte begegne, das es wagen kann, mit mir in See zu gehen.

Sie fürchten — im übrigen ziemlich im reinen — noch einige Prophetenstellen. Mich wundert das gar nicht. In der Finsternis und von ferne hält man wohl einen Weidenstumpf für den Erlkönig. Im Finstern aber tappt leider jeder Nichtgelehrte, der die Propheten liest. Sie lesen sie in Luthers Übersetzung — Ehre dem großen Mann, aber mit den unvollkommenen Hilfsmitteln seiner Zeit, wo die Kenntnis der hebräischen Sprache kaum wiedererweckt war, konnte er wohl etwa die prosaischen Geschichtsbücher, keineswegs aber die höchst schwierigen Propheten durchweg richtig übersetzen. Er sprengte die Felsen, durch welche jetzt, aber erst jetzt, be-

queme Kunststraßen gezogen sind. Ich empfehle in dieser Hinsicht de Wettes Bibelübersetzung, die eine berichtigte Lutherische heißen kann. Aber auch mit dieser, ohne Anmerkungen, historische und andre Erläuterungen, — wie ein Wanderer ohne Führer und Cicerone in einer fremden Stadt! Kurz, wer über das Bedürfnis der Erbauung hinaus, wer ins Grübeln geraten ist, der ist mit der Bibel schlimm daran, wenn er kein Gelehrter ist.

Die Stelle aus Haggai, die Sie anführen, ist ganz bequem, um dies anschaulich zu machen. Sie fragen: wie konnte er so bestimmt erklären, daß die Herrlichkeit des zweiten Tempels größer sein würde als die des ersten, weil darin aller Heiden Trost erscheinen würde? — Daß er das erstere sagte, antworte ich, war in seinen Verhältnissen sehr natürlich, und das zweite sagt zwar Luther, aber Haggai nicht. Welches die geschichtlichen Verhältnisse waren, meldet uns der Prophet selbst im Eingang von Kap. 1 und 2. Der Wiederaufbau des von den Babyloniern zerstörten Tempels hatte begonnen, aber es wollte nicht recht vorwärts damit. Neben äußeren politischen Hindernissen (s. Esra Kap. 4) war auch im Volke selbst der religiöse Trieb nicht stark genug. Auch war das angefangene Werk, klein und ärmlich, wie es die Umstände mit sich brachten, nicht imstande, das Volk für sich zu begeistern. Wie elend im Vergleich mit dem frühern Tempel! sagten die Älteren — lieber gar nichts als eine solche Hütte (Kap. 2 V. 3). Nun der Prophet: Lasset euch den geringen Umfang nicht anfechten; es wird schon anders werden: Gott regt nächstens die Völker auf, daß sie nach Jerusalem kommen, um ihn dort anzubeten (vgl. Zachar. Kap. 8 V. 22; Jes. Kap. 60). Einstige Bekehrung aller Völker zum Judentum hoffte und hofft noch immer der Jude, wie es Christen und Mohammedaner in bezug auf ihre Religion auch tun. Nun hat Luther: aller Heiden Trost solle dann kommen, und darunter versteht man Christus; der solle dies Haus, den neuen Tempel, dereinst durch seine Anwesenheit verherrlichen. Denn, heißt es weiter V. 9, mein ist beides, Silber und Gold, spricht der Herr Zebaoth. Wie paßt denn das zu Christus? Aber wer sagt denn, daß unter der Heiden Trost er verstanden ist? Ja, wer sagt überhaupt etwas von der Heiden Trost? Erstlich, wo Luther immer Heiden setzt, da heißt es im Grundtext nur: Völker, Nationen (freilich nichtjüdische), und das Wort, das er Trost übersetzt, heißt vielmehr etwas, das begehrt wird, etwas Kostbares, Kostbarkeit, Kleinod. Also: kommen werden, mit den Nationen, ihre Kostbarkeiten und Schätze, die sie dem Herrn und seinem Tempel darbringen werden, wie nicht mehr als billig ist, denn sein, des Schöpfers und Herrn, ist alles Gold und Silber der Erde. Jetzt begreift sich erst das „denn" von V. 9. Und jetzt begreift sich auch erst recht, wiefern das Kommen der Heiden zur Verherrlichung des Tempels dienen soll; sie werden Kostbarkeiten bringen, ihn auszuschmücken, so daß die letzte, d. h. spätere Herrlichkeit dieses Hauses (so heißt es, nicht die Herrlichkeit dieses letzten Hauses, wie Luther hat) größer sein wird als sein jetziger bescheidener Anfang. — Nun frage ich Sie, ob diese Erklärung nicht die Bürgschaft ihrer Richtigkeit darin trägt, daß sie den ganzen Zusammenhang erläutert?

Forthin kann ich kürzer sein, denn nach der Erläuterung auch nur dieser einen Stelle werden Sie bei zehn andern, die Ihnen unverständlich sein sollten, immer eher denken, es möchte mit denselben so wie mit jener beschaffen sein, als daß Sie sich von der gewöhnlichen Erklärung imponieren ließen. Sie sprechen noch von Daniel. Der ist jetzt der verlorene Posten im Alten Testament. Ein patriotisch frommer Jude zur Zeit des Kampfes der Makkabäer gegen Antiochus schrieb zur Ermunterung seiner Landsleute das Buch unter dem Namen des aus Hesekiel Kap. 14 V. 14, 18, 20 und Kap. 28 V. 3 bekannten Daniel: er wollte ihnen Mut einsprechen und prophezeite ihnen den Sieg über Antiochus, was sie um so eher glauben mußten, wenn seine bisherigen Weissagungen eingetroffen waren. Das waren sie aber natürlich, da sie erst nach dem Erfolg niedergeschrieben sind. Kap. 8 V. 15 u. ff. finden Sie den Kern des Buchs. Der erste griechische König V. 21 ist Alexander der Große, der König V. 23 ist Antiochus von Syrien, und auf dessen

Sturz bezieht sich alles Folgende, das der Verfasser nach V. 19 als das Ende betrachtet. Nach seinem Untergang (denn die verschiedenen Gesichte haben immer den gleichen Inhalt) soll die Herrschaft der Heiligen, d. h. der Juden, beginnen (Kap. 7 V. 18), denen V. 13, 14 eine Figur zum Führer gegeben wird, von der zweifelhaft ist, ob sie bloßes Symbol oder ein höherer Dämon, nach damaligem Aberglauben, sein soll. Die Prophezeiung, soweit sie eine ist, blieb jedenfalls unerfüllt.

Was endlich den Knecht Gottes Jes. Kap. 52 und 53 betrifft, so ist vor allem zu merken, daß die 26 letzten Kapitel dieses Propheten von einem späteren Verfasser als die früheren, nämlich von einem solchen herrühren, der gegen das Ende des babylonischen Exils lebte. Mit der Eroberung Babylons durch den Perserkönig Cyrus begannen die Juden Hoffnung zur Rückkehr zu schöpfen. Die Perser waren wie die Juden Bekenner einer bilderlosen Religion, der Geist ihrer Regierung überhaupt minder barbarisch als der der babylonischen: so knüpfte man an Cyrus (Koresch) die Aussicht auf Befreiung, Kap. 45. Diese dem Volke anzukündigen, sendet Jehova seinen Knecht, den Propheten (Kap. 49 V. 3, 5), den er von Mutterleib berufen und mit der Gabe der Rede ausgerüstet (V. 1 ff.). Seine Bestimmung geht zunächst auf sein eigenes Volk (V. 5); weiterhin aber soll er mittelst der von ihm verkündigten Erhebung Israels auch zur Leuchte für die übrigen Völker werden, die sich, wenn sie darauf aufmerksam gemacht sind, was Gott an seinen Verehrern tut, zu ihm bekehren werden. Wie also der Prophet Knecht Gottes und Vermittler zwischen Gott und seinem Volke ist, so dieses selbst wieder zwischen Gott und den übrigen Völkern; wie daher oben der Prophet, so heißt auch das Volk Israel Knecht Gottes (Kap. 44 V. 1, 2, 21). Da somit „Knecht Gottes" nicht eine bestimmte Person, sondern gleichsam ein Titel ist, der verschiedenen Personen, ja, auch einer zusammengefaßten Mehrheit, wie das Volk ist, beigelegt wird, so kann bei der begeisterten, schnell von einem zum andern überspringenden Sprache des Propheten oft zweifelhaft bleiben, wer oder was damit gemeint ist. Kap. 50 V. 4 u. ff. spricht der Knecht Gottes (s. V. 10), ganz wie es Kap. 53 V. 7 von ihm heißt, wie vieles er sich habe gefallen lassen, und doch ist dort ohne Zweifel der Prophet gemeint. Dagegen möchte man Kap. 42, 1—4 fast eher an das Volk Israel und die Verbreitung der wahren Religion durch seinen stillen Einfluß denken. Israel ist's, das der Herr dem Fluch und den Schmähungen hingibt (Kap. 43 V. 28; vgl. Kap. 42 V. 24, 25), aber wieder erretten wird (Kap. 43, 1 ff.): und nun haben wir die Wahl, ob wir die ganz ähnliche Schilderung Kap. 53 auf den Propheten und etwa seinen ganzen Stand oder auf das Volk Israel, seinem besseren Teile nach, beziehen wollen, dessen Leiden und Prüfungen das Mittel sein mußten, die übrige Welt zur wahren Religion zu führen. — Das in allen diesen Stellen liegende Vorgefühl von einer universalen Bestimmung der jüdischen Religion ist ebenso natürlich, weil ebenso geteilt zwischen Wahrheit und Irrtum, wie das des Kolumbus, der zuversichtlich hoffte, einen neuen Weg nach Ostindien zu finden, dagegen einen neuen Weltteil fand.

Doch genug! Sie werden des trockenen Tones längst satt sein. Ich erlaube mir nur noch, Sie in Rücksicht auf die Weissagungen überhaupt auf den § 16 meiner Glaubenslehre zu verweisen, wenn Sie noch weiteren Aufschluß wünschen sollten.

Mit dem herzlichsten Wunsche, Ihnen gedient zu haben, und für Ihr Wohlergehen überhaupt bin ich Ihr ergebenster

D. F. Strauß.

Heilbronn, 8. Juni 1844.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Januar.

Der Reichstag hat am 10. d. M. seine Arbeiten wieder aufgenommen. Mit größtem Interesse wurde der Vorlegung der Handelsverträge entgegengesehen. Während die mit Rußland, Rumänien, Belgien, Italien, der Schweiz und Serbien vereinbarten unverzüglich dem Parlament hätten unterbreitet werden können, hatte die Abschließung des Handelsvertrages mit Österreich-Ungarn eine Verzögerung erfahren. Schwierigkeiten bereitete namentlich die Veterinärkonvention, an der Ungarn wegen seines Vieherportes großes Interesse hat. Während der Weihnachtsferien hatten sich die österreichischen und ungarischen Delegierten nach Wien und Budapest zurückbegeben, weshalb die Verhandlungen erst nach Neujahr wieder aufgenommen werden konnten. Der Rücktritt des österreichischen Ministerpräsidenten Dr. v. Koerber und dessen Ersetzung durch Herrn v. Gautsch hatte auf diese Verhandlungen keinen Einfluß. Da auf beiden Seiten der beste Wille vorhanden war, die Verhandlungen zu einem positiven Abschlusse zu bringen, empfahl es sich, alle sieben Verträge gleichzeitig dem Reichstage vorzulegen, mochte immerhin ein kürzerer Aufschub dadurch herbeigeführt werden, daß der mit Österreich-Ungarn abzuschließende Vertrag nach seiner Fertigstellung durch die Delegierten gedruckt und den deutschen Bundesregierungen zugestellt werden mußte. Auf die große Bedeutung einer gemeinsamen Vorlegung der für das gesamte wirtschaftliche Leben Deutschlands wesentlichen Verträge braucht nicht besonders hingewiesen zu werden. Anderseits durfte als feststehend gelten, daß diese Verträge erst ein Jahr nach ihrer endgültigen Ratifizierung in Kraft treten sollen. Hiernach lag auch keine Veranlassung vor, den Handelsvertrag mit Österreich-Ungarn am 31. Dezember 1904 zu kündigen, nachdem sich gezeigt hatte, daß mit Sicherheit angenommen werden durfte, trotz allen retardierenden Momenten werde ein günstiges Ergebnis erzielt werden.

Der russisch-japanische Krieg ist mit dem Falle und der Übergabe Port Arthurs in eine neue Phase getreten. Die heldenmütige Verteidigung unter dem Befehle des Generals Stössel, die Aufopferung, mit der die Besatzungstruppen, Offiziere und Mannschaften, bis zuletzt kämpften, vermochten das Schicksal der Festung nicht mehr abzuwenden. In goldenen Buchstaben werden in den Annalen der Geschichte Rußlands die Ruhmestaten verzeichnet stehen, die sich täglich an die Verteidigung Port Arthurs knüpften. Gerade weil auch die Unerschrockenheit, mit der die Japaner den Angriff und die Belagerung erfolgreich durchführten, über jedes Lob erhaben ist, erscheint der Opfermut der schwerbedrängten, von Krankheiten heimgesuchten, von Hungersnot bedrohten russischen Besatzung in seiner vollen Beleuchtung. So ehrt es ihn selber, daß der Kaiser von Japan den Heroismus des Feindes in uneingeschränktem Maße anerkannte. Wenn je eine Besatzung verdiente, nach ruhmvoller Verteidigung einer Festung, sobald jeder weitere Widerstand nur noch ein zweckloses Blutvergießen bedeuten mußte, mit allen militärischen Ehren abzuziehen, so gilt dies für die russischen Streitkräfte in Port Arthur.

Nach dem blutigen Ringen zwischen der Feldarmee des Generals Kuropatkin und den japanischen Truppen des Marschalls Oyama war es völlig aussichtslos geworden, daß Port Arthur von der Landseite her entsetzt werden könnte. Nur unverbesserliche Optimisten konnten anderseits wähnen, daß es der baltischen Flotte gelingen würde, nicht bloß einen Sieg über die japanische zu erringen, sondern auch im letzten Augenblicke noch die bis aufs äußerste bedrängte Festung zu entsetzen. In St. Petersburg nicht minder als im russischen Feldlager bei Mukden, gleichwie in Port Arthur mußte daher seit geraumer Zeit der Fall Port Arthurs als Verlustfaktor in die Rechnung eingestellt werden. Dem russischen Oberbefehlshaber, General Kuropatkin, gebührt indessen das große Verdienst, durch seine Feldherrnbegabung die von ihm geführten Streitkräfte im wesentlichen intakt erhalten zu haben. Mustergültig war die Geschicklichkeit, mit der er seinerzeit den Rückzug der damals noch nicht auf die notwendige Stärke gebrachten russischen Streitkräfte leitete. Ebenso bewährte der General seine strategischen und taktischen Fähigkeiten, als es darauf ankam, die Japaner am Vordringen nach Mukden zu verhindern. Von einer Umgehung und Einschließung, einem von japanischer Seite durchzuführenden neuen Sedan war bereits gesprochen worden. Die Feldarmee Kuropatkins ist indessen heute nicht nur durchaus intakt, sondern sie wird unablässig durch frische Armeekorps verstärkt. Allerdings sind durch den Fall Port Arthurs auch von den japanischen Belagerungstruppen Streitkräfte freigeworden, die jetzt zu denen des Marschalls Oyama stoßen werden. Nur wird sich erst zeigen müssen, ob die durch den schweren Dienst in den Laufgräben und unmittelbar vor den russischen Wällen und Bastionen geschwächten Truppen dieselbe Frische und Ausdauer aufzuweisen vermögen, die bisher den élan der Japaner kennzeichnete. Richtig ist, daß die Japaner in ihrer Gesamtheit das Gelände besser kennen als die zum Teil aus dem fernen Westen eintreffenden neuen Armeekorps.

Sicherlich birgt bei allen Wahrscheinlichkeitsberechnungen die Zukunft manches Rätsel. Nur darf man aus dem vom russischen Generalstabe längst in seine Erwägungen einbezogenen Falle Port Arthurs keineswegs den Schluß ziehen, daß Rußland nun den ganzen Feldzug für verloren ansehen müßte. Von diesem Gesichtspunkte aus sind auch alle Ankündigungen von unberufener Seite zu beurteilen, wonach die Friedensaussichten oder die Vermittlungsideen durch den Fall Port Arthurs verstärkt worden sein sollten. Bald wurde der Regierung der Vereinigten Staaten eine solche Absicht zugeschrieben, bald wurden in willkürlicher Weise europäische Mächte genannt. Jedoch steht ganz außer Frage, daß von einer Vermittlung erst dann ernsthafter die Rede wird sein können, wenn beide kriegführende Parteien diese Art der friedlichen Intervention einer fremden Macht oder mehrerer Regierungen als wünschenswert anrufen.

Wohl mag jetzt bereits der Augenblick gekommen sein, in dem Japan den faktischen Gewinn in Korea und in Port Arthur gesichert sehen möchte. Die Machtstellung Rußlands in Asien weist aber gebieterisch darauf hin, den Krieg zu einem für die russischen Waffen glücklicheren Abschlusse zu bringen. La guerre à outrance! In diesem Schlagworte wurde auf der russischen Botschaft in Paris die durch den Fall Port Arthurs geschaffene Lage zusammengefaßt, und der russische Botschafter in Washington ließ sich in ähnlichem Sinne vernehmen.

Unzweifelhaft besteht neben dieser von allen Friedensfreunden als allzu schroff betrachteten Auffassung eine mildere. Namentlich wird dem ausgezeichneten Staatsmanne Herrn von Witte die Ansicht zugeschrieben, daß Port Arthur von Anfang an zu große Opfer beansprucht habe. Diese Meinung des früheren russischen Finanzministers wurde jedoch bereits geraume Zeit vor dem Ausbruche des Krieges kundgegeben, während heute das prestige, nach der Meinung vieler Patrioten die Weltmachtstellung Rußlands auf dem Spiele stehen würde, falls der gegen Japan geführte Krieg kein für die russischen Waffen günstigeres Ende nehmen sollte. Deshalb sind alle Hoffnungen dieser Patrioten auf den Oberbefehlshaber in der

Mandschurei gerichtet, um so mehr, als es auch in Rußland nicht an skeptischen Gemütern fehlt, die der baltischen Flotte ein durchaus nicht aussichtsvolles Horoskop stellen. Solange noch die, wenn auch nur entfernte Möglichkeit vorhanden war, daß das baltische Geschwader sich vor Port Arthur oder auf dem Wege dorthin mit der japanischen Flotte messen und dann nach errungenem Siege in Port Arthur einen Stützpunkt finden könnte, erschien diese Expedition in einem minder problematischen Lichte. Völlig verändert ist die Situation heute, wo das baltische Geschwader zunächst nirgends einen Stützpunkt als Basis für militärische Operationen oder behufs Vornahme notwendiger Ausbesserungen zu finden vermöchte. Wird es doch noch mehrerer Monate bedürfen, ehe der Kriegshafen von Wladiwostok eisfrei und dem baltischen Geschwader zugänglich wird. Ganz abgesehen von den Gefahren, die den russischen Kriegsschiffen von seiten der japanischen Torpedos drohen, genügt es, durch das Wegkapern der russischen Kohlenschiffe die Weiterfahrt der baltischen Flotte zu verhindern. Es läßt sich daher schwer absehen, ob und unter welchen Verhältnissen ein weiteres russisches Geschwader dem bereits unterwegs befindlichen nachgesendet werden könnte. Die Schwierigkeiten, unter denen sich die Fahrt der baltischen Flotte seit ihrem Auslaufen vollzog, werden sicherlich auch in St. Petersburg nicht unterschätzt.

Die russischen Marinekreise können daher ebensowenig wie der Generalstab des Landheeres daran zweifeln, daß die Entscheidung vielmehr am Schaho, in der Mandschurei zu erwarten steht. Genauere Kenner der Verhältnisse berechneten, daß die Feldarmee Kuropatkins mit vierzehn Armeekorps und etwa 1500 Geschützen sich im Anfange des Jahres bereits auf 400 000 Kombattanten belief, während außer drei neuen Schützenbrigaden noch vier Armeekorps und eine kaukasische Kavalleriedivision erwartet wurden, so daß nach dem Eintreffen dieser Verstärkungen etwa 550 000 Mann zur Verfügung Kuropatkins stehen würden. Die japanischen Streitkräfte würden dagegen im Beginne des Februars, sobald der Marschall Oyama durch einen Teil der Belagerungstruppen Port Arthurs, die Besatzungstruppen der Insel Formosa und eine bereits unterwegs befindliche Division verstärkt ist, 350 000 Mann nicht übersteigen. Die Japaner werden daher kaum die Offensive gegen die in festen Stellungen geschützten, überlegenen russischen Streitkräfte ergreifen. Dagegen wird von militärischer Seite versichert, General Kuropatkin könne die noch im Anmarsche befindlichen Verstärkungen, die eine vierte Armee bilden sollen, nach seinem linken Flügel zusammenziehen, um von dort aus mit starken Kräften die rückwärtigen Verbindungen der Japaner zu bedrohen und dann in Korea, nicht in der Mandschurei, die Entscheidung zu suchen.

Bis zur Wiederaufnahme der militärischen Operationen in größerem Stil werden im Hinblick auf die klimatischen Verhältnisse wohl noch mehrere Wochen vergehen, so daß die Friedensfreunde bis dahin immer auf das eine versöhnliche Lösung bringende Ereignis hoffen mögen. Es wäre jedoch eine Täuschung, etwas dergleichen von den inneren Verhältnissen Rußlands erwarten zu wollen. Daß die russische Regierung aus Besorgnis, die hier und da gemeldeten Ruhestörungen würden unter Umständen zu einer Revolution führen, einen Friedensschluß um jeden Preis herbeiführen könnte, muß als ausgeschlossen angesehen werden. Unzweifelhaft ist der gegen Japan geführte Krieg nicht populär. Die russische Volksseele wird nicht fasziniert, wie es im russisch-türkischen Kriege der Fall war. Man begreift daher die Erregtheit, die sich geltendmacht, sobald bei der Mobilisierung neuer Armeekorps im Westen des Reiches Reservisten Haus und Hof verlassen müssen, um dann auf der sibirischen Bahn einem unbekannten, aber nicht verheißungsvollen Geschicke entgegengeführt zu werden. Gärung herrscht auch aus andern Ursachen und in verschiedenen Schichten der Bevölkerung. Alle diese Kategorien von Unzufriedenen stellen jedoch keineswegs einen homogenen, organisierten Komplex dar, der erfolgreich gegen die in sich festgeschlossene Staatsgewalt sich auflehnen könnte. Mag die Regierung immerhin durch die Ereignisse im äußersten Osten genötigt sein, immer wieder neue Streitkräfte

aufzubieten und das Land von Truppen zu entblößen, so bleiben doch in den Gebieten, in denen, wie in Polen, mit der Eventualität eines Aufstandes gerechnet werden muß, ausreichende militärische Besatzungen zurück, durch die ein wirklicher Aufstand im Keime erstickt werden würde.

Da vielfach auch das Verlangen nach einer Verfassung, nach einer Volksvertretung im westeuropäischen Sinne laut geworden ist, wird von den maßgebenden Kreisen Rußlands wohl daran festgehalten werden, wie wenig reif der russische Bauernstand und die zahlreichen disparaten Elemente der russischen Bevölkerung für eine so durchgreifende Reform wären. Nicht St. Petersburg, Moskau und andre Bildungszentren des Reiches dürfen den Maßstab für eine solche Umwälzung bilden. Nicht von der Spitze, sondern von der Basis aus kann die Pyramide errichtet werden. Zunächst kommt es darauf an, die breiten Volksschichten reifer zu machen, ehe das konstitutionelle Regime, das selbst in den hinsichtlich der Kultur mehr fortgeschrittenen Ländern in jüngster Zeit sich nicht gerade glänzend bewährt hat, in Rußland sich einzubürgen vermöchte. Die Verteidiger der durchgreifendsten Reformen übersehen die Verschiedenartigkeit der Rassen und Religionen in Rußland. Sie übersehen, daß selbst die Aufhebung der Leibeigenschaft, ein unvergängliches Verdienst des Zarbefreiers Alexanders II., sich nicht mit einem Schlage vollzog. Nachdem der Zar dem Adel durch Ukas vom 2. Dezember 1857 den Wunsch ausgedrückt hatte, er möge darüber beraten, „wie die Lage der Bauern gegenüber den Eigentümern der adligen Güter durch genaue Bestimmung ihrer wechselseitigen Verpflichtungen und Beziehungen zu verbessern und zu sichern sei," hat es noch mannigfacher und langjähriger Verhandlungen in dem vom Zaren selbst geleiteten „großen Leibeigenschaftskomitee" und in den Komitees der verschiedenen Gouvernements bedurft, ja, die Krone mußte mit der Emanzipation der Kronbauern vorgehen, ehe das Gesetz vom 19. Februar 1861 erlassen wurde, das die Aufhebung der Leibeigenschaft für das gesamte Reich auf den 17. März 1863 feststellte. Selbst dann wurden noch gewisse Kautelen geschaffen, um die bäuerliche Bevölkerung an die ihr gewährte Freiheit zu gewöhnen, und noch heute lassen sich Stimmen in dem Sinne vernehmen, daß die Gutsbesitzer früher verpflichtet waren, für ihre notleidenden Leibeigenen zu sorgen, während die Bauern jetzt häufig schutzlos der Hungersnot preisgegeben sind.

Nicht etwa die Leibeigenschaft, dieses unwürdige Verhältnis der Hörigkeit, darf auch nur im geringsten verteidigt werden. Wohl aber empfiehlt es sich, an die geschichtliche Entwicklung dieser Verhältnisse zu erinnern, um zu zeigen, daß in Rußland, dessen Zustände mit denen des westlichen Europas sich nicht in Parallele stellen lassen, nichts überstürzt werden darf, wenn anders nicht mehr Schaden als Nutzen gestiftet werden soll. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man auch den kaiserlichen Erlaß an den russischen Senat über den Entwurf zur Vervollkommnung der Staatsordnung beurteilen. In diesem denkwürdigen Aktenstück wird als hauptsächlicher Gegenstand der kaiserlichen Fürsorge die bestmögliche Daseinsordnung des Bauernstandes bezeichnet, der unter allen Ständen in Rußland die zahlreichsten Mitglieder umfaßt. Zugleich mit der an Ort und Stelle ausgeführten Revision der ursprünglichen Absichten des Ministeriums des Innern erfolgen bereits Beratungen durch eine ausgewählte Anzahl der erfahrensten Mitglieder der höchsten Verwaltung über die wichtigsten Fragen des Bauernlebens. Als Grundlage dieser Beratungen dienen die bei den Untersuchungen der allgemeinen Bedürfnisse des landwirtschaftlichen Gewerbes in den lokalen Ausschüssen gewonnenen Erfahrungen. Durch diese Arbeiten sollen die Gesetze für den Bauernstand mit der allgemeinen Reichsgesetzgebung in Einklang gebracht werden.

Als unaufschiebbar werden verschiedene Maßnahmen zum Schutze der vollen Wirksamkeit des Gesetzes bezeichnet. Jede willkürliche Handlung, durch die diese Wirksamkeit gefährdet wird, soll eine gesetzliche Verantwortung zur Folge haben, wie denn auch den durch solche Handlungen geschädigten Personen Mittel und Wege zur

Erreichung eines Rechtsspruches erleichtert werden würden. Ferner soll nach dem kaiserlichen Erlasse den lokalen und städtischen Behörden eine nach Möglichkeit weite Teilnahme an der Verwaltung überlassen und es sollen zu diesem Behufe außer den bereits bestehenden Gouvernements- und Kreis-Semstwos in enger Verbindung mit diesen öffentliche Einrichtungen zur Verwaltung der lokalen Wohlfahrtsangelegenheiten auf Grundstücken kleineren Umfanges gebildet werden. Bedeutsam ist die weitere Anordnung, durch welche die Gleichheit der Personen aller Stände vor Gericht eingeführt und den gerichtlichen Anordnungen die erforderliche Selbständigkeit gesichert werden soll. Auch eine staatliche Arbeiterversicherung wird angekündigt.

Neben Anordnungen, die in einer Verfassung ihren Platz finden würden, figurieren die sozialpolitischen Reformen; auch die auf die Duldsamkeit in Glaubenssachen bezüglichen Gesetze sollen einer Revision unterzogen werden. Das Ministerkomitee wird mit der Aufgabe betraut, die Mittel für die Möglichkeit einer schnellen und vollständigen Verwirklichung dieser Reformen in Erwägung zu ziehen und zu prüfen, wie die Absichten des Kaisers in der besten Weise durchgeführt werden können.

Eine weitere Bekanntmachung der Regierung läßt jedoch keinen Zweifel darüber bestehen, daß an dem autokratischen System im wesentlichen nichts geändert werden soll. Ausdrücklich wird betont, daß die in Versammlungen von Abgeordneten der Semstwos geäußerten Wünsche hinsichtlich der Reformen der inneren Verwaltung des Reiches dem russischen Volke fremd seien, das den historischen Grundlagen der Staatsorganisation treu bleibe. Zugleich wird angekündigt, daß die Versuche, die Ordnung umzukehren, und alle regierungsfeindlichen Versammlungen mit gesetzlichen Mitteln unterdrückt und die Schuldigen, hauptsächlich die Beamten, gerichtlich belangt werden würden. Unter diesen Umständen wird auch die in der Semstwoversammlung zu Moskau gehaltene Ansprache des Vorsitzenden Fürst Trubetzkoi nichts an den Dispositionen der russischen Regierung zu ändern vermögen. Die auf Grund dieser Ansprache vorgeschlagene Adresse an den Kaiser wurde zwar mit Stimmenmehrheit angenommen, eine praktische Wirkung wird indessen dadurch nicht herbeigeführt werden. Vielmehr werden alle besonnenen Elemente in Rußland sich zunächst begnügen müssen, wenn das an den Senat gerichtete Manifest des Zaren tatsächlich zur Verbesserung der Lage der bäuerlichen Bevölkerung auf der Grundlage der Gesetzlichkeit sowie zur günstigeren Gestaltung des Loses der Arbeiter führt.

Das Ministerium Combes ist aus der Interpellationsdebatte über die allgemeine Politik in der französischen Deputiertenkammer zwar siegreich, jedoch mit einer so geringen Mehrheit hervorgegangen, daß eine Ministerkrisis unvermeidlich erschien. Immer wieder hatten in jüngster Zeit die mit den Oppositionsparteien verbündeten republikanischen Dissidenten den Ansturm gegen die Regierung erneuert, wobei ihnen die vom Konseilpräsidenten selbst gemißbilligten „Angebereien", die sich gegen eine große Anzahl Offiziere richteten, als Vorwand dienten. Die Ersetzung des bewährten Republikaners Brisson durch Doumer als Kammerpräsident war bereits ein charakteristisches Symptom, und diese üble Vorbedeutung wurde durch den Verlauf der Kammersitzung vom 14. Januar bestätigt.

Literarische Rundschau.

Graf Joseph Alexander von Hübner.

Neun Jahre der Erinnerungen eines österreichischen Botschafters in Paris unter dem zweiten Kaiserreich (1851—1859). Zwei Bände. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Diese Erinnerungen des langjährigen Vertreters Österreichs in Paris, herausgegeben vom Feldmarschall-Leutnant Grafen Hübner, dem Sohne des 1892 verstorbenen Verfassers, schließen sich sachlich und zeitlich an das früher von ihm erschienene Werk „Ein Jahr meines Lebens, 1848/49“ an. Während das letztere mit seiner Ernennung zum Gesandten in Paris endet, beginnt die neue Veröffentlichung mit seiner Tätigkeit dort, vom 1. Januar 1851 an, und führt tagebuchartig bis zum Mai 1859. In diese Zeit fallen der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851, die Aufrichtung des dritten Kaiserreichs und die Vermählung Napoleons III. mit Eugenie de Montijo, ferner der Krimkrieg mit den vor, während und nach demselben zwischen den Westmächten, Österreich, Preußen, Italien und Rußland spielenden Verhandlungen, der Pariser Kongreß, die Neuenburger Frage, das Orsinische Attentat, die Frage der Vereinigung der Donaufürstentümer und die Vorgänge vor dem Ausbruch des austro-französischen Krieges. Alles Fragen und Ereignisse, die zu ihrer Zeit die Welt lebhaft bewegten, und die doch heute größtenteils nur noch einen historischen Wert haben, da vieles, ja, fast das meiste so ganz anders gekommen ist, wie die „gros bonnets de la diplomatie“ sich damals dachten und wünschten.

Interessant ist die Schilderung der Zustände in Paris vor dem Staatsstreich; sie zeigt in wenigen, scharfen Sätzen, wie groß die Zerfahrenheit unter den Gegnern des Präsidenten war, der er mehr als eigenem Verdienst den Erfolg verdankte. Thiers, der an der Spitze der Opposition stand und soeben das Ministerium gestürzt hatte, fand auf die Frage, warum er und seine Freunde, die über die Mehrheit in der Nationalversammlung verfügten, nicht die Zügel in die Hand nähmen, keine andre Antwort, als daß die Zeit noch nicht gekommen sei, um ein großes Ministerium zu bilden. Wem fällt dabei nicht Gambettas „grand ministère“ ein, das so kläglich endete, und das ebenso wie die Phrase von Thiers den Beweis liefert, wie fest doktrinäre Anschauungen selbst in den klarsten französischen Köpfen wurzeln! Die Royalisten in der Nationalversammlung wußten nichts Besseres zu tun, als die Prinzipien von 1798 herauszustreichen; Fallour nahm für sie die Ehre in Anspruch, diese Prinzipien erfunden zu haben, und das Hauptorgan des Grafen von Chambord sekundierte ihm dabei, indem es sie lobte und pries. Die Bemerkung des Verfassers nach dem Staatsstreich, daß im Juli 1830 die Bürgerschaft, im Februar 1848 das Volk und am 4. Dezember 1851 das Heer gesiegt habe, ist gewiß zutreffend, besonders wenn man die frühere hinzufügt, die von der Stimmung im Lande sagt, daß es

Angst habe und keine Redekünstler — der Marschall de St. Arnaud spricht in seinen Briefen von Advokaten — mehr wolle. Einige der hauptsächlichsten dieser Herren, Molé, Fallour und Guizot, dinierten am 25. November bei dem Verfasser und wußten nicht genug über die Unfähigkeit des Prinz-Präsidenten zu spotten; sechs Tage später saßen sie hinter Schloß und Riegel, und Louis Napoleon war der Herr Frankreichs. Der Verfasser sprach ein sehr wahres Wort, als er bemerkte, man behaupte in Frankreich, daß die Kunst zu plaudern (l'art de causer) dort verloren gegangen sei; ihm scheine es vielmehr die des Handelns zu sein, die man verlernt habe.

Der 1. Dezember 1852 bringt das Kaiserreich, und am 2. — Louis Napoleon ist abergläubisch und wählt den Jahrestag des Staatsstreichs — zieht der Kaiser in die Tuilerien ein. Seiner Anerkennung gingen längere, schwierige und überflüssige Verhandlungen voraus, in denen Österreich, vielleicht richtiger der Minister des Auswärtigen, Graf Buol, der Nachfolger des Fürsten Felix Schwarzenberg, die Führung übernahm. Die Leser der „Rundschau" werden sich aus früheren Publikationen in dieser Zeitschrift der hier einschlägigen Tagebuchblätter erinnern. Louis Napoleon sollte nicht den Titel Napoleon III. führen, der 15. August, der Napoleonstag, nicht zum nationalen Feiertag gemacht werden und ähnlicher Einwendungen mehr; dann kam die Frage der Anrede; die drei nordischen Höfe — östlichen wäre vielleicht richtiger gewesen — wollten die gewöhnliche „mein Herr Bruder" vermeiden und nur „Sire und guter Freund" zugestehen; der Abfall Englands machte den ersteren Einwendungen ein Ende, der Preußens, das die ganze Last eines Krieges mit Frankreich zu tragen gehabt haben würde, den letzteren. Schließlich hielt nur Rußland an dem unhöflichen „Sire und guter Freund" fest; der Kaiser hatte große Lust, die Annahme der Kreditive des russischen Gesandten zu verweigern, aber die Vertreter Österreichs und Preußens erklärten, dann die ihrigen auch nicht übergeben zu können und wußten, wenn auch mit großer Mühe, die Vertreter der kleineren deutschen Staaten zu derselben Haltung zu bewegen. Napoleon gab nach, aber man irrt wohl nicht, wenn man in der verweigerten gebräuchlichen Anrede einen — und nicht den kleinsten — Grund des bald ausbrechenden Krimkrieges sieht.

Wenig mehr als ein Jahr nach der Wiedererrichtung des Kaiserreichs folgte die Vermählung Napoleons III. mit Fräulein von Montijo, zur großen Freude der Orléanisten und Legitimisten, die, in diesem Falle nur Parteileute und keine Franzosen, über das jubelten, worin sie eine Erniedrigung des Kaisers sahen. Aber auch der Verfasser spricht sich ähnlich aus; er nennt die Verbindung eine Liebesheirat und den Kaiser einen Emporkömmling. Das Publikum soll, nach Graf Hübners Aufzeichnungen, dem Ereignisse mehr als kühl gegenübergestanden haben. In Paris glaubte man — und der Kaiser war ersichtlich derselben Ansicht —, daß es Österreich gewesen, welches seine Heirat mit einer Prinzessin verhindert habe; wenigstens hob er in der Rede, mit der er den hohen Staatsbeamten seine Wahl mitteilte, ganz besonders hervor, daß Österreich sich seinerzeit eifrig bemüht habe, Marie Luise mit Napoleon I. zu vermählen. Diese Bemerkung trug nicht wenig dazu bei, die Beziehungen zu Österreich zu verschlechtern, die schon durch den mißglückten Aufstandsversuch in Mailand und die harte und unqualifizierte Bestrafung der Teilnehmer an demselben gespannter geworden waren.

Die Ursachen des Krimkrieges sind bekannt; am wenigsten hat man dabei freilich der abweisenden Haltung Rußlands gedacht. Graf Hübner verzeichnet im Juni 1853, daß Graf Kisseleff, der russische Gesandte in Paris, allen, die es hören wollten, erklärte, daß Rußland das erreichen werde, was es sich vorgesetzt, gleichgültig, ob es mit einer, mit zwei, mit drei oder vier Mächten zu tun bekommen werde, und neun Monate später, am 18. Februar 1854, daß der Kaiser an dem Abend ein Schreiben des Zaren Nikolaus I. erhalten habe, in dem derselbe aussprach, daß er die französischen Vorschläge nicht einmal in Betracht ziehen könne; seine Bedingungen seien in Wien bekannt, und Rußland werde 1854 das tun, was es 1812 getan habe. Einer solchen Haltung Rußlands gegenüber war der Krieg unvermeidlich geworden.

In diese ernsten Fragen bringt der Verfasser hübsche Einzelheiten und kleine Geschichten, die den dunkeln Horizont für Augenblicke erhellen. So ist die Geschichte von dem Besuch, den der Verfasser mit dem Fürsten Peter Arenberg beim Kardinal Dupont in Bourges machte, höchst amüsant und bezeichnend. Graf Hübner hatte vorher frühstücken wollen, woran ihn sein Begleiter, Fürst Peter Arenberg, aber mit der Bemerkung verhinderte, daß der Kardinal sie erwarte und es übelnehmen würde, wenn die Besucher das Frühstück, das man ihnen anbieten würde, nicht annähmen. Der Besuch dauert schon eine Stunde, der Hunger wird immer quälender, da bemerkt der Kardinal, der den Besuchern seinen Palast zeigt, daß der schönste Raum im Hause die Küche sei. Die Hoffnungen der Hungernden beleben sich, die Küche ist in der Tat ein prächtiger Raum, aber der riesige Herd ist ohne Feuer, und kein Koch oder Küchenjunge ist zu sehen. „‚So lebten meine Vorgänger', sagte Seine Eminenz von Bourges. ‚Sie hielten offenes Haus. Ihre Mittel erlaubten es ihnen.' Mit diesen Worten öffnete er eine auf die Gasse führende Tür und verabschiedete uns auf die liebenswürdigste Weise."

Die Fürstin Lieven, bei der der Verfasser fast jeden Abend einige Stunden verweilte, spielt eine gewisse Rolle in dem Buch, obgleich Graf Hübner, wo er die Abreise der Fürstin aus Anlaß des ausbrechenden Krieges mit Rußland erwähnt, ihren Salon ein „Tratschnest" nennt. Er meint, daß der Graf Kisseleff hier die ganz irrigen Begriffe über die Natur der Beziehungen zwischen Frankreich und England gesucht und geschöpft habe, die darauf hinausliefen, daß Frankreich und England sich nie verbinden würden. Das stimmt nicht mit den in „La vie d'une ambassadrice" enthaltenen Angaben, nach denen Graf Kisseleff entschieden gewarnt, die Fürstin Lieven aber allerdings die vorerwähnte Absicht gehabt und berichtet habe. Graf Hübner ist ehrlich genug, zu gestehen, daß die Fürstin sich andern gegenüber wenig schmeichelhaft über ihn geäußert und ihn als eine lächerliche Persönlichkeit hingestellt hatte. Er hätte sich damit trösten können, daß zwischen ihr, der Freibeuterin der Diplomatie, und deren regulären Soldaten immer eine Geschäftseifersucht bestand, die sich bei der Fürstin oft in unverdienten Hohn und Spott über die letzteren äußerte.

Der Wert der Erinnerungen des Botschafters liegt vornehmlich in diesen kleinen Geschichten, die meistens, mit einem leichten Stich ins Ironische, Leute und Lagen treffend schildern. Vortrefflich ist, was uns von der schönen Madame de Girardin (Delphine Gay) erzählt wird, die, nach oben zeigend, sagt: „Nur der kann das arme Frankreich retten," was der Verfasser als sich auf Gott beziehend versteht, während sie ihren Mann in seinem über ihrem Salon liegenden Arbeitszimmer meint. Die Bewunderung, welche die geistreiche Frau während ihres ganzen Lebens für ihren Gatten fühlte, ist nicht nur dem Verfasser nicht ganz verständlich gewesen; sie ist vielleicht, zum Teil wenigstens, darauf zurückzuführen, daß besonders geistreiche Personen oft lieber an einem Irrtum festhalten als denselben später eingestehen. Eine noch bessere Geschichte, die aber einer früheren Zeit entstammt und wohl nur durch die Beziehungen des Botschafters zum Metternichschen Hause in das Buch gekommen, ist die von der Fürstin Melanie Metternich, der Gemahlin des Staatskanzlers. Dieselbe gehörte zu den leidenschaftlichsten Gegnern des Königs Louis Philippe, und als eines Tages bei einem Diner der neben ihr sitzende französische Botschafter, Graf de St. Aulaire, ihr einige schmeichelhafte Dinge über ein Diadem sagte, das sie trug, erwiderte sie: „Wenigstens habe ich es nicht gestohlen." Der Botschafter wollte anfangs die Sache mit Stillschweigen übergehen, aber da die Geschichte bald die Runde in den Wiener Salons machte, sah er sich genötigt, sich an den Staatskanzler zu wenden, der ihm auf seine Beschwerde sagte: „Mein Gott, ich habe die Erziehung meiner Frau nicht geleitet!" Am charakteristischsten für den Verfasser und wohl auch für die ganze Lage und Auffassung in Österreich, wo man eben mit den Konkordatsverhandlungen beschäftigt war, und in Frankreich, wo man immer mehr ins kleritale Lager geriet, ist die folgende Notiz im Tagebuch, zu deren vollem Verständnis hinzugefügt werden muß, daß an einer früheren Stelle desselben der Marschall de St. Arnaud

als halb Abenteurer, halb Gentleman gekennzeichnet wird. Bei dem Eintreffen der Nachricht vom Tode des Marschalls, der bekanntlich wenige Tage nach der Schlacht an der Alma an einem alten Leiden an Bord eines Schiffes starb, schreibt er: „Sein Vorleben ließ, wie man sagt, zu wünschen übrig, aber nach männlichem Ringen mit dem Tode war sein Ende ein christliches und erbauliches, das Ende eines Helden und Märtyrers. Mors conspicua.“

Der Raum fehlt leider, um auf die Verhandlungen während und nach dem Krimkriege näher einzugehen, bei denen Preußen eine so wenig vorteilhafte Rolle spielte. Was aus den Eintragungen des Botschafters hervorgeht, ist, daß der Leiter der österreichischen Politik es verstand, bei jeder Gelegenheit den Kaiser Napoleon und seine Räte zu reizen und zu verletzen, und dies, trotzdem der Vertreter dieser Politik in Paris oft genug warnte und darauf aufmerksam machte, daß der Beherrscher Frankreichs wegen seiner Vergangenheit ganz besonders empfindlich gegen solche Nadelstiche sei. Graf Hübner wird ihm gerecht, wenn er ihn mehr als einen träumerischen Projektenmacher denn als einen Mann der Tat schildert, der, für gewöhnlich schweigsam, vortrefflich zu plaudern versteht, wenn er jemanden seinen Wünschen geneigt zu machen sucht. Die Kaiserin hat es dem österreichischen Diplomaten angetan, wie so vielen seiner Kollegen, und man findet davon auf vielen Seiten seines Tagebuchs die Beweise. Am 16. Dezember 1855 trägt er nach einem Diner bei Hofe, bei dem er neben der Kaiserin saß, folgendes ein: „Kurz, dieses Diner verfloß wie ein Moment, und dies ist immer der Fall, wenn ich die Gelegenheit habe, mich dieser reizenden Frau zu nähern. Als junge Person fand ich sie eigensinnig und wenig angenehm. Sie bedurfte eines Thrones, um ernst und liebenswürdig zu werden.“ Daß die Kaiserin die Fäden der Politik gern in ihre schönen Hände nahm und die Vorliebe hoher Frauen für die Beschäftigung mit diesem gefährlichen Gegenstande teilte, war bekannt und findet in dem Tagebuche vielfach Bestätigung; weniger bekannt dürfte der fast abergläubische Kultus sein, welchen die Kaiserin mit dem Andenken der Königin Marie Antoinette trieb. Sie war überzeugt, daß sie wie jene auf dem Schafott sterben würde, und ärgerte sich, wenn man ihr nicht glauben wollte. In ihrem Schlafzimmer in St. Cloud hatte sie nur ein einziges Bild, einen alten Kupferstich, ein Porträt der unglücklichen Königin. „Als einen sicheren Beweis des ihr bevorstehenden tragischen Schicksals erzählte sie dem Verfasser, daß man ihr während der Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit einen Spitzenschleier anbot, den die Königin getragen hatte. Dies war sehr verlockend, aber Fräulein von Montijo hatte zu wenig Geld, um ihn zu kaufen. Nun siehe, wie freudig und zugleich traurig war ihre Überraschung, als sie unter den Hochzeitsgeschenken ihres Bräutigams denselben, den identisch selben Schleier Marie Antoinettes vorfand! Ist das nicht klar?“ An einer andern Stelle erwähnt Graf Hübner, daß die Kaiserin ihm gesagt habe, sie ziehe vor, auf der Straße ermordet zu werden, denn sie habe nicht mehr ihr altes Blut, ihre Entbindung habe stark auf ihre Einbildungskraft gewirkt. Wer weiß, ob die heißblütige Spanierin, wenn sie das Schicksal, das ihrer harrte, gekannt hätte, trotzdem nicht das der Gemahlin Ludwigs XVI. vorgezogen haben würde!

Das Jahr 1856 bringt dem einundvierzigjährigen Gesandten seine Ernennung zum Botschafter als Anerkennung für die in den vorhergehenden Jahren geleisteten Dienste. Alles scheint sich für ihn und die Beziehungen zwischen Frankreich und Österreich gut anzulassen, der Botschafter wird in Compiègne mit Liebenswürdigkeiten überhäuft und fährt fort, für die Kaiserin zu schwärmen. „Diese immer gute, immer liebenswürdige, reizende Frau,“ schreibt er am 20. Oktober, „gewinnt die Herzen aller derer, die sich ihr nähern. Unter anderm sagte ich ihr: ‚In Wien verlangt man von Ihnen nichts andres als dynastische Politik und Kinder‘.“ Aber das gute Verständnis dauert nicht lange; die Verhandlungen über Montenegro und die Donaufürstentümer, über die Rußland immer noch eine Art Protektorat aufrechtzuerhalten wünscht, während Österreich verlangende Blicke nach ihnen wirft, die Suezkanalfrage, in der Herr von Bruck und Graf Buol es fertig bekommen, ab-

wechselnd die an ihr interessierten Mächte vor den Kopf zu stoßen, machen diesen Honigmonaten des französisch-österreichischen Einverständnisses bald ein Ende. Schon am 1. Januar 1858 muß der Botschafter berichten, daß der Kaiser beim Neujahrsempfange Cowley und Kisseleff, dem englischen und russischen Botschafter, die Hand gereicht und an ihn nur einige Worte notgedrungener Höflichkeit gerichtet habe. Die Hauptursache der gegenseitigen Verstimmung liegt aber in der italienischen Frage. Die Beteiligung Sardiniens am Krimkriege und die Anwesenheit Cavours beim Pariser Kongreß hatten dieselbe in Fluß gebracht, und die absichtlichen und unabsichtlichen Ungeschicklichkeiten der österreichischen Politik, besonders aber „the bad temper“ des Grafen Buol bereiteten das Terrain für die italienischen Intrigen und Aspirationen vor.

In diese mit Brennstoff gefüllte politische Atmosphäre fällt am 14. Januar 1858 das Orsinische Bombenattentat. Graf Hübner spricht von dem Rädelsführer bei diesem Attentat als „von dem aus der Festung Mantua entsprungenen ehemaligen Adjutanten Garibaldis, dem übelberüchtigten Orsini“ und geißelt verdientermaßen die vornehmen Damen der großen Welt, die von der Würde, der Ergebung, der Seelengröße des Verbrechers entzückt waren. Alle russischen und polnischen Damen, die sich auf den Bänken des Gerichtssaales dicht zusammendrängen, sind in ihn vernarrt. Man bewundert seine Schönheit, seinen Mut, seine Gelassenheit. „Auch die Kaiserin hat sich für diesen Mörder in Glacéhandschuhen begeistert,“ schreibt der Botschafter. Die Aufregung, die dem Attentate folgte, und der Ausbruch patriotischer Gefühle gegen England, das unter dem Vorwande des Asylrechts die Mörder zu schützen schien, brachten eine Annäherung zwischen Österreich und Frankreich hervor, von der der Botschafter zuerst Nutzen zog. Am 27. Januar schreibt er: „Der Kaiser hat zum ersten Male seit Compiègne (1856) wieder einige Worte an mich gerichtet.“ Aber Graf Buol geht nur auf seine Art, d. h. auf die unfreundlichste Art für Napoleon III., auf die Ideen des Botschafters ein, so daß die Aussichten einer dauernden Verständigung zwischen den beiden Mächten bald wieder schwinden. Am 15. Mai berichtet Graf Hübner dem Minister, daß „der Kaiser und die Kaiserin sich bei ihm über dessen Nörgeleien“ beschwert hätten. In demselben Gespräch stellt er als Österreichs Grundsatz die Ehrfurcht vor den unverjährbaren Rechten der Monarchen auf und die Nichtanerkennung der Ansprüche der Nationalitäten, wenn sich diese als politische Staaten aufwerfen wollen. Daß zwischen diesen Ansichten, der Haltung und dem Drängen der italienischen Aktionspartei und den Gefühlen des Kaisers nach dem Orsinischen Attentat eine Verständigung nicht möglich war, liegt auf der Hand, und man konnte sich daher kaum über die berühmte Äußerung des Kaisers zu dem Botschafter beim Neujahrsempfange in den Tuilerien am 1. Januar 1859 wundern: „Ich bedauere, daß unsre Beziehungen nicht so gut sind, als ich wünschte; ich bitte Sie aber, nach Wien zu berichten, daß meine persönlichen Gefühle für den Kaiser immer die gleichen sind.“ Nach dem Hübnerschen Tagebuche scheint man sich über die Tragweite dieser Worte sehr im unklaren befunden zu haben, so sehr, daß die Vertreter Rußlands und Preußens in ihnen vielmehr einen weiteren Beweis der schon dem Nuntius gegenüber zum Ausdruck gebrachten friedlichen Gesinnung und die Absicht, etwas Angenehmes zu sagen, sehen wollten. Trotzdem behielten diejenigen recht, die darin den Anfang vom Ende, d. h. den Bruch mit Österreich, zu erkennen glaubten, und am 4. Mai verließ der Botschafter Paris, um in amtlicher Stellung nicht mehr dorthin zurückzukehren. Was er über das lange Zögern und Schwanken des Kaisers, das Intrigenspiel Cavours, den Einfluß des Prinzen Napoleon auf die schließliche Entwicklung und die Haltung Österreichs sagt, ist durch andre, spätere Mitteilungen wohl überholt worden, aber die Aufzeichnungen des Botschafters bringen trotzdem in dieser wie in den früheren Fragen viel Lehrreiches und Wissenswertes, und das deutsche Publikum hat alle Veranlassung, dafür dankbar zu sein, daß ihm dies Werk zugänglich gemacht worden ist.

Demjenigen, der die Geschichte der Vergangenheit vom philosophischen Standpunkte aus betrachtet, wird bei dem Lesen auch dieser „Erinnerungen" wieder aufgefallen sein, wie viele Tinte, und leider nicht nur diese, vergossen wird, um Situationen zu halten, die durch die Entwicklung der Völker und alles, was damit zusammenhängt, bereits unhaltbar geworden sind. Leider muß man gestehen, daß in dieser Beziehung auch heute noch Politik und Diplomatie auf dem alten Standpunkte stehen und Oxenstierna recht behalten zu sollen scheint. Da es sich bei dieser Besprechung um das Werk eines Diplomaten handelt, möge sie mit einer auf das Handwerk derselben bezüglichen Bemerkung schließen. Er schreibt am 12. Februar 1858, wo er den Tod des Grafen von Rayneval erwähnt: „Er war die Perle der französischen Diplomatie. ‚Ich werde nie,' schrieb er eines Tages an den Minister, ‚vor einer doppelten Pflicht zurückweichen, nämlich der, meine Regierung aufzuklären, und der, ihr zu gehorchen.' Die französischen Diplomaten vergessen zu häufig die erste dieser Pflichten. Statt aufzuklären, schmeicheln sie ihrem Kaiser, ihrem Minister, ihrem Lande; wer aber schmeichelt, der hintergeht."

B.

Der Briefwechsel Gustav Freytags mit Herzog Ernst von Coburg.

Gustav Freytag und Herzog Ernst von Coburg im Briefwechsel (1853—1893). Herausgegeben von Eduard Tempeltey. Mit zwei Abbildungen. Leipzig, S. Hirzel. 1904.

Daran, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen, brauchen die Deutschen des 20. Jahrhunderts nicht mehr erinnert zu werden. Weltverkehr und Weltpolitik gehören zu den Dingen, die in jedermanns Munde sind, dessen zu geschweigen, daß nahezu jedermann allenthalben gewesen oder durch das Feuilleton seiner Zeitung in allen fünf Weltteilen heimisch gemacht worden ist. Größer ist die Zahl derjenigen Zeit- und Landesgenossen, denen gelegentlich ins Gedächtnis gerufen werden muß, daß die Welt nicht erst in den Jahren 1866 und 1870 geschaffen worden, und daß es auch vor dem Geburtsjahre des Deutschen Reichs deutsche Menschen und Verhältnisse gegeben habe, deren nähere Bekanntschaft der Mühe verlohnt. Wohl hat man für das mit dem Jahre 1900 abgeschlossene Zeitalter die Bezeichnung „historisches Jahrhundert" vorgeschlagen, um dadurch den Gegensatz zu dem philosophischen 18. Jahrhundert besonders deutlich zu bezeichnen. Das Recht dazu erscheint indessen zweifelhaft. Über die Vergangenheit mögen heutzutage mehr Leute unterrichtet sein, als vor hundert Jahren der Fall war, über die wichtigeren Abschnitte unsrer Geschichte mögen zuverlässigere und genauere Berichte vorliegen, als damals, wo von Quellenforschung und Quellenkritik wenig die Rede war: mit dem historischen Sinn und der lebendigen Teilnahme an vergangenen Dingen und Menschen ist es seit den letzten Jahren dagegen eher rückwärts- als vorwärtsgegangen. — Nicht als ob man die Beschäftigung mit der Geschichte ablehnte; dafür sind wir zu gebildet und zu wohlerzogen. Wohl aber kommt allmählich außer Übung, bei der Vergangenheit Rat zu suchen und ihre Ergebnisse für die Beurteilung zeitgenössischer Aufgaben in Betracht zu ziehen. Man hat zu viele und zu interessante Dinge unter Händen, um für Gewesenes ein lebendiges Interesse aufbringen zu können und an die Lehrhaftigkeit von Zeiten zu glauben, über die man — zu seinem guten Glücke — längst hinausgewachsen ist. Auch wer sonst von Hegel nicht viel weiß, hat von dem Ausspruch gehört, nach dem die Geschichte die Lehre davon sein soll, daß Fürsten und Völker niemals von der Vergangenheit gelernt haben.

Oder von dem noch drastischeren Worte Schopenhauers, „daß die Kapitel der Völkergeschichte nur durch die Namen und Jahreszahlen verschieden sind, und daß der wesentliche Inhalt immer derselbe ist“!

Zu der Erkenntnis, daß diese Aussprüche mindestens in ihrer Allgemeinheit unrichtig sind, bedarf es aber weder der Beschäftigung mit Geschichtsphilosophie noch der Vertiefung in weit abliegende Perioden der Vergangenheit. Blättert man auch nur um fünfzig oder vierzig Jahre zurück, so trifft man auf Erscheinungen deutschen Geisteslebens, denen das heutige Geschlecht nur mit Anstrengung gerecht zu werden vermag, weil sie einem von dem seinigen diametral verschiedenen Zeitalter anzugehören und nicht um einige, sondern um viele Jahrzehnte zurückzuliegen scheinen. — In die Reihe dieser Erscheinungen gehört auch das vorliegende Buch. Wo man sich nicht damit begnügt, den Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und seinem Landesherrn mit einigen pietätvollen Phrasen abzutun und daran zu erinnern, daß Fürsten und Dichter zusammengehören, weil beide „auf der Menschheit Höhen“ wandeln, wird man nach der Bekanntschaft dieses Buchs mit dem Geständnis „tempi passati“ nicht zurückhalten können, obgleich der letzte Brief vom Jahre 1893 datiert ist. Von den beiden handelnden Personen ist die *eine* so gut wie vergessen, die andre unter die Rubrik derjenigen gebracht worden, die wohl den Besten *ihrer* Zeit genug getan, aber nicht für alle Zeiten gelebt haben sollen. Dazu kommen anderweite Erwägungen. Daß der Beherrscher eines Landes, das noch nicht 200 000 Einwohner zählte, und dessen Wehrkraft wenig mehr als zwei Bataillone umfaßte, — daß ein solcher Herrscher zu den populärsten Deutschen seiner Zeit zählte, daß man ihn eine Hoffnung Deutschlands nannte, und daß seiner Teilnahme an Schützen- und Sängerfesten geschichtliche Bedeutung beigelegt wurde, das klingt heute wie ein Märchen. Erfährt man gar, daß dieser Fürst zugleich in der großen Politik und innerhalb der deutschen liberalen Presse tätig war, daß er Opern schrieb, Komödie spielte, unermüdlicher Jäger und nebenher Orientreisender war, der seine Reiseeindrücke literarisch verwerten ließ, so fühlt man sich in eine Vergangenheit versetzt, zu der nur noch einzelne Brücken hinüberführen.

Und das nicht mit Unrecht. Schon der Ausgangspunkt der Beziehungen, durch die Gustav Freytag dem damaligen Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha verbunden wurde, versetzt uns in unglaublich klingende, längst unmöglich gewordene Verhältnisse. Ein Dichter, dessen loyale und stramm-preußische Gesinnung sich in den Stürmen des Jahres 1848 so unwidersprechlich bewährt hatte, daß man ihn einen Musterpatrioten nennen konnte, wird von der eigenen Landesregierung mit Kerker und Bann bedroht, weil er im Verdacht steht, die (nachweislich stattgehabte) Auslieferung eines Staatsgeheimnisses (des Mobilmachungsplanes) an einen ausländischen Militärbevollmächtigten ans Licht gezogen und bei dem gebührenden Namen genannt zu haben. Die gegen ihn heraufbeschworene Gefahr ist eine so ernsthafte, daß er die Hilfe des einzigen im Rufe liberaler Gesinnung stehenden deutschen Fürsten seiner Zeit anrufen muß, und daß dieser Fürst in der Tat einen Beweis von Mut und Entschlossenheit gibt, indem er den Verfolgten in seinen Dienst zieht und dadurch zum Bürger seines Landes macht. Aus der Dankbarkeit des Dichters für diese rettende Tat und aus der Befriedigung des Herzogs über einen der nationalen Sache geleisteten wichtigen Vorschub entwickelt sich ein Freundschaftsverhältnis zweier Männer, wie sie verschiedener und ungleichartiger kaum gedacht werden können. Genötigt, zwischen Scherben zu gehen und eine Rolle zu übernehmen, die seiner Natur durchaus zuwiderläuft, schlägt Freytag in seinen an den neuen Landesherrn gerichteten Briefen einen humoristisch-naiven Ton an, über dessen Künstlichkeit verschiedene Meinungen kaum möglich sind, und der nichtsdestoweniger viele Jahrzehnte lang unverändert festgehalten wird. Auch, nachdem er zu einer anerkannten Stellung in der deutschen Literatur gelangt ist, verharrt der Dichter in der Rolle des bescheidenen Journalisten, der sich an den populärsten fürstlichen Staatsmann seines Vaterlandes wendet. Ebenso unverändert hält der Herzog an der Position fest, die ihm während der

ersten Hälfte der fünfziger Jahre durch die Volksmeinung zugewiesen worden, weil er anscheinend der einzige Mann seiner Art gewesen war. In Wahrheit bildet die Beschäftigung mit politischen Dingen nur einen Ausschnitt der Tätigkeit des inneren Lebens beider Briefsteller, ein Interesse, das neben andern berücksichtigt wird. Die Beteiligung an den vaterländischen Geschicken wird nicht sowohl als staatsbürgerliche Funktion, wie als Herzens- und Gewissenssache behandelt. Für den Schriftsteller der nachmärzlichen Zeit versteht die politische Publizistik sich gleichsam von selbst; sie trägt aber immerdar einen literarischen Charakter — denselben Charakter, den Freytag den Hauptfiguren seiner „Journalisten" beilegt. Der Ehrgeiz, „bedeutend oder witzig zu schreiben" (so bekennt Bolz in einem der ergreifendsten Auftritte des besten deutschen Lustspiels der neueren Zeit), — dieser Ehrgeiz ist der einzige, den der zünftige Journalist haben kann. „Was darüber hinausgeht, ist nicht für uns," fügt der sonst nicht eben kleinmütige Held des Stücks hinzu, als er gefragt wird, warum er unterlassen habe, als Bewerber um ein Abgeordnetenmandat aufzutreten! — Und das konnte in Tagen gesagt werden, in denen die Publizistik in England wie in Frankreich „zu allem führte", und die von unserm Zeitalter der Vorherrschaft zünftiger Zeitungs- und Parlamentspolitiker durch wenig mehr als ein Menschenalter getrennt sind! Eine Erklärung dafür wird freilich in dem Freytagschen Stücke selbst gegeben, und zwar durch die Klage, daß die geistigen Führer der Zeit „aus lauter Gelehrsamkeit und Nachdenken das Vertrauen zu sich selbst verloren haben", und daß wahrhaftes Selbstvertrauen nur noch bei den Junkern zu finden sei, „die noch tüchtig und trotzig zu lieben, zu hassen wissen und dabei die Sorge um das eigene Wohlbefinden nicht vergessen". Wäre dieses Wort nicht im Jahre 1854 geschrieben worden, so könnte man meinen, es sei auf *den* Mann gemünzt gewesen, der von sich zu sagen gewagt hatte, er werde „das preußische Junkertum wieder zu Ehren bringen". Daß ein solcher Mann damals lebte, hat man Mühe sich zu vergegenwärtigen, wenn man den Abstand wahrnimmt, der ihn von den beiden Männern trennt, die damals zu den bekanntesten und populärsten Deutschlands gehörten.

Zu den Briefwechseln, deren Urheber an eine spätere öffentliche Schaustellung gedacht haben, wird die Korrespondenz zwischen Gustav Freytag und seinem fürstlichen Freunde niemals und von niemandem gerechnet werden können. Diese Briefe, deren Einleitung und Herausgabe Herr Eduard Tempeltey in ebenso geschickter, wie pietät- und geschmackvoller Weise zu besorgen gewußt hat — diese Briefe verraten eine „gêne", die beide Teile niemals losgeworden sind, und die sich dem Leser mitteilt, der in ihnen nicht mehr sucht, als was wirklich in sie hineingelegt worden ist. Sie sind Beiträge zu der Signatur des Zeitalters, in dem sie entstanden, über dessen Schranken sie nirgends hinausgehen. In mancher Rücksicht waren diese Schranken enger gezogen gewesen als diejenigen, innerhalb welcher das heutige Geschlecht sich bewegt. Von der bedenklichsten aller Beschränkungen und Beschränktheiten, von dem Wahne, „es herrlich weit gebracht zu haben", war man dafür vor fünfzig Jahren weiter entfernt als heutzutage, wo die Neigung, in der „Jetztzeit" die Erfüllung *aller* Zeiten zu sehen, zur vorherrschenden zu werden droht. Bücher von der Art des vorliegenden dürfen den Vorzug besonderer Lehrhaftigkeit in Anspruch nehmen, weil sie *direkte* Einblicke in die Periode gewähren, auf deren Schultern wir stehen, weil sie ausdrückliche Gelegenheit dazu bieten, die Bilanz zwischen damals und jetzt zu ziehen und im einzelnen aufzuweisen, worin wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorwärtsgekommen sind, und was wir inzwischen eingebüßt haben. Darauf, wie das Fazit ausfällt, wird es dabei weniger ankommen als auf die Mühe und den Ernst, die an diese Vergleichung gewendet werden.

— x —

Die „Vossische Zeitung“.

Die Vossische Zeitung. Geschichtliche Rückblicke auf drei Jahrhunderte. Von Arend Buchholtz. Berlin 1904. Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Die Zeitung, deren Geschichte das vorliegende Werk erzählt, ist die älteste der bestehenden Zeitungen Berlins. Ihr Verlagsrecht datiert vom 29. Oktober 1704, dem Tage, dessen zweihundertjährige Wiederkehr von den gegenwärtigen Eigentümern, Redakteuren und Mitarbeitern, unter herzlicher Teilnahme der in- und ausländischen Presse, der städtischen Behörden und andrer angesehener Körperschaften, festlich begangen worden ist. Wenn von irgend einer Zeitung, so kann von dieser gesagt werden, daß sie eine Institution unsrer Stadt ist, fest wurzelnd in ihrem Boden, eng verwachsen mit ihrem Bürgertum, aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, wie sie selber, und auch darum bezeichnend für die assimilierende Kraft Berlins, daß es gar kein Berliner war, der die „Vossische Zeitung“ begründet hat. Ihr Stammvater und Ahnherr war ein Süddeutscher, Johann Michael Rüdiger, dessen ehrwürdiges Porträt, ein kräftig ausgebildeter Kopf mit Allongeperrücke, diesen Band an erster Stelle schmückt. Ein tüchtiger Buchhändler, aber von den Kriegsstürmen im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts vielfach umhergetrieben, folgte er, nach der Zerstörung Heidelbergs, wo er zuletzt ansässig gewesen, dem Zuge, der um dieselbe Zeit so manchen seiner bedeutenden Landsleute nach Preußen, dem Staate der Toleranz, und Berlin, der Stadt Sophien Charlottens und ihres Freundes Leibniz führte. Hier, mit Weib und Kindern, wanderte Rüdiger 1693 ein, begründete eine Buchhandlung, die eine reiche verlegerische Tätigkeit entfaltete und erhielt im Oktober 1704 das Privileg zur Herausgabe eines Wochenblattes, eines „Diariums von dem, was im Heil. Röm. Reich, da sedes belli ist, paßieret“. Buchholtz vermutet, daß das „Diarium“, wiewohl sich nichts davon erhalten, in den Jahren 1704—1706 wirklich erschienen sei; dann aber ruhte das Privileg, um erst zugunsten von Joh. Michael Rüdigers hochbegabtem Sohne Johann Andreas erneuert zu werden, und der eigentliche Geburtstag der „Berlinischen Privilegierten Zeitung“ (so hieß sie ursprünglich) ist der 25. Februar 1721. Nach Rüdigers, des Zweiten, Tode (1751) ging das Privileg auf seinen ehemaligen Lehrling und seit 1748 Schwiegersohn, Christ. Friedr. Voß, über, den Begründer der Vossischen Buchhandlung, in der 1753 die erste Ausgabe von Lessings Schriften erschien, und die, nach mannigfachem Besitzwechsel, noch heute fortbesteht. Seit Menschengedenken hat man die „Vossische Zeitung“ unter keinem andern Namen als diesem gekannt, obwohl er erst neuerdings in dritter Reihe dem stolzeren Titel „Königlich privilegierte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ hinzugefügt worden ist, den sie seit 1785 unverändert führt. Und so, wie sie mitten im Wirbel des großstädtischen modernen Lebens immer noch ein Stück vom alten Berlin repräsentiert, sind auch ihre Häuser in der Breiten Straße alter Familienbesitz: Nr. 9, das schon das Wohnhaus der Voß gewesen, und dessen Geschichte sich bis zum Jahre 1600 zurückverfolgen läßt, ward 1895 mit Nr. 8 verbunden, das 1818 durch Christian Friedrich Lessing käuflich erworben worden war. Denn nach dem Aussterben der Linie Voß war das Privileg auf die Gemahlin des Münzdirektors Karl Gotthelf Lessing, eine geborene Voß, übergegangen, und ihr Sohn, der genannte Christian Friedrich, trat nunmehr (1805) in die Verwaltung und demnächst (1823) an die Spitze der Zeitung, unter deren frühesten Mitarbeitern der erlauchte Name seines

Oheims, Gotthold Ephraim Lessings, glänzt[1]). Überhaupt fällt in der Geschichte der „Vossischen Zeitung" dieser familienhafte Zug auf, der wohl an das Goethesche „Was du ererbt von deinen Vätern hast" erinnern mag. Wie ein Erbstück, an dem nicht nur wichtige materielle Interessen, sondern ebensosehr die besten Traditionen haften, ging die Zeitung von den Rüdiger auf die Voß, von den Voß auf die Lessing mit deren Nebenlinien: es war immer, außer dem geschäftlichen, ein ganz persönliches Verhältnis, das die jeweiligen Eigentümer mit ihr verband. Was aber einer Zeitung, die prosperieren will, vor allem not tut, ist eine Persönlichkeit, die sich sozusagen mit ihr identifiziert, die sorgsam, unablässig über ihr Wohl und Wehe wacht, die die Bedürfnisse des Tages klar erkennt und die mannigfaltigen mitwirkenden Kräfte zu finden, zu gewinnen, zu erhalten, zu erneuern weiß: und an Persönlichkeiten dieser Art hat es der „Vossischen Zeitung" von ihrem ersten Tage an nicht gefehlt; eine solche war jener Christian Friedrich Lessing, der die Zeitung 1823 mit etwa 4000 Abonnenten übernahm und 1850 mit 24000 hinterließ; eine solche ist sein Nachfolger, Carl Robert Lessing, der Enkel des Münzdirektors und der Großneffe Gotthold Ephraims. Ein Zeugnis seiner unermüdlichen Arbeitskraft ist es, daß er, während das Blatt unter seiner Verwaltung sich zu der gegenwärtigen Höhe hob, in seiner amtlichen Laufbahn zugleich vom Referendar zum Landgerichtsdirektor mit dem Titel eines Geh. Justizrats gestiegen ist. Ein nicht minder schönes Zeugnis seiner Pietät sowohl wie seiner Munifizenz sind der Eifer, die Liebe, die Hingebung, mit der er das Andenken einer großen Überlieferung tatkräftig pflegt und in Ehren hält. Eine kostbare Sammlung von Lessinghandschriften, seltenen Drucken und Bildern — darunter das Porträt Lessings aus seinem 42. Lebensjahre von Graff — macht die Räume seines Heims in der Dorotheenstraße zu einem wahren Familiensanktuarium. Seiner Initiative verdanken wir das so stimmungsvoll und sympathisch wirkende Lessingdenkmal im Tiergarten, auch dieses geschaffen von einem Lessing, dem Sohne seines Bruders, des Malers Karl Friedrich Lessing; und wie er bei zwei früheren Anlässen, dem hundertjährigen Todestage des Dichters (1881) und der Enthüllung seines Denkmals (1890) uns mit den Monumentalausgaben von „Nathan der Weise" und „Minna von Barnhelm" beschenkt hat, so jetzt, zur Zweihundertjahrfeier der Zeitung, die stets — in den Worten ihres Historiographen — „das Vorbild ihres hohen Genius vor Augen gehabt hat", mit diesem Prachtwerk.

In der langen Reihe der Redakteure, die der Verfasser an uns vorüberführt, erblicken wir Männer mit ausgeprägtem Charakter; unter den politischen, wissenschaftlichen und literarischen Mitarbeitern die Träger weitbekannter Namen. So durchlebt man in der Geschichte dieser Zeitung noch einmal die der Zeit von fast zwei Jahrhunderten, wie sich in der Entwicklung des dünnen Quartblättchens zu dem heutigen Format mit dem Volumen seiner Beilagen das Wachstum der kleinen Residenzstadt der preußischen Könige mit 40000 Einwohnern zu der kaiserlichen Reichshauptstadt mit zwei Millionen abspiegelt. Wer freilich möchte dem Könige Friedrich Wilhelm III. ganz unrecht geben, wenn er, der der „Vossischen Zeitung" im ganzen wohlgesinnt war und sie zu ihrem ersten Jubiläum 1821 beglückwünscht hatte, dennoch in einer späteren Kabinettsordre (1836) sich gegen die stetige Vergrößerung der Zeitungen aussprach und unter seinen Gründen auch den anführte,

[1]) In einem Begleitbande (B. Behrs Verlag) des in Rede stehenden größeren Werkes, dem von Dr. Heinrich Hubert Houben sorgfältig bearbeiteten „Bibliographischen Repertorium" zur „Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung", erhalten wir einen sehr hübschen Aufsatz von Prof. Dr. Franz Muncker über Lessings Mitarbeit, namentlich sein „Neuestes aus dem Reiche des Witzes", das monatlich, allerdings nur neunmal, erschien. Ein Faksimile des ersten Stückes vom „Monat April 1751" ist beigefügt, auf dessen letzter Seite, am unteren Rande, sich der Avis befindet, daß das Blatt den Abonnenten der Zeitung „ohne Entgeld in der Vossischen Buchhandlung ausgegeben" wird. Diese Nummer ist besonders deshalb merkwürdig, weil Lessing in ihr Rousseaus erste Schrift, den von der Akademie zu Dijon (1750) preisgekrönten „Discours", bespricht.

daß dadurch eine „Leselust“ gefördert werde, „die wenig Früchte trägt, bei einem Anschein von Tätigkeit zu einem literarischen Müßiggange führt und keine Zeit zu einer nützlicheren Lektüre übrig läßt“?

Die Zeitungen, wie wir sie heute haben, sind sehr komplizierte Wesen, die ganz allmählich im Laufe von Jahrhunderten mit den gesteigerten Aufgaben des Staats, der Politik, des Handels und den vervollkommneten Mitteln der Kommunikation, des Verkehrs, der Technik ihre gegenwärtige Gestalt gewonnen haben. Hervorgehend aus den minimalsten Anfängen, die den Acta diurna Roms nicht unähnlich gewesen sein mögen, waren sie doch Organismen, die den Keim künftiger Entfaltung in sich trugen und, dem Antrieb der Zeit und ihrer Notwendigkeiten folgend, sich erweiterten und ausbreiteten, unter dem Drucke der Zensur, im Kampfe mit widrigen Geschicken, Launen der Fürsten, Willkür der Behörden, innerlich erstarkten, an Kraft und Substanz zunahmen, bis sie allen unentbehrlich und ein wichtiger Faktor im Völkerleben wurden. An einem typischen Beispiel gezeigt zu haben, wie ein solcher Prozeß vor sich ging, ist das literarische Verdienst des Verfassers dieser Geschichte. Man muß sie zusammen mit den Anmerkungen lesen und das ausgezeichnete Namensregister am Schlusse vergleichen, um beurteilen zu können, mit welcher Gewissenhaftigkeit und welchem Fleiß, mit welcher Kenntnis der Zeit- und Lokalgeschichte Arend Buchholtz seine Arbeit getan hat; um zu würdigen, wie viel Wertvolles uns hier aus erster Hand, aus Archiven und Bibliotheken und nicht am wenigsten aus den vielen hundert bestaubten Bänden der „Vossischen Zeitung“ in fesselnder Weise geboten wird.

Der vorliegende Folioband, mit einem selbst für die Reichsdruckerei nicht gewöhnlichen Glanze hergestellt, mit seinen künstlerisch vollendeten Porträts, Reproduktionen von Stichen und Farbendrucken (darunter das unvergleichlich schöne Jugendbildnis Lessings von Tischbein), mit seinem massiven Einband konnte nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sein: er ward von den Eigentümern der „Vossischen Zeitung“ als ein Geschenk überreicht, das die damit Beschenkten dankbar zu schätzen wissen. Wohl aber wäre, im Interesse einer weiteren Verbreitung, zu wünschen, daß eine billige Ausgabe für den Buchhandel veranstaltet würde, um sie der sicherlich nicht geringen Zahl derer zugänglich zu machen, die an berlinischen Dingen ihre Freude haben.

J. R.

ϱ. **Sämtliche Werke von Fritz Reuter.** Rechtmäßige Originalausgabe in 8 Bänden. Reuter-Verlag E. Weißenturm. Doetinchem. Generalvertrieb: Th. Knaur Nachf. Berlin-Leipzig. O. J.

Eine vollständige Reuter-Ausgabe, ungekürzt, nach den Originalen, wohlfeil, gut gedruckt und hübsch gebunden, ist mit Freuden zu begrüßen. Sie liefert den Beweis, daß diese in ihrer Art klassischen Schriften, wiewohl in einer Mundart verfaßt, doch zum Gemeingut des gesamten deutschen Volkes geworden sind: was Hebel für das Oberdeutsche, hat Reuter für das Niederdeutsche getan — in der Sprache seiner heimatlichen Landschaft hat er deren Volkstum für alle Zeiten dichterisch fixiert. Seine Gestalten leben und werden leben, so lange in unserm Volke der Sinn für den gesunden, den herzgewinnenden Humor noch nicht erstorben ist, der in der Wirklichkeit wurzelt und alles Menschenleid mitempfindet, aber auch am trüben Tage weiß, daß morgen oder übermorgen die Sonne wieder scheinen wird. Reuter zu lesen macht glücklich und froh. Keiner vermöchte mehr als er mit seiner schlichten Natürlichkeit die Seele zu erquicken in dieser Zeit und gegenüber einer gewissen „Kunstübung", die nicht erheben kann, weil sie selbst sich aus ihren Niederungen nicht erhebt. Darum ist die vorliegende Ausgabe, die zum erstenmal den ganzen Reuter bringt, eine willkommene Erscheinung, und wir empfehlen sie um so angelegentlicher, als sie sich durch einige wertvolle Bereicherungen auszeichnet. Nicht nur, daß sie durch Worterklärungen unter dem Text noch allgemeiner zugänglich gemacht worden ist, sie gibt auch (im ersten Bande) eine vortreffliche Einleitung über Fritz Reuters Sprache und Schrift nebst einer kurzgefaßten Grammatik seines Platt und das Vorwort Adolf Wilbrandts, in dem der jüngere Landsmann des älteren Leben erzählt und seine Werke mit ebenso viel Liebe wie kongenialem Verständnis erörtert.

βσ. **Meyers Großes Konversations-Lexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Zweiter bis achter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 1904.

Meyers Lexikon ist kein Buch, das man kritisiert; es ist eine Kulturinstitution, deren Entwicklung mit fortwährend wachsender Kultur man verfolgt. Wie man in der Psychologie von einem Aufmerksamkeitsfelde spricht, das gleichsam einen erhellten Ausschnitt bildet innerhalb des großen, aber dunkeln Besitzgebietes unsres Gehirns, so stellt das Lexikon ein Lichtfeld dessen dar, was jeder in jedem Augenblick aus dem Riesenreiche unsres Kulturbesitzes zu klarer Schau bereit haben muß, in diesem ungeheuren Gehirn der Kulturmenschheit, an dem wir alle wie einzelne Zellen Anteil haben. Auch das Lexikon muß wandern, muß seinen Ort wechseln wie jenes Aufmerksamkeitsfeld. Das Glück seiner neuen Auflagen beruht darin, daß es das kann und daß es stets neu sich als Brennpunkt bewährt. Eine rastlose Arbeit ist solchem Buche beschieden, ein unablässiges Neuerkämpfen seiner Position. Aber gerade darin gleicht es der Kultur selbst, und es erwächst ihm sein Recht, neben ihr genannt zu werden. Mit seinen neuen Auflagen ist es die größte periodische Zeitschrift dieser Kultur. Bei der Größe unsrer Kultur ist es längst nicht mehr so, daß auch der Gebildete im vornehmsten Sinne den Umriß und die Grundlinien des Fortschrittes überall besitzen kann und das Lexikon bloß braucht als gelegentliche Gedächtnisauffrischung; er braucht es unmittelbar als ein Werk, in dem er lesen, mit dem er sich fortbilden muß. Es ist praktisch, daß das Lexikon nicht so sehr oft wiederkommt: es entgeht damit mehr der Gefahr, kurze Moden zu registrieren. Es ist keine Mode, sondern ein wirklicher Maßstab einer Epoche, wenn der vorliegende achte Band zweiundzwanzig Spalten über Goethe bringt. Es ist nicht bloß eine Laune des Verlags, wenn diese neue Auflage zwischen Karten und statistischen Tabellen auf einmal eine Fülle von Porträttöpfen bringt: es liegt eine Wende in der Wertauffassung des persönlichen, individuell schaffenden Elementes darin gegenüber dem eine Weile einseitig vergötterten sozialen und Milieufaktor im Kulturfortschritt. Ein ausgesprochener Grundzug gerade unsrer Zeit begegnet sich in glücklichster Weise mit einer alten Branchbarkeitsforderung des Lexikons selbst: wachsender Sinn für das Tatsächliche, Hand in Hand mit wachsender Toleranz vor allem, was der Meinung, der Auffassung angehört. Im Unparteiischen liegt nicht bloß die praktische Brauchbarkeit des Lexikons für den größten Kreis, es liegt auch seine ethische Bedeutung als erziehender Macht darin. Die neuen Bände zeigen durchweg nur Fortschritte nach dieser Seite, deren Wert mehr gelten muß als selbst das beste Bild mit neuester Technik. Ein Werk, das so in das Volk dringt, besitzt Verpflichtungen als Volksbildner, große Verantwortungen.

βσ. **Bilder aus dem Tierleben.** Eine Sammlung von Schilderungen aus der Tierwelt aller Erdteile. Von Professor Paul Matschie, Kustos am Zoologischen Museum in Berlin. Mit einer farbigen Beilage und 482 Abbildungen nach Originalen hervorragender Künstler. Stuttgart, Berlin und Leipzig, „Union", Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

Das Werk, dessen Lieferungsausgabe jetzt fertig vorliegt, ist der Anlage nach ein äußerst glücklicher Griff auf dem schweren Gebiete echt volkstümlicher Tierkunde. Es gibt große, vielfach eine gewaltige Quartseite füllende Tierbilder, lebensvolle Gruppen, durchweg wenigstens von kundiger Hand, billig, aber schlicht genügend reproduziert, in einzelnen Fällen darunter sogar hervorragend gute Blätter, im ganzen aber gerade in dieser anschaulichen Größe ein wichtiges Lehrmittel für den Jugend- und Volksunterricht. In regelloser Folge, wie die Bilder aneinandergereiht sind, schließt sich der Text zunächst bloß als eine Art erweiterter Bildunterschrift von Fall zu Fall an; in kleinem

Druck könnte man ihn sich wirklich so unter Schulwandtafeln, wozu sich viele der Bilder eignen würden, denken. Im Verlauf merkt man aber doch die Löwentatze. Der Verfasser ist nicht umsonst einer unsrer kenntnisreichsten Fachforscher, der besonders auf dem Gebiete der Säugetiere eine in ihrer Weise bahnbrechende Tätigkeit entwickelt, deren sachlichen Grundlinien, Zielen und Ergebnissen der Schreiber dieser Zeilen im weitesten Umfange zustimmt. Allenthalben begegnet man auch in diesem wesentlich populären und sogar in der Form geradezu voraussetzungslos gedachten Werke einzelnen Hinweisen, Bemerkungen und Sachmitteilungen, die eben nur Matschie so geben konnte, und die dem Buche einen selbständigen wissenschaftlichen Wert verleihen, weit über das Populärisieren hinaus. In einem Satz ist oft ein ganzer Reichtum gedrängt, wobei eine gute Gabe des prägnanten, oft drastischen Wortes mithilft. Diese entscheidenden Vorzüge dürften um so unbefangener gewürdigt sein, als der Beurteiler sich gegen Matschies rückhaltlose Verwerfung aller Darwinistischen Erklärungsversuche im äußersten Widerspruche befindet.

ωγ. **Moritz von Schwinds Philostratische Gemälde.** Im Namen des Vereins für Geschichte der bildenden Künste zu Breslau herausgegeben von Richard Foerster. Leipzig, Kommissionsverlag von Breitkopf & Härtel. 1903.

Das Buch ist ein reizendes Geschenk zu Schwinds hundertstem Geburtstage, den wir vor einem Jahre gefeiert haben. Jeder Besucher der Karlsruher Kunsthalle kennt des Meisters Fresken im dortigen Treppenhause, wenige aber nur haben die dekorativen Malereien studiert, die in den Sälen der Gipsabgüsse nach seinen Zeichnungen ausgeführt worden sind: werden sie doch von den Biographen nur ganz flüchtig, im Bädeker überhaupt nicht erwähnt. Und doch verdienen schon um Goethes willen wenigstens die Bilder des ersten Saales, dieser einzige Versuch, seine Mahnung an „die jüngeren talentvollen Künstler der neueren Zeit“ zu befolgen, unsre Aufmerksamkeit. Eine Fülle von Anregung und Genuß geht von diesen Deckenbildern und Friesen aus, die Foerster, jene nach den von Reich und Geck vollendeten Malereien, diese nach Schwinds Zeichnungen, hat aufnehmen lassen. Der bekannte Breslauer Philologe hat sich durch diese Veröffentlichung und seine vortreffliche Einleitung dazu um den Meister ein schönes Verdienst erworben.

βλ. **Les questions esthétiques contemporaines.** Par Robert de la Sizeranne. Paris, Hachette. 1904.

Der feine, raffinierte Kunstgeschmack der Franzosen hat im Verfasser der „Studien über englische Kunst“ und so vieler andrer anziehender Betrachtungen einen seiner ansprechendsten Ästhetiker gefunden. Robert de la Sizeranne hat zur Anschauung gebracht, was die Modernen der Natur durch neue Einblicke abgewonnen haben und auf welche Weise sie die neue Technik des Eisens, die Fortschritte der photographischen Apparate und so vieles andre verwerten. Das Problem zwischen Gewicht und Widerstandskraft, auf dem das ästhetische Interesse der alten Architektur beruht, ist der neuen zum Spiel geworden, dessen Schwierigkeiten sie nicht mehr zu empfinden scheint. Die einst verachtete Photographie ist auf dem Wege, den Kupferstich und die Radierung siegreich zu ersetzen. Künstler haben eingegriffen und der Arbeit der Maschine ein Persönliches hinzugefügt, das ihr den Reiz und den Wert einer künstlerischen Leistung verleiht. Der Nachfolger der Päpste, die die vatikanischen Sammlungen schufen, spricht von der Ars photographica: „Imaginem Naturae Appelles aemulus Non pulchriorem pingeret.“ Dafür sind die Museen die Gefängnisse der Kunst geworden, und nichts ist tragikomischer als die Betrachtungen, zu denen ihr Anblick den französischen Kritiker veranlaßt. Von den Göttern im Musée Guimet bis zu den Puppen und alten Röcken, die anderswo aufgespeichert sind, hat er sie alle seufzend durchwandert und sich kopfschüttelnd gefragt, ob denn ihre Absicht erreicht und die Schönheit der Welt geborgen worden sei? Er antwortet verstimmt, draußen, in den Städten, in den Kirchen, in den Klöstern, in den Schlössern, wird alles zerstört oder ausgeräumt; drinnen, in diesen Museen, wird alles katalogisiert, numeriert und begraben. Arles z. B. wird umgebaut, und während seine malerischen Straßen verschwinden, erhebt sich das Museon Arlaten, wo sie, in Gipsabgüssen karikiert, figurieren sollen. Oder welchen Kunstfreund hätte jemals das Museum San Marco für den Zauber entschädigt, der die dort trauernden Werke in ihrer natürlichen Umgebung verklärte, und wer gibt den Skulpturen des Parthenon den Glanz hellenischer Sonne, das Licht seines Himmels wieder? „Die Erhaltung der Kunst in den Museen“ ist ein Sophismus, gebt sie dem Leben zurück!

γ. **Religionskrieg und Geschichtswissenschaft.** Ein Mahnruf von Richard Fester, ordentl. Professor der Geschichte in Erlangen. München, C. H. Beck. 1904.

Der päpstliche Unterarchivar P. Denifle hat bekanntlich 1904 bei Kirchheim in Mainz den ersten Band seines „Luther“ erscheinen lassen, ein echtes und gerechtes Dominikanerbuch nach seinen wenigen guten und vielen schlechten Seiten, das ein Zerrbild des großen Reformators unter Überflügelung jeder Konkurrenz hinstellt. Fester, den Lesern dieser Blätter wohl bekannt durch seine Studien über die Markgräfin von Bayreuth, erhebt in der obengenannten Flugschrift seine warnende Stimme, um die Historiker und die Nation zu gegenseitigem besserem Verständnis zu mahnen und der Wiederkehr jener Zeiten vorzubeugen, da die konfessionelle Verhetzung in Religionskriegen endete. „Je mehr Zurückhaltung die Historiker, protestantische wie katholische, in den konfessionellen Streitigkeiten der Gegenwart beobachten werden, desto mehr werden sie das deutsche Volk wieder daran gewöhnen, die Wissenschaft statt in Versammlungen und in der Presse vielmehr in ihren für keinen Wahrheitssucher verschlossenen Arbeitsräumen aufzusuchen.“

δ. **Lassalle.** Von Hermann Oncken. (Politiker und Nationalökonomen. II.) Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 1904.

Zu den zahlreichen Kollektivunternehmungen unsres deutschen Buchhandels gehört neuerdings auch die „Sammlung biographischer Systemund Charakterschilderungen" von „Politikern und Nationalökonomen", deren erste (über Machiavelli, von Richard Fester) an dieser Stelle seinerzeit angezeigt worden ist, deren zweite hier vorliegt. Es ist die erste eingehendere, sachlich fundamentierte, die Quellen beherrschende Biographie des großen Agitators, geschrieben von einem unsrer tüchtigeren jungen Historiker. Er hätte das Werk, dem er offenbar viel Fleiß und Liebe gewidmet hat, nicht unternommen, wenn er dem Helden desselben nicht ein hohes Maß von Bewunderung entgegengebracht hätte, das vielleicht zu einer Wertschätzung geführt hat, die um einige Grade zu hoch geraten sein mag. Darüber wird indessen schwerlich sich streiten lassen, gewiß nicht an dem gegenwärtigen Orte. Die Darstellungsweise des Buches ist nicht ganz gleichmäßig. Zum Teil hat sie etwas von dem Glanze angenommen, der aus der rednerischen Sprache Lassalles selber zurückgeworfen scheint. Dann aber wiederum sind Partien gleichsam aus der Werkstatt gar zu unmittelbar in den Druck gelangt. Vielerlei einzelnes hätte bei nochmaliger kritischer Durchsicht leicht geglättet werden können. Die nähere fachmännische Kritik, die am wenigsten an diesen Ort gehört, wird leicht bemerken, daß es weit mehr der geschulte und schriftstellerisch gewandte Historiker ist, der uns dieses neue Buch bietet, als der Nationalökonom und Sozialpolitiker, von dessen Angelegenheiten darin doch vorzugsweise die Rede sein soll; daß in letzterer Hinsicht öfters eine gewisse Unselbständigkeit oder Unklarheit des Urteils zu bemerken ist. Im ganzen aber hindert dieser und mancher andre etwa zu erhebende Einwand nicht, daß wir in dem neuen Buche eine erfreuliche Leistung sehen, die dem Zwecke der buchhändlerischen Unternehmung entspricht, weiteren Kreisen in anziehender Form bedeutende Persönlichkeiten der politisch-ökonomischen Geschichte vorzuführen und dabei einen neuen Beitrag zur wissenschaftlichen Förderung des behandelten Gegenstandes zu liefern.

γ. **Sous l'horizon.** Hommes et choses d'hier. Par le Vicomte E. Melchior de Vogüé, de l'académie française. Paris, Armand Colin. 1904.

Der berühmte französische Schriftsteller von so scharfem Profil, daß von ihm, wenn von einem das taciteische sui tantum similis gilt, hat uns schon eine Reihe von historischen Essais und Stizzen unter den Titeln „Pages d'histoire". „Heures d'histoire", „Regards historiques et littéraires", „Spectacles contemporains" geschenkt, die zu dem Feinsten und Anziehendsten dieser ganzen literarischen Gattung gehören. Jetzt tritt er wieder vor uns mit einer Sammlung von 23 neuen Aufsätzen, die durch dieselbe Gabe scharfer Beobachtung, lebensvoller Gestaltungskraft, geschichtlich vertiefter Auffassung hervorragen. Wir nennen nur die Überschriften einiger von ihnen: „Auf einen Hieb" (Der Herzog von Aumale), „In der Schule Pascals", „Das Leben Pasteurs", „Ein Römer" (Victor Duruy), „Die Briefe Taines", „Theodor Roosevelt", „Bismarck und die Musik", „Chamberlain", „Der russisch-japanische Krieg". Der Aufsatz „Bismarck und die Musik" ist durch Kendells Buch über den Fürsten und die Fürstin Bismarck angeregt; er enthält auf wenigen Seiten einen geistvollen Beitrag zur Charakteristik des Unvergeßlichen, der durch Beethoven sich die überreizten Nerven glätten ließ „wie Saul sich durch Davids Harfenspiel beruhigte" und dem die Melodien innere Bilder auslösten, an denen sich seine schöpferische Einbildungskraft wunderbarerweise offenbart: „Diese Sonate erinnert mich an einen Reiter Cromwells, der sich mit verhängtem Zügel in das Kampfgewühl stürzt, indem er sich sagt: ‚Jetzt gilt's zu sterben!'" Wenn Wagner den Widerstand der Pariser schließlich überwindet, sodaß sie seinem Genius staunend huldigen — nun, ein Stück der Erklärung liegt nach Vogüé darin, daß Bismarcks Degen dem Degen Siegfrieds die Bahn brach; ils subissent, à leur insu, la domination de la force victorieuse. Daß der russisch-japanische Krieg im tiefsten Grunde unvermeidlich war, und daß Japan, vom Festland vertrieben, woran Vogüé nicht zweifelt, sich auf die Philippinen stürzen wird: das haben wir noch nie mit solch innerer Wucht darlegen hören wie hier.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alexander. — Geschlechtskrankheiten und Kurpfuscherei. Vortrag von Carl Alexander. Zweite Auflage. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1904.

Baß. — Wege zur künstlerischen Erziehung und literarischen Bildung der Jugend und des deutschen Volkes. Herausgegeben von J. Baß. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. O. J.

Baumann. — Pflücke das Leben! Gedichte von Baumann. Im Jahre 1904 verlegt durch den Modern-Pädagogischen und Physiologischen Verlag zu Berlin und Charlottenburg 2 (Goethe-Haus).

Baumgartner. — Geschichte der Weltliteratur. Von Alexander Baumgartner. S. J. V. Die französische Literatur. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1905.

Brunold. — Sein und Sehnsucht. Gedichte von Hermann Brunold. Berlin, Leipzig und Paris, Hüpeden & Merzyn. 1905.

Dam. — Heidegruber und Mädchenliebe. Roman von Ernst A. Dam. Berlin, Richard Schröder. 1905.

Enders. — Die Katastrophe in Goethes Faust. Von Carl Enders. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus. 1905.

Engel. — Geschichte der französischen Literatur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Eduard Engel. Sechste Auflage. (In neuer Bearbeitung mit 33 Abbildungen.) Leipzig, Julius Baedeker. 1905.

Fränkel. — Zacharias Werners Weihe der Kraft. Eine Studie zur Technik des Dramas. Von Jonas Fränkel. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1904.

Friedmann. — Kämpfe. Studien und Skizzen. Von Rudolf Friedmann. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Geiger. — Ein Sommeridyll. Von Benno Geiger. Duilio Torres schmückte dies Buch. Berlin und Charlottenburg, Verlag im Goethe-Haus. 1904.

Grimm. — Rede auf Schiller. Von Jakob Grimm. Mit dem Bildnis Schillers von Gerhard von Kügelgen. Hamburg, „Gutenberg"-Verlag, Dr. Ernst Schultze. 1904.

Gutmann. — Über die Bedeutung der Geschlechtskrankheiten für die Hygiene des Auges. Vortrag von G. Gutmann. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1904.

Helling. — Wieder die Liebe. Von Carl Helling. Stuttgart, Strecker & Schröder. O. J.

Holler. — Till Eulenspiegel. Schauspiel in fünf Aufzügen. Von Hermann Holler. Limmritz, N.-M., im Selbstverlag des Urhebers. O. J.

Justi. — Murillo. Von Carl Justi. Mit Abbildungen in Kupferätzung, Lichtdruck, Dreifarbendruck und Autotypie. Zweite Auflage. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1904.

Keller. — Der Humanismus. Sein Wesen und seine Geschichte. Von Ludwig Keller. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1904.

Kiesgen. — Chateaubriand und die Neuromantik. Von Laurenz Kiesgen. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1904.

Kopp. — Das Geschlechtliche in der Jugenderziehung. Vortrag von Carl Kopp. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1904.

Krüger-Westend. — Goethe und seine Eltern. Von Hermann Krüger-Westend. Weimar, Hermann Böhlau. 1904.

Loti. — Indien (ohne die Engländer). Von Pierre Loti. Einzig autorisierte Übersetzung von M. Toussaint. Berlin, Leipzig und Paris, Hüpeden & Merzyn. 1905.

Löwenberg. — Detlev von Liliencron. Von J. Löwenberg. Mit einem Bildnis Liliencrons. Hamburg, „Gutenberg"-Verlag, Dr. Ernst Schultze. 1904.

Meyer. — Verzeichnis einer Heinrich Heine-Bibliothek. Von Friedrich Meyer. Mit einem Faksimile und zwei Beilagen. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. 1905.

Milde. — Maria Paulowna. Ein Gedenkblatt zum 9. November 1904. Von Natalie von Milde. Mit einem Bildnis. Hamburg, Hermann Seippel. 1904.

Mirau. — Lieder aus weiter Ferne. Von Leo Mirau. Buenos-Aires, Leo Mirau; Leipzig, Karl Kaupisch. 1904.

Nemo. — Auch Eine. Von Nemo. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Nembe. — Herz und Natur. Neue Gedichte von Heinrich Nembe. New York, Ernst Kaufmann. O. J.

Nod. — Ein Sieger. Von Edouard Nod. Autorisierte Übersetzung von M. Toussaint. Berlin, Leipzig und Paris, Hüpeden & Merzyn. 1905.

Schmid. — Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts. Von Max Schmid, Aachen. Erster Band. Mit 262 Abbildungen im Text und 10 Farbendruckafeln. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1904.

Stassow. — Über Shakespeares Kaufmann von Venedig und das Shylok-Problem. Von Wladimir Stassow. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Wilhelm Henckel. München, A. Buchholz. 1905.

Stein. — Der soziale Optimismus. Von Ludwig Stein. Jena, Hermann Costenoble. 1905.

Sterne-Pölsche. — Werden und Vergehen. Von Carus Sterne. Sechste Auflage, bearbeitet von Wilhelm Bölsche. Dritte bis zwanzigste Lieferung (Schluß des ersten Bandes). Berlin, Gebrüder Borntträger.

Suyematsu. — Rußland und Japan. Von Baron Suyematsu. Aus dem Englischen übersetzt von Franz Müller. London, Frobsthain & Co. 1904.

Warneck. — „Ehret die Frauen." Beiträge zum modernen Kulturleben der Frauenwelt. Von F. S. Warneck. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Neue Ausgabe. Braunschweig und Leipzig, Hellmuth Wollermann. 1904.

Weiland. — Lieder eines Arbeiters. Von Karl Weiland. Mit einem Vorwort von E. Klein. Dritte Auflage. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Weltrich. — Wagners Tristan und Isolde als Dichtung. Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Wagners Kunst. Von Richard Weltrich. Berlin, Georg Reimer. 1904.

Wiggin. — Rebetta vom Sonnenbachhof. Von Kate Douglas Wiggin. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Natalie Rümelin. Stuttgart, J. Engelhorn. 1905.

Wildenbruch. — Semiramis. Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch. Achtes Tausend. Berlin, G. Groteiche Verlagsbuchhandlung. 1904.

Winds. — Die Technik der Schauspielkunst. Von Adolf Winds. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. O. J.

Wolgynski. — „Das Buch vom großen Zorn." Von A. L. Wolgynski. Autorisierte Übersetzung aus dem vollständigen russischen Manuskript von Josef Melnik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1905.

Wolgynski. — Der moderne Idealismus und Rußland. Eine Studie. Von A. L. Wolgynski. Autorisierte Übersetzung von Josef Melnik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1905.

Wolters. — Siebenschön. Erzählung von Wilhelm Wolters. Dresden, E. Pierson. 1904.

Wuttke. — Die deutschen Städte. Geschildert nach den Ergebnissen der ersten deutschen Städteausstellung zu Dresden 1903. Im Auftrag der Ausstellungsleitung herausgegeben von Robert Wuttke. Durch ein Vorwort eingeleitet von Oberbürgermeister Beutler. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1904.

Wychgram. — Charlotte von Schiller. Von Jakob Wychgram. Mit fünf Kunstdrucken. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1904.

Zabel. — Bunte Briefe aus Amerika. Von Eugen Zabel. Berlin, Georg Stilke. 1905.

Ziegler. — Die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums. Von J. H. Ziegler. Zürich, Kommissionsverlag Orell-Füßli. 1905.

Zwiedineck-Südenhorst. — Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). Von H. v. Zwiedineck-Südenhorst. Dritter Band. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Walter Paetow in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Verena Stadler.

Eine Erzählung

von

Ernst Zahn.

(Schluß.)

Siebentes Kapitel.

Spät an einem Abend im Mai kam die Base Katharina ins Sterben. Vor ihrem Fenster standen ein paar Blumentöpfe und hingen voll Bluft, Fuchsien und Geranien. Sie waren wie verloren zwischen den kahlen Mauern der engen Gasse, aber wenn einer, der unten vorüberging, den Hals genug reckte, so daß er das blühende Fenster sah, schien ihm das dunkle, unschöne Haus wärmer als die andern.

Verena saß allein bei der Base, weil sie es verlangte. „Bleib bei mir, du," hatte sie gesagt, als Verena zu Bett gehen wollte. Ihre Hand faßte die Verenas und drückte sie fest und krampfhaft.

„Was habt Ihr?" fragte Verena.

„Nichts andres," gab sie zurück. Dabei atmete sie mühsam.

Verena kam aber doch die Angst an. „Soll ich den Doktor holen lassen?" fragte sie.

Die Base schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Den Wilhelm?"

„Nein," keuchte die Base. Dann verharrten sie lange, ohne zu sprechen. Die Dunkelheit kam über sie.

„Mach kein Licht," gebot die Kranke.

Wenn Verena über ihren Stuhl zurück und durchs Fenster schaute, standen ein paar Sterne über dem Zinnengeländer des Nachbarhauses. Es sah aus, als säßen Glühwürmchen auf der Eisenstange. Um das Fenster huschte es wie Schatten. Ein warmer Wind wehte die hängenden Blumen auf und nieder.

„Ist er drüben, der Wilhelm?" fragte plötzlich die Base.

„Ich weiß es nicht," gab Verena zurück und wußte es doch. Seit zehn Tagen war er abends kein einziges Mal daheimgeblieben.

Die Kranke schien sich zu besinnen, setzte dann zum Reden an, aber ihr Atem keuchte und reichte zu Worten nicht hin. Dann begann die Erstickungsnot. Es war nur ein kleines Plänkeln gegen früher; die Base war schwach. Der Atem flackerte. Ein Zucken ging durch das hagere Gesicht; auch die Hand, die noch immer in der Verenas lag, zuckte und verlor die Kraft. Verena beugte sich nahe zu ihr.

„Base!“ sagte sie hastig.

Da kam ein Gurgeln aus der Brust der Kranken. Der Oberkörper sank seitwärts. Verena lief nach Licht und riß das Fenster auf, damit Luft hereindringe. Der Wind sprang gierig durch die Öffnung, hob ein paar Fuchsienzweige und schlug sie herein, daß sie winkend und zitternd aufs Gesimse hingen. Als es hell war, lag die Base still, seitüber.

„Jetzt — jetzt —“ stammelte Verena. Eine andächtige Scheu kam sie an. Sie brauchte keinen zu fragen, was war, bettete die Base zurecht, strich ihr über die Lider und kreuzte ihr die Arme auf der Brust. Dann ging sie hinaus. Zuerst betrat sie das Zimmer, wo sie die Hilde wußte. Sie glaubte, sie schliefe, aber sie saß noch auf und strickte an einem Kinderjäckchen.

„Erschrick nicht!“ sagte Verena. Dann fragte sie: „Wo ist dein Mann?“

„Im Turnverein.“

„Einer der Gesellen muß ihn holen. Seine Mutter — ist gestorben.“

Mit diesen Worten verließ Verena die Stube und stieg nach der Gesellenkammer, wo sie einen der Knechte herauspochte. Dann weckte sie die Magd. Als sie zurückkam, wartete Hilde auf der Schwelle auf sie. Sie hieß sie schlafen gehen; denn sie war schneeweiß und zitterte, als ob sie friere.

„Ich warte immer auf ihn, auf den Wilhelm; ich fürchte mich sonst,“ sagte die andre weinerlich. Dann, als Verena zu der Toten zurückging, folgte sie ihr.

„Es ist nichts für dich, sie anzusehen,“ sagte Verena. Aber Hilde schob sie in die Stube und kam nach. So ließ sie sie gewähren.

Dermaßen kam es, daß die Hilde diejenige tot noch sah, die im Leben sie nicht hatte kennen wollen. Halb neugierig, halb furchtsam stand sie am Bett der Base und sah sie an. Ihr Herz klopfte. Vielleicht wurde ihr selbst jetzt noch der große Gegensatz klar, der zwischen ihr, dem zimperlichen Ding, und der war, die mit scharfen, spitzen Zügen, strengem Mund und einer von Sorgen wolkigen Stirn vor ihr im Bette lag. Es war, als ob die Base Katharina betete. Sie hielt die Arme gekreuzt. Hilde drängte sich unwillkürlich der Gedanke auf, daß jene in der Kirche so ausgesehen haben mußte, und auch das befremdete sie wieder. Wilhelms Mutter hielt keinen Rosenkranz zwischen den Fingern; das ihre war ein schmuckloses Beten. Ihre Frömmigkeit hatte etwas Nacktes, Herbes und Armseliges, darob die junge Frau, die nur den lauten Eifer und das Gepränge ihrer eigenen Kirche kannte, erstaunte.

Verena ging ab und zu. Friederike, die Magd, kam, brach in Tränen aus, als sie hörte, was war, und half dann, vor sich hinflennend, wie alte Weiber tun, besorgen, was zu besorgen war. Hilde war zur Tür zurückgetreten und sah hilflos zu, was die andern schafften. „Geh doch zu Bett!“

gebot ihr Verena in entschiedenem Ton. Da schlich sie sich hinweg in ihre Kammer.

Bald nachher kam Wilhelm mit dem Knecht. Er sah verstört aus. Verena begegnete ihm im Gang und sah ihn fest an. „Man sollte dich nicht holen müssen um die Zeit," sagte sie. Es konnte es niemand hören als er. Ihm aber schoß das Blut zu Kopf. Sie sah, daß er sich noch schämen konnte.

Am Bett seiner Mutter weinte er, nicht laut, nicht lang, eben ein verbissenes Weinen, wie es Männern eigen ist. Dennoch faßte Verena ein Groll. Das Wirtshaus sah ihm aus den Augen; er roch nach Wein. Sie preßte die Hand zur Faust. Und dann packte sie auch der Groll gegen sein Weib wieder. Daß sie ihn nicht hielt!

Die Nacht verging unter ihrem Hin-und-her. Wilhelm mußte hinunter an die Arbeit. Mehlbestaubt und erhitzt kam er später, als es heller Tag war, wieder in die Wohnung herauf und trat bei Verena ein. Er wollte mit ihr von den Geschäften reden, die der Todesfall mit sich brachte. Sie besprachen manches. Er hatte ein mürrisches, übernächtiges Gesicht. Manchmal griff er sich an den Kopf, der ihn schmerzte; einmal fluchte er auch zwischen den Zähnen: „Den Schädel will es mir sprengen."

Verena hatte vor Hohn schmale Lippen, als er das sagte. Sie saß ein gut Stück ab von ihm. Noch lag die Base im Zimmer nebenan, aber sie war doch nicht mehr da, und Verena hatte ein sonderbares Gefühl, daß sie nicht mehr zwischen ihnen stand, daß sie mit dem, mit dem Vetter Wilhelm, auf einmal allein war. Als er das von seinem Kopfschmerz sagte, blickte sie ihn an. Sein Gesicht hatte die ehemals frische Farbe nicht mehr; es sah wie leicht gedunsen aus, und die Augen schwammen. Verena meinte einen Augenblick, ihn mit beiden Fäusten packen und schütteln zu müssen: „Was machst aus dir, du? Weißt nicht, daß du dich zugrund richtest mit deinem Schlemmerleben!"

Sie schrak völlig zusammen, als er dann weitersprach; aber sie faßte sich rasch. Sie ordneten noch dieses und jenes. Wilhelm schrieb sich eine Anzahl Besorgungen auf, die er nachher tun wollte. In allem fragte er Verena um Rat. „Meinst, so sei es zu machen? Oder so?" Zuletzt sagte er: „Meinst, haben wir alles jetzt?"

„Ja," gab Verena zurück.

Da stand er auf. „Ich will mich anziehen," sagte er, „dann gehe ich."

Als er die Stube verlassen hatte, saß Verena bleich und mit roten Augen da und sah an die Wand, ohne die Wand zu sehen. Gerade jetzt, da er gegangen war, fiel ihr ein, daß die Reihe, zu gehen, auch an sie kommen mußte. Die Base war tot! Der Vetter Wilhelm hatte eine Frau. Sie, Verena, hatte im Hause nichts mehr zu suchen! Seine Frau! Ja — wohl — sie saß drüben in ihrer Stube und strickte an ihrem Kinderjäckchen und zitterte vor Angst vor dem, was an sie kommen wollte. Eine große Hilfe hatte er nicht an seiner Frau, der Vetter Wilhelm!

Verena sagte sich das ohne Bitterkeit. Aber — sann sie weiter — gehen mußte sie, Verena, doch! Da war nichts andres! Das gab schon ihr Ehrgeiz

nicht zu, daß sie blieb! Und was würden die Leute denken! Darum — nach dem Begräbnis der Base morgen — morgen schon! — war es Zeit!

Sie stand auf. Eigentlich tat sie es mit dem Gedanken: „Kannst jetzt anfangen, deine Siebensachen zusammenzukramen.“ Aber beim ersten Schritt, den sie der Türe zutat, kamen über den einen Gedanken schon zwanzig andre. Sie blieb mit gesenktem Kopf stehen. Langsam kam alles, was ihr in diesem Haus lieb gewesen war, und stellte sich um sie auf und sah sie an, als fragte jede Kammer, jedes Hausgerät, jeder Winkel: „Ja, gehst denn, kannst denn gehen?“ Das Unrecht, das ihr geschehen war, war vergessen. Es war nicht mehr, als sei ihr Leben damals schon schwer geworden, als der — Wilhelm ihr das Wort gebrochen, sondern es schien ihr erst jetzt das Schwere und Bittere zu kommen. Der Weg aus dem Hause war ihr ein Biegen um eine schmerzliche Ecke, hinaus ins Ungewisse, ein Aus-dem-Frieden-in-den-Unfrieden treten. — Da war auch Wilhelm — der Vetter selber — sie sah ihn ganz deutlich — blond, breitschulterig, mit hohem Rücken und ein am Körper starker und doch ein schwacher Mensch, aber einer mit einem guten Kern, wenn er nur in die rechten Hände kam! Allein war er nachher, der hilflose Mensch! Blindlings würde er in sein Säuferelend taumeln! . . .

Eine Tür ging. Wilhelm kam aus seiner Wohnung. Seine Sonntagsstiefel knarrten. Verena nahm sich zusammen. Jetzt tat er die Tür auf. „Wolltest nicht sehen, daß unten alles recht geht?“ sagte er.

„Ich will unten bleiben, bis du wieder kommst,“ gab sie zurück, worauf er sich wendete und zur Treppe ging. Aber er kam noch einmal zurück. „Ich meine — es wird bald kommen — mit der Hilde,“ sagte er.

Da sah Verena ihn groß an. Was brauchte er ihr das zu sagen! Sie zwängte ein trockenes „So!“ hervor und drehte sich ab.

Nun ging er. Verena aber schalt sich selber, daß sie ihm nicht gleich gesagt hatte: „Morgen gehe ich dann, du!“

Andern Tages begruben sie die Base. Der Antistes hielt ihr die Grabrede. Seine Stimme klang scharf und streng, fast zornig, und sein Blick haftete, solange er sprach, auf Wilhelm, der vornübergebeugt am offenen Grabe stand und nicht aufsah. Es war, als ob der Antistes sagte: „Du hast deiner Mutter schwere Tage gemacht, Sohn!“ obwohl er in Wirklichkeit ganz andre Worte sprach. Als er geendet hatte und die Erdschollen auf den Sarg fielen, schluchzte Wilhelm auf. Der Antistes trat zu ihm und gab ihm die Hand. Auch Verena reichte er sie, stumm, nur mit einem Kopfnicken. Dann ging er aufrechten und starken Schrittes hinweg. Das ganze Begräbnis war schlicht und kurz gewesen.

Als der Geistliche gegangen war, wandte auch Wilhelm sich vom Grabe ab. Mit Verena und ein paar entfernten Verwandten, die zur Leichenfeier gekommen waren, stieg er in den Leidwagen. Hilde war nicht mitgekommen. Sie war schwach und müde und konnte nicht gehen.

Wilhelm saß während der Heimfahrt in einer Ecke des schwarzen Wagens und starrte zu Boden. Er sprach kein Wort; sein Vor-sich-hin-starren hatte etwas Dumpfes. Manchmal schien es Verena, daß es nicht nur Schmerz sei,

daß auch eine Art Gedankenschlaffheit ihn so hindämmern lasse. Hie und da versuchte einer oder der andre Trauergast — es war auch einer der Brüder Verenas darunter — ein Gespräch. Es schlief immer wieder ein; das stumme Starren Wilhelms verband ihnen gleichsam die Mäuler. Da fiel Verena ein, daß er immer noch nicht um ihr Fortwollen wußte! Es kam ihr so plötzlich, daß sie sich unwillkürlich räusperte und zum Sprechen ansetzte. Aber sie stockte wieder. Dafür hob ihr Bruder auf einmal an: „So kommst mit am Abend, Vrene?" Sie hatten Nachricht, daß sie zu ihnen kommen wollte.

„Ja," sagte Verena. Es klang zögernd, voll Widerstreben. Als sie es gesagt hatte, sah sie nach Wilhelm hinüber. Der war mit seinen Gedanken weitab und hatte nichts gehört.

Der Wagen rasselte jetzt auf den Pflastersteinen der inneren Stadt. Bald nachher hielten sie am Platz vor dem Waserhaus. Alle stiegen aus. Wilhelm atmete schwer, als zerre er sich mit Gewalt aus einem Taumel. Dann nötigte er die Verwandten, die sich verabschieden wollten, ins Haus. Mit dem Blick bedeutete er Verena, daß sie für Atzung sorge. Es war ihm wie selbstverständlich, daß er sich immer wieder an sie wandte. Sie ging stillschweigend und rasch, den andern ein Stück voraus, die Treppe hinan. Da stand oben, schon wartend, die Friederike, die Magd. Sie sah ängstlich darein. „Jesus, seid Ihr lang nicht gekommen," flüsterte sie. „Sie wartet so da drinnen," fügte sie hinzu und zeigte auf die Tür zu Hildes Schlafstube.

„Auf mich?" fragte Verena. Es war, als ob sie sagte: „Was habe ich mit der zu tun!"

Wilhelm und die Verwandten kamen schon die nächste Treppe herauf.

„Sie wartet und wartet," berichtete hastig die Friederike weiter. „Wenn nur Vrene käme!' jammert sie immer."

In diesem Augenblick trat aus der Schlafkammer eine ältere Frau. „Wenn Sie doch kommen wollten, Fräulein! Sie verlangt so nach Ihnen," sagte sie. Da konnte Verena nicht anders. „Besorge Essen und Trinken für die Männer!" hieß sie die Magd. Dann ging sie in Hut und Trauerschleier, wie sie war und stand, zu Hilde hinein.

Die lag in den Kissen, bleich, klein, ihr Gesicht war fast so farblos wie das Kissenlinnen. Eine Hilflosigkeit ohnegleichen, ein zitternder, heimlicher Jammer standen darin ausgeprägt. Es war, als blicke sie vorwurfsvoll zum Herrgott auf: „Sieh mich an, du! Was hast du mich ins Leben gesetzt und gibst mir keine Kraft!"

Als Verena hereinkam, den Hut abnahm und ans Bett trat, hob sie den Kopf. Das Blut kam ihr in die Wangen. Sie brauchte nicht zu sagen, daß sie auf die andre gewartet hätte. Das las sich aus ihren Augen, in die das Wasser schoß. Ihr Mund zuckte; die Brust bäumte sich in einem mühsam verhaltenen Schluchzen auf. Als sie reden konnte, sagte sie: „Gelt, jetzt bleibst da?"

Sie sagte das ein paarmal, abwechselnd mit: „Gelt, gehst nicht fort?"

Wenn Verena es nicht gewußt hatte, so hatte sie jetzt leicht, es zu merken, wie die andre an ihr hing und sich an sie klammerte.

Wilhelm kam nachher herein. „Eben erst hat es mir die Friederike gesagt," sagte er. Dann trat er an das Bett seiner Frau, tätschelte sie mit seiner schweren Hand und mahnte: „Mach's gut, Frau! Nimm dich zusammen!"

Darauf schien er verlegen um das, was er weiter zu tun habe, schritt auf und ab und verließ bald die Stube wieder.

Inzwischen hatte Verena sich mit der Frau, der Geburtshelferin, besprochen. Die machte ein bedenkliches Gesicht.

„Einen Arzt?" fragte Verena. Die andre nickte.

Drüben im Bett fuhr die Hilde auf. Sie sah mit wilden, erschreckten Augen herüber. „Jesus!" stammelte sie.

Die Frau verließ das Zimmer. Verena kam an das Bett herüber. „Ängstige dich nicht so," sagte sie zu Hilde. Die nahm sich zusammen und faßte einen Rosenkranz und ein kleines Gebetbuch, die vor ihr auf der Decke lagen. Aus dem Buche glitt eine Menge Heiligenbilder, schön und vielfarbig, glänzend und von feinem Papier; aus den Gebetbuchseiten stieg es wie Weihrauchduft. Hilde drehte den Rosenkranz zwischen den Fingern und hob an zu beten, einförmig, aber hastig: „Gegrüßt seist du" und „Vater unser" und immer wieder „Gegrüßt seist du" und „Vater unser". Zuweilen unterbrach ein Krampf ihr Stammeln; dann stützte sie Verena und hielt sie fest. Es war, als sei sie zwanzig Jahre älter als die Hilde.

Es kamen lange Stunden. Sie waren so voll Qual, daß Verena schauderte und nicht begriff, wie ein Mensch lebte, sie zu tragen. Die Frau war längst zurückgekommen und tat, was sie konnte. Auch der Doktor kam, derselbe, der die Base behandelt hatte, ein alter Herr, dessen Augen etwas müde aus der goldenen Brille sahen. Er schüttelte den Kopf zweimal, dreimal. „Warten, warten," murmelte er, als er vom Bett wegtrat. Der Atem war ihm kurz dabei, als peinige ihn, der ein ganzes Menschenleben lang Krankheit und Schmerz und Tod mitangesehen, eine sonderbare Angst. Er ging dann eine Weile im Zimmer auf und ab. Verena sah, wie er dabei noch immer manchmal still für sich den Kopf schüttelte. Plötzlich winkte er sie zu sich ans Fenster heran, wo er stand.

„Wenn sie gern einen Geistlichen sähe, die junge Frau," sagte er, „man sollte ihr nicht davor sein."

Verena fragte nicht, ob er so wenig Hoffnung gebe; sie glaubte alles aus seinem Gesicht zu lesen. Sie ging zu Hilde und beugte sich zu ihr, sagte, daß sie nach ihrer Mutter geschickt habe, und wiederholte, was der Arzt gesagt habe.

Hilde hielt noch immer den Rosenkranz fest in den Händen. Sie war erschöpft. „Ich bin lange nicht mehr in der Kirche gewesen," sagte sie jetzt, und leise: „Es wäre mir schon recht, wenn einer käme, einer von . . ."

Sie war zu furchtsam, den Wunsch laut zu sagen, daß sie einen Priester ihrer Kirche haben möchte. Verena verstand sie. „Ich will schicken," sagte sie und ging hinaus. Einen der Gesellen sandte sie fort. Sie hätte sich die Mühe sparen können. Die Zerahnin, als sie ankam, brachte schon selber den Pfarrer mit. Sie gab sich gern als fromme Frau.

Die Zerahnin trat hastig in die Kammer der Hilde. Sie war auffallend gekleidet wie immer, ihr Kleid schleppte am Boden, aber als sie den Hut abwarf und ihr schönes, weißes Haar frei sichtbar war, sah sie fast vornehm aus. Der Geistliche war ein hoher, starker Mann, in schwarzem, langem Rock, breitschultrig und mit einem schönen, festen Gesicht und hoher Stirn. Seine Züge waren derb und streng, unter den Augen hing die Haut in Säcken, gegen die Nasenwurzel und von den Mundwinkeln gegen das Kinn liefen scharfe Schnitte. Er begrüßte mit schweigendem Handdruck und einer gewissen Zurückhaltung Wilhelm, der inzwischen wieder hereingekommen war, und den Arzt. Die Zerahnin machte sich mit geräuschvollem Mitleid an ihre Tochter.

Die Stube, die die beiden Betten, einen runden Tisch, Schrank, Waschtisch und einige Stühle hielt, war jetzt so gefüllt, daß die Leute sich drängten, Verena meinte überflüssig zu sein und wollte sich entfernen, aber noch ehe sie an der Türe war, klang schon Hildes angstvolles: „Gelt, gehst nicht fort?“ zu ihr herüber. So blieb sie.

Wilhelm war unruhig. Es bedrängte ihn immer, wenn er jemand leiden sah, und in seiner Art hing er an Hilde. Er setzte sich und stand auf und setzte sich wieder. Als sie seine Angst sah, kam ein kleiner Mut über Hilde. Sie bat ihn, zu gehen, und wiederholte die Bitte so lange, bis er sich entfernte. Draußen lief er von Stube zu Stube; manchmal kam er und lauschte außen an seines Weibes Tür.

Inzwischen war der Pfarrherr zum Bette der Hilde getreten, ließ sich daneben nieder und sprach leise zu ihr. Die andern zogen sich ans Fenster zurück. Der Priester hörte die Beichte. Plötzlich schrie das junge Weib auf: „Verena!“

Der Doktor und die Frau eilten zu ihr. Auch die Zerahnin machte sich heran. Verena trat ans Bettende und stützte Hilde, die halb aufgerichtet saß. Fest legte sie die Arme um sie. Ein grausamer Kampf, in dem Sekunden zu Stunden wurden, begann. Die Zerahnin hatte sich in die Kniee geworfen, halb sinnlos, und betete; neben ihr kniete der Pfarrherr. Auch er sprach das Gebet. Immer das gleiche, eintönig, eifrig, voll Hast.

Dem Arzt stand der Schweiß auf der Stirn. Verena stand aufrecht am Bett. Sie war jung, die Verena, nicht überkräftig, hatte nicht viel gesehen in ihrem Leben und nicht viel leibliche Qual erduldet, und sie glaubte, umsinken zu müssen. Es wollte ihr schwarz werden vor den Augen. Da sah sie plötzlich einen vor sich — den erzenen Mann, drüben am See, den Reformator mit der freien Stirn, mit dem kampfmutigen Blick. Es durchrann sie sonderbar, als gösse ihr einer Stahl in die Adern. Sie biß die Zähne zusammen und stand totfahl, aber fest und stützte die Hilde. Der Hochwürdige und die Zehranin riefen die Mutter Gottes an, unabläßig, brünstig, aufdringlich brünstig. Verena betete nicht. Nur jetzt, als die Hilde kreischte, einen unmenschlichen Schrei ausstieß wie das Tier am Sterben, da sagte die Verena ein einziges kurzes Wort, den Blick zur Diele erhoben: „Herrgott, jetzt ist es genug!“ Aber sie hielt das arme Weib fest umschlungen.

Das hatte einem Kinde das Leben gegeben.

Achtes Kapitel.

Jetzt konnte die Verena nicht fort. Es war unmöglich, aus dem Wirrwarr wegzulaufen. Eine tote Frau, ein kleines Kind im Haus, der Wilhelm in einer Art dumpfen Traumzustands, kein Leiter und kein Meister im Haus! Sie konnte nicht weg, sah ein, daß sie allein den Haushalt zusammenhielt.

Die Hilde war wenige Stunden nach der Geburt des Kindes gestorben, der Arzt hatte es gleich gesagt: „Ihre Kraft reicht nicht aus." Das Kind aber lebte.

Wilhelm saß an der Leiche. Zu den Mahlzeiten kam er heraus und hinunter in die Backstube. Er aß wie immer und trank mehr als gewöhnlich, sprach fast nicht, hing nur den Kopf wie vor den Verstand geschlagen. Verena sah, wie er aus dem Geleise geworfen war, verkannte auch nicht, daß nicht nur der Schmerz die Dumpfheit über ihn brachte, daß vielmehr der Wein auf ihn wirkte, den er bei den Mahlzeiten wie mechanisch in sich hineingoß. Ein leiser Ekel faßte sie, und sie wunderte sich, daß Wilhelm ihr einmal etwas gewesen war. Gleich darauf aber empfand sie einen dumpfen Schmerz. Gleichgültig war er ihr noch immer nicht, der Wilhelm! Und dann wallte der Zorn in ihr auf. O über diese Stadt! Gesellschaft bot sie und Freuden und Feste, und wenn einer schwach war, vergiftete er sich daran!

Während ihr das alles durch den Kopf ging, stand sie in der Stube der Base und besorgte das Kind, einen Knaben, ein kleines, noch häßliches Geschöpf. Was sie ihm tat, tat sie weder mit viel Freude noch mit Liebe, tat es, weil es zu den Pflichten des Tages gehörte. Das Kind war ihr fremd.

Jetzt ging die Nebentür auf, und Wilhelm kam herein. Er trug noch immer den Traueranzug, in dem er seine Mutter auf den Friedhof begleitet hatte. Er war seither nicht zu Bett und aus den Kleidern gekommen. Im Vorübergehen streifte er mit der breiten Hand über die Decke, unter der, frisch gewickelt, das Kind im Korbbett lag. Dabei schluchzte er, ging wortlos an Verena vorbei und gegen die Tür. Aber plötzlich wandte er sich um und sah mit seinen blauen Augen, in denen noch das Tränenwasser stand, auf Verena. „Gelt, du bleibst da?" sagte er. Es war das erste klare Wort seit dem fürchterlichen Sterben der Hilde, und er wartete sichtlich mit verhaltenem Atem auf die Antwort.

„Natürlich, — — eine Zeitlang," sagte Verena.

Er näherte sich dem Bett des Kindes. „Zu dem wollen wir gut schauen," sagte er und betrachtete das Kleine. Das Wort war unbeholfen, aber eine warme Aufwallung hatte es ihm eingegeben. Treuherzigkeit, die der Kern seines Wesens war, lag ihm in Blick und Gebärde.

Verena sah ihn an. So war er der, dem sie gut geworden war. „Natürlich schauen wir zu ihm," antwortete sie. Dabei näherte auch sie sich dem Korbbett, in dem das Kleine schlief. Dann wallte auch in ihr etwas auf, als hätte sie teil an dem hilflosen kleinen Menschen, der vor ihr lag.

Wilhelm indessen trat hinweg und verließ die Stube. Sie hörte ihn wieder zu seiner toten Frau hinübergehen.

Diese kleine, tote Frau legten sie am andern Tag in den Sarg. Es war, als ob sie ein Kind hineinlegten, so schmächtig und leicht war der tote Körper. Wilhelm packte der Schmerz, als er die Tote zum letztenmal sah. „Eine Gute ist sie gewesen," stieß er heraus. Dann erstickte ihm Schluchzen die Rede. Verena, die neben ihm stand, gab keine Antwort. Sie legte die Blumen zurecht, die auf den Sarg sollten, an dem der Schreiner eben den Deckel schloß. Aber sie konnte sein Wort nicht widerlegen. Eine Gute war sie freilich gewesen, die Hilde, ob auch eine, die keinen Ernst hatte und nicht ins ernsthafte Leben taugte.

Eine Stunde später fand das Begräbnis statt.

Von diesem kam Wilhelm ohne Gäste heim, in sich gekehrt, aber helleren Kopfes. Er kleidete sich um und ging darauf an die Arbeit, freilich nicht, ohne die Flasche aus dem Schaft gelangt und ein Glas Wein hinuntergestürzt zu haben. Aber er arbeitete rüstig, wie es seine Art war, bis zum Nachtessen, setzte sich nachher hinter seine Geschäftsbücher und schrieb. Verena schloß den Laden indessen. Dann ging sie nach dem Kinde sehen, bei dem die Friederike saß. Im Davongehen streifte sie den schreibenden Wilhelm mit einem Blick und war neugierig, ob er an diesem Abend zu Hause bleiben würde.

Sie war noch nicht lange oben in der Wohnstube, als sie ihn über die Treppe heraufkommen hörte. Seit er eigenen Haushalt geführt hatte, war er nicht mehr so heimisch in der alten Stube. Vielleicht war es darum, daß er anklopfte. „Schläft es, das Kind?" fragte er leise, als er eintrat. Er trug eine Zeitung in Händen, ging am Korbbett des Knaben, in das er einen Blick warf, vorbei und setzte sich an den Tisch. Die Stehlampe brannte. Er breitete sein Zeitungsblatt aus und begann zu lesen. Nachher setzte sich auch Verena mit einer Arbeit an den Tisch, und dann saßen sie eine ganze Stunde und sprachen kein Wort. Aber Verena freute sich, daß er nicht fortging.

Das erste, was Wilhelm sagte, war: „Ja — ich will einmal wieder schlafen gehen." Es war auch das letzte für heute; denn er stand auf, und sie tauschten nur ein „Gute Nacht", als er ging.

Dann kam der nächste Tag und brachte Pflichten und Arbeit, von beiden so viel, daß Verena kein Gedanke daran kam, daß sie das Haus hatte verlassen wollen. Wie der erste Tag war, waren die andern; keiner brachte weniger Last. Wochen hindurch kam Verena nicht dazu, darüber nachzusinnen, daß sie im Hause des Vetters, der einmal ihr Bräutigam gewesen, in einer eigentümlichen Lage sich befand.

Wilhelm ging seiner Arbeit nach. Daß er abends oft fortging, wußte Verena; sie sah es in seinem Gesicht; das Schlemmerleben ließ Spuren genug darin zurück. Sie wunderte sich auch gar nicht, daß er ging. Er saß in einem halben Dutzend Vereinsvorständen. Wenn sie wollte, bewies er ihr Tag für Tag, warum er heute just gehen mußte; es war allemal ein guter Grund da.

Eines Tages kam der Antistes wieder ins Haus, ernst und vornehm wie immer. Er traf Verena beschäftigt, das Kind zu baden. Sie schrak zusammen, als er klopfte, und hatte vor Verlegenheit rote Wangen, als er auf ihr zögerndes „Herein!“ eintrat. Sie konnte das zappelnde Kind nicht loslassen; mit der Linken hielt sie es am Halse über Wasser. Die Ärmel ihres schwarzen Kleides hatte sie weit zurückgekrempelt, so daß ihre weißen Arme sichtbar waren. Von dem aufsteigenden Wasserdampf hatten sich ein paar ihrer krausen Locken gelöst und hingen ihr in die Stirn. Ihr Gesicht war sichtlich schmäler als früher.

„Mutter spielen?“ sagte der Antistes. Er kam näher und betrachtete das Kind. Von dem glitt sein Blick auf Verena. Dann sprach er das und jenes über das Unglück, das ins Haus gekommen sei. „Es ist brav, daß Sie bei Ihrem Verwandten aushalten,“ fuhr er fort.

Verena durchlief ein sonderbares Gefühl. In den Worten des Geistlichen, mehr noch im Ton, in dem er sprach, lag eine aufrichtige Hochachtung, und sie wußte, daß er keiner war, der leicht Anerkennung spendete. Dann aber enthielt seine Rede auch etwas wie eine Forderung, daß sie ihre Pflicht weiter tue. Sie verstand das, ohne daß er es aussprach. Es ging schon von seinem Wesen aus, das das Wesen seines Vorgängers, des Reformators, war. Eine mutige Geradheit trugen beide an sich. Verena schien nichts so nachahmenswert als diese mutige Geradheit.

Sie hatte das Kind gewaschen, schlug jetzt die auf den Tisch gebreiteten Tücher auseinander und wickelte es mit wenigen, raschen, sicheren Griffen. „Ich hätte noch nicht fortgekonnt,“ sagte sie und sah den Antistes frei an dabei. Dieser nickte. Nach einer Weile sagte er: „Wenn Sie können, sprechen Sie auch Ihrem Verwandten zu, daß er häuslicher wird. Ich höre Schlimmes von ihm.“

Langsam quoll das Blut in Verenas Wangen auf. Sie schämte sich wie nie in ihrem Leben, schämte sich für den — den andern.

„Ich — will es ihm freilich wieder sagen,“ stotterte sie.

Der Antistes nahm seinen Hut. „Und — wie gesagt — bleiben Sie im Hause,“ sagte er, schon im Gehen.

Dennoch hielt Verena es für ihre Pflicht, am Abend mit Wilhelm zu sprechen und ihm zu sagen, daß er sich nach Ersatz umsehen müsse.

Es war in derselben Stube, die jetzt ihr und dem Kinde gehörte. Das letztere schlief. Wilhelm war gekommen, um gute Nacht zu sagen. Er wollte ausgehen und trug schon den Hut auf dem Kopf. Als Verena zu sprechen begann, sah er sie fassungslos an. „Ist es dir verleidet?“ stotterte er. Ein andres Wort fand er nicht.

Er tat ihr leid. „Es muß nicht gleich sein,“ sagte sie; „ich werde warten, bis du jemanden an meiner Statt gefunden hast.“

Ihr Ton schien ihn zu beruhigen. „Das meine ich auch: Zeit hat es noch,“ sagte er. Dabei schnaufte er tief auf und als ob ihm eine Last abfalle. Mit dem „Zeit hat es noch“ tat er alles ab. Er legte dann die Hand auf die Türklinke, aber als er sich zum Gehen wandte, schien er sich leise zu schämen, daß er ging.

„Willst wieder fort?“ fragte Verena.

„Ich muß,“ sagte er.

„Weißt, daß man von deinem Wirtshausleben redet?“ fuhr sie fort.

Er hielt noch immer die Türklinke fest und war rot im Gesicht. Verenas Blick hielt er nicht aus. „Das geht niemanden etwas an,“ murrte er.

„Wer es gut mit dir meint, den geht es an,“ sagte Verena. Sie stand an einem Stuhle, die Hand auf die Lehne gelegt. Er brauchte nicht scharf hinzusehen, so konnte er erkennen, daß sie Kummer um ihn hatte. Das quälte ihn. „Das wird nicht mehr anders; das bin ich immer so gewohnt gewesen,“ stieß er heraus. „Am Ende: sein Vergnügen muß einer auch haben.“

„Alles mit Maß und Ziel,“ warf Verena dazwischen.

„Ich bin nicht der einzige,“ gab er zurück.

Da sah sie auf. Ihre Augen blickten ihn ernsthaft und fest an; sie schien an Wesen auf einmal fast älter als er. „Du bist nicht der einzige,“ sagte sie; „es ist wahr. Das heimliche Unglück sitzt in manchem Haus. Aber braucht es in deinem zu sitzen?“

Er wußte nichts dagegen zu sagen. Etwas in ihm selber gab ihr recht, und doch ärgerte er sich. Er sah nach seiner Uhr. „Ich habe keine Zeit zu verlieren,“ sagte er.

Sie merkte, wie es ihn trieb, loszukommen, und fühlte, wie er gleichsam mit einem Achselzucken abtat, was sie gesagt hatte. Still wendete sie sich ab, und er ging. Nachher grübelte sie über das, was geschehen war. Sie hatte keine Macht über ihn! Und es war nicht erstaunlich! Sie galt ihm nichts. Von der entfernten Verwandten brauchte er keine Ratschläge anzunehmen! Wieder nahm sie sich vor, ihren Aufenthalt in seinem Hause so viel als möglich abzukürzen; aber schon im nächsten Augenblick, als sich das Kind im Wagen leise rührte, wurde der Entschluß wankend. „So — so — so,“ tröstete sie den Kleinen. Davonlaufen konnte sie doch nicht!

Davonlaufen konnte sie nicht, und Ersatz kam nicht ins Haus. Sie mahnte den Vetter ein paarmal. Der murmelte etwas; im Ernst tat er nichts. Die Zeit ging darob. Das Kind wurde getauft, evangelisch getauft. Die Zerahnin war gekommen: Das Kind sollte den Glauben der Mutter haben, meinte sie. Wilhelm zeigte ihr gegenüber die alte Festigkeit. „Da gibt es nichts andres,“ sagte er. „Der Antistes tauft das Kind.“ Es war wieder einer von den Augenblicken, da er den Mann zeigte. Verena klopfte das Herz. Wenn er in allem so fest sein könnte! Die Zerahnin zog ab.

So taufte der Antistes den Knaben auf den Namen des verstorbenen Großvaters: Balthasar. Verena und ihr Bruder standen Pate. Wilhelm hatte es so gewollt. Als sie das Kind dem Geistlichen hinhielt und ihr klar war, daß sie ein Amt an ihm übernahm, empfand sie zum erstenmal, daß es ihr lieb geworden.

Das Gefühl, vor dem Taufstein erwacht, wuchs von da an wie der kleine Balthasar selber. Der ging durch alle die kleinen Fortschritte, die das Gedeihen eines Kindes ausmachen. Die blonden Haare wuchsen ihm seidenweich und gelockt. Es zeigte sich, daß er die blauen Augen des Vaters und

die weiße Haut der Mutter hatte. Er lernte Laute stammeln, sprechen und gehen und jauchzen und lernte großen Menschen das Herz wärmen. Verena und Friederike, die Magd, selbst die Gesellen waren bald inne, daß das Kind ein Sonnenschein im Hause war, und hatten alle helle Gesichter in seiner Nähe. Auch Wilhelm freute sich an ihm manchmal, wenn die Augen klar genug waren, im eigenen Hause zu sehen; aber das war nicht oft, denn das Haus kümmerte ihn nicht viel. Auch des Geschäftes nahm er sich weniger an. Verena war da und hielt alles in Ordnung, wußte auch, daß sie dasein mußte, und fühlte, daß es ohne sie nicht gehen würde. Ihre Gestalt und ihr Gesicht wurden hagerer in dieser Zeit. Sie war nicht mehr ganz jung; etwas Eckiges, Herbes kam in ihr Wesen, obwohl sie noch immer hübsch war und sich in diesen Tagen eines Antrages zu erwehren hatte, den ein ehrlicher und wohlhabender Handwerker in der Nachbarschaft ihr machte. Vielleicht entstand aus dem Erstaunen, das unter den Nachbarn über die Zurückweisung dieses Freiers herrschte, das Gerede, das einige Wochen später die Friederike Verena zutrug: daß der Aufenthalt der ehemaligen Braut im Hause des Witwers sich nicht schicke! Verena biß die Lippen zusammen, und es überlief ihr heiß den Rücken. Richtig, sie hatte sich lange gewundert, daß nicht geredet worden war! Und jetzt — da es kam — jetzt müßte sie gehen! Aber mein Gott! Das war nicht leicht! Das Kind, wer sollte zu dem schauen und zu dem armseligen Menschen, dem Wilhelm, seinem Hab und Gut! Wenn sie ging — er ließ alles zuschanden werden, so weit, wie er jetzt war! Dennoch sah sie keinen andern Weg.

Am Abend, als Wilhelm Hut und Rock von der Wand in der Backstube langte und sich zum Ausgehen rüstete, sagte sie: „Ich hätte noch etwas zu reden mit dir."

Sie waren allein. Er machte ein verdrossenes Gesicht. „Was gibt es?" murrte er.

„Sie reden von uns — in der Nachbarschaft," begann sie. „Ehre und guten Namen kann ich mir nicht nehmen lassen. Sieh zu, daß du bis in drei Wochen jemanden bekommst ins Haus. Länger kann ich nicht bleiben, keinen Tag länger. Es ist das letzte Mal, daß ich es sage."

„Immer das gleiche," sagte er barsch und hoffte wie früher ihr auszuweichen.

Verena achtete nicht darauf. „Jemanden für das Kind und jemanden für den Laden mußt nehmen," fuhr sie fort.

Er lachte kurz. „Und was noch?" sagte er. „Meinst, ich schüttle mein Geld aus dem Ärmel!"

Es war etwas Wahres daran. Er konnte sich die Ausgaben nicht leicht gestatten. Verena schwieg einen Augenblick. Derweilen hob Wilhelm das nicht mehr junge Gesicht und sah sie aus den mit schweren Schatten untermalten, schläfrigen Augen forschend und gedankenvoll an. Mit der Hand strich er einmal durch das sich lichtende Haar.

„Es muß einen Weg geben," begann Verena wieder. Da begegnete sein Blick dem ihren. „Bah," murrte er verdrossen, „so laß uns heiraten zusammen."

Sie fuhr zurück. Ihre Augen blitzten zornig. Dann kam das Blut und färbte ihr ganzes Gesicht. Er sah es, und es rüttelte ihn auf. Er schien sich der Vergangenheit zu erinnern. „Ich weiß schon noch," begann er stotternd. „Jetzt ist es anders, aber — — — ich meine es, Vrene, sicher — ich bin dir dankbar, wenn du es tust."

Seine Worte klangen jetzt dringend, fast ängstlich; aber Verena fühlte, daß er nur war wie ein Ertrinkender, der eben nach der Rettung greift, die sich just bietet. Dennoch brachte sie kein Wort heraus.

Er ging hin und warf sich auf einen Stuhl. Schwer und gedrückt saß er da. Er war viel anders geworden gegen früher, noch breiter in den Schultern, aber aus dem Gesicht sah das böse Leben.

Verena besann sich immer. Sie mußte ihm „nein" sagen, und das Wort fiel ihr ein, und wenn sie sprechen wollte, würgte es sie.

Jetzt erhob er sich wieder. „Überdenk's!" sagte er mühsam wie vorher; aber immer klang auch die Angst noch im Ton. „Ich weiß es, daß ich dir dankbar sein muß, wenn du es tust, für das Kind und mich," fügte er hinzu.

„Was denkst?" stieß sie jetzt hastig und verwirrt heraus.

„Überleg's!" sagte er wieder. „Kannst mir morgen Bescheid sagen oder —" Mit diesen Worten schob er sich langsam an ihr vorbei, der Tür zu. „Gute Nacht!" grüßte er dann plötzlich. Verena hörte, daß er aufatmete, als er auf die Schwelle trat und sie ihn nicht zurückrief. So ließ sie ihn gehen. Dann sammelte sie ihre Gedanken. Sie mußte ins klare kommen, was geschehen sollte. Oben in der Stube der Base wollte sie sich alles zurechtlegen.

Es war ganz dunkel im Zimmer, als sie dieses erreichte. Der Kleine schlief. Verena setzte sich ans Fenster. Die Nacht hatte nicht einmal Sterne, so hing das Stück Himmel wie eine schwarze Decke über ihr. Einzig aus der Tiefe der Gasse herauf kam zuweilen ein roter Schein, der wie das Aufzucken einer Flamme über die jenseitige Hausmauer glitt. Unten brannte eine Laterne. Verena sah in das einförmige Schwarz des Himmels hinaus. Auch wenn es hell gewesen wäre, würde sie nichts gesehen haben, denn ihr Blick ging nach innen. Zu einem Entschluß mußte sie kommen!

Fort mußte sie! Und es ging doch nicht! Es schien ihr wider das Gewissen zu gehen! Und — was hatte er gesagt, der Wilhelm? — Heiraten zusammen!

Ihre Lippen zuckten. „Was für eine Freude du haben kannst an dem Antrag, Verena!" sagte sie sich Er nahm sich nicht die Mühe, zu verbergen, daß er sie aus Not nahm! Das war anders — Herrgott — anders war das, als sie vor Jahren einmal gemeint hatte, daß es kommen würde! — Aus Not! — Aber, das war es eben! Das ließ sich nicht mehr auswischen, daß — daß sie ihm nötig war, bitter nötig. Und feig war es, fortzulaufen, und selbstsüchtig!

Sie stand auf. Es rang sich etwas los in ihr. Mit dem Rücken lehnte sie gegen das Fenster. Not tat sie ihm! Nun denn! So lange hatte sie schon ausgehalten! Warum nicht auch das noch tun! Aus Not! Aus seiner großen Not!

Neuntes Kapitel.

Verena Stadler hatte zwei Besprechungen.

Sie sah heute sonderbar gealtert aus; es war noch nie so zutage getreten, daß ihre schlanke, biegsame Gestalt und ihr Gesicht hager geworden waren. Sie schien auch fast gewachsen. Ihre Stirn war nicht mehr glatt, es standen allerlei Striche darin, und der Mund und das spitzer gewordene Kinn hatten etwas Hartes.

Zuerst sprach sie mit Wilhelm. Am Morgen schon, während sie mit dem Aufräumen der Stuben beschäftigt war und er einmal, in seinem mehlweißen Arbeitsgewand, nur in Hemd und Hose und die Schürze vorgebunden, heraufkam. „Du hast mir das Heiraten angetragen, gestern," begann sie.

Er war überrascht, schlürfte noch zwei Schritte in seinen zertretenen Pantoffeln und stand still. „Ich meine es auch," sagte er schwerfällig.

„Ich bin einverstanden," sagte sie laut und klar. „Unter einer Bedingung bin ich einverstanden."

„Ja?" sagte er in fragendem Ton, immer ein Unbehagen im Wesen.

„Aus den Vereinen mußt du austreten."

Seine vornüberhängende Gestalt beugte sich noch mehr. Er trotzte. Eine ganze Weile antwortete er nicht.

Verena stand frei und aufrecht, einen freundlichen Zug im Gesicht. Sie war sich bewußt, daß sie Meister über ihn war.

„Im Turnverein bleibe ich," brummelte er in kleinlichem Zänkerton, „dadrin bin ich gewesen seit meiner Konfirmation."

Sie war klug und wußte, daß sie den Bogen nicht zu straff spannen durfte.

„Einmal in der Woche," sagte sie; „was dir gut ist, will ich dir gern gönnen."

Allmählich schien ihm aufzuleuchten, daß eine unangenehme Sache sich zu glätten beginne. Bleiben wollte sie, die Verena! Gut, daß sich das wieder gab! Seine Miene heiterte sich langsam auf. Er schlug einen scherzhaften Ton an: „Gut denn, so halten können wir's." Während des Sprechens noch merkte er, daß das Scherzen sich jetzt nicht paßte. Die Verena blickte zu ernsthaft. Er näherte sich ihr und streckte ihr scheu die Hand hin. Sie hielt die seine fest. „Gelt, laß uns das Beste tun, daß es keines von uns reuen muß," sagte sie.

Er wand sich unter ihrem Blick und ihren Worten. „Ja, ja," murmelte er mit einer Hast, die zeigte, daß ihm das Sich-ducken lästig war. „Laß es uns bald in Ordnung machen," meinte er dann.

„Das Warten nützt nichts," gab sie zu. „Ich will dem Antistes davon sagen, heute noch."

Am Nachmittag stand sie in des Antistes Stube und hatte den kleinen Balthasar bei sich. Er hing ihr am Kleid, während sie erzählte, was sie herbrachte. Die Stube war niedrig, peinlich sauber, mit alten Möbeln gefüllt und mit altem Täfelwerk verschlagen. Es war die herrenhafte Stube, die zu

dem letzten Antistes paßte. Der hatte schreibend an einem Tisch gesessen und schob jetzt die goldene Brille an die bleiche, hohe Stirn, während er Verena zuhörte. Aus den eckigen Höhlen schoß der scharfe Blick seiner stahlgrauen Augen auf das Mädchen. Er hatte dieses schmuck und schlank und jung ins Waserhaus kommen, es darin altern und seinen Jugendreiz über schwerer Arbeit und Sorge abfallen sehen. Er maß die herbe, eckige Gestalt, die derbe, zerarbeitete Hand. Derweilen schloß Verena das, was sie zu sagen hatte.

„So," sagte der Antistes. Wieder sah er sie scharf und fest an. Dann legte er beide weißen Hände, die nicht mehr ganz stark waren und unmerklich zitterten, langsam, die Finger verschlungen, vor sich auf den Tisch und sagte laut, mit scharfer Betonung, so daß jedes Wort wie hingezeichnet stand. „Achtung habe ich vor Ihnen, Verena Stadler, große Achtung."

Verena atmete rasch. Es bedrängte sie etwas, als stiege ihr ein Schluchzen in die Kehle. Der Antistes erhob sich nicht. Als er gesprochen hatte, saß er noch so unbeweglich dort wie vorher, und sein vornehmes Gesicht war glatt und still. Aber gesagt hatte er die Worte, und es war etwas Großes darum. Verena versuchte ein Lächeln, dann ein paar unbeholfene Worte. Endlich sagte sie nur: „Ja, so will ich jetzt heim," nahm das Kind auf den Arm, grüßte und verließ die Stube. Den ganzen Heimweg hatte sie das in den Ohren, was der Antistes gesagt hatte. —

Wenige Wochen später war die Hochzeit, eine stille, wenig festliche. Es war kein einziger Gast dabei. Verena wollte es nicht, und Wilhelm fügte sich. Er fügte sich in manchem, tat das schon all die Zeit her, seit sie sich ihm versprochen hatte. Aber es war kaum sein Verdienst; denn die Verena meisterte ihn, daß er mußte. Wenn sie in all den Jahren, die sie neben ihm im gleichen Hause gelebt, nichts über ihn vermocht hatte, so war das gewesen, weil sie selber sich in keinem Recht wußte, ihm zu gebieten oder zu raten. Jetzt stand sie ihm näher, und jetzt nahm sie alle Kraft und Klugheit zusammen, den noch zu leiten, der bisher über allerlei schlimme Seitenwege getaumelt war. Und während er, wie erstaunt über ihre stille Entschiedenheit, gleichsam nur halb wach, unwillkürlich tat, wie sie wollte, brachte sie ihn langsam in das rechte Geleise zurück.

Die ganzen Wochen her war er nicht ausgegangen, mit Ausnahme dessen, daß er an den Übungen des Turnvereins wöchentlich einmal teilnahm. Dabei merkte er kaum, daß er ein andres Leben lebte. Verena hatte eine sonderbare Art, ihn das vergessen zu machen. Sie wußte ihn auf den Abend in die Wohnstube zu locken und verstand ihn dort festzuhalten. Sie spielte Karten mit ihm, las ihm vor, lehrte ihn sich mit dem Kinde beschäftigen und an ihm sich freuen; oft — und sie schmälte und quälte sich heimlich, daß sie dem kleinen Balthasar ein Leides damit tue — hielt sie das Kind über Gebühr lange auf, nur um den Vater zu halten. Aber sie erreichte, was sie wollte: Wilhelm gab das böse Leben auf.

Für eine Zeitlang!

Ein Jahr lang tat es gut, äußerlich gut einmal. Eines wußte Verena damals schon: die heimliche Flasche konnte sie ihm nicht wegnehmen. Sie

merkte es immer wieder, daß er in einem Schrank, in einer Ecke versteckt die böse Freundin stehen hatte. Er war schlau darin, verschlagen und erfinderisch; immer wieder, wenn sie ihm Vorstellungen machte, schien er ihr recht zu geben und immer wieder hinterging er sie. Da erkannte sie allmählich, daß die starke Hand, die sie ihm zu reichen meinte, doch zu spät kam; es gab Augenblicke, in denen sie sich selbst bitter anklagte darum, daß sie der Hilde, seiner ersten Frau, Schwäche vorgeworfen hatte, wenn sie jetzt sah, daß auch sie nicht wider seinen Leichtsinn aufkam. Und sie höhnte sich selbst: „Bah, siehst jetzt, was du vermagst!"

So war schon im ersten Jahre ihrer Ehe ein heimlicher, kaum ihnen selbst bewußter Kampf zwischen den beiden, obschon die Dienstleute und die Nachbarschaft rühmten: „Die hält ihn in Ordnung, den Wafer, die junge Frau."

Das zweite Jahr kam, der Winter brachte eine stillere Zeit ins Geschäft, stiller als je früher; in der Nähe war eine neue Bäckerei entstanden. „Du mußt dich wehren, Wilhelm," sagte Verena; „du darfst dir keinen Kunden wegnehmen lassen von dem neuen." Ihn aber packte der Ärger und lähmte ihm die Lust am Arbeiten. Eines Abends war er unversehens aus dem Hause gegangen und kam spät in der Nacht heim. „Wo bist du gewesen?" fragte sie.

„Im ‚Schwarzen Bären'!" Das war eines seiner früheren Stammlokale.

Sie sah ihn scharf an und war sehr bleich. Er hielt ihren Blick nicht aus, gähnte, war wie im Dusel und warf sich aufs Sofa. „Wilhelm," sagte sie, „fange es nicht wieder an, das Leben! Ich sehe nicht ruhig zu."

Jetzt riß er die Augen auf. Ihr Ton war zitterig und weckte und packte ihn. Er sah, daß ihre ganze Gestalt bebte, ihre Fäuste geballt waren und eine große Entschlossenheit in ihrer ganzen Haltung lag. Er murrte etwas. „Nein — nein, ich gehe schon nicht mehr," verstand sie dann. Aber sie wußte beinahe, daß es nur der Anfang von Schlimmerem war.

Die ganze Woche freilich hielt er bei ihr still. Am Sonntag ging er wieder. Dann wieder und wieder. Verena stemmte sich dagegen. Sie behielt lange ihre Ruhe und feste Güte, die viel über ihn vermochten. Je mehr sie aber ihrer Macht über ihn verlustig ging, desto unruhiger wurde sie, und manchmal brach ihr die Geduld, daß sie ihn schalt. Gegen herbe Worte trotzte er und war nachher schlimmer als vorher. Verena wußte, daß es nicht mehr lange dauern konnte, bis auch andre wieder in das Elend hineinsahen, das ihr allmählich aufging. In dieser Not aber fielen Unruhe und Ungeduld, die vorübergehend an ihr gewesen, langsam wieder von ihr ab. Die Klarheit ihres Willens und ihre Festigkeit wuchsen seltsam mit dem Elend, das in ihrer Ehe sich mehrte. Wacker und aufrecht stand sie und tat an dem ohnmächtigen Menschen, ihrem Mann, was ihr zu tun blieb. Manchmal, wenn sie im Laden saß, sah sie die Statue des Reformators drüben stehen. Sie freute sich noch an dem mächtigen erzenen Bilde. Aber sie wußte nicht, daß sie selbst jetzt die Stirne so froh trug wie der drüben am See, der im Streit allezeit festgestanden.

Und dann kam der Tag, der alles ausglich.

Wilhelm hatte seine gute Woche. Er war nie fort gewesen. Auch daheim hatte er klaren Kopf behalten, fleißig gearbeitet. Der Samstag kam, der Tag, an dem er abends immer noch zu den Turnübungen ging. Verena freilich wußte, daß sein Gang mehr der Schenke neben der Turnhalle denn dieser galt.

Am Vormittag schon sprach er davon, daß er abends ausgehen werde. Verena munterte ihn selbst auf dazu. Dann zeigte er eine sonderbare Unruhe den ganzen Tag, zweimal lief er aus der Backstube. Am Abend ertappte ihn Verena, wie er im dunkeln Hausflur stand und die Flasche zum Munde führte. Schon ehe er dann wegging, sah sie, daß ihm die Augen glänzten und das Gesicht glühte. „Nimm dich in acht!" mahnte sie ihn, als er nach einer Weile zum Gehen sich anschickte.

Er schoß einen scheuen Blick nach ihr. Dann fuhr ihm das Blut zu Kopf; er war zornig. „Nichts als nörgeln kannst," sagte er barsch und ging ohne Gruß hinweg.

Verena wußte nicht, warum eine Unruhe sie langsam überkam, als er gegangen war. Sie brachte den kleinen Balthasar zu Bett und tat ihr Tagwerk eifriger als sonst zu Ende, so eifrig, daß sie vor der Zeit damit fertig war und sich wunderte, wie früh es war, als sie sich mit einer Handarbeit an den Tisch setzte, um, wie sie zu tun pflegte, auf Wilhelm zu warten. Mit einem Seufzer nahm sie ihre Arbeit auf, vergaß aber eine ganze Weile, was sie wollte, sah vor sich hin ins Leere und fühlte, daß ihr das Herz hörbar pochte. Sie schalt sich und riß sich mit Gewalt aus ihrem Grübeln. Es war ja nicht das erste Mal, daß er fort war!

Im Hause war alles still. Aus der Gasse herauf tönten dumpf und hohl wie immer die Schritte der Vorübergehenden, und von der andern Seite des Hauses kam das schwere, verworrene Geräusch der großen Straße, aus dem sich das Rollen der Wagen wie unaufhörlicher Donner hob. Nach einer geraumen Zeit klang ein solches Rollen näher und deutlicher als bisher. Es löste sich gleichsam aus dem übrigen, dumpferen Geräusch und näherte sich dem Hause, so daß es zuletzt nicht mehr wie durch die Mauern scholl, sondern aus dem Flur selber heraufzuklingen schien. Verena fuhr auf. Sie hatte die Arbeit weggeworfen, stand hochaufgerichtet und lauschte. Was war das? War da nicht ein Wagen ans Haus gefahren? Der — der Wilhelm! In diesem Augenblick versank alles, was die vergangenen Jahre getan hatten, um das Bild desjenigen zu trüben, der für sie der Erste und Einzige gewesen war. Wäre die Angst um ihn an dem Tage über sie gekommen, der auf jene Seefahrt gefolgt war, da sie noch nichts als Gutes von ihm wußte, sie hätte sich nicht mehr bewußt werden können als jetzt, was er ihr galt!

Unten war indessen einen Augenblick lang alles still, so daß sie, die gespannt lauschte, langsam und tief Atem zu holen begann, fast laut vor sich hinsprechend: „Mein Gott, es ist nichts!" Eben wollte sie sich wieder niedersetzen, als die Haustür ging. Sie war schwer; ein Gewicht zog sie ins Schloß zurück, und sie pflegte hart anzuschlagen, wenn die Falle einschnappte. Aber der Schlag blieb aus; es mußte jemand sie offenhalten. Die Angst

kam der jungen Frau zurück, wild und jäh. Mit zwei Schritten lief sie nach der Zimmertüre und öffnete sie. Sie neigte den Kopf, um abermals zu lauschen; da knarrte ein Flurbrett, und sie sah einen Schatten in die Lampenhelle fallen, die aus ihrer Stube in den Gang strömte. Da stand einer, ein Mensch mit einem bleichen Gesicht, den Hut in der Hand und sah sie mit einer scheuen und gequälten Miene an. Weder er noch sie fanden gleich Worte. Endlich begann er: „Frau Waser, nicht wahr?"

Sie nickte nur, hastig und fast zornig, weil er immer nicht sprach. Derweilen hörte sie unten auf den Holztreppen schon ein Poltern ungeschickt gesetzter Füße.

„Ihr Mann," hob der Fremde jetzt ruhiger wieder an; „es hat ihm etwas gegeben."

Verena überlief ein Gefühl innerlichen Frierens, aber der Kopf war ihr frei. Sie trat in die Stube zurück, zündete eine Kerze an und kam zurück. Dann öffnete sie das Zimmer, in dem Wilhelm und Hilde gewohnt hatten. Es stand noch ein Bett dort. „Der Kleine erwacht sonst," sagte sie mechanisch, als ginge das den Mann etwas an, der ihr die Nachricht gebracht hatte und noch im Flur stand, auf die wartend, die die Treppe heraufgestampft kamen.

Verena deckte das Bett ab. Eben als sie wieder unter die Türe kam, trugen sie Wilhelm über die letzten Stufen herauf. Er lag auf einer Bahre und mußte fürchterlich schwer sein, denn die Männer keuchten und ächzten unter ihrer Last. Hinter ihnen drängte sich eine Anzahl Hausbewohner, Weiber und Männer. „Jesus, mein Gott!" zeterte eine Frau. Eine andre hob die Hand gegen Verena, als wollte sie sie ihr von weitem hinstrecken. „Jesus, Frau Waser!" jammerte sie. Verena achtete auf nichts. „Hier herein!" sagte sie zu den Männern.

Sie trugen den Verletzten in das Zimmer und legten ihn auf das Bett. Ein Arzt war unter ihnen; der sprach nicht viel, entkleidete nur den Verwundeten und gab dazwischen hinein mit kurzer, entschlossener Stimme einige Befehle. Die übrigen Bahrenträger standen noch eine Weile mit hängenden Köpfen daneben. Dann drückten sie sich schweigend hinaus. Auf dem Flur begegneten sie Verena, die ab und zu ging, die Weisungen des Arztes erfüllend. Sie stellte den einen. Ihr Gesicht war ruhig, aber ohne Farbe. „Wie ist es geschehen?" fragte sie.

Der andre erzählte, verlegen den Hut in den Fingern drehend: „Er — er ist — der Wein ist Meister über ihn gewesen — über Ihren Mann — wir sahen schon alle, daß er nicht — daß er in einer wilden Laune war, als er in die Turnhalle kam. Dann beteiligte er sich an den Übungen, bei denen er schon lange nicht mehr mitgemacht hatte. Er war ja immer stark, aber er war auch schwer geworden in den letzten Jahren. Nun — und dann — er war wie toll — das Waghalsigste fing er an. Wir wehrten ihm, wie wir konnten, — auf einmal — vom Reck — stürzte er ab — er — innerliche Blutung, sagt der Arzt!"

Verena nickte langsam, als müßte sie dem zustimmen, was der andre gesagt hatte. Dann ging sie ohne Gruß hinweg und in das Zimmer zurück. Die Männer entfernten sich.

In der Stube stand der Arzt über den Verunglückten gebeugt. Er lauschte. „Er kommt zu sich," sagte er leise zu der herantretenden Verena. Sie sah ihm fest ins Gesicht. „Noch einmal?" fragte sie.

Er nickte nur. Heimlich staunte er, wie fest und ruhig sie blieb.

Wilhelm regte sich jetzt. Er trug an der Stirn eine leichte Schürfwunde und war sonst äußerlich völlig unverletzt. Sein Gesicht war weiß; das gelbe Haar, die Brauen und der Schnurrbart stachen davon ab; aber er sah jetzt jünger aus als sonst. Er schlug die Augen auf; sein Blick war wild und zerfahren; allmählich klärte er sich. „Ja so — ich bin gefallen," sagte er mit ganz ruhiger, klarer Stimme, als besinne er sich jetzt.

„Vrene!" sagte er dann und wendete suchend den Kopf.

Verena stand zu Füßen des Bettes. Der Arzt winkte ihr, zu bleiben, und trat selber zu dem Kranken. „Nicht sprechen!" sagte er leise und fest. Wilhelm sah ihn fremd an. Plötzlich richtete er sich so weit auf, daß er sich auf einen Ellbogen mühsam stützte. „Vrene!" wiederholte er hastiger, ungeduldig. Der Doktor wollte ihn ins Kissen zurückdrücken; aber er stieß ihn unversehens und mit schwerer Faust zurück. Dabei ächzte er: „Lassen Sie mich doch!" Und langsam drehte er den Kopf und sah um sich. Dann erblickte er Verena am Bettende.

Als ihre Augen sich begegneten, war sein Blick wieder halb verschleiert. Aber er wurde abermals heller, und dann hob etwas darin zu schimmern an, das wie ein großes Staunen war.

Verena hielt die Hände verkrampft. In ihre Augen war ein seltsamer Ausdruck gesprungen. Aus ihrem Innersten kam etwas herauf, das sie viele Jahre darin zurückgehalten. „Wilhelm!" sagte sie.

Da schien das Staunen ihn ganz zu überwältigen. Er war wie einer, der einen wunderbaren Fund macht, dessen Reichtum er selber kaum faßt. „Was — ja — ja — was — gern hast mich noch?" stotterte er. Dann zuckte sein starkes Gesicht; es war fürchterlich zu sehen, wie sein ganzer Körper von einem langsam aufquellenden Schluchzen allmählich gehoben und erschüttert wurde. Plötzlich sprengte es ihm Lippen und Lider. Ein kurzes, wildes Wort entfuhr ihm: „Jesus!" oder ein ähnlicher Laut. Selbst der Doktor, der von nichts wußte und ihn nicht näher kannte, verstand, was ihn aufwühlte, und was er gleichsam für sich hatte sagen wollen: „Jesus, Jesus, Mensch, so — — so blind — bist — — gewesen!"

Er hatte aber nicht Zeit, nachzudenken, der Doktor, denn der Oberkörper des Verletzten schlug nach außen. Just, daß er ihn noch auffing. Das Blut, das aus Wilhelms Mund schoß, netzte ihm die Kleider.

Zehntes Kapitel.

Verena Stadler war allein. Es war sonderbar, wie leer das Haus geworden war, in das sie vor Jahren eingezogen, und wie rasch es sich geleert hatte. Nun waren außer den Gesellen und der alten Friederike nur noch sie da und der kleine Bub, der Balthasar. Manchmal, wenn sie sich inmitten

ihrer Arbeit und ihrer vielen Pflichten besann, mußte sie die Hand an die Stirne legen; Jahre hatte es gedauert, und doch war alles plötzlich gekommen, so, wie es jetzt war! —

Es war nun bald ein Jahr, daß Wilhelm neben Frau und Mutter auf dem Friedhof lag. In Haus und Geschäft ging alles seinen gewohnten Gang. Verena hatte nicht mehr viel zu lernen, um auch das noch verwalten zu können, was bisher Wilhelms Aufgabe gewesen. Die Gesellen gehorchten ihr. Das Geschäft ging nicht schlechter. Im Gegenteil: die abtrünnigen Kunden, die eine Zeitlang zu dem neuen Bäcker in der Nähe gelaufen waren, kamen einer nach dem andern zurück.

Der kleine Balthasar gedieh. Er war ein strammer kleiner Mensch. Die Locken hatte er hergeben müssen. „Das ist gut für Herrenkinder," sagte die Verena, als die alte Friederike jammerte, daß der Bub den blonden Schmuck verlor. Die Verena war streng, überall kurz angebunden, auch dem Kinde gegenüber. Sie mußte zu sehr überall sein, als daß sie für den einzelnen viel Zeit gehabt hätte. Aber der Bub hing doch an ihr. Sein weißes Gesicht leuchtete auf, wenn sie kam. Er hatte nichts als Lachen und frohe Worte in ihrer Nähe, denn obschon sie wenig darauf einging, war in ihrem Wesen nichts, was Fröhlichkeit verbot. Sie war keine, die ihr Leben vertrauerte, weil etwas darin in die Brüche gegangen war. Rüstig und emsig tat sie ihr Tagewerk, und am Abend hatte sie ihre Feierstunde, in der ihr das Herz weit war, darum, daß sie ihr Werk recht getan.

Eines Sonntagabends im Spätherbst hatte sie mit dem Knaben die Zerahnin besucht. Sie hielt keinen großen Verkehr mit ihr, aber sie hielt es für Pflicht, der Großmutter zuweilen das Kind zu bringen. Nun war sie auf dem Heimwege. Die Straßen waren belebt, doch nicht überdrängt, und die Leute hasteten nicht wie am Werktag, sondern jeder ging langsam in einer gewissen Beschaulichkeit und Behaglichkeit seines Weges. Der Himmel spannte sich in eintönigem Grau über der Stadt, die Hügel verhüllend, die sie umgaben, so daß eine tote Eintönigkeit in dem dreifachen Grau der Gassen, der Häuser und des Herbsthimmels war. Als Verena mit dem Kinde sich einer der Brücken nahte, die aus dem kleinen Stadtteil, in dem die Zerahnin wohnte, nach ihrem eigenen Quartier hinüberführte, lag auch der See in dunkler Bleifarbe ihr zur Rechten. Weit hinaus dehnten sich die zwei trüben Flächen, der Himmel und der reglose See. Aber ganz fern, wie mit blanker, haarscharfer Klinge geschnitten, grenzte ein goldener, seltsam leuchtender Streifen den Himmel und den See. Dort hatte ein Sonnenstrahl sich durch allen Dunst Bahn gebrochen. Es war, als sei von einer andern, sonnigen, fast überirdisch schönen Welt der Vorhang zurückgerissen; man sah in strahlende Tiefen und Fernen. In ihnen standen die verschwommenen Umrisse der Berge, geheimnisvoll, wie eben in das Leuchten hineingerückt. Ein schönes, reines Schneefeld lag nah unter dem Himmel. Die weiße Fläche glänzte wie tief im Chor einer dämmerigen Kirche von Kerzen bestrahlt, ein heiliger Altar. Verena hemmte unwillkürlich den Schritt. „Sieh, die Berge," sagte sie zu dem Kinde, weil niemand sonst war, zu dem sie es hätte sagen können. Da

staunte auch der Bub mit seinen großen, blauen Augen durch das Geländer der Brücke einen Augenblick neugierig hinüber.

Vom großen Münster begannen jetzt die Sonntagabendglocken zu läuten. Verena durchfuhr eine schmerzliche Erinnerung. Auf dem See war es gewesen! Die Berge hatten geleuchtet!

Der Gedanke kam und ging.

„Komm!" sagte sie zu dem Knaben, faßte kräftig seine Hand und ging gleichsam fest und tapfer an ihrer verlorenen Jugend vorüber.

Jung war sie nicht mehr. Es war eigentlich sonderbar, wie rasch ihre Züge den Reiz und die Lieblichkeit ihrer früheren Tage verloren hatten. Während sie in ihrem schlichten schwarzen Kleid und einem ebenso schmucklosen Hut von gleicher Farbe dahinschritt, von mittelgroßem Wuchs, eher hageren Gliedern und nicht mehr vollen Wangen, sah ihr keiner nach, wie sie hinter der Verena Stadler hergeblickt hatten, die vor Jahren in St. Felix eingezogen war. Vielleicht eher noch, daß dann und wann ein Blick wohlgefällig in das muntere, runde Gesicht des kleinen Balthasar zuckte, der selbstzufrieden im Gehen vor sich hinsang.

Einer kam aber just des Weges, der die Verena anschaute. Sie entdeckte ihn von fern, wie er, auf einen Stock gestützt, mit dem nicht mehr ganz sicheren und bedachtsamen Gang seiner alten Tage daherkam. Es war der Antistes. Er ging in hohem Zylinder und feinem schwarzen Gewand. Schon von weitem schimmerte sein weiches, lichtes Haar unter dem Hut. Verena hatte ein leises Rot in den Wangen, als er näherkam. Nun erblickte er sie auch. Sein Gesicht mit den strengen, scharfgeschnittenen Zügen nahm einen Ausdruck einer seltsamen, ernsten Freude an. Ein paar Schritte vor ihr nahm er mit langsamer Handbewegung den Hut von seinem weißen Haar und grüßte still, fast feierlich. Verenas Herz klopfte. Sie wußte nicht, worin es lag: der Gruß des Antistes, der schweigend vorüberging, war eigentümlich beredt gewesen, sie mußte es verstehen: es — es war so gewesen, als — sonderbar — als ob er gesagt hatte: „Diese hat gelebt, was ich gelehrt habe!"

Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Schiller.

Eine Nachlese[1])

von

Hans Schulz.

I.

Wann der Erbprinz von Augustenburg zum ersten Male Schillerische Dichtungen kennen lernte, läßt sich nicht sagen. Als er in den Jahren 1783 und 1784 in Leipzig studierte, unter dem Einflusse des alten Kinderfreundes Christian Felix Weiße stand und den eleganten philosophischen Vorträgen des weltmännischen, gewandten Professors Platner mit Enthusiasmus und Beharrlichkeit folgte, da schrieb er in den Briefen an seine daheimgebliebene, ein Jahr ältere Schwester Luise abweisend und spottend über die Kraftgenies, die Kraftmännchen. Es ist nicht anzunehmen, daß der Dichter der „Räuber", wenn er dies bedenkliche Stück überhaupt kennen lernte, seine Aufmerksamkeit gefesselt hätte. Aus späterer Zeit erfahren wir von dem dänischen Dichter Jens Baggesen, dessen fördernder Gönner und wahrer Freund der Prinz durch viele Jahre gewesen ist, daß Friedrich Christian wider Schiller eingenommen war und ganz seinen Genius verkannte. Baggesen war in den Wintermonaten in Kopenhagen und Sommers auf Augustenburg und Gravenstein oft täglich stundenlang als Vorleser mit dem Prinzen in tiefgreifenden Gesprächen zusammen; er hatte alle Gelegenheit, seiner empfänglichen Seele und seinem scharfen Verstande die Nahrung zu geben, die er zu bieten hatte. Im Sommer 1790 traf er Friedrich Christian, der sich mit seiner Gemahlin Luise Augusta, der Tochter der in Struensees Fall verwickelten dänischen Königin Karoline

[1]) Die zwischen Friedrich Christian von Augustenburg und Schiller gewechselten Briefe sind zuerst in den Bänden III, VII, VIII und XXIX der „Deutschen Rundschau" von Max Müller, Michelsen und Urlichs veröffentlicht worden; demnächst werden sie zum ersten Male in einem Bändchen gesammelt erscheinen. Die folgenden Seiten beruhen auf bisher unbenützten Briefschaften aus dem Herzoglichen Hausarchiv in Primkenau und der Großen Königlichen Bibliothek und dem Reichsarchiv in Kopenhagen.

Mathilde, auf der Reise von Karlsbad nach Pyrmont befand, in Gotha, reiste dann zurück nach Weimar zu Wieland, begab sich von dort zu dessen Schwiegersohn, dem Philosophen Karl Leonhard Reinhold, nach Jena, und lernte durch diesen Schiller kennen; aber in dem Briefe, in dem er dem Prinzen später von seinem Leben seit der Gothaer Begegnung erzählt, steht von dem Besuche bei Schiller kein Wort. Und doch wurde diese persönliche Bekanntschaft für alle so bedeutungsvoll.

Bei der philosophischen Grundstimmung des Prinzen war es natürlich, daß Baggesen ihn zuerst mit des Freundes Reinhold Wesen und Wissenschaft vertraut machen wollte. Und das bedeutete zugleich: ihn hinführen zur kritischen Philosophie Kants. Durch Reinholds „Briefe über die Kantische Philosophie", deren Bedeutung nicht unbeträchtlich ist, gewann Friedrich Christian den ersten Einblick in eine Gedankenwelt, die dem hingebenden Schüler des Leibniz-Epigonen Platner fremd, verwunderlich, grausam erschien. So schreibt er der Schwester am 14. Februar 1791:

Ich habe den Reinhold nun angefangen; ich habe weder Zeit noch hinlängliche Ruhe des Gemüths, um ihn zu studieren; allein das wenige was ich gelesen habe, hat ein lebhaftes Bedürfniß in mir erregt weiter zu gehen, weil ich ihn eben da verlassen habe, wo er vollends alles niedergerissen hat, was dem Menschen wichtig für seine Ruhe und Glückseligkeit und Tugend ist. Die Kantianer versprechen ja aus diesen zertrümmerten Materialien ein neues festes und unerschütterliches Gebäude aufzuführen. Es wird mir schwer werden so lange unter freyem Himmel zu leben, denn ich bin nicht so eisern und felsenhart, daß ich eines solchen Gebäudes entbehren könte. Allein gegen die Unmöglichkeit läßt sich nicht angehen. Bis dahin wird aber meine Gemüthsruhe nicht wenig leiden in Augenblicken, wo ich nicht durch den Taumel des Welt- und geschäftlichen Lebens betäubt bin.

Und etwa eine Woche später heißt es:

Grüße Jessen [den Augustenburger Hofprediger und Vertrauten der Geschwister] von mir. Sage ihm, daß es mir bis izt mit Kants Philosophie ging, als einem jeden verständigen Franzosen, der kein Mirabeau war, in den ersten Tagen des September 89. Ich sehe noch lauter Trümmer, und keine Aussicht aus diesen ein festeres und bequemeres Gebäude als das alte war aufzubauen. Aus jenen politischen Trümmern erhebt sich jezt ein stattliches schön anzusehendes Gebäude, dessen Bequemlichkeit erst die Erfahrung bewähren muß. Wir müssen hoffen, daß auch mit Kants Philosophie dies der Fall seyn wird.

Er hat sich nie bei Kant heimisch gefühlt. Ihn von Platners Glückseligkeits- und Sittlichkeitslehre freizumachen, ihn aus Platners „Autoritätsklauen gerettet zu sehen", war Baggesens Ziel; aber er hatte nicht nur den räsonierenden Verstand, sondern auch das gegen seinen Lehrer pietätvolle Herz des Prinzen zu überzeugen.

Besser glückte es ihm mit Schiller. Mit vieler Mühe brachte er es dahin, daß ihm erlaubt wurde, „Don Carlos" vorzulesen; er bedang sich aus, daß Friedrich Christian den ersten Akt ganz anhöre — und hatte gewonnen. Der Prinz war hingerissen; als Baggesen am folgenden Tage wiederkam, hatte er schon in der Nacht alles übrige gelesen. Der Bann war gebrochen.

Im Frühling 1791 reiste der Erbprinz zum zweiten Male mit seiner Gemahlin nach Karlsbad. In Leipzig nahm er Platner mit, der während

des ganzen Sommers der Prinzessin Luise Augusta philosophische Vorträge halten sollte. Friedrich Christian hat diesen Vorträgen selbst weniger oft beigewohnt, als man bei seiner Verehrung des Professors erwartete. Er war durch die Kur und die Politik in Anspruch genommen. Gerade in jenen Monaten nach dem Tode Mirabeaus war er in eifrigem politischem Briefwechsel mit dem Staatsminister Grafen Andreas Petrus Bernstorff begriffen, dessen Wichtigkeit mehrfach bezeugt, der aber, wie es scheint, nicht erhalten ist.

In diesem Juni gelangte die fälschliche Nachricht vom Tode Schillers nach Kopenhagen, die das berühmte Totenfest in Hellebek zur Folge hatte, dessen Schilderung, wie sie Baggesen an Reinhold schrieb, so oft seitdem wieder abgedruckt ist. Graf Ernst Schimmelmann mit der Gräfin Charlotte, deren Bruder, Baron Schubart, mit seiner Gemahlin und Baggesen mit seiner Sophie waren die drei Paare, die am Ufer des „laut aufbrausenden Meeres" schwärmten[1]). Der Dichter schreibt dem Fürsten am 25. Juni:

Ich habe mit meiner Frau, vor einiger Zeit, acht unvergeßliche Tage mit Schimmelmanns auf Seelust und in Hellebek, wie acht Momente der Begeisterung zugebracht. Wir wagten alle zu wünschen, daß das edelste Paar unsrer mit allen seinen [!] Schlaken und Nebeln doch gewiß lieblichen Erde, die drey andern auf diesen [!] Bahn der Freude hätte anführen können — und ich namentlich wagte noch mehr Sie wirklich unter uns zu träumen. Der gestorbene, jetzt Gottlob wiederauferstandene Schiller würzte uns sehr durch seinen damaligen Tod unsern Lebensgenuß, indem sein Andenken, das, von Ernst und mir veranstaltet, mit Champagner, Ode an die Freude jenseits, und Thränen des ganzen Kreises, gefeyert wurde, unsrer Existenz eine schwermüthige Feierlichkeit gab, die die sonst so leicht hinblizenden Freuden-Cometen, wie durch eine allwirkende Attraction in ihrer Sphäre festhielt, und das leichtsinnige Zephirflattern von kaum gekosteten zum halb zu genießenden verhinderte.

Aber der Prinz mochte wohl in Karlsbad noch aus andrer Quelle von Schiller hören. Am 13. Juni schreibt er:

Vorgestern ist Herder aus Weimar hier angekommen. Bis jzt hat er mir noch nicht viel interessantes gesagt; er scheint mir etwas zurückhaltend und verlegen. Ich habe es mir aber vorgenommen ihn recht auszupumpen; übrigens habe ich Niemand hier vorgefunden, der sonderlich interessant wäre. Edelleute die Menge, bey denen man aber nie vergessen kann daß sie Edelleute sind, gute Kinder übrigens aber leere Köpfe. Wie kann man doch lange zweifelhaft bleiben ob der Adel heut zu Tage einen Werth hat, wenn man viele Adelige kennt?

Herder war durch seinen Gesundheitszustand genötigt worden, die Herausgabe des vierten Teils seiner „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" zu verschieben und Genesung in Karlsbad zu suchen. Friedrich Christian scheint häufig mit ihm zusammengekommen zu sein, aber leider sind die Briefe, in denen er Baggesen über ihn schreibt, noch nicht aufgefunden oder verloren. In Baggesens Antworten hören wir ihr Echo und erfahren noch einiges, was er der Gräfin Baudissin, Schwester von Ernst Schimmelmann, verdankte, die damals in Karlsbad mit Herders Freundschaft schloß. Und diese Briefe zeigten

[1]) Friedrich Christian war also nicht dort, wie man noch manchmal lesen kann.

die Möglichkeit eines Zusammentreffens von Friedrich Christian mit Schiller. In einem heißt es:

Ich erhalte in diesem Augenblick die Nachricht aus Jena[1]), daß Schiller, dessen Tod wir auf Hellebek mit Gesängen und wahrer Wehmut feyerten, den wir nachher zu unsrer großen Entzückung vom Tode auferstanden erfuhren, nach Carlsbad geht, seine sehr geschwächte Verdauungswerkzeuge, wo möglich, wieder herzustellen. Theuerster Printz! Gönnen Sie Sich und Ihm und mir die Freude, die Bekanntschaft des erhabensten Genius Deutschlands bey dieser Gelegenheit zu machen — und um Ihm, wo nicht neue Fähigkeit, so doch wenigstens neue Lust zum Leben zu geben, gönnen Sie Ihm die Ihrige!

Plattner hat Herdern versichert, daß Ew. Durchl: gegen alles was Poesie und Beredsamkeit heißt eine totale Abneigung haben — Es sollte mich gewissermaassen freuen, wenn Herder seines Orts wiederum Plattnern abzuschrecken versucht hätte — Ew. Durchlaucht würden nicht viel (wie ich jezt gänzlich überzeugt bin) dadurch verlohren haben. Der eine von diesen berühmten Philosophen hat lauter Ideen und keine Principien, der andre lauter Principien und keine Ideen; beide kommen nur darin überein, daß sie die Wahrheit mit vielem Aufwande — verfehlen.

Und am 23. Juli schreibt er:

Sie werden jezt Schiller gesehen haben. O! wie viele Herders gehen auf diesen Kopf — so viele fast, als Plattners auf Reinholden! als Burken[2]) auf den einzigen Mirabeau!

Ew. Durchlaucht Urtheil über Herdern ist gewiß vollkommen richtig. Philosophie und Mystik haben sich in seinem Kopf geheirathet und die Haushaltung geht sehr unordentlich, zumal da die Philosophie meistens unter dem Pantoffel der Mystik steht.

Aber diese Briefe, die Nachricht von Schillers Reise, erreichten den Prinzen schon nicht mehr in Karlsbad. Seine Gemahlin Luise Augusta, die sich in der lustigen Badegesellschaft sehr wohl befand, schrieb am 7. Juli, als der böhmische Adel zu Ehren ihres Geburtstages ein Ballfest gab, ihrem Bruder, dem Kronprinzen: „Nächsten Montag reisen wir." Am 10. Juli kam Schiller von Rudolstadt her in Karlsbad an, am 11. verließ das prinzliche Paar das Bad und reiste nach Dresden. Nie ist eine Begegnung von Angesicht zu Angesicht erfolgt.

Wie im vorigen Jahre sollte ein Aufenthalt in Pyrmont die Karlsbader Kur ergänzen, und nach einem längeren Verweilen in Dresden, wo Anton Graff beide Fürstlichkeiten in ganzer Figur malte, ging die Reise nach Leipzig. Von hier aus wollte Friedrich Christian, wie Baggesen mit leiser Beklemmung aus seinem Briefe erfuhr, Reinhold und Wieland inkognito in Jena und Weimar besuchen. Wie die Begegnung mit Reinhold verlief, ist aus dessen Brief an Baggesen bekannt: wie der Fremdling bei ihm je eine Stunde Logik und Ästhetik hörte, wie sie dann miteinander sprachen, und wie Reinhold sich nicht enthalten konnte, den jungen, fünfundzwanzigjährigen Selbstdenker, der als Baron Holst vor ihm stand, zu küssen; wie ihr Gespräch am nächsten Tage seinen Ausgang von Schiller nahm, und wie Reinhold den Prinzen zurück bis

[1]) Vgl. „Aus Jens Baggesens Briefwechsel mit Reinhold und Jacobi". Leipzig 1831. Bd. I, S. 56.

[2]) Dies bezieht sich auf Edmund Burke und seine „Reflections on the revolution in France". London 1790.

Naumburg begleitete, wo er Luise Augusta und — Platner sah. Vielleicht hatte Friedrich Christian auch die Absicht gehabt, Schiller in Jena zu besuchen. Daß er ihn im Briefe an Baggesen nicht erwähnt, spricht nicht dagegen, denn er hat in Weimar außer Wieland, dessen „Agathon" zu seinen liebsten, wiederholt gelesenen Büchern zählte, auch Herder, ohne ihn vorher zu erwähnen, besucht, wie dessen Brief vom 29. Juli beweist[1]). Wahrscheinlich nannte er bloß Reinhold und Wieland, weil diese beiden Baggesen nahestanden. Daß er aber etwa die Absicht gehabt habe, Goethe zu besuchen, ist ganz unwahrscheinlich. Vor dieser Extratour schrieb er aus Leipzig am 24. Juli an die Schwester:

Platner ist kein Vertheidiger der Kantischen Philosophie. Er sagte mir neulich, er sehe nicht ein daß ihr Resultat auf etwas anderes herausliefe als auf einen völligen Unglauben. Sie könne daher sehr gefährlich werden, wenn sie Ueberhand gewönne. Vielleicht wäre dies nicht Kants eigentliche Meinung, allein er könne ihn nicht anders verstehen. Für Reinhold ist er nicht sonderlich eingenommen. Er beschuldigt ihn der Unverständlichkeit, und eines grosen Mangels an älterer Lektüre und gelehrten Kenntnissen. Herder hat mir von Reinholden dasselbe gesagt.

Welchen Eindruck er nun von Reinhold bekam, das zeigt sein Brief aus Magdeburg vom 3. August:

Ich habe in der Zeit viel gereist, bin auch in Weimar gewesen und habe die Bekantschaft von Wieland gemacht. Diese Reise hat mir viel Vergnügen gemacht. Ich werde sie Dir mündlich umständlich erzählen. Wieland hat erst beym Abschiede erfahren wer ich war. Er kante mich bis dahin unter dem Nahmen des Baron von Holsten, ebenso Reinhold, und beyden gefiel der Baron so ganz gut. Ihre Bestürzung war nicht gering als ich mich ihnen nachher entdeckte, besonders Wieland betrug sich in dem Augenblick etwas kindisch. Doch dies bleibt unter uns.

An Reinholden habe ich einen sehr liebenswürdigen guten Mann gefunden, als Docent gefält er mir nicht, eben so wenig die beyden übrigen Kantianer die ich dort gehört habe, Schmidt und Hufeland.

Auch den Grafen Schimmelmann vertröstete er leider auf die mündliche Erzählung, aber in dem Schreiben an ihn finden wir die erste erhaltene Erwähnung Schillers:

Vous saurez déjà mon cher Comte que de Leipsig j'ai fait une excursion à Jena et Weimar. Je vous raconterai de bouche mes avantures et comment j'ai trouvé les personnes que j'ai voulu y voir. Schiller n'y étoit pas. Sa santé est délabrée, et sa frêle machine menace ruine. C'est l'exces de travail qui l'a affaibli, et ce travail excessif lui est nécessaire pour fournir aux frais de l'existence de sa famille. Sans lui il mouriroit de faim dans le propre sens du mot, et cela arrive dans le siecle des lumieres!

Also hier schon die Empfindung für die Schwere eines solchen Schicksals solchen Mannes im Zeitalter der Aufklärung.

Im Fortgang der Reise mag der Gedanke hieran zurückgedrängt worden sein. In Pyrmont traf er die seelenvolle Elisa von der Recke wieder mit ihrer

[1]) Diesen und einen späteren Brief Herders werde ich in der von mir vorbereiteten „Sammlung ausgewählter Briefe von Friedrich Christian und an ihn" veröffentlichen. Ich bitte alle Besitzer von Briefen, die zur Geschichte Friedrich Christians dienen können, um freundliche Darleihung von Originalen oder Abschriften.

munteren, witzigen Schwester, der Herzogin von Kurland; hier lernte er auch Friedrich Nicolai kennen und hatte mancherlei interessante Gespräche mit ihm in den einsamen Alleen, wobei der Berliner Aufklärer und der prinzliche Reformer des gelehrten Schulwesens von Dänemark eins wurden in Betrachtungen über die Minderwertigkeit des Fürstenstandes. In Elisa und Nicolai gewann er neue Korrespondenten, wenn auch ihre Briefe, wie er klagt, manchmal nur sehr gewöhnlich und des Postgeldes kaum wert waren. Die Kuren hatten nicht den gewünschten Erfolg; seine Gemahlin wurde erheblich unpäßlich, nach so langer Abwesenheit nahm ihn seine Berufsarbeit stark in Anspruch, so daß nach der Heimkehr die philosophischen und poetischen Studien zunächst in den Hintergrund traten.

Ich habe keine Zeit mich mit Kantischer Philosophie zu beschäftigen. Da ich ihrer Sprache ganz unkundig bin, so darf ich mich auch in kein Gespräch der Art einlassen. Das Deutsch der Kantianer ist mir um nichts verständlicher als Chinesisch oder eine ander Sprache, die ich nicht weiß. Ich werde auch als Laye angesehen.

So schreibt er Anfang November 1791 und erzählt dann von dem Schimmelmannschen Kreise, der sich in dem Palais der Bredgade, dem jetzigen Konzerthaus Kopenhagens, versammelte:

Die ganze Comité gehört zur Kantischen Schule. Ich allein bin Platnerianer, und bleibe es mit vieler Anhänglichkeit, weil diese sich auf Ueberzeugung der Vernunft gründet.

Wie Baggesen gewohnt war, seinem fürstlichen Freunde interessante Briefe seiner übrigen Freunde mitzuteilen — hatte er ihm doch auch Reinholds Berichte über das Zusammensein in Jena und Naumburg abgeschrieben und zugeschickt —, so las er ihm auch Reinholds Brief vom 17. Oktober vor, in dem es heißt, vielleicht könnte Schiller sich noch ganz erholen, wenn er eine Zeitlang sich aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte; aber das erlaube seine Lage nicht. Baggesen hat bestritten, daß das fürstliche Geschenk des Prinzen ein glücklicher Erfolg seiner Verwendung für Schiller gewesen sei; er erzählt: „ich las dem Prinzen diesen Brief, und von diesem Augenblick datirt sich der Entschluß jener Anerbietung." Unzweifelhaft aber ist es, daß Graf Ernst Schimmelmann nicht der Vermittler gewesen ist, wie man heute immer noch lesen kann. Er kannte und verehrte Schillers Geist schon früher als der Erbprinz, und seine Gemahlin schrieb in diesen Monaten: „Schiller wird immer mehr und mehr mein Held," aber den Gedanken, dem kranken Dichter gemeinsam zu helfen, hat der Prinz angeregt. Schon im Jahre 1843 ist der Brief abgedruckt, aber da er in einer Anmerkung der dänischen vierbändigen Biographie Jens Baggesens vergraben ist, mag er hier noch einmal nach dem Original wiedergegeben werden:

Nach reiflicher Ueberlegung finde ich daß es am besten sey wenn Sie, lieber Baggesen, Schillers Fürsprecher im Schimmelmannschen Hause seyn wollen. Ich darf es nicht mehr seyn, die Ursache werden Sie leicht einsehen[1]).

[1]) Dies bezieht sich wohl auf einen kleinen Zwist zwischen ihm und der Gräfin, die übrigens der Meinung war, Kants Philosophie allein könne ihm die Ruhe geben. Vgl., was sie über den Prinzen sagt, bei Bobé, Efterladte Papirer. Bd. IV, S. 127.

Schillern müßte ein solches Einkommen versichert werden, daß er nur einer mäsigen Arbeit täglich bedürfte um sein völliges Auskommen zu haben. Ich sehe die Möglichkeit nicht ein ihm gleich anfangs eine öffentliche Bedienung zu geben, der Staat kann also zu jener Absicht gar nichts beytragen, was geschähe müßte von Privatpersonen geschehen. Will Schimmelmann für eine gewisse Reihe von Jahren jährlich etwas dazu beytragen? Dies die Frage deren Antwort ich von Ihnen zu erhalten wünschte. Fried. Christian.

Hier ist Baggesens Antwort:

Bis dato bin ich abgeschreckt worden, irgend einen positiven Vorschlag zur Verbesserung der Umstände des Verfassers vom Abfall der Niederlande im Schimmelmannschen Hause zu thun. ich habe freylich öfters — gewiß über zwanzigmahl — seine Lage vorgestellt; aber eben so oft habe ich von Besparungsoperationen in diesem Hause sprechen gehört; und wirklich schränken sich Sch. seit einiger Zeit mehr und mehr ein. Ich begreife nicht wie es zugeht — aber gewiß ist es, daß ich jezt keine Familie von 50 thl biß 50,000 thl jährlicher Einkünfte kenne, die nicht über Geldmangel klagt.

Ich warte auf irgend einen bequemen Tag, den ich mit Schimmelmann wenigstens zur Hälfte ganz allein zubringen kann — um etwas in dieser Sache zu bewirken. Bey Ihr ist hierin nichts auszurichten. Sie findet daß jeder Nothleidende hier im Lande vorher geholfen werden muß. Ich hatte aber selbst eine Idee, wenn ich nur ganz ohne Schulden wäre — Ich würde dann 100 Thaler von meinem Gehalt mit Freude abziehen lassen — und dann erst konnte ich was proportionirtes von Schimmelmann *fodern*. Ew. Durchlaucht können überzeugt sein, daß Schillers Umstände mich unaussprechlich beunruhigen. Meine Hoffnung aber durch Privathülfe sie hergestellt zu sehen ist sehr schwach — denn, wenn es auch in Europa in jedem Jahrhundert 3 Männer giebt, die die Ehre einer wohlthätigen Revolution einem andern überlassen würden, so giebt es doch sicherlich nicht 3, die so ganz edel, ganz ohne Rücksicht auf *sich*, ganz mit bloßer Rücksicht auf die Welt, von ihrem Vermögen was beträchtliches weggeben. Und auf der Art unterstüzt zu werden, wie ich bis dato unterstüzt worden bin (jene unnachahmliche von Ew. Durchlaucht ausgenommen) wünschte ich meinem ärgsten Feinde nicht, geschweige denn Schiller. Lieber sterbe Er vor Hunger, als von immer wieder aufgerissenen Wunden!

Ich habe eine Ode an den Einzigen Gott gemacht — ich hätte sie eben so gern an Geld betiteln können. Geld ist der Einzige Gott dieser Erde. Ehemals folgte ich den Rath der Bibel, und strebte erst nach Weisheit — jezt bin ich durch Salomos und tausend andre Beispiele klüger geworden, und strebe fürder erst nach *Geld* — das übrige wird dann alles von selbst kommen.

Indessen werde ich jede Gelegenheit benuzen, um Schimmelmann zu dieser Handlung zu begeistern.

Ich hoffe daß Ew. Durchlaucht Sich heute besser als gestern befinden, und daß ich diesen Abend die Freude haben werde es selber zu sehen.

Ewig Ew. Durchlaucht

d. 11 Nov. 1791. unterthänig ergebner dankbarer
Baggesen.

In all diesen Wochen war das Befinden Friedrich Christians, der sich nicht einer festen Gesundheit erfreuen durfte, sehr wechselvoll. Bald ging es ihm leidlich, bald stellten sich Kopfweh, Schwindel und Krampf im Unterleibe ein, auch leidige Hypochondrie, alles, wie er sagt, Folge seiner einförmigen und ungesellschaftlichen Lebensart. Er litt unter vielen kleinen, trocknen Detailgeschäften, sehnte sich nach einer Tätigkeit, an der die ganze Seele teilnimmt, die einen bestimmten Zweck hat, dem sie näher und näher kommt. Sollte

nicht diese eigne Erfahrung der tiefste Grund dafür gewesen sein, daß er dem gequälten Dichter die Möglichkeit geben wollte, seinen hohen Zielen zu leben? Was ihn fesselte, war die Pflicht; Schiller aber wurde nur durch die Not gebunden, und der konnte abgeholfen werden. Gerade jetzt lernte er ihn von einer neuen Seite kennen.

„Ich habe gestern zum erstenmahle" — schreibt er der Schwester, wie gewöhnlich ohne Datum — „ein Gedicht von Schillern in Jena im Deutschen Merkur gelesen, das mir schon lange als eins der treflichsten Produkte der Dichtkunst angerühmt worden. Es steht im Jahrgang 89 und ist überschrieben die Künstler. Unstreitig ist es voll von Schönheiten, allein so wie es keine ganz untadelhafte Schönheit unter dem Monde giebt, so ist auch dieses Gedicht nicht ganz von Flecken frey[1]). Ich bitte Dich indeß recht sehr es zu lesen und zu studieren, denn freylich studiert will es seyn. Solltest Du den Deutschen Merkur nicht auf Augustenburg erhalten können, so will ich es Dir abschreiben lassen.

„Von eben dem Verfasser ist nun auch in dem Damenkalender für das künftige Jahr ein abermaliges Bruchstück der Geschichte des dreysigjährigen Krieges erschienen. Wieland hat die Vorrede geschrieben[2]). Er zeigt in derselben dem Publikum die Ursache an warum wieder nur ein Bruchstück und nicht der ganze übrige Theil dieser Geschichte erschien. Eine schwere Krankheit verursacht durch allzu übermäßige Anstrengung ist hieran schuld, Eine Krankheit die Schillers Leben mit Gefahr droht, wenn nicht eine völlige Abspannung der Geisteskräfte auf einige Zeit das kranke Eingeweide wieder in Ordnung zu bringen vermag.

„Noch eine Arbeit dieses grosen Mannes muß ich Dir empfelen. Es ist seine Universalhistorische Uebersicht über das Mittelalter zu Anfang seiner Samlung historischer Memoires[3]). Sie verräth eine Meisterhand sowohl im Entwurf als in der Ausführung. Unter allen seinen Schriften bleibt mir indeß seine Geschichte der holländisch. Revolution und Don Karlos das liebste. Ob Du mit dem erstern dieser Werke immer so ganz zufrieden seyn würdest weiß ich nicht. Schillers philosopische Muse hat einen sehr hohen und kühnen Flug, der nicht wenige schwindeln machen dürfte."

Nach der Antwort der Schwester heißt es:

Ich werde Dir Schillers Gedicht abschreiben lassen. Es ist schön, aber nicht ohne Flecken. Doch diese wirst Du selbst merken, aber der Schönheiten hat es ungleich mehrere und der Geist mit dem es gedichtet ist, macht den Dichter unsrer Liebe und Verehrung würdig.

In diesem Briefe kann er ihr schon berichten:

Heute über 8 Tage erwarte ich Antwort von ihm auf die an ihn ergangene Einladung nach Dänemark zu kommen und hier seine Gesundheit in einer ungestörten Ruhe zu pflegen.

Also der berühmte Brief, von dem Erbprinzen und von Schimmelmann unterzeichnet, war schon abgegangen. Immer wieder kommt Friedrich Christian in den Briefen an Prinzessin Luise auf „Die Künstler" zurück.

---

[1]) Bekanntlich urteilte Schiller selbst später von diesem Gedicht: „Leider ist dasselbe durchaus unvollkommen und hat nur einzelne glückliche Stellen . . ."

[2]) Die Vorrede ist unterzeichnet: „10. Oktober 1791". Der Kalender ist etwa Ende Oktober erschienen.

[3]) „Universalhistorische Übersicht der vornehmsten, an den Kreuzzügen teilnehmenden Nationen, ihrer Staatsverfassung, Religionsbegriffe, Sitten, Beschäftigungen, Meinungen und Gebräuche".

Du erhältst denn hiebey das Schillersche Gedicht. Es sind doch nicht blos einzelne schöne Stellen darin, sondern der ganze Plan des Gedichts ist schön und groß. Die darin herschende Philosophie ist gewiß auch die Deinige, denn ich sehe nicht wie man den Hauptsaz in derselben, die Perfektibilität des Menschen, die immer zunehmende Entwicklung des Geschlechts, leugnen kann, ohne den Glauben an eine Gottheit und an hohe Tugend zu untergraben. Allein sehr viele Stellen sind dunkel und in manchen, vielleicht in den meisten, weil er zu viel zusammendrängt, zu hoch abstrahiert hat. Ich bitte Dich recht sehr mir Dein und der ganzen Stoa Urtheil über dasselbe zu schreiben.

Noch einmal erwähnt er das Gedicht in seinem Neujahrsbrief und nennt es ein Ehrendenkmal, das sich der Dichter gesetzt hat; dann fährt er fort:

Um desto angenehmer wird Dir also wohl auch die Nachricht seyn, daß wir Hofnung haben ihn einst zu unsern Mitbürgern zählen zu können. Mit der nächsten Post wird sein Brief ankommen, in welchem er seinen Entschluß melden wird.

Das Urteil der Schwester ist nicht erhalten. Und das der Stoa? So nannte sich die philosophische Gesellschaft, die sich fast täglich bei der Prinzessin Luise versammelte, bestehend aus ihrer Hofdame, Fräulein von Planiz, dem Hofprediger Jessen, dem Leibarzt Hensler und den Brüdern, falls sie in Augustenburg waren und nicht durch die Jagd ferngehalten wurden, nämlich den Prinzen Emil und Christian August, dem späteren Kronprinzen von Schweden. Hier wurde eifrig gelesen und disputiert und mit großem Ernste und Erfolge den Gedanken des Königsberger Weisen nachgegangen.

Über Deine Fortschritte in der Kantischen Philosophie bin ich erschrocken," schreibt Friedrich Christian in diesen Tagen. „Ich bin hier schon von Kantianern umgeben, die mir mit ihrer Schulsprache viel Kummer machen. Beynahe möchte ich sagen bin ich ebenso besorgt deswegen als Du über meine Partheylichkeit für einen gewissen Verstorbenen [Mirabeau]. Ich werde Dich ebenso misverstehen, wenn Du hinführo von Philosophie sprichst, als Du die Grundsäze und Schriften jenes Verstorbenen.

Die feinsinnigen Bedenken des Grafen Schimmelmann, „sich ganz an die Seite des Prinzen zu setzen, sich selbst unter die Großen zu rechnen", sind bekannt[1]). Nur der Freundschaft des Prinzen gab er nach und setzte seinen Namen neben den Friedrich Christians unter den Brief an Schiller, der das Datum des 27. November 1791 trägt. Daraus kann man schon annehmen, daß dies Schreiben ganz das Werk des Urhebers der Schenkung ist, und wer es liest, vom Eingange an: „Zwey Freunde, durch Weltbürgersinn miteinander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann!" bis zum Schlusse: „Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten," der sieht darin das edelste Denkmal, das diesen Fürsten überdauert. Schimmelmann scheute sich, irgendein Wort daran zu ändern. Als er unterzeichnet hatte, sandte er den Brief dem Prinzen zurück mit den Worten:

J'ai l'honneur Monseigneur de Vous envoyer la lettre c'y jointe signé — Je Vous ai bien des graces a rendre de ce que Vous m'avez voulu associer á une bienfaisance que Votre cœur Vous a inspiré pour un grand homme. Mais

[1]) Vgl. seinen Brief vom 29. November 1791 an Baggesen, bei Speidel und Wittmann, „Bilder aus der Schillerzeit", S. 212—213.

je souhaite egalement que mon nom ne soit pas prononcé en publique a cette occasion. J'ai cependant cru qu'il suffiroit que je fasse cette priere à Schiller par Baggesen sans rien changer a une lettre a la quelle il paroit si difficile d'jouter quelque chose. En cas donc que la lettre pour Schiller ne partit pas aujourdhui Vous voudrez bien Monseigneur avoir la bonté d'en avertir Baggesen.
Ce 29 Novb 1791 E Schimmelmann.

Am selben Tage schrieb Friedrich Christian an Baggesen, daß er den Brief „heute" auf die Post geben werde; Baggesen schrieb an Schiller — — Es ist, als stockte der Pulsschlag der Welt in den langen Tagen, die vergingen, bis diese Sendung in Jena eintreffen konnte, bis der Klang des Posthorns namenlose Freude nach unnennbaren Leiden verkündigte.

II.

Und es kamen die Antworten Schillers, sehnlich erwartet, nach Kopenhagen, erst an Baggesen, dann an das Freundespaar der Spender. Die leise Verstimmung über die schnelle Verbreitung des Inhalts ihres Briefes wurde durch Schillers Schreiben an Baggesen vom 9. Januar 1792 gehoben. „Es ist izt algemein bekant, daß Schiller von hier aus eine Unterstützung bekömt, und man ist sehr im Publiko damit zufrieden," berichtet der Prinz der Schwester, und kündigt ihr an, daß das erste Stück der „Neuen Thalia" angekommen sei mit des Dichters Übersetzung der „Äneide" in Stanzen und seinem Aufsatz „Über das Vergnügen an tragischen Gegenständen". Dann folgt ein langes Schweigen. Im Juni heißt es in einem Briefe Baggesens an den Erbprinzen: „Ich habe noch immer keinen Brief von Schiller;" im August schreibt er:

Endlich erhalte ich heute einen Brief von der Schiller. Es erschreckte mich gleich, daß die Aufschrift von ihr war. Der arme Schiller! Er ist halb in meiner Lage, und hat in 2 Monaten keine so helle schöne und ruhige Stunde gehabt, als er haben wollte, um Ew. Durchlaucht zu schreiben. Wie kann ich das mitempfinden!

Im Herbst wurde der erste Teil der eben gesammelten „Kleineren prosaischen Schriften von Schiller" in Kopenhagen bekannt, aber noch am Neujahrstage 1793 konnte Baggesen an Reinhold schreiben:

Überhaupt weiß ich gar nicht, was ich von Schillers ewigem Stillschweigen urtheilen soll. Weder der Prinz noch Schimmelmann — ich rechne mich nicht — wissen: ob er lebt; wie oder wo er lebt.

Aber endlich durfte Friedrich Christian der Schwester mitteilen:

Mit der gestrigen Post erhielt ich einen Brief von Schiller [es ist der vom 9. Februar 1793], worin er mir schreibt, daß er eine Aesthetik nach Kantischen Grundsäzen ausgearbeitet hat, die er in die Briefform einkleiden und so nach grade mir zuschicken will. Ich bin sehr neugierig diese Arbeit zu sehen.

Natürlich wanderte dieses Schreiben nach Augustenburg und veranlaßte die Prinzessin Luise[1]), am 8. März zu schreiben:

---

[1]) Ein Bildnis von ihr ist wiedergegeben in dem Buche von Paul Rachel: „Fürstin Pauline zur Lippe und Herzog Friedrich Christian von Augustenburg". Leipzig 1903. Darauf sieht man allerdings nicht, daß sie etwas verwachsen war.

Schillers Brief hat meine Achtung für Ihn erhöht. Er charakterisirt, nach meiner Meinung, den seine großen Fähigkeiten, seinen eignen Werth ganz empfindenden, und doch — bescheidenen Mann u dieß ist auf unserm lieben Erdenrund leider eine so seltene Erscheinung, daß jedesmal, wenn sie sich unsern Geistesaugen darstellt, sie uns einen hohen Grad von Achtung abnöthigt. Freilich wenn wir wahrhaftig aufgeklärte und zugleich unverkünstelte Naturgeschöpfe wären, dann würde diese Erscheinung nicht den hohen Grad von Achtung erwecken können, den sie jetzt erweckt. allein jetzt, da durch Lagen, und Umstände, durch eingepfropfte (auf fremde Autorität angenommene, nicht selbst geprüfte) Ideen, unsere Denk- u Empfindungsweise so oft schief geleitet und überkünstelt wird, jetzt erhöht die Seltenheit der Sache den Werth derselben — und ein richtig denkender und wahr empfindender Mensch wird uns doppelt achtungswürdig —

Aber eine Ausstellung hatte sie an Schillers Brief zu machen, die von der Lauterkeit ihres Charakters ein schönes Zeugnis ablegt. Es heißt in dem Briefe Schillers schließlich: „nur für freye und heitre Geister, die über den Staub der Schulen erhaben sind, und den Funken reiner und edler Menschheit in sich bewahren, kann ich meine Ideen und Gefühle entfalten." Prinzessin Luise schreibt am 12. März:

Hier hast Du Schillers Brief zurück. Ich danke Dir recht sehr für die Mittheilung desselben. Er gefällt mir im Ganzen wie ich Dir schon neulich sagte sehr gut, nur wünschte ich daß ich eine Stelle daraus herausmerzen könte. Der Hinblick auf denen [!] mit Schulstaub bestaubte Gelehrte, im Gegensaz von Dir und Sch. die ihr nicht davon bestaubt seyd, scheint mir die Phisionomie einer Schmeicheley zu haben, und Schmeichleyfähigkeit möchte ich nicht gern in eines Schillers Charakter finden — daß poetischer Geist von Dankbarkeit befeuert ohne daß man es selbst weiß zu weit führen kann, ist das einzige welches mich von dieser unangenehmen Auslegungsweise befreit.

Daß Schiller die Prinzipien der Erkenntnis des Schönen ausfindig machen wollte, während er doch selbst sagen mußte, daß wir die Schönheit fühlen und nicht erkennen, das gab den Geschwistern Veranlassung, in einem Briefwechsel, der sich über eine Reihe von Wochen erstreckt, einander die eignen philosophischen Grundlagen klarzulegen.

Es war schwierig für Schiller, das „unkörperliche Gedankenbild", das er sich nur von Friedrich Christian und Schimmelmann entworfen konnte, in Freiheit anzureden. Erst als ihm bei seinem Frühlingsaufenthalt in Dresden ein Gemälde des Prinzen gezeigt war und als ihm Baggesen auf seiner neuen deutschen Reise in Jena von beiden viel erzählt hatte, wurde es ihm möglich. Baggesen traf noch einmal mit ihm in Nürnberg zusammen, aber seine Briefe an Friedrich Christian, die doch sicher von Schiller gesprochen haben, sind nicht erhalten. Am 13. Juli hatte Schiller von Jena aus dem Prinzen für seinen Brief vom März gedankt und die späteren Ausführungen vorbereitet; Friedrich Christians Antwort vom 2. September traf ihn schon in seiner schwäbischen Heimat, und von hier aus schrieb er, wie er selbst angibt, eine Antwort „und eine Anzahl von sechs andern Briefen" an den Fürsten, die sich auf die Zeit bis etwa zum 20. Januar 1794 verteilen müssen, denn am 17. März 1794 schreibt er Körnern: „ich habe schon über acht Wochen ganz in dieser Materie pausirt." Auf uns gekommen sind Abschriften der Briefe vom 11. November, 21. No-

vember und 3. Dezember und eines Bruchstücks, das noch aus der ersten Hälfte desselben Monats stammt. Der Brief vom 11. November hat noch einen „Einschluß", den der Entdecker Michelsen vor, Jonas in der Gesamtausgabe der Schillerschen Briefe nach dem Begleitbrief abdrucken. Auf diesen bezieht sich, was Friedrich Christian der Schwester, wohl am 27. November[1]), schreibt:

Ich habe mit der vorigen Post einen weitläuftigen Brief von Schillern, eigentlich 2 Briefe, zusammen 12 Bogen erhalten, die ich Dir schicken werde wenn Schimmelmann sie wird gelesen haben. Der erste Brief gefält mir nicht so gut, er ist sehr spekulativ und in den Grundsäzen sowohl als Resultaten weiche ich von ihm sehr ab. Er ist auch einer von denen geworden, die es zu vergessen scheinen, daß Geist und Sinlichkeit im Menschen in der Theorie wohl abgesondert werden können, allein in der Wirklichkeit sich immer gemeinschaftlich äußern; und daß also alle Regeln sowohl für den Geschmack als für die Sitlichkeit, Aesthetik und Moral für ein so zusammengesezтes Wesen eingerichtet seyn müssen, und leicht falsch und nicht anwendbar seyn dürften, wenn man sie auf die Voraussezung rein geistiger Kräfte im Menschen baut. Es kann seyn daß es solche reingeistige Kräfte im Menschen giebt, aber wahrlich von den Äusserungen solcher reingeistigen Kräfte habe ich keinen Sinn, und selbst in diejenigen Aeußerungen unserer Kräfte, wo die geistige das entschiedenste Uebergewicht hat, mischt sich auch die Sinlichkeit. Sie hat wenigstens immer Antheil an denselben in ihrer Veranlassung und Hervorbringung, denn wir können ja nie den sinlichen Menschen auch nur für einen einzigen Augenblick in uns ablegen.

Es war eine leidige Angewohnheit des Prinzen Friedrich Christian, die Briefe an seine Schwester nicht zu datieren. Jeden Posttag, also zweimal wöchentlich, schrieben sie einander, wenn sie räumlich getrennt waren, zehn Monate meist im Jahre. Der größte Teil dieser Briefe ist erhalten, und dadurch, daß die Briefe der Prinzessin Luise immer mit dem Datum versehen sind, ist es zumeist möglich, die Chronologie festzustellen. Oft müssen dazu Erwähnungen von Angelegenheiten dienen, die heute jeden Interesses bar sind. Leider fehlen aber gerade in diesen Monaten die Briefe der Prinzessin[2]), und so ist es nicht möglich, des Prinzen Bemerkungen über die Schillerschen Briefe, die gerade jetzt Schlag auf Schlag eingetroffen sein müssen, zeitlich festzulegen. Nur mit einer Notiz kann es geschehen; sie ist vom 10. Dezember 1793:

Zwey Briefe von Schillern erhältst Du hier bey angeschlossen. Der dritte folgt nächstens. Nur bitte ich Dich recht sehr sie am künftigen Dienstag heute über 8 Tage d 17 Decemb. wieder auf die Post zu geben, damit ich sie am nächstfolgenden Sonabend beantworten könte.

Da der Brief vom 3. Dezember noch nicht am 10. Dezember aus Ludwigsburg in Kopenhagen eingetroffen sein kann, ist unter den „zwey Briefen" der vom 11. November nebst dem Einschluß, unter dem dritten der vom 21. November zu verstehen. Ob der Prinz sie am nächstfolgenden Sonnabend, also am 21. Dezember, ob er sie überhaupt beantwortet hat, steht dahin.

[1]) Er hat soeben der Schwester Brief vom 25. November bekommen. Gewöhnlich gelangten die Briefe zwischen Kopenhagen und Augustenburg am dritten Tage in die Hände des Empfängers und wurden dann sofort beantwortet.

[2]) Sie sind wahrscheinlich zusammen mit den übrigen an Friedrich Christian gelangten Briefschaften aus dieser Zeit verbrannt.

Im nächsten Briefe an die Schwester heißt es:

Ueber Deine Bemerkungen über Schillers Briefe sage ich nichts, denn mein Kopf philosophirt des Vormittags 4 Stunden, liegt also des Nachmittags in der Wiege. Hier folgt der 3te Brief [vom 21. Nov.]. Daß du keine Abschrift von diesen Briefen nimst ist mir lieb, sie sollen einst gedrukt werden. Ich verwahre sie daher als ein Heiligthum, und lasse sie niemandem, sondern lese sie nur vor. Wenn ich wieder im künftigen Jahre zu euch komme, dann stehen sie Dir alle zu Gebote.

Daß er sie aber den Freunden nur vorlas, scheint sich nicht haben durchführen zu lassen. Bekannt ist die Stelle eines Schreibens an Baggesen:

Ich habe wieder einen Brief, und einen sehr interessanten Brief von Schillern. Er ist der fleissigste meiner Correspondenten. Seine Briefe reisen in dem ganzen Creise meiner einländischen Freunde herum, alles verschlingt sie.

Nur auf den dritten Brief kann es sich beziehen, wenn der Prinz ferner schreibt:

Ich habe Dir aus Versehen mit lezter Post den versprochenen Brief von Schiller nicht gesandt. Hier folgt er, und um mein Versehen zu büßen noch einer den ich mit gestriger Post erhalten, und selbst noch nicht recht gelesen habe. Ich brauche Dich also wohl nicht zu bitten mir denselben balde wieder zu senden.

Die Prinzessin hat somit vier Briefe zugeschickt erhalten, zwei vom 11. November, einen vom 21. November und einen vom 3. Dezember. In demselben Briefe fährt Friedrich Christian fort:

Auf die Beantwortung Deiner Anmerkungen über diese Briefe kann ich mich unmöglich einlassen. Dies erforderte um so viel mehr Zeit, da ich mich erst in diese mir nicht sonderlich geläufige Materie hineinarbeiten müßte, und ich habe die Hände voll zu thun so, daß ich täglich mehr als es meiner Gesundheit zuträglich ist, zu sizen genöthigt bin, von halb 7 bis halb 1 Vormittag und von 5 bis halb 10 Nachmittags. Du siehst hieraus daß mir nicht viel Zeit übrig bleibt.

Sein bedeutender Fleiß ist wirklich bewundernswert. Die Fülle der auf uns gekommenen Briefe, Aufsätze, Abschriften, Auszüge, Zusammenstellungen ist ganz erstaunlich. Er kommt noch einmal darauf zurück:

Du wirst ungerecht, wenn Du meine Weigerung mich über Deine philosophischen Anmerkungen einzulassen einer andern Ursache zuschreibest, als der Beschränkung meiner Muße. Ich muß 8 Stunden am Tage an meinem Schreibtisch wie genagelt sizen, und habe in der That zu freundschaftlichen Corespondenzen keine Zeit. Meine Freunde müssen diesen Winter mit lauter Wischwasch vorlieb nehmen, und ich muß es mir dann freylich gefallen lassen auch nur Wischwasch von ihnen zu erhalten.

Vier Briefe hat also die Prinzessin bekommen. Ein weiterer Brief ihres Bruders lautet:

Die Briefe von Schillern habe ich wieder erhalten. Mit gestriger Post erhielt ich einen neuen Brief 6 Bogen lang, den ich Dir aber erst am künftigen Posttage senden kann, weil mehrere hier denselben lesen wollen, die ein eben so grosses Recht an diese Briefe haben als ich. Seine Correspondenz ist übrigens wenig beschwerlich. Ich habe Schillern nur einmahl noch geschrieben.

Meint er damit seinen Brief vom 2. September oder den, den er am 21. Dezember zu schreiben beabsichtigt hatte?[1]) Dieser fünfte Schillerbrief ist

[1]) Einen Brief mindestens muß er Schillern in der Zeit vom 2. September 1793 bis 4. April 1794 geschrieben haben laut seinem Briefe von letzterem Datum.

also vermutlich der, dessen Anfang noch erhalten ist. Er muß vor dem Briefe Schillers an Körner vom 10. Dezember 1793, kann also spätestens an diesem Tage geschrieben sein. Wann er von Ludwigsburg abgeschickt ist, steht dahin. In Augustenburg ist er nicht gewesen:

„Den Brief von Schillern kann ich Dir noch nicht senden," heißt es bald darauf. „Am Donnerstag wird Schimmelmann ihn erst hören, der zu diesen Briefen das nächste Recht hat." Und später: „Den Brief von Schillern kann ich Dir noch nicht schicken. Ich habe gestern wieder einen bekommen. Beyde sollen auf einmahl folgen, vielleicht schon am Dienstage."

Also ein sechster Brief. Und wieder heißt es:

Die Briefe von Schillern kann ich Dir noch nicht senden. Jeder will sie hier lesen. Nun verlangt Bernstorf sie. Sobald ich sie zurückerhalte solst Du sie haben. Mit der gestrigen Post erhielt ich wieder einen. Ich habe Dir also 3 zu schicken, in allem 16 oder 18 Bogen.

Das wären also im ganzen sieben Briefe, und zwar die Antwort vom 11. November auf des Prinzen Brief vom 2. September, der Einschluß und fünf andre Briefe, so daß die Übereinstimmung mit Schillers obenerwähnter Aussage klar ist. Und nun noch eine Stelle aus einem Briefe, der dem Februar angehört:

Ich lasse izt Schillers sämtliche Briefe abschreiben. Diese Abschrift ist nur für meine Frau bestimt. Auch Dir will ich eine zukommen lassen, wenn Du sie wünschest. Die letztern Briefe kann ich noch immer nicht senden.

Am 26. Februar brannte die Christiansburg in Kopenhagen, in der alle Glieder der königlichen Familie wohnten, ab. Der Prinz rettete nur ein Portefeuille mit anvertrauten Schriften und wichtigen Papieren. Schillers Briefe, Baggesens geheime Berichte, alle Chiffern verbrannten. Der Beschlag des Bureaus, in dem alles dies aufbehalten war, ist in dem Schutte wiedergefunden worden.

Bekanntlich sind zwei gleichlautende, gleich unvollständige Abschriften der Briefe Schillers an den Prinzen vom 9. Februar 1793 an erhalten — nichts steht im Wege, in ihnen die für Gemahlin und Schwester bestimmten zu sehen. Vermutlich war die Abschrift, die der zweiten zugrunde liegt, beim Brande noch nicht vollendet — es scheint keine Hoffnung mehr vorhanden zu sein, die fehlenden Stücke noch unter Papieren des herzoglichen Hauses zu finden. Schimmelmann hat augenscheinlich keine Abschriften gehabt, und wenn auch, so ist doch der größte Teil seines Archivs in der Strandmühle bei Klampenborg am Sund vernichtet worden. Schiller besaß Abschriften — sind sie bei der späteren Umarbeitung zerarbeitet worden? Beträchtliche Stücke der verlorenen Briefe sind in spätere Aufsätze in den „Horen" übergegangen, manches mag darin sogar noch den alten Wortlaut bewahrt haben, aber sie sind in neuen Zusammenhang gebracht, und der ursprüngliche kann nicht wiederhergestellt werden.

Schiller arbeitete mit besonderer Freude an der ihm notwendig scheinenden Umgestaltung der Briefe; er erklärte sie schließlich für das Beste, was er je gemacht habe und was er überhaupt hervorbringen könne, und hoffte mit ihnen

zur Unsterblichkeit zu gehen. Die ersten neun Briefe „Über die ästhetische Erziehung des Menschen" nahm er in das erste Stück der neugegründeten „Horen" und sandte sie mit einem Begleitschreiben vom 20. Januar 1795 [1]) nach Kopenhagen. Friedrich Christian, der inzwischen durch den Tod seines Vaters Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg geworden war, kündigt der Schwester am 14. Februar an:

Schiller hat mir das erste Stück der Horen geschickt. Seine Briefe an mich sind darin etwas verändert abgedruckt. Sobald ich sie mit der mir anvertrauten Abschrift werde verglichen haben, soll diese zurückerfolgen.

Am 21. Februar heißt es:

Ich schreibe Dir heute in der größten Eile und Verwirrung. Auch bin ich gar nicht wohl, und der üble Zustand meines Kopfes wird sich nur zu sehr in diesem Geschreibsel verrathen. Hast Du schon Schillers Horen erstes Stück gelesen? Der gute Schiller ist doch eigentlich nicht zum Philosophen geschaffen. Er bedarf einen Uebersezer, der das poetisch schön gesagte mit Philosophischer Precision entwickelt, der ihn aus dem Poetischen in die Philosophische Sprache übersezt. Die erste Epistel und dann die Unterredungen deutscher Ausgewanderten [2]) sind meiner Meynung nach die besten Stücke.

Und am 24. Februar schreibt er:

Schillers Horen habe ich noch nicht ganz durchgelesen, ich kann sie Dir also noch nicht schicken. Es ist ein Aufsatz von Fichte darin [3]), mit dem Reinhold nicht zufrieden ist, doch hievon nächstens.

Prinzessin Luise hatte sich aber unterdessen die neue Zeitschrift selbst verschafft und schreibt am 27. Februar:

Schillers Horen habe ich gelesen. Freilich scheint Er auch mir mehr Dichter als Philosoph zu seyn; allein wenn Er gleich etwas schwerfällig schreibt, so sind doch seine schön eingekleideten zwar nicht neuen aber doch auch nicht alltäglichen Ideen eine sehr unterhaltende Lectüre. Freilich nicht Lectüre für Jedermann, weil derjenige dem diese Ideen nicht geläufig sind, u der nicht Dichtergenie genug hat um ihnen einigermasen nachfolgen zu können sehr wenig davon verstehen wird. Vielleicht trägt indessen das mit dem Bewußtseyn: daß ich ihn verstehe, verknüpfte Vergnügen meiner Eitelkeit etwas dazu bey daß ich seine Briefe so gern lese. Doch es sey wie es wolle, begreifen kann ich noch immer nicht, wie Du [die] versificirte Epistel u die Unterredung deutscher Ausgewanderter für die besten Aufseze in dem ersten Stücke der Horen halten kanst. Warte nur ich werde Dich bey Reinholden verklagen, Antipathie gegen die kritische Philosophie mag wohl an diesem Urtheil Schuld seyn. Ich gestehe Dir, daß ich gegen einen jeden der Aufsäze manches einzuwenden hätte; allein Ihre Rangordnung ist bey mir folgende: Erstlich der Aufsaz über das Interesse für Wahrheit — dan Schillers Briefe — dan die Epistel u endlich die Conversation, die mir (wenn sie gleich die alltäglich wahre Idee enthält, daß das oft mit Indelica[te]sse verknüpfte Streiten über politische Gegenstände vermieden werden sollte) unter uns gesagt nicht gefällt, oder vielmehr von der ich nicht begreife wie sie in die Horen hineingehört. —

[1]) Der Brief ist wirklich vom 20., nicht vom 26. Januar datiert.

[2]) Dies beides sind bekanntlich Goethes Beiträge zu diesem Heft.

[3]) „Über Belebung und Erhöhung des reinen Interesses für Wahrheit." Reinhold war vom Könige von Dänemark an die Universität Kiel berufen worden; Fichte war sein Nachfolger in Jena.

In den „Horen" sind bekanntlich die Verfasser der einzelnen Beiträge nicht genannt; den Aufsatz, dem sie den ersten Platz zuerkennt, hat die Prinzessin gleich Fichte zugeschrieben!

Reinholds Äußerungen schrieb der Herzog, wie so vieles, für seine Schwester ab, und nur auf diese Weise sind sie uns erhalten[1]):

Von dieser ich weiß nicht ob mehr empörenden oder niederschlagenden Lektüre[2]) habe ich mich an Schillers Briefen im ersten Stücke der Horen erholt. Welche Originalität Energie und Delikatesse in Gedanken und Ausdruck, glühende Phantasie mit kalter Vernunft, Wahrheit in der Vorstellung, mit Schönheit in der Darstellung, philosophische Pünktlichkeit in der Zeichnung mit poetischer Kühnheit im Colorit. Schade daß er sich zuweilen in die transcendentalen Regionen der Speculation verliehrt, die Kunstworte der Schule in seine frische blühende liberale Weltsprache einmengt, und den teutschen Sprachschaz der ihm doch zu sehr zu Gebote steht durch ohne Noth geborgte ausländische Schaumünzen verunstaltet.

Wenn Schiller in seinen Briefen den schulgerechten Forscher hin und wieder zu wenig verborgen hat, so hat Fichte im lezten Aufsaz des Stückes denselben zu sehr verleugnet. Sein Trieb zur Wahrheit der mehr als bloße Vernunft seyn soll, und in welchem die Wahrheit gleichwohl nichts als die Uebereinstimmung der Gedanken untereinander selber ist, scheint mir ein Gedanke, der nur durch das Helldunkel worin er vom Anfang bis zum Ende bey aller Nüchternheit und Trockenheit der Diktion gehalten ist, Aufsehen macht. Stimmen unsre Gedanken darum auch schon mit ihren Gegenständen überein, wenn und weil sie unter sich übereinstimmen? Den Trieb nach Einstimmung der Gedanken weiß niemand besser zu befriedigen, als der Vernunftkünstler, der eben aus den Sachleersten und wilkührlichsten Begriffen am leichtesten alle Wiedersprüche zu entfernen, und ein durchgängig zusammenhängendes Gedankengewebe hervorzubringen vermag.

Inzwischen übersandte Schiller das zweite Stück der „Horen" mit dem 10.—16. Briefe „Über ästhetische Erziehung". Der Herzog schrieb ihm am 19. März 1795; es ist der letzte Brief von ihm an Schiller, der erhalten ist. Darin gibt er seiner Freude Ausdruck über die Übereinstimmung seiner Überzeugungen mit Schillers Denkart über das, was der Menschheit Not sei, und betont, daß die Verbesserung des Zustandes der Menschheit vom inneren Menschen ausgehen müsse, — ein Gedanke, der seinen vielfältigen Erwägungen bei Änderungen im dänischen Schulwesen die Richtung gab. Daß diese Briefe aber für ihn manche Dunkelheiten enthielten, verschwieg er dem Dichter nicht. Und wer möchte ihm darin nicht beistimmen? Ausführlicheres erfahren wir wieder von Prinzessin Luise, vom selben Tage:

Das Urtheil, welches Reinhold über Schillers Briefe im ersten Stück der Horen fällt, — habe ich freilich von Reinhold nicht ganz so erwartet, zum wenigsten nicht so sehr im Allgemeinen. Ich habe Dir schon neulich gesagt, daß ich Schillers Briefe mit sehr vielem Vergnügen gelesen habe. Ich bin also viel geneigter zu günstig, als zu ungünstig über diese Briefe zu urtheilen; allein verhehlen kann ichs mir nicht, (zum wenigsten scheint mirs so) daß die Deutlichkeit, u Verständlichkeit der dargestellten Ideen, sehr oft, durch den großen Glanz des Gewandes, in welchen Er sie einkleidete, vermindert wird. Daß durch eine so ästhetisch schöne Einkleidung, solche Ideen gefälliger erscheinen, u mehr Beyfall finden, ist wohl nicht zu leugnen;

[1]) Auf dasselbe Blatt hat die Prinzessin kleine Notizen geschrieben über — Braunschweiger Würste u. dergl.

[2]) Eine Schandschrift auf Katharina von Rußland?

— daß wir aber diese Ideen, in der That, durch eine solche Darstellung schneller, u leichter ganz fassen lernen, das glaube ich nicht. Omne simile claudicat sagt das Sprichwort, und eben dieß hinken scheint mir der Grund zu seyn, warum auch die passendsten Bilder, welche uns reine Vernunftwahrheiten versinnlicht darstellen sollen, uns nie dieselben ganz Makelloß darstellen können. Wir müssen sie von Ihrem glänzenden Gewande entkleiden, sie uns in Ihrer natürlichen Nacktheit so sehr wie möglich darzustellen suchen, um uns zu überzeugen, daß nicht dieser, oder jener Theil des schönen Gewandes, einen Fehler verschönend verbirgt. So sehr wie möglich sage ich, müssen wir sie entkleiden, denn am völligen Entkleiden ist nicht zu denken. Unsere Sprache selbst, auch die trockensten Ausdrücke, sind ja nicht ganz von Bildern zu säubern —

Doch glaube nur nicht, daß ich um der Philosophie Willen der Dichtkunst abgestorben bin; dazu ist die Phantasie zu rege in meinem Kopfe; allein ich habe zu oft bemerkt, wie oft ein schönes Bild meine Überzeugung überraschte, als daß ich jetzt nicht auf alle Weise suchen sollte, mich gegen die zu schnelle Überzeugungsgabe schöner IdeenEinkleidungen zu bewahren; — Ich suche inzwischen, wenn ich die Idee ganz gefaßt zu haben glaube, mich nachher an dem Ergözenden Anblicke der Einkleidung zu laben, u dieß ist immer eins meiner größten Vergnügen, ein wahres Seelen bonbon für mich gewesen.

Es sind ganz vortrefliche Stellen in Schillers Briefen, wo, wie Reinhold sagt: Wahrheit in der Vorstellung mit Schönheit in der Darstellung, und philosophische Pünktlichkeit in der Zeichnung mit poetischer Kühnheit im Colorit, mit einander verbunden sind, daß aber dieß durchgängig von allen Briefen gelten könte, davon kann ich mich nicht überzeugen. Sehr gern mögte ich wissen wie Reinholden dieser Spieltrieb gefallen wird, der den Inhalt einiger der lezten Briefe im IIten Stück der Horen ausmacht, u welches mir die Brücke, aber die willkührlich angelegte Brücke zu seyn scheint, auf der Er zum Hauptzweck dieser Briefe gelangen will. Ich sehe nicht ein, warum man da einen neuen ursprünglichen Trieb annehmen soll, wo die alten schon erkanten zur Erklärung hinreichen; u dieß scheint mir hier der Fall zu seyn —

Daß Reinhold den Trieb nach Wahrheit, insofern wie Er der Vernunft übergeordnet vorgestellt wird, misbilligen würde, dieß war zu erraten — allein es ist doch in diesem Aufsaz so manche vortrefliche Stelle, die die weniger guten wie mir däucht aufwiegt.

Den Aufsaz über den Geschlechtsunterschied u s w der wahrscheinlich von Hufeland ist[1]), habe ich nicht recht verstanden. Mir scheint die Ähnlichkeit, die Er zwischen den Äußerungen der organischen, u geistigen Natur des Menschen findet, steckt hier hauptsächlich in den Worten, mit welchen er diese Thätigkeiten benennt, doch dieß scheint mir vielleicht nur so —

Wenn Du Reinholden schreibst so grüße Ihn von mir, sage ihm aber nichts von meinen Einwendungen gegen sein Urtheil. Er würde es vielleicht für lächerliche Anmaßung halten, daß ich anderer Meynung bin; allein mir scheint man ehrt weder sich selbst, noch den Andern dem man nachbetet, wenn man ein lebendiges Echo ist. —

Daß die „Horen" bei der „schönen Welt" nicht den gewünschten Anklang fanden, ist bekannt. Auch dem Herzoge kamen nicht nur Urteile wie das Reinholdsche und das seiner philosophierenden Schwester zu Händen. Steigen wir

[1]) Hier irrt die Prinzessin. „Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur" im zweiten Stück der „Horen" ist von Wilhelm von Humboldt, in der neuen von der königlich preußischen Akademie der Wissenschaften besorgten Ausgabe der „Gesammelten Schriften Wilhelms von Humboldt" im ersten Bande der „Werke" von Albert Leitzmann herausgegeben.

einige Stufen tiefer und hören wir, was Herr Friedrich Nicolai aus Berlin am 30. Juni 1795 an Friedrich Christian schreibt:

Der Stolz der kritischen Philosophen hat schon viele von ihnen abwendig gemacht, die sonst von dem Scharfsinn ihrer Lehrer sich etwas besseres versparen. Nun kommt ihr unerträgliches scholastisches Geschwäz hinzu, worin sie sich verwickeln, sobald sie ihre spizfindigen Lehren auf unsere arme Sinnenwelt anwenden wollen. Nach gerade scheint es, diese Herren gauben, wenn sie auch die trivialsten Gegenstände in ihrer scholastischen Terminologie sagen, so wäre dieß Philosophie. Die Horen geben die seltsamsten Beweise davon. Was da über Schönheit, über Kunst, über Männliches und Weibliches in diesen scholastischen Quidditäten geredet wird, zeigt doch wirklich daß diese Herren nicht recht wissen was sie wollen. Fast von allen Orten Deutschlands her klagen die Leser darüber. Mir thut es [leid] daß unsere deutsche Prosa abermahl und von recht guten Köpfen verdorben wird. Sie sollte sich eben bilden, und geht nun wieder zurück. Schrieben je die Alten so? Wenn man ein englisches Buch lieset so wird man ganz froh! Bald werde ich nichts neues Deutsches mehr lesen.

Schiller sandte stets nach Erscheinen die neuen Stücke der „Horen", aber an Äußerungen darüber sind nur noch ein paar Worte der Prinzessin Luise vom 22. Januar 1796 erhalten:

In diesen Tagen habe ich das letzte dießjährige [XII.] Stück der Horen erhalten. Der erste Aufsaz über die sentimentalischen Dichter den ich heute angefangen habe interessirt mich sehr — Es sind freilich ganz neue Erklärungen der satirischen elegischen und Idillen Dichtungsarten — allein ich bin überzeugt der Aufsaz wird auch Dich interessiren wenn Dir die Kantische Terminologien nicht misbehagen verursachen.

Zwei Wochen später sagt Schiller dem Herzoge und dem Grafen noch einmal Dank für die edelmütige Unterstützung, die er wieder erfahren; er betont nochmals, wie nur sie es ihm möglich machten, über seine Kräfte und seine Muße in Freiheit zu disponieren. Halten wir dies einander gegenüber! Die nur für drei Jahre versprochene Summe ist länger gezahlt worden, obwohl dem Spender die Arbeiten dessen, dem er die Freiheit zum Schaffen gab, in ihrer Gestaltung immer weniger lieb, immer fremdartiger wurden. Schiller schrieb ihm einmal über die „Horen": „Mehrere philosophische Ideen sind darinn in ein freyeres poetisches Gewand eingehüllt, und empfehlen sich vielleicht in dieser Gestalt dem Kenner des Schönen." Wir sahen, daß dies gerade den Wünschen und Bedürfnissen des Herzogs entgegengesetzt war. Aber er hatte Ehrfurcht vor dem großen Geist, mochte der Künstler auch zu Formen kommen, die ihm nicht sympathisch waren. Es war nicht Eitelkeit, dem berühmten Mann eine Stüze zu sein. Wenn der Herzog auch sparsamer mit seinen Einkünften haushalten mußte als Graf Schimmelmann, so gab er doch gern und viel — er hat später einmal einem jungen Manne das Geld gegeben, das er zu Weihnachtsgeschenken für seine Kinder bestimmt hatte —, aber Geldgeben schien ihm nicht eine Wohltat, der man Dank schuldig wäre, sondern eine selbstverständliche Pflicht des vermögenden Mannes. Er war von wahrhafter Hochachtung vor jedem Genie, jedem Talent erfüllt, von dem er sah, daß es Bedeutung hatte für den Fortschritt, die Vervollkommnung der Menschheit. „Es kommt beynahe nichts auf die Form, es kommt auf den Geist an,

durch welchen diese Form Leben erhält. Ist dieser Geist der Geist der Humanität, dann wird die gewünschte Verbesserung (des Zustandes der Menschheit) erfolgen, die Form mag beschaffen sein wie sie will." Und er sah, daß es auch in Schillers Los gefallen war, diesen Geist der Humanität zu wecken, zu erhalten und zu verbreiten.

Im Oktober und November 1795 hatte der Herzog Veranlassung, seinem Schwager, dem Kronprinzen, der bekanntlich für den geisteskranken König Christian VII. die Regierung führte, seine Ansichten über Erziehung und Unterricht in mehreren Briefen vorzulegen. Der Einfluß Schillers ist darin nicht zu verkennen. Ein veredelter Charakter war diesem der Grund, auf dem das würdigste Ziel aller Anstrengungen, politische und bürgerliche Freiheit errichtet werden sollte; die Erfahrungen der französischen Revolution hatten ihn gelehrt, daß man damit anfangen müsse, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben könne. Und so ist denn für den Herzog Augenmerk und Zweck der Schule „die Gründung eines ächt humanen und wissenschaftlichen Charakters".

„Erfahrung und Nachdenken", so schreibt er, „lehren, daß es in den öffentlichen Geschäften weniger auf seltenes Genie und außerordentliche Talente ankommt, die überhaupt in ruhigen Zeiten ohne Gefahr entbehrt werden können, als auf einen bestimmten durch Grundsätze befestigten sittlichen Charakter. Allein der Ausdruck humaner und wissenschaftlicher Charakter faßt noch mehr in sich als dieses. Der Mensch dem ein humaner Charakter beygelegt werden darf, muß wohlwollend und gesittet seyn, Mäßigung und Gerechtigkeit kennen, schätzen und üben, durch die ästhetische und moralische Kraft seine Sinnlichkeit und die rohe Gewalt der Leidenschaft bezähmen, feines und lebhaftes Gefühl für das Schöne, das Edle und Erhabene besitzen, und diesem Gefühl seine Genüsse unterwerfen." „Das System der Empfindungen soll gebildet werden, früh muß das Wohlgefallen an dem Schönen, dem Großen und Erhabenen in der Seele des Kindes hervorgerufen und zur andern Natur gemacht werden, damit die Neigungen würdige Gegenstände erhalten und die Sinnlichkeit sich veredeln möge.

Dem Geschmack muß Nahrung gegeben werden, denn die schönen Künste sind es, durch deren Einwirkung der Einseitigkeit und Steifheit des Kopfes begegnet wird. Er verlangt Erziehung, Jugendbildung, nicht bloß Unterricht. Daß dabei die „ästhetische Kraft" eine solche Rolle spielt, das ist Schillers Einwirkung zuzuschreiben; man lese seinen Brief vom 13. Juli 1793.

III.

Es kam eine Zeit, wo dem Herzoge der Glaube an Schillers Humanität verloren ging. Die Xenien im Musenalmanach für 1797, der im Oktober des Jahres 1796 erschien, führten zum Bruche. Der Kampf des Dichterpaares Goethe und Schiller gegen Plattheit, Unzulänglichkeit und Mittelmäßigkeit entfachte einen ungeheuren Aufruhr. Unter denen, die von den bitteren Geschossen des Spottes getroffen wurden, befanden sich auch Namen, die dem Herzoge und seinem Kreise vertraut waren, und schon Mitte November mußte Schiller an Goethe schreiben: „In Kopenhagen ist man auf die Xenien ganz grimmig." Man empfand dort nicht die tiefere Bedeutung des Kampfes, man empfand Unbehagen über Schillers Vereinigung mit Goethe, man wußte, daß

Schiller und seine „Horen" von dem Publikum, das er zu hoch eingeschätzt hatte, nicht verstanden waren, man kannte heftige Angriffe, und man sah nun in den Xenien nur eine unedle Rache. Am 13. Dezember 1796 schreibt Prinzessin Luise dem Bruder:

Hast Du neulich die bittre Recension[1]) des Schillerschen Musenalmanachs von diesem Jahre gelesen — Leugnen kann ich nicht daß Schiller durch die plumpe Weise mit welcher Er sich an manchen seiner Gegner gerächt hat, vollkommen diese Recension verdient hat — Ich wünschte daß Du Xenien u die Recension zusammen läsest. Es würde Dich sicher amüsieren — Es ist wahr das Nicolai Schillern in seiner Reisebeschreibung von Tübingen[2]) sehr u oft ungerechter Weise u noch öfterer auf eine plumpe weise gemishandelt hat, allein ich hätte von Schiller erwartet daß Er ihn auf eine weniger das ästetische Gefühl beleidigende weise zurecht weisen, u überhaupt der Rache in seinem Herzen nicht so viel Raum geben würde — Schwer wäre es glaube ich nicht Herrn Nicolai auf eine edlere Weise recht thüchtig zu persifliren — doch davon wirst Du wohl nichts glauben — Ich schweige also —

Ende Januar schreibt Friedrich Christian:

Schiller hat wirklich beynahe meine ganze Achtung durch seine Xenien verlohren. Nikolai wird diese Xenien beantworten[3]) und er glaubt diese Gelegenheit benüzen zu müssen um manches auf dem Herzen habende zu sagen was der Literatur zu gröserem Frommen gereichen dürfte. Das wird denn wohl nun eben nicht sehr fein werden. Die empfindlichste Strafe für Schillern wäre wohl ein gänzliches Stillschweigen aller von ihm Angegriffenen. Wäre eine solche verabredung nur möglich!

Die Schwester antwortet am 4. Februar:

Auch mit mir hat Schiller es durch seine Xenien ganz verdorben. Wahr ists daß Nicolai durch seinen Ausfall auf die Horen Schiller gereizt hatte — Wahr ists daß Nicolai selbst in Seiner ganzen Jeremiade über Kantsche Philosophie u Kantianer[4]) nicht allein plump u für einen Mann von seinen Jahren (der doch über das brause Alter der Jugend weg ist) doppelt ungeziemend sich ausgedrückt hatte, sondern daß auch dieser Aufsaz viel Unrichtiges u Schiefes enthält, welches gerügt zu werden verdient u einen reichlichen Stof zur Satire darbeut; allein von einem Schiller, der doch edles u feines nicht nur ästetisches sondern auch moralisches Gefühl haben will, hätte ich es nie erwartet daß Er sich auf eine so unedle Weise rächen würde. Ich fürchte Göthe hat Ihn verdorben[5]). Wohl hast Du Recht daß es Schillern die empfindlichste Strafe seyn würde wenn Niemand seine schöne Sudeley der Aufmerksamkeit [würdigte] allein leider haben nicht alle so gedacht — Nicolais Antwort wird nicht fein werden. Kenst Du die Broschüre: an die Weimarschen Sudelköche von einigen dankbaren Gästen. Es ist leider auch sehr plump u zu

---

[1]) Es läßt sich nicht bestimmt angeben, welche Rezension hier gemeint ist. Wahrscheinlich die in Distichen im dritten Stück der „Beiträge von gelehrten Sachen" zum Neuen Hamburger Korrespondent.

[2]) Im elften Bande der „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten". Berlin 1796.

[3]) Brief Nicolais an den Herzog vom 24. Januar 1797.

[4]) Gleichfalls im elften Bande der „Reisebeschreibung".

[5]) Vgl. Schiller an Goethe, 18. November 1796: ... „Mir wird bey allen Urtheilen dieser Art, die ich noch gehört, die miserable Rolle des Verführten zu Theil; Sie haben doch noch den Trost des Verführers."

parteyisch, aber hin und her witziger als die Xenien — Von wem mags seyn? Einige haben Friz Stollberg in Verdacht —[1])

Nun erschien auch der „Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797. von Friedrich Nicolai", ganze 217 Seiten lang! Von Friedrich Christian haben wir nur wenige, aber treffende Worte:

Nikolai hat mir gestern seine Vertheidigung gegen Schiller geschickt. Sie ist noch gröber und unedler als der Angriff war, denn sie ist hämisch.

Die Prinzessin schreibt am 21. Februar 1797:

In diesen Tagen habe ich Nicolais Vertheidigung gegen Schiller oder vielmehr wie ich aus Nicolais öfterer Wiederholung auswendig gelernt habe: Nicolais Schuzschrift für die deutsche Litteratur gelesen. Du hast wohl recht sie ist plump und hämisch, doch gestehe ich hätte ich sie noch plumper von Nicolai erwartet — Suadicani[2]) der sie auch gelesen hat findet sie nicht einmal plump — Ich weiß nicht ob Er pour l'amour de la dispute dieß behauptet, allein ich kann darin seiner Meynung nicht seyn — Wie herzlich wünschte ich, daß die für wahre Verehrer wahrer Aufklärung so betrübende, u für Spöter der Aufklärung so erfreunde ungesitteten Federkriege aufhörten — Wahrlich es ist äußerst traurig, wenn sonst talentvolle Männer Ihr Talent dazu misbrauchen, um im Fischweiberton zu streiten —

Soll nun auch der „Beschützer" der Literatur selbst zu Worte kommen? Am 13. März 1797 schrieb er dem Herzoge, der ihm wohl ein Mißfallen über den „Anhang" geäußert hatte[3]):

Ich hätte meinen Anhang über Schiller lieber auch nicht geschrieben. Erlauben Sie mir aber zu bemerken, daß es nicht ganz der Mühe unwerth ist, dergleichen litterarischen Unfug öffentlich zu rügen. Ew. Durchl. und andere vernünftige Leute sehen ein, daß es Unfug ist, aber diejenigen, deren Dünkel bis zur Absurdität gestiegen ist, und welche vermöge desselben beginnen schlecht zu schreiben und endlich sogar schlecht zu handeln, erfahren nicht, daß sie Unfug treiben, sondern glauben klug zu handeln, wenn ihnen nicht öffentlich in Schrifften die Wahrheit gesagt wird. Hätten wir in Deutschland Eine Hauptstadt, worinnen die Litteratur zusammengefügt [?] wäre, wie in Paris und London, so würde zwar, zufolge der Lage welche die deutsche Litteratur nun einmahl hat, wohl manches schlechter, aber auch manches besser seyn. Viele grobe Thorheiten könnten dann gar nicht statt finden, so wie die verrückten kritischen Schrifften vieler Halbphilosophen und die Unarten der Xenien. Jene würden in allen Gesellschaften, wo Litteratur etwas gilt, verlacht, und diese verachtet und gemißbilligt werden. Aber wir haben in Deutschland gar kein Mittel den Schriftstellern die Meinungen vernünftiger Leute über ihre Mißgriffe wissen zu laßen, als daß wir in Schrifften darüber reden. Dieß ist das einzige Mittel, daß sie anfangen in sich zu gehen; sonst fahren sie immer fort und schänden und verderben sich immer mehr. Es sind aber wenige Leute, welche das Herz haben wider Mißbräuche öffentlich zu schreiben. Manche folgen so gern dem Strom u Z B. wenn die kritische Philosophie Mode ist, schämen sie sich nicht in der Mode zu seyn. Sehr viele haben bey ihrer Litteratur Nebenabsichten, wollen befördert seyn, und hüten sich, sich Feinde zu machen, und was der Rücksichten mehr sind. Da keine von denen bey mir statt findet, da ich Wahrheit und Wissenschaft nur um ihrer selbst willen

[1]) Die „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen" sind von J. C. F. Manso, Lehrer am Magdalenen-Gymnasium in Breslau, verfaßt.

[2]) Leibarzt in Augustenburg und Mitglied der „Stoa".

[3]) Des Herzogs Briefe an Nicolai sind nicht erhalten. (Mitteilung von Erich Schmidt.)

liebe, so habe ich kein Bedenken, mich vor den Riß zu stellen und allenfalls grobe Anfälle auf mich zu erdulden, wenn nur Wissenschaft und gesunde Vernunft gerettet wird. Ew. Durchl. lesen nur gute Bücher, und geben auf die schlechten nicht achtung, und mögen sie nicht einmal kennen. Aber diese schlechten Bücher wirken doch und verderben zuletzt die Litteratur mehr als man meinen sollte. Es kommt aber nur darauf an, daß jemand das Herz hat, die Wahrheit laut zu sagen, so wirkt sie. Da ich mich in meiner Ab. wider die tolle Anwendung überverstandener kritischer formaler Principien auf die wirkliche Welt erklärte, so hatte ich sogleich das Vergnügen zu sehen, daß die Jenaische Litteraturzeitung, wo die ungereimtesten Bücher dieser Art warm gelobt, und also die schalen formalen Schrifftsteller zu mehrerem Unfuge waren aufgemuntert worden, mit einemmahl den Ton änderte. So war es auch nöthig, daß Göthe und Schiller, welche nur unter Schmeichlern leben, welche ihre Thorheiten vergöttern, (wie denn Schiller durch Egoismus u. Eigensinn zu einer Lebensart gekommen ist, die nothwendig auf seine Schrifften einen nachtheiligen Einfluß haben muß) erfahren, daß man sie nicht fürchtet, sondern daß ihre Unarten dem Publikum vor Augen kommen. Ich hoffe das wird sie von manchem zurückhalten, was sie sich sonst erlaubt haben, und sich dadurch noch mehr geschändet haben würden. Habe ich dieß erlangt, so bin ich zufrieden.

Ob der Herzog an Schiller über die Xenien geschrieben hat, wissen wir nicht. In Schillers Kalender sind Briefe des Augustenburgers nicht verzeichnet. Der Briefverkehr hat aufgehört, am 16. Januar 1797 sandte Schiller zum letzten Male Stücke der „Horen", und zwar ohne Brief, am 21. Juli desselben Jahres ist im Kalender der Herzog unter den „Horen"-Empfängern getilgt. Goethe und Schiller wurden durch die Angriffe, die sie erfuhren, nicht erschüttert. Der Mensch, dem es nur immer Ernst um sich und um die Sache ist, wohnt im Schutze einer unzugänglichen Burg. Das empfand Goethe; und er sah, was nottat:

Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur, zu Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln.

Goethes Antwort auf das Zetergeschrei der beleidigten Mittelmäßigkeit war „Hermann und Dorothea" — Schiller eröffnete jetzt die Reihe seiner großen Dramen mit dem „Wallenstein". Jedes Urteil von Zeitgenossen über die Schöpfungen der Heroen von „Weimar-Jena, der großen Stadt, die an beiden Enden viel Gutes hat", ist wichtig zur Kenntnis der Bedürftigkeit und Aufnahmefähigkeit derer, die als erste empfangen durften. Kaum war Goethes Epos erschienen, da schrieb der Herzog seiner Schwester in einem langen Briefe vom 31. Oktober 1797, der von seinen Studien über die Preßfreiheit handelt, zum Schluß:

Hast Du schon Herrmann und Dorothea von Göthe gelesen? Das ist eines der lieblichsten Gedichte die ich gelesen habe. Auf dem Appartement[1]) gestern war alles ganz voll davon. Selbst Grouvelle[2]) sagte qu'il était si frappant d'y trouver reuni le style homérique avec un sujet pris dans la rne, et le tout formant un poëme noble etc. etc.

---

[1]) Wöchentlich stattfindende Gesellschaft am Hofe Christians VII.

[2]) Der Gesandte der französischen Republik.

Die Gräfin Schimmelmann war schon im Februar 1799 ohne Schillers Wissen in den Besitz einer Abschrift von „Wallensteins Lager“ gekommen; sie plante eine Aufführung in ihrem Hause, die aber dann unterblieb. Am 17. Mai bekam sie die „Piccolomini“ und „Wallensteins Tod“ von Schiller selbst; am 20. sollte die Lektüre im engen Kreise unternommen werden.

Hat der Herzog von Augustenburg Zeit, so kommt er auch zu uns und theilt unsern Genuß. Sonst wird gewiß kein Mensch dies schätzbare Manuscript in die Hände bekommen, das verspreche ich Ihnen.

So schreibt die Gräfin an Frau Schiller; aber am Tage nach dem Festabend muß sie berichten:

Der Herzog konnte nicht kommen, er wird es aber bald, wie ich hoffe, selbst lesen, da Schiller es erlaubte. Bitten Sie ihn flehentlich, es bald drucken zu lassen.

Es war nicht Ungnade[1]), was Friedrich Christian fernhielt, sondern Arbeitsüberhäufung. Der Kronprinz wollte Kopenhagen verlassen, er selbst sich auf seine Güter in Schleswig begeben; drum mußte aufgearbeitet werden. Der Herzog nahm das Manuskript mit nach Gravenstein und las es dort mit vielem Interesse. Wir wissen es dadurch, daß er sich im Juni 1799 bei Graf Schimmelmann deshalb entschuldigte, weil er es länger behielt, als verabredet war. Da er aber dort mündlich seine Ansichten mit seiner Schwester austauschen konnte, so gibt es keine Briefe, die sie uns überliefern könnten.

Spätere Äußerungen der Geschwister über Schillersche Werke gibt es nicht. Mag es Zufall sein, mag die Not der Zeit den Herzog nicht zur Lektüre aller ferneren Dramen haben kommen lassen — das Interesse für den Dichter blieb bestehen, zugleich mit dem Mißtrauen gegen den „poetischen Philosophen“. Aber Friedrich Christian, dessen Leben in dem ersten, größeren Teil erfüllt war vom Studium der höheren Geisteswissenschaften und ihrer pädagogischen Verwertung, wurde dann leidend in die Politik hineingerissen. Schwer hatte er zu dulden, und seine Klage: „die Nächsten — die wehsten“ ist nur allzu gerechtfertigt. Mit wahrer Begeisterung folgte er dem Kampfe für die Freiheit, völlig im Gegensatz gegen die Stellungnahme seines Königs. Das Schicksal, das Dänemark und Norwegen daraus erwuchs, brach ihm das Herz[2]). Im Juni 1814 ist er verschieden; die Schwester, die ganz in ihm gelebt hatte, folgte ihm ein Jahr später.

[1]) Wie Urlichs „Deutsche Rundschau“, Bd. VIII, S. 384, zu vermuten scheint.

[2]) Gräfin Schimmelmann an Charlotte von Schiller, 17. August 1814.

Land und See der Griechen.

Von

Alfred Philippson.

Es ist eine heute unbestrittene Wahrheit, daß die Natur des Erdraumes vom tiefgreifendsten Einfluß ist auf die menschliche Geschichte, die sich in ihm abspielt, daß man diese nicht begreifen kann, ohne jenen zu kennen. Aber die Beziehungen der Erdoberfläche zur Menschengeschichte dürfen nicht nach vagen, vorgefaßten Ideen oder aus der Geschichte rückschließend konstruiert werden, sondern sie müssen sich auf streng naturwissenschaftliche Kenntnis der Erdoberfläche selbst gründen und nach dem ehernen Gesetz von Ursache und Wirkung daraus abgeleitet werden. So baut sich die heutige Länderkunde durchaus auf naturwissenschaftlicher Grundlage auf; aber in ihrem höchsten und schönsten Ziele, in der Ergründung des Zusammenhanges zwischen dem Erdraum und seiner Menschenwelt, tritt sie in engste Beziehung zur Geschichte, nicht als Hilfswissenschaft, als dienende Magd, wie zu Zeiten eines Stein, Klöden, Daniel u. a., sondern als unabhängige Schwesterwissenschaft, gebend und empfangend zugleich. —

Einzigartig und unvergleichlich, wie das Phänomen der griechischen Kultur in der Geschichte der Menschheit, so ist auch das Gebiet, in dem sie erwuchs, einzigartig auf der Erdoberfläche. Land und See der Griechen — diese Zusammenfassung drückt die wichtigste und wohlbekannteste Eigenart des griechischen Erdraumes aus: die innigste Durchsetzung von Land und Meer, wie sie in dieser Ausbildung auf der ganzen Erde kaum wieder erscheint. Wohl haben andre Länder, wie Norwegen, Großbritannien eine ebenso oder noch reicher zerschlissene Küstenlinie — aber immer bildet dort die gegliederte Küste nur den Saum, der eine größere einheitliche und zum Teil einförmige Landmasse vom weiten Meere scheidet. Hier dagegen durchdringen und umfassen sich Land und Meer gegenseitig zu einer unauflöslichen geographischen Einheit. In tiefen verzweigten Golfen greift das Meer ins gebirgige Land, in unzähligen Inseln und Halbinseln durchsetzt das Land das Meer, so daß man auf diesem nirgends das Land außer Sicht verliert, auf keinem beherrschenden Gipfel des Landes

nicht irgendwo den glänzenden Spiegel eines Meeresteiles aufblitzen sieht. Kein Punkt des Ägäischen Meeres ist weiter als 60 Kilometer von der nächsten Küste entfernt; kein Punkt Griechenlands weiter als 90 Kilometer, in Mittelgriechenland sogar keiner mehr als 60, im Peloponnes mehr als 50. So kommt es, daß hier eine verhältnismäßig kleine Landfläche in einem weiten Raum verzettelt ist. Die Landfläche des europäischen Griechenlands, einschließlich Epirus und der Inseln, umfaßt 85000 Quadratkilometer, also so viel wie Bayern (ohne die Rheinpfalz) und Württemberg. Aber der Raum der gesamten Ägäis, Land und Meer zusammen, kommt dem Deutschlands etwa gleich, und ihre äußersten Punkte liegen weit auseinander; von der thrakischen Küste bis Kreta ist es so weit wie von Berlin nach Bozen, vom Akrokeraunischen Vorgebirge bis Rhodos so weit wie von Berlin nach Bologna. So darf man Griechenland klein nennen nur hinsichtlich seiner Landfläche, also seines Wohnungs- und Nahrungsspielraumes für die bodenständige, ackerbautreibende Bevölkerung — aber der Lebensraum des griechischen Volkes, die zu bewältigenden Entfernungen, die durch die Weite bedingten Gegensätze, Abweichungen und weiter ausschauenden Beziehungen sind groß, viel größer, als man es sich gemeinhin klar macht. Das inselreiche Ägäische Meer bildet nicht die öde Grenze des menschlichen Wohngebietes, sondern einen unabtrennbaren Bestandteil desselben, es ist ein innergriechisches Meer und steht als solches im Gegensatz zu dem weiten, inselfreien Jonischen und Levantinischen Meere, die den Wohnraum der Griechen im Westen und Süden begrenzen. Und Land und Meer sind in sich ebenso reich gegliedert wie ihre Grenzlinie, der Boden beider zeigt einen steten Wechsel von Höhen und Tiefen, mächtige Gebirge zwischen Tiefebenen und Talfurchen aller Formen und Richtungen auf dem Lande, Tiefbecken und Untiefen im Meere in verwirrender Mannigfaltigkeit. Die reiche Küstengliederung ist hier nicht in das Land durch äußere Vorgänge eingeschnitten, wie z. B. in Norwegen, sondern sie ist der Ausdruck des reichen Reliefs des ganzen Erdraumes.

I.

Seitdem, Ende der siebziger Jahre, die geologische Erforschung Griechenlands von österreichischen Gelehrten begonnen wurde, haben wir die Entwicklungsgeschichte des griechischen Bodens und damit auch die Entstehung dieser reichen Gliederung kennen gelernt. Die Ägäis, wie man das Gesamtgebiet des Ägäischen Meeres einschließlich Griechenlands und des westlichen Kleinasien genannt hat, ist erfüllt von einem System von Faltengebirgen, das von Illyrien her im allgemeinen nach Südsüdost durch Griechenland streicht. Aber eins dieser Faltenbündel nach dem andern beugt sich in Griechenland im Bogen nach Osten um und erreichte, in ziemlich verwickelten Biegungen verlaufend, einst das kleinasiatische Festland. So ist das Hauptstreichen der Gebirge auf der Westseite des europäischen Griechenlands der Westküste desselben parallel gerichtet; diese ist eine Längsküste, und schon aus diesem Grunde ist die ganze Westfront Griechenlands einförmiger und geschlossener gestaltet. Im Osten dagegen streichen die Gebirgsfalten im Mittel östlich, brechen daher quer gegen die

heutige Küste ab; diese ist eine Querküste, und dadurch ist die Ostseite Griechenlands und ebenso die Westseite Kleinasiens mannigfaltiger und geöffneter. Aber das Ägäische Meer, überhaupt das heutige Relief und die Umrisse des Landes, sind erst in sehr junger Zeit, erst nach Abschluß der Gebirgsfaltung entstanden und zeigen sich daher in hohem Grade unabhängig von diesem Gebirgsbau. Noch in sehr junger Vergangenheit, in den letzten Abschnitten des Tertiär, waren Griechenland und Kleinasien ein zusammenhängendes, weder von Meer noch von Tiefebenen unterbrochenes Gebirgsland. Aber dann bildeten sich Bruchspalten, die in wirrem Netz das Gebiet durchzogen und es in einzelne Gebirgsklötze zerlegten. Und diese Klötze haben sich gegeneinander in wechselvoller Weise verschoben, bald hier sich hebend, bald dort sich senkend; Bewegungen, die von der jüngeren Tertiärzeit bis in die Quartärzeit, bis in die Zeit des prähistorischen Menschen hinein fortdauerten und auch heute noch nicht ganz erstorben sind; das zeigen, außer dem in Griechenland freilich nur sehr unbedeutenden Vulkanismus, die häufigen und zerstörenden Erdbeben, die von einzelnen Bruchspalten ausgehen und durch Verschiebungen der Gebirgsklötze an diesen Brüchen erzeugt werden.

Diese jungen Einbrüche sind es, die das unregelmäßige Relief geschaffen haben. Die tieferen Versenkungen wurden vom Meere überflutet und bilden nun den Boden des Ägäischen sowie derjenigen Teile des Jonischen Meeres, die in Griechenland eingreifen. Alle diese Meere setzen sich aus einer größeren Zahl von Tiefbecken zusammen, zwischen denen höhere Schwellen, zum Teil in Inseln oder Halbinseln aufragend, stehen geblieben sind. So besteht das Ägäische Meer aus drei Hauptbecken, die durch die Inselschwellen von Kreta, der Kykladen, der Magnesischen und Hellespontischen Inseln getrennt werden; aber sowohl auf dem Grund dieser größeren Becken als auf den Inselschwellen tiefen sich wieder kleinere Versenkungen ein. Auch die größeren Golfe, die in die Landmassen nach allen Seiten ausstrahlen, sind solche Einbrüche: so die großen Golfe, die Westkleinasien, die Chalkidike, den Peloponnes zerlappen, im Saronischen und Korinthischen Golf die Halbinsel durchqueren, im Ambrakischen und Lamischen sie einschnüren. Ein riesiger, junger Bruch, ein gewaltiger unterseeischer Steilabfall, schneidet endlich außerhalb Kretas, Messeniens, der Jonischen Inseln hinziehend, die Ägäis ab gegen die einförmigen Tiefen des offenen, inselfreien Mittelmeeres.

Aber diese Einbrüche sind es nicht allein, welche die starke Küstengliederung hervorrufen. Dazu trat als letzte Phase der Entwicklung eine allgemeine Senkung des ganzen Gebietes. Das Meer überflutete nun auch Teile der stehengebliebenen Schollen. Manche wurden bis auf die Gebirgsspitzen überschwemmt, die nun Inseln sind, wie die Kykladen, die Jonischen Inseln, Kreta usw. Ehemalige Flußtäler sind auf diese Weise zu Meerengen geworden, wie der Euripus, Hellespont und Bosporus u. a. Dadurch erst verband sich in der Diluvialzeit der Pontus mit dem Mittelmeer. Vor allem aber wurde die Küstenlinie in ein Gewirr von tiefeingreifenden Buchten und Vorsprüngen zerlappt; das sind Täler, deren Mündungen überschwemmt wurden, sogenannte Ingressionsbuchten. Nur die große Gliederung also ist das Werk der

Einbrüche; die feine Zerfaserung der Küstenlinie, der unendliche Hafenreichtum ist durch die Senkung der Festlandsformen unter Wasser geschaffen.

Das Ägäische Meer ist die Gegend der stärksten Zertrümmerung und der stärksten Senkung in dieser ganzen Region. Aber die Zertrümmerung beschränkt sich nicht auf das Meer, sondern strahlt auch in die Landmassen aus, durchsetzt sie mit Landbecken. Teils bilden sie Fortsetzungen der Golfe, zu diesen geöffnet, wie die Argolischen, Messenischen, Lakonischen Becken, die Spercheios-Niederung, die großen Stromtäler Kleinasiens u. a., teils liegen sie mitten im Lande, von Gebirgen rings umwallt, wie die Thessalischen, Phokisch-böotischen, Arkadischen Becken, und sind dann vielfach ohne oberirdischen Abfluß, durch unterirdische Schlünde im Kalkstein, die sogenannten Katavotren, mangelhaft entwässert, so daß sich das Wasser in ihnen zu dauernden oder periodischen Seen und Sümpfen aufstaut. Der Boden dieser Becken ist von den Ablagerungen ehemaliger Seen oder den fruchtbaren Anschwemmungen der Flüsse erfüllt. Diese Beckenebenen sind die Zentren dichterer Besiedelung, höherer Kultur; in ihnen vereinigen sich und ihnen folgen alle bedeutenden Landwege. So stehen sie in schroffem Gegensatz zu den unfruchtbaren Gebirgen, deren Zusammenhang sie unterbrechen.

Aber zwischen beiden Landschaftstypen, Ebene und Gebirge, vermittelt hier ein dritter. Es ist das Hügelland jungtertiärer Ablagerungen. Die heutigen Einbrüche sind nicht mehr dieselben wie die ersten Versenkungen, die sich in der jüngeren Tertiärzeit bildeten und sich dann mit den Ablagerungen der damaligen Meeresbuchten und Landseen erfüllten. Diese alten Beckenschichten sind vielfach wieder gehoben worden, während sich neben ihnen oder an andrer Stelle die späteren Einbrüche einsenkten. So sehen wir die tertiären Ablagerungen heute oft hoch hinauf die Gebirge verhüllen, als breite Säume die Golfe oder Ebenen begleiten, zu denen sie vom Gebirge her in treppenförmigen Stufen herabsteigen. Teils bilden sie tafelförmige Schollen, teils sind sie von den Flüssen und Bächen zerschnitten in ein flachwelliges Hügelland. Wenn sie auch nicht die Fruchtbarkeit der Ebenen erreichen, so übertreffen sie doch die Kulturfähigkeit der Gebirge bei weitem. Es sind Kulturlandschaften zweiter Güte neben den erstklassigen Ebenen.

Die im ganzen der Kultur minder zugänglichen Gebirge walten aber an Flächengröße durchaus vor, besonders im nordwestlichen Griechenland, wo nur wenige und kleine Becken eingesenkt sind. Aber auch in den Gebirgen selbst machen sich große Unterschiede, je nach dem Gesteinscharakter geltend. Die abschreckende Kahlheit und Öde der mächtigen schroffen Kalksteinmassen, die in den griechischen Gebirgen eine so bedeutende Rolle spielen, steht im Gegensatz zu den weicheren und bewachseneren Formen der Sandsteine und Schiefer, besonders aber der oft recht anbaufähigen alten kristallinischen Gesteine, die zudem durch ihren nicht unbedeutenden Reichtum an Erzen und edlen Marmoren für die griechische Kultur von Wichtigkeit geworden sind. Diese kristallinen Schiefer und Marmore treten hauptsächlich in einer großen Masse auf, die Attika (mit dem Erzrevier von Laurion und den Marmoren des Pentelikon), Südeuböa (mit dem Cipollin von Karystos) und die Kykladen (mit

den berühmten parischen und andern Marmoren und verschiedenen wichtigen Erzlagern) umfaßt; eine zweite Masse bildet die ostthessalischen und makedonischen Gebirge; eine dritte tritt in Lakonien zutage.

Diese landschaftlichen Gegensätze, die sich ebenso in den Formen und Farben wie in der Kultur und Besiedelung ausprägen, werden in ihrer Wirkung verschärft durch den engen Raum, auf dem sie sich zusammendrängen. Nirgends haben wir ein durchgreifendes Scheidegebirge, nirgends, mit Ausnahme des nordwestlichen Griechenlands, eine große, zusammenhängende, kulturfeindliche Gebirgsmasse. Sondern die Gebirge, durch die Einbrüche aus ihrem Zusammenhang ausgeschnitten und von Hügeln und Ebenen unterbrochen, erheben sich oft auf kleiner Grundfläche zu bedeutender Höhe, besitzen demnach einen außergewöhnlich steilen mittleren Böschungswinkel, überaus eindrucksvolle Formen. So erreicht der Athos auf drei Seiten vom Meer umgeben 2000 Meter Höhe auf einer Basis von nur 8 Kilometer Durchmesser, der Olymp 2985 Meter in nur 20 Kilometer Abstand von der Küste, der Taygetos 2409 Meter in 13 Kilometer Entfernung von der Küste usw. Nirgends wird die Region des ewigen Schnees erreicht, aber zahlreiche Gipfel in Nord- und Mittelgriechenland, dem Peloponnes, Kreta, Westkleinasien erreichen 2000 bis 2500 Meter Höhe, wo der Schnee nur wenige Wochen im Hochsommer verschwindet, und das oft in unmittelbarer Nachbarschaft tiefer Meeresteile oder Fruchtebenen. Auf dieser Zusammendrängung von Hochgebirge, Meer und Ebene, so oft in einem Blick zu überschauen, beruht die große landschaftliche Schönheit Griechenlands; aber sie hat auch ihre kulturelle Bedeutung. Bringt sie doch die verschiedensten Klimate, Lebens- und Wirtschaftsbedingungen zu unmittelbarer Berührung und Austausch. Ja, es gibt Dörfer in Griechenland, deren Gemarkung von den subtropischen Korinthen- und Olivenpflanzungen der Küste bis zu alpinen Höhen hinaufreicht, so daß *ein* Dorf, *eine* Wirtschaft in allen Klimaten Europas arbeiten muß. Welche Mannigfaltigkeit der Betätigung schon allein in der Landwirtschaft ist die Folge dieser Zusammendrängung der Gegensätze! Es gibt aber auch keine großen Ebenen. Die größten, die scheinbar vorhanden sind, zerlegen sich bei näherer Betrachtung wieder in einzelne, durch Höhenzüge getrennte Teilbecken, wie die thessalische, die phokisch-böotische, die großen Ebenen des westlichen Kleinasien. Das ganze Land ist gewissermaßen aus einzelnen Zellen zusammengesetzt, die jede als Kern, als Kulturzentrum eine kleine, aber reiche Ebene hat oder einen von Hafenstädten besetzten Golf; um diesen Kern lagert sich unmittelbar das Gebirge, oder ein Kranz jungtertiärer Hügel schiebt sich dazwischen. Jeder dieser Gaue hat seine Besonderheiten in Bodenbau, Verkehrslage, in Klima und Produkten. Über Land sind sie voneinander abgesondert, aber bei der Zertrümmerung der Gebirge, die keine langen Ketten aufkommen läßt, doch nicht hermetisch voneinander abgeschlossen. Sie alle werden umschlungen und verbunden durch das verzweigte Meer. So ist anregende Mannigfaltigkeit und Individualisierung, bei doch nicht zu schwerer Verbindung, das Charakteristikum der griechischen Bodengestalt.

Diese intensive Gliederung unterscheidet die Ägäis von ihrer Umgebung. Im Osten greift sie in Kleinasien ein und verliert sich allmählich in dem ein-

förmigen Hochlande des Innern dieser Halbinsel. Im Süden und Westen trennt das weite Meer mit einförmigem, inselfreiem Tiefboden die gegliederte Ägäis scharf von Afrika und Italien, für den primitiven Menschen eine wirkungsvolle Schranke, während das inselreiche Ägäische Meer schon für den Verkehr prähistorischer Zeiten Kleinasien und Griechenland verknüpfte. Im Norden, in der Balkanhalbinsel, fehlen die Beckeneinbrüche nicht, aber rücken doch so weit auseinander, daß sie das feste Gefüge des zusammenhängenden Gebirgslandes kaum zu lockern vermögen. Daher scheidet dieses breite Gebirgsland der westlichen Balkanhalbinsel die Ägäis auch in klimatischer und kultureller Hinsicht weit stärker vom Rumpfe Europas ab, als dies die viel mächtigeren, aber schmäleren Grenzgebirge der beiden andern südeuropäischen Halbinseln vermögen.

So ist der Charakterzug überreichen Wechsels von Höhen und Tiefen, von Land und Meer, dem griechischen Erdraum eigentümlich. Soweit diese Gliederung reicht, ist griechische Natur, so weit herrscht auch griechisches Volkstum oder wenigstens alter griechischer Kultureinfluß.

Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung das Verhältnis des kontinentalsten, ungegliedertsten Teiles Griechenlands, Nordgriechenlands, zu Hellas. Obwohl geographisch zu Griechenland gehörig und von stammverwandten Völkern bewohnt, wurde in der Zeit der Blüte Griechenlands Thessalien nicht immer, Epirus gar nicht zu Hellas gerechnet. In einer Zeit, als die Griechen schon seit Jahrhunderten ihre Kolonien über alle Küsten des Mittelmeeres verbreitet hatten, waren diese Landschaften noch erst unvollkommen der griechischen Kultur erschlossen worden. So sehr war diese an das Meer gebunden, so unfähig, größere zusammenhängende Landmassen zu bewältigen. Erst mit Alexander wird das anders. Ähnlich sehen wir in Kleinasien, in Makedonien und Thrakien, das griechische Volk auf die Nähe der reichgegliederten Küste beschränkt, seinen alten Kultureinfluß nur so weit reichen, wie die großen Einbrüche von der Ägäis landeinwärts strahlen. Die geschlossenen Landmassen beider Halbinseln sind erst von der „hellenistischen" Zeit an, zum Teil erst in römischer Zeit hellenisiert worden.

So weicht der griechische Erdraum durch seine reiche Gestaltung vor allem von den weiten, einförmigen Landgebilden Nordafrikas und Vorderasiens ab. Dort unabsehbare Räume von gleicher Art, daher Möglichkeit und Neigung, gleichartige Formen menschlicher Kultur und Staatenbildung ins weite auszudehnen, Hindernisse der Ausbreitung wesentlich die großen Entfernungen und die Öde der Wüste — in der Ägäis alles differenziert bis ins einzelne, aufgelöst in kleine, natürliche Einheiten, daher individualistische Absonderung wie im Boden, so auch im Menschentum, aber doch wieder alles durch die See zu naher gegenseitiger Berührung und belebendem Einfluß gebracht. Bei allen Stammes- und Kantonsunterschieden in Wesen, Leben und Geist, steht doch die nationale Einheit des Hellenentums gegenüber den Barbaren nie bezweifelt da; bei aller politischen Zersplitterung ist doch immer nationale Zusammenfassung wenigstens für einzelne große Zwecke möglich.

II.

Der zweite große geographische Faktor, nächst der Bodengestalt, ist das Klima. Das Klima der Ägäis ist das typische Mittelmeerklima, d. h. es ist ausgezeichnet durch eine ausgesprochene Trockenzeit, die mit der heißesten Zeit im Sommer zusammenfällt. In Athen dauert die fast regenlose Zeit vier Monate, von Mitte Mai bis Mitte September; in der nördlichen Ägäis verkürzt sie sich auf etwa zwei Monate, während sie weiter im Süden, in Syrien und Unterägypten, sich auf fünf bezw. sieben Monate verlängert. Die Hitze des Sommers ist für unsre Begriffe sehr bedeutend — das Julimittel in Athen beträgt 27 ½ °, das mittlere Maximum aber 37 ° Celsius —, aber sie steht doch weit hinter der Sonnenglut der Wüstenregion Oberägyptens und Babyloniens zurück. Sie wird zudem erträglich gemacht durch die fast beständige Bewegung und die große Trockenheit der Luft bei klarem Himmel. Von der Farbenpracht und der Schärfe der Linien in der griechischen Sommerlandschaft, wo durch die dünne Vegetation unverhüllt in der durchsichtigen Luft jede Eigenfarbe des Bodens, jede kleine Terrainform grell hervortritt, besonders in den Morgen- und Abendstunden, macht sich der Nordländer keinen Begriff. Griechenland wird im Sommer an Heiterkeit des Himmels nur von der großen Wüstenregion übertroffen. Der Winter ist dagegen die Zeit mehr oder weniger reichlicher Niederschläge. Frost und Schneefall treten zwar überall gelegentlich auf, aber sind doch nur von sehr kurzer Dauer. Im allgemeinen ist die Temperatur des Winters hoch genug, um die Vegetation nicht zu unterbrechen; dagegen ist der dürre Sommer die Zeit der Ruhe für die meisten nicht-holzigen Pflanzen. Die Gräser und Kräuter, die im Winter und Frühjahr den Boden mit grünem Schimmer bekleiden, verdorren dann, und die Landschaft hüllt sich in hellgraue Wüstenfarbe. Die Holzgewächse aber müssen zur Ertragung der Sommerdürre befähigt sein, soweit sie nicht auf Boden wachsen, der auch im Sommer feucht erhalten wird. Die mediterranen Holzgewächse haben daher ein festes, hartes Laub, und dieses ist immergrün, da die Pflanze im Winter, dessen Feuchtigkeit sie zu ihrem Leben nötig hat, nicht ruhen darf. Eine weitere Eigentümlichkeit der mediterranen Vegetation ist ihre Weitständigkeit, die mangelhafte Verhüllung des Bodens.

Das mediterrane Klima und seine Vegetation stehen in der Mitte zwischen der fast regenlosen Wüstenregion mit ihrem äußerst geringen Pflanzenwuchs und der immerfeuchten Region mit Regen zu allen Jahreszeiten, dichter und saftiger, aber im Winter ruhender Vegetation in Mittel- und Nordeuropa. Und so zeigt auch in allen Verhältnissen, die vom Klima abhängen, Griechenland diese Mittelstellung zwischen den beiden gegensätzlichen Regionen.

Aber dieses Mediterranklima ist naturgemäß auf die Niederungen beschränkt; nach oben nimmt nicht nur die Temperatur ab, sondern auch die Regenfälle werden gleichmäßiger über das Jahr verteilt, die Vegetationszeit verschiebt sich auf den Sommer, kurz: die Verhältnisse werden in höheren Lagen, von etwa 600 Meter an, den mitteleuropäischen ähnlich. Bei 2000 Meter liegt die Baumgrenze und es beginnt die Hochgebirgsregion mit hochnordischem Klima.

Aber auch abgesehen von der Höhe, ist das Mediterranklima und die subtropische, immergrüne Vegetation an die Nähe des Meeres gebunden, denn dieses mildert die Wintertemperatur; im Innern der größeren Landmassen, wie der Balkanhalbinsel und Kleinasiens, treten heftige Fröste auf, welche die immergrüne Vegetation ausschließen, die Krautvegetation im Winter zur Ruhe zwingen wie bei uns. Dazu kommt im Innern Kleinasiens die Geringfügigkeit der Niederschläge, infolge deren hier die innerasiatischen Steppen mit ihrer nomadischen Viehzucht bis in das Bereich des Mittelmeeres vordringen. So ist der griechische Saum Kleinasiens und Thrakien-Makedoniens nicht nur durch Lage und Gliederung von dem Innern dieser Landmassen verschieden, sondern auch durch das Klima und alles davon Abhängige, vor allem durch die Art der Bodenkultur. Aber auch in dem schmalen Griechenland selbst macht sich die Abhängigkeit des Klimas vom Meere geltend. Zwar nicht im stark zerlappten Peloponnes, aber schon in den Binnenbecken Böotiens und Phokis' und noch mehr in den Ebenen Thessaliens und im Innern von Epirus hindern die Winterfröste die volle Entfaltung der Mittelmeervegetation, die doch die Küsten üppig überzieht. So fehlt die wichtige Kultur des Ölbaums in diesen Binnenlandschaften.

Nicht bloß die Wintertemperatur, sondern auch die Regenfälle zeigen in Griechenland große Unterschiede, je nach der Exposition gegen die regenbringenden Südwestwinde. Auf der Westseite der Halbinsel fallen dreimal so viel Niederschläge als auf der Ostseite, wo der Pagasäische Golf, Euböa, Attika und die westlichen Kykladen die dürrsten Landschaften der Ägäis sind und zu den trockensten Europas gehören; die Westseite Kleinasiens ist wieder etwas regenreicher. Dabei wird die Trockenzeit durch diese Unterschiede nicht beeinflußt, sondern diese beziehen sich nur auf die Regenfälle des Winters, geben aber doch das ganze Jahr hindurch dem westlichen Griechenland einen erhöhten Wasservorrat im Boden, daher auch eine üppigere Vegetation als dem Osten.

So zeigen sich auch klimatisch sehr bedeutende Gegensätze selbst in der schlanken griechischen Halbinsel, die zu wirtschaftlichen Verschiedenheiten auf engstem Raume führen, nicht nur zwischen Höhe und Tiefe, sondern auch zwischen Ebene und Ebene, zwischen Binnenland und Küste.

Doch lassen wir nun diese Verschiedenheiten und fragen uns nach den Folgen des griechischen Klimas, besonders der langen und heißen Trockenzeit! Von dem Klima ist zunächst die Bodenbildung abhängig. Die chemische Verwitterung bildet den Verwitterungslehm, der bei uns die Landschaft mit einer fast zusammenhängenden Decke überzieht und eine kräftige, dichte Vegetation ernährt. Diese chemische Verwitterung ist aber abhängig von der Durchfeuchtung; sie fehlt fast ganz in der Wüste, wo der Regen mangelt; sie ist langsamer und dürftiger als bei uns in Griechenland, wo die lange Trockenzeit sie unterbricht. Anderseits sind dort stärkere Kräfte zur Zerstörung der gebildeten Bodendecke bereit: die lange Dürre läßt die Oberschicht des Bodens zu Staub zerfallen, den die heftigen Winde hinwegführen; die Güsse der Regenzeit stürzen oft mit tropischer Heftigkeit herab und spülen den Boden fort.

So ist die Bodenbildung langsam, die Zerstörung lebhaft. Die Folge ist die Kahlheit aller Gehänge, die nicht durch starke Vegetation geschützt sind. Diese Kahlheit, die Aufdringlichkeit des nackten Fels in dem griechischen Landschaftsbilde ist sein für uns auffallendster Zug, wie auch in den meisten andern Mittelmeerländern. Er ist im Klima begründet, aber er ist im Laufe der Geschichte schärfer und schärfer ausgeprägt worden. Ursprünglich, das müssen wir aus historischen wie aus naturwissenschaftlichen Gründen annehmen, war Griechenland ein Waldland. Der Wald hatte vor den Zeiten intensiver Kultur ungestört seinen Boden sich selbst bereitet; wahrscheinlich war der Waldboden auch aus Zeiten feuchteren Klimas, der Eiszeit überkommen. Aber wo nun im Mittelmeerklima der Wald zerstört wird und nicht unmittelbar der Ackerbau an seine Stelle tritt, wird der Boden in überraschend kurzer Zeit hinweggespült. Meist gelingt es noch dem Buschwald Fuß zu fassen. Verkümmert aber auch dieser durch den Zahn der Ziegen und die Axt des Köhlers, so eilt die Bodenzerstörung weiter, so daß schließlich der nackte Fels übrig bleibt, aus dessen Ritzen nur stachliche Halbsträucher (Phrygana) hervorzusprossen vermögen. Der Ackerbau schützt freilich auch den Boden durch die dichtwachsende Saat, durch Terrassenkulturen und Schutzmauern. Treten aber Zeiten des Kulturrückganges, der Entvölkerung ein, wie sie keinem Lande erspart bleiben, liegen die Äcker jahrelang brach, so eilt auch hier der Boden fort. Das ist eine folgenschwere Verschiedenheit des Mediterrangebietes von unsern immerfeuchten Ländern; während in unsrer Region starker Bodenbildung ein Kulturrückgang den Boden nicht wesentlich verschlechtert und sich daher, wenn die schlechten Zeiten vorüber sind, wieder überwinden läßt, hat dort jeder Kulturrückgang eine dauernde Verringerung und Verschlechterung des Bodens, eine zunehmende Kahlheit auf allen geneigten Flächen zur Folge, die nicht wieder ersetzt werden kann. So haben im Laufe der geschichtlichen Zeit die sommerdürren Länder, also auch Griechenland, eine zunehmende Abkehrung des Fruchtbodens von den Berg- und Hügelländern erfahren, wie sie bei uns unmöglich wäre. Das ist der Grund der auffallenden Verödung so vieler Mittelmeerländer seit dem Altertum, die keineswegs durch eine unbeweisbare Klimaänderung erklärt werden muß, sondern die Folge desselben Klimas ist, wie es auch heute dort herrscht.

Der von den Gehängen abgespülte Boden sammelt sich in den Mulden, auf Terrassen, in den Talböden und Ebenen; die Ebenen ernähren sich durch Beraubung der Gebirge. Zwar haben auch die Ebenen infolge der Entwaldung manches Stück Kulturland durch Überschotterung und Versumpfung verloren; aber im ganzen haben sie ihre alte Fruchtbarkeit nicht eingebüßt. Noch heute geben sie Jahr für Jahr, bei nachlässigster Bearbeitung und ohne Düngung, die reichsten Ernten.

So ist seit dem Altertum ein Charakterzug noch mehr verschärft worden, der Griechenland infolge Klima und Gestaltung eigen ist: die fleckenartige, oasenhafte Verteilung des Kulturbodens und demgemäß der Bevölkerung. Zwischen den weiten Ackergefilden unsrer Gegenden, die nur untergeordnet von Wald unterbrochen werden, und der Oasenkultur der Wüste, wo nur verschwindend kleine Flecken und schmale Flußtäler, wie Ägypten, diese aber sehr

intensiv anbaufähig sind, steht wiederum Griechenland in der Mitte. Der unproduktive, nur als Kleinviehweide benutzbare Teil des Bodens ist überaus groß. In ihm liegen die kleinen Waldbezirke und die etwas größeren angebauten Flächen wie einzelne Tupfen. Im heutigen Griechenland beträgt der angebaute Boden nur 18½ % des ganzen, der Wald 9 % (in Deutschland 49 % ohne Wiesen und 26 %). Während die Bevölkerung in den Ebenen meist 120 bis 150 Seelen auf einen Quadratkilometer beträgt — wohlbemerkt ohne Industrie und nennenswerten Handel —, so sinkt sie im Gebirge auf 20, ja auf 10 und noch weniger herab. Solche Gegensätze der Volksdichte nahe bei einander kennt man in Mitteleuropa nicht. Wenn diese Eigentümlichkeit auch, wie gesagt, im Altertum weniger scharf ausgeprägt war, so ist sie doch mit der Natur des Landes zu eng verbunden, als daß man sie nicht auch für die damalige Zeit annehmen müßte.

Vom Klima hängt am engsten die Vegetation ab, nicht nur die wilde, die wir schon in aller Kürze kennen gelernt haben, sondern auch die Kulturvegetation, die Bodennutzung, die stets die Grundlage der gesamten menschlichen Wirtschaft und Kultur bildet. Auch in dieser Hinsicht hat Griechenland eine welthistorisch bedeutsame Stellung zwischen den Ländern der Wüsten- und Steppenregion einerseits, den nordischeren Ländern anderseits. In den Oasen der Wüstenregion, zu denen ja auch die uralten Kulturländer Ägypten und Babylonien gehören, muß sich, beim Fehlen oder äußerster Dürftigkeit der Niederschläge, aller Anbau auf die künstlich geleitete Bewässerung gründen. Jede der dortigen Kulturpflanzen, unter denen das Getreide, die Dattelpalme und eine uralte Ölpflanze, das Sesam, die Hauptrolle spielen, bedürfen reichlicher und geregelter Wasserzufuhr. So hat hier jede menschliche Kultur die technische Beherrschung und die soziale Ordnung des Wasserbaues zur unbedingten Voraussetzung.

Anders im Gebiet reichlicher Winterregen des Mittelmeerklimas. Hier können alle die Pflanzen der Berieselung entbehren, die entweder ihre Vegetation in der feuchten Jahreszeit vollenden oder für die Ertragung der Sommerdürre organisiert sind. Dazu gehören die im Mittelmeergebiet, speziell in Syrien und der Ägäis ureinheimischen, daher dem Klima angepaßten drei Kulturpflanzen, welche die Grundlage der dortigen Kultur ausmachen: Getreide, und zwar Gerste und Weizen, die am Ende der Regenzeit, Mai oder Juni, geerntet werden, Weinstock und Ölbaum, welche die Sommerdürre überstehen. Alle drei sind, wie zum Teil entgegen der Annahme von Viktor Hehn jetzt bewiesen ist, schon in der Urzeit in Griechenland angebaut worden. Sie liefern die drei großen Volksnahrungsmittel, denen gegenüber alle andern vegetativen Erzeugnisse nur als Zukost erscheinen, die man schlimmstenfalls entbehren kann. Wein und Öl bilden auch wichtige Ausfuhrgegenstände. Alle drei bedürfen in der Ägäis der Bewässerung nicht, und ebenso wenig eine Anzahl andrer, wie z. B. der wichtige Feigenbaum und die Hülsenfrüchte.

So ist hier die Grundlage der menschlichen Wirtschaft vom Wasserbau unabhängig, dagegen sind auf ihn zahlreiche andre Kulturpflanzen, besonders des Gartenbaues, angewiesen, die zumeist teils aus den Gebirgen, teils aus

fremden Zonen eingewandert sind, daher die Dürre des griechischen Sommers nicht ohne Bewässerung ertragen können. Dahin sind die meisten Gemüsepflanzen und sogenannten Südfrüchte, auch die Baumwolle und andre zu zählen. Zum Teil gehören auch diese Bewässerungspflanzen schon zum prähistorischen Kulturbesitz, zum Teil sind sie erst in historischer Zeit eingewandert, und zwar viele und heute wirtschaftlich und landschaftlich hervorragende Pflanzen erst nach dem Altertum, wie Reis, Mais, Tabak, Agrumen (Orangen, Zitronen u. a.). So ist der Anbau seit dem Altertum zwar räumlich eingeschränkt, aber an Objekten viel mannigfaltiger geworden; besonders hat die bewässerte Kulturlandschaft ein andres Aussehen gewonnen. Die Grundlage jedoch, jene Dreizahl: Getreide, Wein und Ölbaum und die Art ihrer Erzeugung ist unverändert geblieben. In Griechenland ist also die Bewässerung nicht die Grundbedingung der Landwirtschaft, aber doch ein wesentliches Hilfsmittel, um wertvollere und mannigfaltigere Früchte hervorzubringen. Wo Wasser genügend zur Verfügung steht, befruchtet es die herrlichen Gartenlandschaften, deren üppige, subtropische Vegetation sich ausdrucksvoll abhebt von den schattenlosen Getreidefeldern, den einförmigen Weinpflanzungen und Olivenwäldern des Trockenlandes.

Noch geringere Bedeutung besitzt die künstliche Bewässerung in Italien, das, als Ganzes genommen, mehr nach Norden gerückt, wo daher die sommerliche Trockenzeit nicht so ausgeprägt ist wie in Hellas, ja in Mittelitalien sich schon zu verlieren beginnt. In Mitteleuropa vollends spielt die künstliche Bewässerung, von Ausnahmefällen abgesehen, gar keine Rolle mehr.

So ist es nicht verwunderlich, daß der Wasserbau in Griechenland weder in technischer noch in sozialer Hinsicht selbständige Formen erfunden hat; er ist hier aus dem Vaterlande des Wasserbaues, aus den vorderasiatischen und ägyptischen Oasenländern übertragen, nur ein schwächlicher und verarmter Ausläufer dieser orientalischen Technik. Die großartigsten Leistungen des Wasserbaues in Griechenland betrafen Entwässerungen, allerdings mit Bewässerungsanlagen verbunden, in den unterirdisch mangelhaft abfließenden Binnenbecken, dem Kopaissumpf, wahrscheinlich auch dem Becken von Pheneos; diese Werke sind ganz nach orientalischem Muster in der mykenischen Epoche errichtet; in der klassischen Zeit waren sie schon verfallen, ihre Technik augenscheinlich vergessen.

Es ist oft genug hervorgehoben worden, welch tiefen Einfluß diese viele Jahrtausende alte hohe technische Ausbildung des Wasserbaues auf die ganze Kultur, auch die soziale und geistige, der orientalischen Völker gehabt haben muß. Dieser Zwang zu hoher technischer Leistung fehlt dem griechischen Ackerbauer, dafür tauscht er das höhere Gut größerer Freiheit von der Scholle und von der sozialen Gebundenheit ein, die mit der Bewässerungskultur unweigerlich verknüpft ist. Das ist ein weiterer natürlicher Grund des Individualismus, der die griechische Kultur so sehr von der orientalischen unterscheidet. Anderseits bildet die immerhin große Bedeutung der Bewässerung einen Zug der Ähnlichkeit, der die griechische der orientalischen Landwirtschaft nähert.

Auch die Viehzucht Griechenlands weist Eigenheiten auf, die uns Nordländer fremdartig berühren und uns an die Steppenländer des Orients gemahnen. Einmal das Überwiegen der Kleinviehzucht über die Rinderzucht, eine Folge des Mangels an dichtem, üppigen Graswuchs. Das Rind dient dort nur sehr nebenbei als Nahrung, seine Milch wird kaum verwendet; sein Hauptberuf ist die Arbeit; das Rind zieht den Pflug, den Götterwagen, den Lastwagen. Die Rinderzucht hat übrigens seit der ältesten Zeit, seit Homer, entschieden abgenommen infolge der Bodenverarmung. — Eine andre wichtige Eigenschaft der griechischen Viehzucht ist, daß ihr ein entschieden nomadischer Zug innewohnt, auch eine Folge der Landesnatur. Da im Sommer im Tiefland alles verdorrt, im Winter die Gebirge sich mit Schnee bedecken, müssen die Herden wandern. Im Winter sind die Triften des Tieflandes belebt vom Geläut der Schaf- und Ziegenherden; im Sommer breitet sich Totenstille über sie aus, während nun die Herden bis zu den höchsten Gipfeln des Gebirges hinauf weiden. Infolge dieser, durch das Klima erzwungenen Beweglichkeit, besitzt dort die Viehzucht nicht die enge Verbindung mit dem Ackerbau, der die Landwirtschaft Mitteleuropas auszeichnet; man kennt Stallfütterung nur ausnahmsweise, die Sammlung und Verwendung des Düngers ist zwar seit uralter Zeit bekannt, aber naturgemäß geringfügig. Die Hirten bilden eine eigne Volksklasse, von den seßhaften Bauern, je nach der Weite der Wanderungen, die die Örtlichkeit erheischt, geschieden, zeitweise oder stets in Zelten oder in Laub- oder Binsenhütten mit ihren Familien lebend. Seit der Völkerwanderung gibt es sogar echte Nomadenstämme in Griechenland, die gar keine festen Wohnplätze haben, teils griechischer teils albanesischer oder walachischer Zunge, die in ihrer Lebensweise durchaus an die Steppennomaden erinnern. Aus dem Altertum, da der Anbau ausgedehnter war, ist von solchen echten Nomaden in Hellas nichts bekannt. Aber die bewegliche Art der Viehzucht war auch damals vorhanden, da sie dem Klima entspricht.

In einem Lande, wo im heißesten Dritteil des Jahres kaum ein Tropfen Regen fällt und daher im Sommer fast alle Flüsse und Bäche im Tieflande versiegen, muß die Wasserversorgung von Mensch und Vieh, ganz abgesehen von der Bewässerung des Bodens, für die Anlage der Siedelungen von entscheidender Bedeutung sein. Nur ausnahmsweise kann man dort durch Brunnen aus dem Grundwasser schöpfen, das ja bei uns den größten Teil der Bevölkerung versorgt. Denn erreichbares Grundwasser ist in Griechenland nur im Schwemmlandboden vorhanden und sinkt auch da im Sommer meist zu tief hinab. Nur ungern und aushilfsweise greift man zur Anlage von Zisternen, die das Regenwasser auffangen, da das Zisternenwasser mit Recht für ungesund gilt und vielfach im Sommer völlig verdirbt. Daher die große Bedeutung der Quellen in Griechenland, die nur noch von ihrer lebenspendenden Rolle in der Wüste übertroffen wird. Eine unversiegliche Quelle ist dort die Grundbedingung für die Anlage einer Siedelung. Nur in größeren Städten, die über ihre Quellen hinausgewachsen sind, führt man durch lange Leitungen das Wasser von weither zu. Die ländlichen Siedelungen und kleineren Städte entstehen an einer oder mehreren Quellen, von einigen

besonderen Fällen abgesehen. Die verhältnismäßige Seltenheit der Quellen verbietet in Griechenland in der Regel das Wohnen in Einzelgehöften, das in unsern feuchten Gebieten so weit verbreitet ist, und zwingt zur Konzentrierung der Bevölkerung in Dörfern und Städten. Man kann im heutigen Griechenland ganz genau nachweisen, daß in Gegenden mit wenigen Quellen, z. B. auf Kalkstein, die Dörfer wenig aber volkreich sind und übergroße Gemarkungen besitzen; in Gegenden mit zahlreichen Quellen dagegen auch die Dörfer zahlreich und klein sind. Wir wissen leider aus dem Altertum fast gar nichts über die Art der ländlichen Siedelungen; daß aber damals dieselbe Abhängigkeit vom Wasser herrschte, ist unzweifelhaft. Wir hören z. B., daß in den Gebirgslandschaften des Nordwestens die Leute in offenen, kleinen Weilern wohnten — und das sind die einzigen Landschaften, wo diese Siedelung auch heute noch vorkommt, denn dort ist ein Reichtum an Quellen und Bächen vorhanden infolge feuchten Klimas und des Gesteinscharakters. Sehr viel mag, neben der geschilderten Gliederung des Landes in kleine Gaue, die Zusammenführung der Bevölkerung an den Quellen zur Herausbildung der griechischen πόλις, zum Überwiegen der städtischen Siedelung beigetragen haben. Auch das ist wieder eine Eigenart, die wir bei uns viel schwächer, in der Wüstenregion noch viel stärker ausgebildet finden; denn in den Oasen der Sahara vereinigt sich vielfach die ganze Bevölkerung in einer enggebauten Stadt.

Außer der Wasserversorgung sind natürlich noch andre Faktoren für die Lage der Siedelungen maßgebend. In Griechenland meiden die Dörfer möglichst die ungesunden, meist sumpfigen oder den Überschwemmungen der Wildbäche ausgesetzten Talauen und Ebenen und ziehen der Sonne zugewendete Berghänge vor. Manche ländliche Gemeinden von großer Gemarkung besitzen Doppel- oder Filialdörfer, eins im Gebirge, ein andres im Tieflande, die, je nach der Jahreszeit und dem Bedürfnis der Feldarbeiten, bewohnt werden und zuweilen eine Tagereise weit voneinander liegen. Die antiken Städte entbehren selten einer leicht zu verteidigenden Burghöhe und liegen daher auch fast stets am Gehänge oder am Fuße des Gebirges, falls sich nicht aus der Ebene selbst ein geeigneter Hügel erhebt. Vor allem bleibt, im Gegensatz zu unsern Gegenden, die unmittelbare Nachbarschaft eines größeren Flusses meist frei von bedeutenderen Ortschaften. Die Flüsse sind hier überhaupt, infolge ihrer ungeregelten Wasserführung, nur Hindernisse des Verkehrs.

III.

Haben wir bisher den Einfluß der Landesnatur auf einige Eigenheiten der Landwirtschaft und der Siedelungen hervorgehoben, so wenden wir uns nun zur Einwirkung der Bodengestalt Griechenlands auf den Verkehr. Sie zeigt sich vor allem in dem Überwiegen des Seeverkehrs über den Landverkehr, zunächst in der Verbindung Griechenlands mit der Außenwelt. Der Zusammenhang der griechischen Halbinsel mit dem Rumpf der Balkanhalbinsel und Europas überhaupt ist durch die Gebirgswelt der Illyrischen Länder blockiert. Schon Epirus ist vom übrigen Griechenland zu Lande schwierig zu erreichen. Nach Makedonien kann man noch leicht über den einfachen Wall

des thessalischen Grenzgebirges oder durch das Tal Tempe gelangen. Aber weiter nach Norden, nach den heutigen albanesischen und serbischen Ländern oder gar nach Ungarn, hat niemals ein irgend beträchtlicher Landverkehr von Griechenland aus bestanden. Die einzige Landstraße von Bedeutung, die Griechenland erreicht, ist daher die thrakisch-makedonische Küstenstraße, die dann weiterzieht auf den schon genannten Wegen nach Thessalien, und dann, als große Nord-Südstraße Griechenlands, quer durch die thessalischen Ebenen und über das thessalische Mittelgebirge. Zwischen Pharsalos und Lamia überschreitet sie die Othrys und spaltet sich in der Spercheiosebene in zwei Wege. Der eine geht südwärts über eine niedrige Einsattelung des Ötagebirges, durch das oberste Kephissosbecken (der Doris) und wieder über einen niedrigen Paß zwischen den mächtigen Hochgebirgen des Parnaß und Korax zur Talebene von Amphissa und der Bucht von Krissa, von wo man nach dem Peloponnes übersetzen kann — eine Straße uralter Beziehungen zwischen Thessalien und den Landschaften am Parnaß, besonders Delphi. Der andre Weg geht an der Küste durch den Engpaß der Thermopylen, dann vom Opuntischen Lokris ins Kephissostal, diesem folgend über Theben und den Kithäron nach Athen oder dem Isthmus von Korinth. Im Peloponnes setzt sich die Straße einerseits in dem Küstenweg durch Achaia nach Elis fort, anderseits über niedrige Pässe zur Ebene von Argolis, von wo man über den Parnon Sparta oder über das niedrigere Parthenion die Hochbecken von Arkadien und dann Messenien erreicht. Die ganze Straße zieht von Becken zu Becken; ihre Lage auf der Ostseite Griechenlands ist dadurch bedingt, daß diese Seite durch Becken reicher gegliedert ist. Alle übrigen Landwege in Griechenland sind nur von mehr örtlicher Bedeutung, teils Abzweigungen dieser Hauptstraße, teils Stichwege von der Küste ins Innere. Aber auch die große Hauptstraße hat mehr für Völker- und Heereszüge als für den friedlichen Verkehr eine Rolle gespielt, der stets den Seeweg vorgezogen hat. Die Straße ist ihrer ganzen Länge nach von Schlachtfeldern und Festungen besetzt, an denen sich fast alle kriegerischen Ereignisse von Bedeutung abgespielt haben, von den ältesten Zeiten bis zum letzten türkisch-griechischen Kriege. Es gibt kaum eine erhebliche griechische Landschlacht, die nicht an der Linie dieser großen Straße stattgefunden hat. Aber für den Verkehr ist das europäische Griechenland nichts andres als eine Insel. Niemals hat der griechische Kultureinfluß zu Lande nordwärts über Makedonien hinaus sich geltend gemacht.

Aber auch im inneren Verkehr der griechischen Landschaften untereinander überwiegt durchaus der Seeverkehr, es sei denn zwischen unmittelbar aneinander stoßenden Gauen. Man sucht vom Binnenlande aus den nächsten Hafen zu gewinnen, um von da den Weg zur See fortzusetzen. Es ist die ungemeine Zerlappung des Landes durch Golfe, die Zergliederung durch Gebirge, die den Seeweg bequemer, billiger, oft auch kürzer macht als den Landweg. Die Golfe bieten hier einen gewissen Ersatz für die Flußschiffahrt, die in der Ägäis, infolge der unbeständigen Wasserführung der Flüsse, vollständig fehlt. Auch am kleinasiatischen Küstensaum herrscht entlang der gegliederten Küste der Seeverkehr vor. Aber hier setzt sich doch ein wichtiger Landverkehr ins

Innere der Halbinsel an — ein wesentlicher Unterschied zum europäischen Hellas. Er folgt den großen Stromebenen des Mäander, Hermos, Kaïkos aufwärts, die ihm eine ebene Bahn tief ins Innere öffnen und mit einem sanften Anstieg ins Hochland endigen.

Das Überwiegen des Seeverkehrs in Griechenland zeigt sich einmal darin, daß alle bedeutenderen Verkehrssiedelungen Seestädte waren, entweder unmittelbar an der Küste oder der Sicherheit wegen etwas landeinwärts verschoben und dann durch einen Hafenort mit der See verbunden. Große Landstädte, wie Sparta, Theben, Elatea, sind niemals im Altertum Handelsstädte geworden. Überhaupt liegen die Hauptorte der meisten Gaue, die zum Meere geöffnet sind, insbesondere fast aller Inseln, an der Küste, sehr zum Unterschiede zu den mittelalterlichen Gründungen, die in der verkehrsarmen Zeit ins Innere rücken, wo sie sicherer sind.

Das Überwiegen des Seeverkehrs zeigt sich ferner in der Vernachlässigung der Mittel des Landverkehrs. Der Wagen ist allerdings schon in der ältesten Zeit nicht bloß als Kult- und Streitwagen, sondern auch als Reisemittel im Gebrauch; wir wissen nicht sicher, von wo er nach Griechenland gekommen ist, jedoch ist seine Form der sehr ähnlich, die seit uralter Zeit im Orient verbreitet war. Aber er scheint doch im europäischen Griechenland nicht recht heimisch geworden zu sein. Denn in einem solchen Gebirgslande ist der Wagen mit Vorteil doch nur zu gebrauchen, wenn man für ihn Straßen baut, während er in vorzugsweise ebenen Ländern sich auch frei über Steppen und Brachfelder bewegen kann. Aus mykenischer Zeit sind uns einige Reste von Kunststraßen erhalten, in der historischen Zeit aber ist in Griechenland von Fahrstraßenbau bis zur hellenistischen Epoche, vielleicht sogar bis zur römischen Herrschaft, nicht die Rede. Die altgriechischen Fahrwege waren nichts als ausgefahrene Karrengeleise, die in für uns unfaßlicher Weise über die rauhe Felsoberfläche hinwegführten — so sieht man sie noch an zahllosen Stellen in den griechischen Gebirgen. Man benutzte wohl Karren zum Transport schwerer Lasten, aber man reiste meist zu Pferde oder zu Fuß, und daß man eilige Nachrichten durch Fußboten, anstatt durch Wagen oder Reiter beförderte, illustriert treffend diesen Zustand der Landwege; auch heute kommt in den griechischen Gebirgsgegenden ein rüstiger Fußgänger meist schneller vorwärts als der Reiter. Das Römerreich beschenkte auch Griechenland mit Kunststraßen. Aber mit dem Reich verfielen auch diese und, was noch bezeichnender, der Wagen verschwand wieder völlig aus Griechenland, um erst in der neuesten Zeit, zugleich mit dem Bau von Kunststraßen, wieder Eingang zu finden. Er verschwand, nicht bloß, weil er schwer zu gebrauchen war, sondern weil das Verkehrsbedürfnis in dem maritimen Lande nicht mehr groß genug war.

IV.

Fassen wir die geschilderte Eigenart des griechischen Landes in kurzen Worten zusammen. Zertrümmerung eines Gebirgslandes an Brüchen und Senkung haben hier einen ungemein reich gegliederten Erdraum geschaffen, klein an Landfläche, aber groß an Ausdehnung. Die ansehnlichen Ent-

fernungen, die Zersplitterung und Absonderung, die klimatischen Unterschiede schaffen eine Fülle von Gegensätzen, die zu der mannigfaltigsten menschlichen Tätigkeit, zu lebhaftem, durch die überall nahe See vermittelten Austausch anregen, die aber auch zur ethnischen und politischen Zerteilung führen. Griechenland ist individualistisch, gegenüber den großen, einförmigen, zentralistischen Länderräumen des Orients; auch übertrifft es darin die andern europäischen Mittelmeerländer. Im übrigen steht es in den grundlegenden Bedingungen materieller Kultur, in Klima, Vegetation, Ackerbau, Viehzucht, Siedelungen und dergleichen in der Mitte zwischen den Oasenländern der Wüstenregion, in denen die ältesten Kulturen des mediterranen Kreises ihre Heimat haben, einerseits, Italien und dem nichtmediterranen Europa anderseits. Es ist daher vorzüglich geeignet, eine Etappe auf dem Wege der allgemeinen Kulturentwicklung zu bilden, die ja ihren Schwerpunkt von Ägypten und Vorderasien nach Griechenland, dann nach Italien und endlich in der Neuzeit nach Westeuropa verschoben hat, um von hier aus zur Weltkultur sich auszuwachsen. So vermag Griechenland zwischen den Kulturformen des Orients und Europas zu vermitteln, orientalische Formen zu europaisieren und nach Europa weiterzugehen und umgekehrt nordische Einflüsse auf den Orient zu übertragen. Es bildet nicht nur durch seine Lage, sondern auch durch seine Natur die Kulturbrücke zwischen Asien und Europa.

Aber Griechenlands Fläche ist klein, überwiegend von Gebirgen erfüllt, es ist arm an Erzeugnissen, die im Welthandel eine größere Rolle spielen könnten. Ist es daher allein auf die Erzeugnisse seines Bodens angewiesen, so kann seine Bevölkerung nur wenig dicht, sein Gewicht in der Geschichte und Kultur der Zeit nur gering sein. Dagegen besitzt es durch seine Lage und Vielgestaltigkeit und seine vorzügliche Eignung für den Seeverkehr die Fähigkeit, ein hervorragendes Verkehrsland zu werden und als solches eine hohe materielle Blüte und eine glänzende vielseitige Kultur zu entwickeln. Die Blüte Griechenlands im Altertum, etwa vom 6. bis 4. Jahrhundert war auf die Beherrschung des Weltverkehrs zur See und die damit verbundene industrielle Entfaltung begründet, und diese Beherrschung war durch die damalige Lage und Ausdehnung des Weltverkehrs bedingt. Wir wollen daher die Bedingungen der Schiffahrt und des Weltverkehrs Griechenlands zur See kurz betrachten.

Da ist zunächst der große Gegensatz zwischen dem Ägäischen Meer einer-, dem offenen Mittelmeer außerhalb der Jonischen und Kretischen Inselkette anderseits hervorzuheben. Das Ägäische und die Teile des Jonischen Meeres, die innerhalb der Inseln liegen, sind innergriechische Meere, ein Teil des Lebensraumes der Griechen, das offene Mittelmeer dagegen die Grenze desselben. Es steht in einem ähnlichen Gegensatz zum Ägäischen Meer, wie der Ozean zum Mittelmeer oder der Ostsee. Wir wissen, daß das weite inselfreie Jonische Meer in der homerischen Zeit noch den Horizont der Griechen nach dieser Seite abschloß und daß man noch in der Blütezeit Griechenlands es nicht durchkreuzte, sondern, ängstlich den Küsten folgend, es umfuhr. Ähnlich führte der Weg nach Ägypten in der älteren Zeit über Cypern und Phönizien. Die

unabsehbare, inselloſe Weite, auf der man ſich nicht zu orientieren vermochte auf der man keine Station zur Ruhe und zur Ergänzung der Vorräte fand, was bei den kleinen überfüllten Schiffen der älteſten Zeit unbedingt erforderlich war, dann die mächtigen Wogen, die namentlich die häufigen Südweſtſtürme aufwerfen und in furchtbarer Brandung an die Süd- und Weſtküſten Griechenlands ſchleudern, kennt das inſelreiche Ägäiſche Meer nicht. Dazu kam die weniger günſtige Küſtengeſtalt des weſtlichen Peloponnes, die langen hafenloſen Sandküſten desſelben. Der ganze Gegenſatz des heimiſchen Ägäiſchen, des unheimlichen äußeren Meeres kommt in der bekannten Scheu vor dem Kap Maleas, der Südſpitze des Peloponnes, zum Ausdruck: „wenn du Malea umſchiffſt, vergiß der Heimkehr.“ Nicht allein ſind es die Stürme und die Brandung an dieſem Kap, die es furchtbar machen — es iſt auch die Grenzmarke, wie die Säulen des Herkules das „mare nostrum“ vom Ozean ſcheiden. Darum zog man zumeiſt den Weg über den Iſthmos von Korinth der Umſchiffung des Peloponnes vor, darum blieben Süd- und Weſtküſte desſelben außerhalb des großen Verkehrs liegen. Überhaupt war im Altertum die Weſtſeite Griechenlands die an Kultur und Verkehr arme Rückſeite des Landes. Anſtatt des lebhaften Querverkehrs auf mehreren Wegen und zahlreichen Anſatzpunkten im Ägäiſchen Meer gibt es auf der Weſtſeite nur die eine große Seeſtraße an der Küſte entlang nach Nordweſten, die zudem zum großen Teil an dem halbbarbariſchen Epirus entlang führte.

Auch das Schwarze Meer ſtand in einem ähnlichen Gegenſatz zum Ägäiſchen; auch hier eine weite, inselloſe Fläche, die man nur an den Küſten umfuhr, unregelmäßige Winde und im Winter ſtarke Kälte und teilweiſe Eisbedeckung, ſelbſt in den Übergangsjahreszeiten oft ſehr rauhes Wetter, kurz, ein andres Klima.

Immerhin darf man ſich auch das Ägäiſche Meer nicht zu unſchuldig vorſtellen. Sind die Wellen auch nicht ſo hoch wie im offenen Meer, ſo ſind ſie doch, zwiſchen den Inſeln und Vorſprüngen mannigfaltig abgelenkt und interferierend, kürzer, ſteiler, unregelmäßiger, und es entwickelt ſich oft genug zwiſchen den Inſeln, namentlich wenn der Wind umſchlägt oder gegen die Strömung ankämpft, eine wilde Kreuzſee, die kleineren, beſonders offenen Booten gefährlich werden kann. Und die griechiſchen Meere, auch das Ägäiſche, ſind recht ſtürmiſch. Unter den Eigenheiten des griechiſchen Klimas iſt die faſt beſtändige, oft ſehr heftige Luftbewegung bemerkenswert. Auf dem Lande iſt ſie ein großer Vorzug, der weſentlich dazu beiträgt, die Hitze des Sommers zu mildern und die Malaria einzuſchränken. Auf der See iſt ſie weniger angenehm. Im Sommer herrſchen die Nordwinde, die bekannten Eteſien, ein Teil der allgemeinen nördlichen Luftſtrömung, die dann über das Mittelmeergebiet weht und hauptſächlich die Trockenzeit verurſacht. Sie beginnen ſchon im Mai an einzelnen Tagen, werden dann häufiger und häufiger, um im Auguſt ihr Maximum zu erreichen, im September wieder zu ſchwinden. Dieſe Eteſien treten nicht als beſtändiger Luftſtrom auf, ſondern Tage, wo ſie herrſchen, wechſeln mit Tagen der Windſtille oder leichter ſüdlicher Briſen; nur im Hochſommer wehen ſie oft wochenlang hintereinander, doch immer

nur am Tage. Sie setzen morgens ein, erreichen ihren Höhepunkt gegen Mittag und flauen gegen 4 bis 5 Uhr ab, so daß die Abende und Nächte still sind. Dabei erreichen sie aber oft die Stärke eines ansehnlichen Sturmes, der auf den Höhen der Inseln Menschen und Tiere umwirft und den Baumwuchs dort verhindert. Solche sommerlichen Nordstürme gewähren einen großartigen Anblick; bei tiefblauem Himmel und heller, wenn auch nicht durchsichtiger Luft treibt der Wind die Wogen mit silbernen Schaumköpfen vor sich her, reißt diese Schaumkronen ab und erfüllt die Luft mit glitzerndem Gischt, der das Wasser tief azurn erscheinen läßt. Doch weht er so häufig und so heftig nur in der Mitte des Ägäischen und im freien Jonischen Meere, dort als Nordnordost, hier als Nordnordwest; auf den Festländern sind die Nordwinde des Sommers weit weniger ausgebildet. An der Westküste Kleinasiens überwiegen sogar südwestliche Winde, die es also hier den Schiffen ermöglichen, leichter nach Norden zu gelangen. Daher stehen die kleinasiatischen Griechenstädte in viel leichterer Verbindung mit dem Pontus als die europäischen, ein Grund, der mit dazu beigetragen haben muß, gerade ihnen die Kolonisation des Pontus zu erleichtern.

Die Etesien erschweren zwar das Segeln in nördlicher Richtung ungemein, werden aber sonst von den Schiffern weniger gefürchtet, da sie immer aus derselben Richtung bei klarem Wetter wehen und leicht voraus erkannt werden können. Viel furchtbarer sind die unberechenbaren Stürme des Winters, die im Gefolge wandernder Minima oft plötzlich aufspringen mit furchtbarer Gewalt, mit heftigem Regen und unsichtiger Luft und oft in die entgegengesetzte Richtung umspringen, das Schiff gegen dieselbe Küste werfend, die ihm eben noch zum Schutz gedient hat. Daher ruhte bekanntlich die Schiffahrt im Winter, und noch heute beziehen die meisten kleinen Segler Winterquartiere in bestimmten sicheren Buchten, wo sie sich zu Hunderten sammeln. Die besten Monate für die Schiffahrt sind April, Mai, auch Juni sowie September und Oktober.

Am gefürchtetsten sind die Fallwinde, die an steilen Küsten stoßweise herabfegen, wenn ein starker allgemeiner Wind seewärts weht. So ist man z. B. zur Zeit der Etesien gerade an südlichen Steilküsten diesen Fallwindstößen ausgesetzt. Wenn man im Boot an solcher Küste vorbeisegelt, muß man das Segeltau stets in der Hand halten, um im Augenblick die Druckfläche des Segels verkleinern zu können, sobald ein solcher Stoß kommt, sonst kann das Boot zum Kentern gebracht werden. Bekannt ist der Mythus vom Riesen Skiron, der am Skironischen Engpaß die Reisenden über die Felswand ins Meer stürzt, eine Personifikation des dort häufigen Fallwindes.

Wenn keine allgemeine, übermächtige Luftströmung herrscht, entwickelt sich an den Küsten das regelmäßige Spiel des Land- und Seewindes. Am Tage weht der Wind vom Meere herein, Kühlung in das erhitzte Innere tragend; bei Sonnenuntergang setzt der Landwind ein, der bis zur Morgenfrühe dauert. Dieser Windwechsel ist von großer Bedeutung, da er das Ein- und Auslaufen der Segelschiffe und Fischerboote erleichtert. Man fährt abends oder nachts mit dem Landwind ab, segelt am Tage mit dem Seewind in den Hafen. Das

ist um so wichtiger, als bekanntlich Ebbe und Flut nur so schwach entwickelt sind, daß der Laie gewöhnlich annimmt, die Gezeiten fehlen im Mittelmeer ganz. Das ist nun keineswegs der Fall, aber sie erreichen nur im Hintergrund längerer Golfe solche Beträge, daß sie dem bloßen Auge sichtbar werden, so am Isthmus von Korinth und am Golf von Lamia, wo schon Herodot sie erwähnt. Hier steigt der Unterschied von Ebbe und Flut bis zu einem halben Meter. Aber schon sehr kleine Niveauschwankungen der Gezeiten genügen doch, um in den Sunden zwischen den Inseln heftige Strömungen hervorzubringen indem Flut auf der einen Seite eintritt, wenn auf der andren noch Ebbe herrscht, und umgekehrt. Diese Gezeitenströme wechseln natürlich viermal am Tage ihre Richtung. Auch langdauernde Winde pflegen durch ihre Stauwirkung heftige Strömungen in den Meerengen zwischen Inseln hervorzubringen. Eine allgemeine ständige Strömung, die den Wasserüberschuß des Schwarzen Meeres mit Heftigkeit durch den Bosporus und Hellespont ins Ägäische Meer führt, kreuzt dieses letztere, ausgebreitet und verschwommen, gegen Kap Maleas hin; doch macht sie sich praktisch auch nur an Engen, wie an diesem Kap und dem Kaphereus, zwischen Euböa und Andros, bemerkbar.

Hat also die primitive Schiffahrt auf dem Ägäischen Meere auch ihre Gefahren und Schwierigkeiten, so ist sie doch im Vergleich mit andern Meeren sehr erleichtert, durch die Regelmäßigkeit der Luftströmungen im Sommer, das fast völlige Fehlen des Nebels, den überwiegend heiteren Himmel, die überall nahen Küsten, endlich durch die vorzügliche Küstengestalt selbst. Steilküsten walten bei weitem vor, und genügend tiefes Meer tritt fast überall an sie heran, Sandbänke und Untiefen sind selten. Überhaupt ist das Ägäische Meer arm an Anschwemmungen des Meeres, da die Flüsse und die Brandung schwach sind und verhältnismäßig wenig Sediment den Wellen liefern. Dagegen bilden die Flüsse, wo sie in Buchten münden, gern Deltas, die sie durch Ablagerung ihrer Sedimente ins Meer hinein vorbauen und dadurch die ursprünglichen Häfen absperren. Vor allem bieten die tief eingreifenden, schlauch- oder sackförmigen Ingressionsbuchten, die an den meisten griechischen Küsten verbreitet sind, eine Überzahl von sicheren Schlupfhäfen dar. Dadurch ist freilich nicht nur der friedlichen Schiffahrt und Fischerei eine große Zahl von Ansatz-, Ruhe- und Zufluchtspunkten gegeben, sondern ebenso der Seeräuberei, für die keine Küstenform geeigneter ist als die griechische, ein Gewerbe, das daher hier ebenso alt ist wie die Schiffahrt selbst, niemals verschwand, bis zur Zeit des Dampfes, wo es sich in die harmlosere Form des Schmuggels hat umwandeln müssen. Das Korsarentum hat aber auch seine guten Seiten. Keine Art der Seefahrt ist so geeignet, kühne und tüchtige Seeleute zu bilden, die Technik der Seefahrt und des Schiffsbaues zu fördern. Der Seeraub ist es, der, auch in den Zeiten tiefsten Verfalls ihres Handels, die Griechen noch in der Übung der Seefahrt erhalten hat; er ist es, aus dem sich zum großen Teil die neugriechische Handelsmarine im 18. Jahrhundert wieder entwickeln konnte.

Nicht alle griechischen Küsten sind reich mit Ingressionsbuchten besetzt. Grade diejenigen, die von der Brandung am stärksten betroffen werden, indem sie sich den weitesten Meeresflächen und den herrschenden Windrichtungen zu-

wenden, sind durch die Arbeit der Brandung selbst ihrer Buchten beraubt worden. Indem die Brandung die Küste unterwühlt und landwärts verschiebt, trägt sie mit der Zeit den ganzen gegliederten Küstenstreifen ab und ersetzt ihn durch die Abrasionsküste, die durch bogenförmige, weit geöffnete Buchten, oft mit Sandstrand im Hintergrund, gekennzeichnet ist. So ist die Ostküste Griechenlands: Thessaliens, Euböas, Lakoniens, eine derartige ungünstige, verschlossene Abrasionsküste geworden, unter der zerstörenden Einwirkung der nordöstlichen Winde. Auch die Westküsten der Jonischen Inseln sind ähnlich gestaltet. Daher vollzieht sich der Verkehr möglichst hinter diesen Inseln sowie durch den Euripus. Auch an den geschützteren, weniger abgetragenen Küsten, wo noch Ingressionsbuchten zu finden sind, hat doch die Abrasion begonnen und Bogenbuchten geschaffen, die dort mit den Ingressionsbuchten zu wechseln pflegen. An andren Küsten, wo reichliches Sediment vorhanden ist, schafft die Brandung einen sandigen, von Dünen besetzten Strandsaum, der sich vor die Unebenheiten der Steilküste in sanften Kurven verlaufend vorlegt. Dahinter bleiben dann Haffs zurück, die mit der Zeit von den Flüssen zugeschwemmt und in fruchtbare Küstenebenen verwandelt werden. Solcher Art ist die Flachküste des westlichen Peloponnes, wo nur die Felsvorsprünge, an die sich der Strandsaum anheftet, den Schiffen einigen Schutz gewähren; so auch die Küste Ätoliens.

Sind die tiefeingreifenden Ingressionsbuchten die idealsten Häfen und ihre Häufigkeit für die Entwicklung der Schiffahrt in der Ägäis von der größten Bedeutung, so darf man doch nicht vergessen, daß die Ansprüche der Schiffahrt mit der Zeit sehr wechselnde sind. Namentlich in der älteren Zeit, als die Schiffe so klein waren, daß man sie bei jeder Ruhepause aufs Land zog, war man von guten Häfen viel unabhängiger, als später mit dem Größerwerden der Fahrzeuge. Je vollkommener das Schiff wird, desto größere Ansprüche stellt man an die Qualität, an Geräumigkeit und Sicherheit der Häfen. So sind viele Häfen, ja ganze Küsten, die in früheren Zeiten einem großen Verkehr dienten, im Laufe der Zeit, ohne wesentliche Änderung, unbrauchbar geworden, wie z. B. Phönizien. In der ältesten Zeit sehen wir daher die griechische Schiffahrt Abrasionsbuchten oder sogar ganz offene Küsten vor den schönsten Naturhäfen, die ja immer etwas schwieriger anzusegeln sind, bevorzugen, wenn sie nur einen guten Sandstrand hatten, wo man die Schiffe hinaufziehen konnte. Viele Küstenstädte der älteren Zeit, besonders auf den Inseln, liegen an — für unsre Begriffe — schutzlosen Sandufern, vornehmlich an solchen, die gegen Nordwinde gedeckt waren und wo sich über dem Sandufer eine Höhe, zur Akropole geeignet, vorfand. Die nur im Winter häufigeren Südwinde kommen weniger in Betracht, da ja dann die Schiffahrt ruhte. Mit dem Größerwerden der Schiffe mußte man später solche Küstenstellen verlassen, wie z. B. die Häfen Athens zeigen; hier trat an Stelle des offenen Phaleron der geschützte Piräus. Oder man mußte zur Anlage künstlicher Häfen schreiten, die in großem Maßstabe in hellenistischer Zeit begonnen wurde. Ganz flache Küsten, die keine Stadthöhe darboten, vermied man von jeher bei der Anlage von Seestädten, da man ja Städte überhaupt höchst ungern in der Ebene baute. Wo größere Ebenen an das Meer stoßen,

liegen die Hafenorte stets an der Seite, wo die Flachküste an das Gebirge stößt (Nauplia, Gythion u. a.) Überhaupt darf man den Einfluß der Güte des Hafens auf die Entstehung bedeutender Seestädte nicht überschätzen. Diese erwachsen meist dort, wo die von der Natur vorgeschriebenen Verkehrsrichtungen zu See und zu Lande einen Ansatzpunkt der Schiffahrt verlangen. Ist dort ein natürlicher Hafen vorhanden, desto besser; fehlt er, so sucht man sich ohne ihn zu behelfen. So sind z. B. Korinth, Paträ, Ägion u. a. entstanden, obwohl sie keine Naturhäfen besitzen.

Einige Hafentypen, die in andren Gebieten sehr wichtig sind, fehlen in der Ägäis fast völlig. So die Lagunenhäfen (Venedig, Narbo u. a.), und, wie leicht begreiflich, die Flußhäfen. Die Flußmündungen werden geradezu gemieden. Einmal gibt es gar keine Flußschiffahrt, an die der Seeverkehr sich anknüpfen könnte, dann fehlen die Trichtermündungen, die nur an Küsten mit starken Gezeiten entstehen. Die Flußmündungen sind hier entweder durch Barren geschlossen, oder sie bauen in stillen Buchten große Deltas vor, die rasch anwachsen. Die Häfen, die den Verkehr größerer Stromebenen beherrschen, liegen dann seitwärts von den Mündungen und werden dennoch mit der Zeit durch die fortschreitenden Deltas bedroht und manche schließlich vernichtet (Ephesos, Milet.)

V.

Wir wissen nicht, ob die Seeschiffahrt in der Ägäis autochthon, ob ihre Keime von auswärts hierher verpflanzt sind. Jedenfalls ist dies Gebiet, wie kein andres, geeignet, als Schule der Schiffahrt zu dienen. Mit Naturnotwendigkeit wird hier der Mensch durch die überall sichtbaren Inseln und Gegenküsten aufs Meer gezogen, das er hier selbst mit den primitivsten Fahrzeugen zur Not überwinden kann. Die Schwierigkeiten sind aber doch groß genug, um ihn bald über die unterste Stufe der Technik hinüber zu zwingen. Ein Hochseefahrer kann er hier allerdings nicht werden; das lernt der Grieche erst lange, nachdem er seine Schiffahrt über das Mittel- und Schwarze Meer ausgedehnt hat. Schon in der mykenischen Zeit herrscht in der Ägäis ein lebhafter Seeverkehr, schon spielen enge Beziehungen nach Cypern, Syrien, Ägypten. Aber noch lange in der historischen Zeit folgt man selbst bei der Durchquerung des Ägäischen Meeres zwischen Griechenland und Kleinasien den Inselreihen. Gerade in der ältesten, der mykenischen Zeit, scheint der Weg über Kreta eine große Rolle gespielt zu haben, wie man aus der damaligen, später nicht wieder erreichten Blüte dieser Insel schließen darf. Die Fortsetzung der Kretischen Inselreihe führt nach Lakonien und der Argivischen Ebene, wo wir ja die bedeutendsten Zentren der mykenischen Kultur auf dem griechischen Festlande finden. In der historischen Zeit wird dagegen die zweite Reihe bevorzugt, die der Sporaden und Kykladen, die übrigens auch schon in mykenischer Zeit benutzt wurde, wie aus den zahlreichen Kulturresten auf diesen Inseln hervorgeht; insbesondere war der beliebteste Seeweg über Samos, Ikaria, die Melantischen Klippen, Mykonos. Es ist kein Zufall, daß die bedeutendsten Handelsstädte an den Enden dieser Inselreihe liegen: Milet und Ephesos, auch Samos auf der asiatischen Seite; auf der europäischen führt

die Inselreihe zum euböischen Kanal mit den alten Seestädten Chalkis und Eretria und dem Saronischen Golf mit Ägina, Megara, Athen, Epidauros, Troezen. Diese große Querstraße setzt sich fort über den Isthmus und seine Schiffsbahn (den Diolkos), beherrscht von der Handelsmetropole Korinth, durch den Korinthischen Golf, dann an der Westküste entlang nach Italien und dem übrigen Westen des Mittelmeeres. Auch dieser Weg ist mit Handelsstädten besetzt, besonders den Kolonien der Korinther, die ihn beherrschen. Auf diesem großen Querwege schneidet die Ägäis den Warenstrom von Ägypten und Syrien her, über Cypern und an der Südküste Kleinasiens entlang, d. h. von den alten orientalischen Kulturstaaten und ihren innerasiatischen und tropischen Hinterländern, nach dem Westen des Mittelmeeres. Er brachte die Industrieprodukte dieser Länder, das Getreide, den Papyrus Ägyptens, die tropischen Gewürze und Drogen. Das ist der größte Strom des Weltverkehrs das ganze Altertum und Mittelalter hindurch, bis er durch die Umschiffung Afrikas abgelenkt wird.

Dieser Verkehrsstrom kreuzt sich aber in der Ägäis mit andern. Zunächst dem Landwege aus Vorderasien zur Westküste Kleinasiens, der in der Zeit noch unvollkommener Schiffahrt mit dem Seewege konkurrieren konnte; wenigstens ist die alte Blüte der kleinasiatischen Griechenstädte nicht ohne einen beträchtlichen Landhandel durch Kleinasien erklärlich. Dazu kamen allerdings die reichen Produkte des inneren Kleinasiens selbst, namentlich Wolle und Metalle. Eine ganze Anzahl von leichten, natürlichen Wegen führt vom inneren Hochland zur Küste, den breiten Stromebenen folgend. Neben den Mündungen derselben lagen die bedeutenden Handelsstädte: Milet neben dem Mäander; Ephesos neben dem Kayster; Smyrna, Phokäa, Kyme neben dem Hermos; Elaia neben dem Kaïkos. Ferner sammeln sich in der Ägäis die Wege aus Thrakien und Makedonien. Am wichtigsten aber war der Weg zum Pontus, der teils an den beiden Küsten möglichst innerhalb der Küsteninseln entlang führte, teils die Inselreihe Magnesische Inseln — Lemnos zur Durchquerung des Meeres benutzt haben mag. Doch hat diese Inselreihe viel größere Lücken, und wir bemerken daher hier im Norden der Ägäis lange nicht eine so enge Kultur- und Geschichtsgemeinschaft beider Seiten wie im südlichen Teil. Die eine Küstenstraße kam also den kleinasiatischen Städten zugute, die andre vornehmlich den Städten am Euböischen Kanal: Chalkis und Eretria. Es ist dann der große Vorzug der Lage Attikas, daß es diese wichtige Straße mit der Kykladenstraße vereinigt. Der Weg zum Pontus wie die Küsten desselben waren mit griechischen Kolonien dicht besetzt, ein Beweis, welch ungeheure Bedeutung dieser Weg für die Griechen hatte. Es ist nach dem Gesagten leicht verständlich, wieso gerade Chalkis und Athen die makedonisch-thrakische Küste kolonisierten, während die Kleinasiaten, besonders die Milesier, die den Pontus zuerst erschlossen zu haben scheinen, hauptsächlich die Meerengen und den Pontus selbst besetzten.

Worin bestand aber die Bedeutung des Pontischen Handels? An der Südostküste des Pontus, in Sinope, Trapezunt usw. wird nun der Karawanenhandel aus Innerasien abgefangen, der vorher durch Kleinasien zur Ägäis ging. Wahrscheinlich drohte den kleinasiatischen Griechen dieser Handel zu

entschlüpfen mit der immer mehr zunehmenden Bevorzugung des Seeweges, und so wurden sie genötigt, ihn am Pontus aufzunehmen. Dieser Weg durch Armenien und Kaukasien zum Schwarzen Meer ist seitdem ein wichtiger Konkurrenzweg des innerasiatischen Handels zu dem Wege über Syrien; während letzterer überwiegend in den Händen der Phönizier blieb, lag ersterer ganz in denen der Griechen. Nicht weniger wichtig war aber die Nordseite des Pontus. Hier öffneten sich die ungeheuren russischen Niederungen und das Donaugebiet mit ihrem Reichtum an Rohprodukten; hier strömten aus nebelhaften Fernen die Erzeugnisse des hohen Nordens wie des innersten Asiens auf den Griechen selbst unbekannten Wegen herbei. Je mehr die Bevölkerung Griechenlands über die Ernährungsmöglichkeit des eigenen Landes wuchs, desto wichtiger wurde die Zufuhr — abgesehen von den kostbaren Waren der Ferne — von Getreide und Wolle, von Fischen des Pontus, von Holz aus den Gebirgen des Kaukasus, Nordkleinasiens, des Donaugebietes, von Eisen und andren Metallen aus Armenien; ferner von Sklaven, die wahrscheinlich von den Stammesfehden der barbarischen Völker geliefert wurden. Neben dem Pontus schickten Ägypten und Sizilien Getreide nach Griechenland.

Wenden wir uns auf die Westseite Griechenlands, so sehen wir dort zwei Seeverkehrswege sich vereinigen: die Adria, an deren Nordende sich schon ein prähistorischer Handel über die Alpen und den Karst anknüpfte, der z. B. den Bernstein hierher gelangen ließ, dann an der Südküste Italiens vorbei nach Sizilien. Diese Insel beherrscht die beiden Zugänge des westlichen Mittelmeeres. Die Straße von Messina wurde von den Griechen besetzt, und von dort fuhren sie weiter an den Küsten Italiens vorbei zu den metallreichen Tyrrhenischen Inseln, nach Südfrankreich und Nordspanien. In Massilia hielten sie den Schlüssel des Landverkehrs in das westliche Europa, zu den Küsten des Ozeans und Nordmeeres. Die Straße südlich von Sizilien führte an der afrikanischen Küste vorbei oder über Sardinien und die Balearen nach Südspanien und durch die Säulen des Herkules zu den Küsten Westspaniens und Westafrikas. Dieser Weg blieb in den Händen der Phönizier und Karthager. Daher die welthistorische Bedeutung des Kampfes in Sizilien. Konnte eine der beiden streitenden Parteien die ganze Insel und damit beide Meeresstraßen gewinnen, so hatte sie das ganze westliche Mittelmeer in der Hand. Erst die Römer haben diesen Kampf entschieden.

Über die Richtungen des phönizischen Handels wissen wir leider sehr wenig. Jedenfalls hat auch er, vor der Blüte Griechenlands, zeitweise den Weg über Griechenland genommen; dann ist er von dort verdrängt worden. Es blieb ihm dann noch ein Küstenweg nach dem Westen offen: der an der afrikanischen Küste entlang, schwierig durch die Hafen- und Wasserarmut der libyschen Gestade. Aber auch hier treffen wir an dem Griechenland nächst gelegenen Punkt, zugleich der einzigen natürlichen Station zwischen Ägypten und der Großen Syrte, einen ansehnlichen griechischen Kolonialbezirk, die Kyrenaika, die einzige griechische Niederlassung in Afrika außerhalb Ägyptens. Es ist wohl anzunehmen, daß dieses Land quer über die hohe See erreicht wurde, da der Umweg über Phönizien doch gar so weit ist. Es ist die einzige

griechische Kolonie, zu der man vom Mutterlande kaum in Küstenfahrt gelangen konnte. Überhaupt stellten ihr Zweck und ihre Bedeutung ein auffallendes verkehrsgeographisches Problem dar. Ihre Bedeutung dürfte wohl auf dem Karawanenhandel durch die Wüste nach dem Sudan beruht haben. Wie sich die Phönizier mit dieser Unterbrechung auch ihres zweiten Weges nach dem Westen abgefunden haben, ist nicht bekannt. Möglich, daß sie von da an über das offene Meer gefahren sind.

Welches die materiellen Grundlagen der mykenischen Blüte Griechenlands waren, wissen wir nicht. Die hohe Entfaltung Griechenlands in historischer Zeit beginnt mit der Eröffnung des Handels nach dem Pontus einerseits, dem westlichen Mittelmeer anderseits, der Entsendung von Kolonien nach beiden Seiten. Es muß zweifelhaft bleiben, ob, wie Beloch meint, die Entwicklung des Handels den Kolonialgründungen folgte, diese lediglich der heimischen Übervölkerung entsprangen, oder ob umgekehrt der schon eingeleitete Handel die Kolonisation nach sich zog. Schon vorher auf dem Wege des Verkehrsstromes durch Syrien und Kleinasien nach dem Westen gelegen, rückt Griechenland nun in den Brennpunkt des Weltverkehrs.

Mit der Entwicklung des Handels und der Schiffahrt in Hellas geht Hand in Hand eine glänzende Entwicklung seiner Industrie — die ja, in vormaschinellen Zeiten, stets mit dem Handel zusammen entsteht. Denn sie findet ihre besten Bedingungen dort, wo die Rohprodukte zusammenströmen, Kapitalien sich entwickeln und eine dichte und intelligente Bevölkerung billige und gebildete Arbeitskräfte zu Gebote stellt. Abhängigkeit von andren Kraftquellen, von Wasser und Kohlen, kommt ja noch nicht in Betracht, deren Mangel heute jeden höheren industriellen Aufschwung in Griechenland behindert. Nicht unbeträchtlich kommen auch die Rohprodukte der Ägäis selbst zu Hilfe, vor allem die mineralischen. Es fehlt dort, mit Ausnahme des Zinns, keines derjenigen Metalle, die im Altertum verwendet wurden: Gold (Pangaion, Tmolos, Abydos, Siphnos), Silber und Blei (Laurion, einige Kykladen, Mysien u. a.), Eisen (Seriphos und andre Kykladen, Lakonien, Euböa u. a.), Kupfer in geringen Mengen an zahlreichen Stellen (Argolis, Euböa, Othrys, Seriphos), Zink (Laurion, Mysien). Nur Zinn fehlt gänzlich, das zur Bronze benötigt und von weither eingeführt wurde. Aber die meisten dieser Erzvorkommen sind nur mäßig reich und wurden — für die damaligen Methoden — bald erschöpft, noch dazu, da mit der erweiterten räumlichen Kenntnis und dem erleichterten Verkehr immer mehr entferntere Lagerstätten die einheimischen außer Wettbewerb setzen konnten. Heute, bei der vervollkommneten Technik der Gewinnung, lohnen einige der griechischen Erzbezirke wieder den Abbau. Eine besonders hervorragende Industrie in Griechenland war ferner die Keramik. Aber auch die Textilindustrie blühte; die Wollenweberei in Kleinasien, begründet auf die große Schafzucht des Innern; die Leinen- und später die Baumwollenweberei im Peloponnes und auf einigen Inseln; die Purpurfärberei auf Grund der Fischerei der Purpurschnecke.

Griechenland nahm in der Zeit etwa vom 6. bis 4. vorchristlichen Jahrhundert eine Stellung ein, die man mit der Englands vom 17. bis zum

19. Jahrhundert vergleichen kann. Es vermittelte zwischen den alten, industriellen Kulturländern des Ostens und den frisch eröffneten, Rohprodukte erzeugenden Kolonialgebieten des westlichen Mittelmeeres und des Pontus und hielt die Fäden zwischen beiden Gebieten in der Hand — wie England am Westrande Europas zwischen diesem und den transozeanischen Kolonialländern vermittelte. Das ist die Zeitlage, die in Griechenland jenen Reichtum und jene Volksdichte, jene hohe und vielseitige Kultur entstehen ließ, zu der es seine Lage und Natur befähigten, zu der es aber, klein und unfruchtbar, niemals gelangen konnte, wenn es außerhalb des Weltverkehrs auf sich selbst beruhte. Daher verwelkt diese Blüte so schnell, um sich nie mehr zu erneuern. Mit Alexander, als die griechische Kultur sich zu einer Weltkultur auswächst, beginnt der Niedergang Griechenlands, verliert das Mutterland immer mehr die Führung in dem kosmopolitisch gewordenen Hellenismus. Die große Ausdehnung der bekannten Welt zuerst nach Osten, dann nach Westen und Nordwesten in hellenistischer und römischer Zeit läßt den Weltverkehr neue, großartigere Formen entwickeln. Die Masse und Mannigfaltigkeit der Waren steigt, der Verkehr wird großzügiger, die Schiffe geräumiger, der Transport billiger; man beginnt, über die hohe See zu fahren, man legt weitere Fahrten in einem Zuge zurück, man spart an Stationen. Die Küsten des Orients treten in direkte Verbindung mit dem westlichen Mittelmeer; hier entwickeln sich die großen Metropolen Alexandrien und Antiochien, dort blühen Italien, Neu-Karthago, die südfranzösischen Häfen mächtig empor. Der Mittelpunkt der Welt verschiebt sich nach Italien; Griechenland wird als Zwischenstation ausgeschaltet. Seine nur auf geringen Mengen von Rohprodukten und einer geringzähligen Arbeiterschaft beruhende Industrie wird überwuchert von den Massenerzeugnissen größerer und reicherer Länder. Der Niedergang ist nicht plötzlich. Der Absterbeprozeß des Welthandels in Hellas zieht sich durch das ganze übrige Altertum; noch lange halten sich Reste desselben in Korinth, Delos, Rhodos, in Ephesos und Smyrna, besonders des pontischen und kleinasiatischen Handels. Mit dem Aufblühen Konstantinopels gehen auch diese bis auf unbedeutende Überbleibsel zugrunde. Nie hat sich für Griechenland die Weltlage wiederholt, die es in seiner klassischen Blütezeit besaß. Daher hat es sich nie wieder aus seiner Bedeutungslosigkeit heraufgearbeitet, zu der es seine Kleinheit, seine Zersplitterung, die Armut seines Bodens verurteilen. Ja, die letztere ist durch die intensive Kultur der Blütezeit gesteigert worden. Diese hat seine Wälder aufgezehrt, seine Mineralschätze erschöpft, alle Kräfte seines Bodens aufs äußerste angespannt. Wir haben gesehen, wie der Rückgang der Kultur im dortigen Klima wirken muß, weshalb der Boden von der Überanstrengung und darauffolgenden Vernachlässigung sich nie wieder erholen kann. Griechenland konnte nur *eine* herrliche, aber kurze Blüte tragen. Italien hat, dank dem Reichtum seines Bodens und der größeren Gunst seines Klimas, sich von harten Schlägen und verwüstender Mißwirtschaft immer wieder erholt, ist stets, auch in den ungünstigsten Zeiten, ein hervorragendes Kulturland geblieben.

Gold und Prosperität.

Von
Dr. **Alfred Schwoner** (Wien).

Die Einwirkung des Goldes auf den Entwicklungsgang der Weltwirtschaft ist eines der bestrittensten und mindestgeklärten nationalökonomischen Probleme. Die volkswirtschaftlichen Laien sind im Grunde genommen immer Merkantilisten. Zwischen Gold und Geld unterscheiden sie eventuell noch, aber Geld und Kapital sind ihnen identisch. Bei der misera plebs contribuens ist dieser Irrtum begreiflich; wer von der Hand in den Mund lebt, sein Einkommen völlig verzehrt, hat Kapital nie in andrer Form gesehen als in Geld, und wenn er Schulden kontrahiert, so ist das für ihn auch nur — aes alienum. Aber der Irrtum greift weit. Man würde staunen, wie viele unter den Kapitalisten die allerdings vage Vorstellung haben, daß der Geldreichtum eines Landes mit dem Kapitalreichtum eines Landes identisch ist, daß bei ordentlicher Wirtschaft genug Geld im Lande sein muß, um alle Güter im Lande gleichzeitig bezahlen zu können, daß die — in Geld ausgedrückten — Vermögen auch faktisch in Geld vorhanden sind. Daß Leute, die solcher Ansicht sind, Goldfunde als die wahrhafteste und beste Vermehrung des Nationalreichtums ansehen, ist nur selbstverständlich. Auf einer höheren Stufe kehrt dieser Irrtum in den Kreisen der Börsenmänner wieder, wenn diese die Chancen „billigen" und „teueren Geldes" diskutieren und nur die Geldvorräte dabei berücksichtigen, während doch die Menge des zu Leihzwecken verfügbaren Kapitals der entscheidende Faktor ist. Aber auch unter den hervorragendsten deutschen Nationalökonomen fehlt es nicht an solchen, welche dem Golde die Rolle des stärksten Gärungsferments in der Volkswirtschaft zuweisen. So z. B. behauptet Professor Werner Sombart in dem ersten Kapitel des theoretischen Teiles (Bd. II) seines Hauptwerkes, daß alle großen Prosperitätsperioden durch Entdeckung neuer Goldstätten hervorgerufen worden seien. Professor Sombart unterscheidet nämlich zwei Perioden kapitalistischer Entwicklung: Perioden der Expansion, in denen die Kapitalsbeträge rasch und stetig wachsen, gekennzeichnet durch gesteigerte kapitalistische Tätigkeit, steigende Preise, zunehmenden Wohlstand sowie erleichterten Absatz; und Perioden der Kontraktation, in denen sich die Zusatzkapitalien aus reiner Überkapitalisation ergänzen, gekennzeichnet durch sinkende Preise, Ver-

schlechterung des Absatzes, — kurz, durch Depression. Die Perioden der Expansion seien nun immer hervorgerufen worden durch vermehrte Edelmetallproduktion oder anderweitige Vermehrung der Edelmetalle oder ihrer Surrogate. Zum Beweise wird hingewiesen auf die Prosperitätsperiode nach der Entdeckung Amerikas, auf die Prosperitätsperiode der Zeit nach 1850, wo eigentlich erst der Kapitalismus auf dem europäischen Kontinent zur Herrschaft gelangt ist — 1848 waren die kalifornischen, 1851 die australischen Goldfelder erschlossen worden — auf den Aufschwung Deutschlands nach 1871 (französische Milliardenentschädigung) und auf die jüngste Weltkonjunktur zu Ende der neunziger Jahre, die durch das Gold von Transvaal verursacht worden sein soll.

Indem Professor Sombart den Beweis dieser Behauptung unterließ, ist eigentlich das Grundkapitel seines Buches ungeschrieben geblieben. Die Sätze stehen da, stoßen den Leser vor den Kopf, überzeugen ihn aber nicht. Man kann der Grundansicht Sombarts beipflichten, daß das (angesammelte) Kapital den Kapitalismus erzeugt habe, daß ohne diese Voraussetzung die kapitalistische Sinnesrichtung nicht hätte aufkommen können, und die modernen Erfindungen, welche das Antlitz der Erde verändert haben, nicht gemacht oder doch nicht genutzt hätten werden können. Kapital mußte vorhanden sein; aber — Gold? Gold ist Kapital, aber Kapital ist nicht Gold. Soll man wirklich glauben, daß unser kapitalistisches Zeitalter das, was man ihm sonst auch nachsagen möge, doch die Möglichkeit, die doppelte Anzahl von Menschen besser zu ernähren als in der vorkapitalistischen Zeit, geschaffen und die Malthussche Theorie ad absurdum geführt hat, dem kalifornischen Gold mehr zu verdanken habe als z. B. den Eisenbahnbauten? Daß die Eisenbahnen etwa gar nicht oder bei weitem nicht so rasch hätten gebaut werden können, wenn jene Entdeckungen ausgeblieben wären? Die Hochkonjunktur in Deutschland während der zweiten Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wäre nicht so sehr dem Aufschwung der elektrotechnischen und der verwandten Industrien als vielmehr ausschließlich der Goldindustrie von Transvaal zuzuschreiben? Die Beantwortung dieser Frage hat nicht nur ein theoretisches, sondern auch ein eminent praktisches Interesse, da die Goldindustrie in Transvaal infolge des bereits eingeleiteten Imports der chinesischen Arbeiter in Kürze einen gewaltigen Aufschwung nehmen dürfte und verschiedene englische Blätter im Zusammenhange damit das Heraufkommen einer neuen Prosperitätsperiode prophezeien.

I.

Eine kurze Geschichte der Goldproduktion seit Entdeckung Amerikas möge zuerst jene Daten in Erinnerung bringen, um deren Würdigung es sich in folgendem handelt. Der Goldvorrat der alten Welt um das Jahr 1492 kann natürlich auch annäherungsweise nur schwer festgestellt werden; die Schätzungen variieren zwischen 78 und 333 Mill. Dollars (= 1400 Mill. Mark; Soetbeer); jetzt wird gewöhnlich das Minimum den Berechnungen zugrunde gelegt. Die durchschnittliche Jahresproduktion betrug im 16. Jahrhundert ca. 4,2 Mill. Dollars, im 17. Jahrhundert 6,06, im 18. Jahrhundert 12,63

und im 19. Jahrhundert 78,28 Mill. Dollars. Die Produktion des 19. Jahrhunderts ist demnach ca. achtzehnmal so groß wie die des 16. Jahrhunderts. Von dem gesamten Golde der Erde, das mit Ende 1903 auf ca. 11 Milliarden Dollars geschätzt wird, hat das 19. Jahrhundert allein 7828 und die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts allein 7030 Millionen geliefert. In diesen fünfzig Jahren wurde mehr als doppelt soviel Gold produziert als in den 350 vorausgegangenen, von früheren Zeiten ganz zu schweigen. Und zwar heben sich zwei Dezennien durch besonders rapide Entwicklung hervor. Das erste ist das Dezennium 1851—1860, nach der Entdeckung der kalifornischen (1848) und der australischen Goldfelder (1852), wo die jährliche Durchschnittsproduktion von 36,4 plötzlich auf ca. 133 Mill. Dollars stieg. Seither sank sie beträchtlich, auf 126, 106 und 107 Mill. Dollars im Jahresdurchschnitt der nächsten drei Dezennien, bis dann der Goldreichtum von Transvaal entdeckt wurde.

Mit dieser Entdeckung und mit den Verbesserungen der bergmännischen Technik, welche notwendig waren, um das Gold im Transvaal gewinnen zu können, änderte sich die Situation mit einem Schlage. Nicht nur die ungeheure Goldproduktion Transvaals kommt in Betracht, sondern auch in Nordamerika und Australien erfuhr die Goldindustrie eine Renaissance. Das amerikanische und australische Gold war zum größten Teil Alluvialgold gewesen, das vorgefundene Material war sehr reichhältig, die Hauptarbeit bestand im *Suchen*, die Lösung des Goldes von seinen Nebenbestandteilen war verhältnismäßig einfach. Darum mußte die Goldindustrie dort nicht kapitalistisch betrieben werden; einzelne Goldgräber und Goldwäscher oder kleine Gelegenheitskompagnien mit sehr geringem Kapital durchsuchten das Land nach Gold. Selbst wo der Bergbau kapitalistisch betrieben wurde, machte man nur Jagd auf sehr reiche Erze. Im Transvaal, wo die Golderze weniger ergiebig sind, stand die Technik von Haus aus vor ganz andern Problemen, welche glücklich gelöst wurden. Die Struktur der Goldadern wurde genauer bestimmt als je anderwärts; der Gewinn, der möglich war, wenn es gelang, die Produktionskosten herabzumindern, stand deutlich vor Augen, und den konzentrierten Anstrengungen gelang es denn auch, neue, billigere Verfahrungsweisen, insbesonders den Cyanidprozeß, zu erfinden. Diese Erfahrungen machte man sich in Australien und in Amerika zunutze, in welch letzterem Lande man vielfach Goldbergwerke wieder in Angriff nahm, die früher als unrentabel aufgegeben waren. In Australien war dies minder notwendig, da es dort an außerordentlich reichen Erzen noch immer nicht fehlt; dort war es mehr die moralische Einwirkung der Transvaalindustrie, die zu energischen Aufschlußarbeiten und zur Entdeckung des Goldreichtums Westaustraliens führte. Dazu kamen dann die Goldfunde in Klondyke (Kanada). Transvaal hatte die Führung; hier brachte man es im Jahre 1898 auf eine Produktion von 80 Millionen Dollars, während die Vereinigten Staaten und Australien in diesem Jahre bereits je 64 Millionen Dollars produzierten. Im Oktober 1899 jedoch brach der Burenkrieg aus, und da infolgedessen der Minenbetrieb während der letzten Monate dieses Jahres

bereits unterbrochen war, ging die Produktion Transvaals, die sonst zweifellos auf 90 Mill. gestiegen wäre, auf 73 Mill. zurück. Im Jahre 1900 betrug die Produktion Transvaals gar nur 8,67, im Jahre 1901 kaum 5 Mill. Dollars, seither ist sie wieder auf 39 Mill. im Jahre 1902, 61 Mill. im Jahre 1903 und etwa 75 Mill. Dollars im Jahre 1904 gestiegen. Mittlerweile hat Australien der Südafrikanischen Republik den Rang abgelaufen, indem es im Jahre 1902 bereits 81 und im Jahre 1903 sogar 88 Mill. Dollars produzierte. Auch die Vereinigten Staaten streiften in den Jahren 1900 und 1902 mit je 79 Mill. Dollars das bisherige Maximum Transvaals. Besonders hervorzuheben ist die Entwicklung in Australien. Westaustralien, das im Jahre 1896 erst 5 Mill. Dollars lieferte, gab 1900 bereits eine Ausbeute von 30 Mill. Dollars; auch die Produktion von Queensland ist in den letzten Jahren von 10 auf 13, die von Neuseeland von 5 auf 7 Mill. Dollars gestiegen, dagegen ist die Produktion von Viktoria mit 15—16 Mill. und von Neusüdwales mit 5—6 Mill. Dollars ziemlich konstant geblieben. In den Vereinigten Staaten hat Kalifornien dem Staate Colorado mit seinem Cripple Creek den ersten Platz abgetreten, Alaska, Arizonah und Utah sind in raschem Aufschwung begriffen.

Wie sehr sich die Produktivität der alten Goldländer gehoben hat, kann man daraus ersehen, daß die Maximen der Weltproduktion in jenen Jahren erreicht wurden, als der Minenbetrieb in Transvaal schon oder noch gestört war. Das Maximum der Weltproduktion an Gold im 19. Jahrhundert fällt nämlich mit 307 Mill. Dollars in das Jahr 1899, in dem der Burenkrieg begann. Dann, wegen des gänzlichen Stillstandes in Transvaal, erfolgten Rückgänge auf 255, 264 und 298 Mill. Dollars. Im Jahre 1903 wurde aber der bisherige Zenit der Weltproduktion erreicht; es wurden 328 Mill. Dollars an Gold produziert, wovon nur 61 Mill. auf Transvaal entfallen. Indes zweifelt niemand daran, daß Transvaal, wenn nur erst die Arbeiterfrage geregelt ist, wieder den ersten Platz unter den Goldproduzenten einnehmen wird. Man rechnet für die nächsten zwanzig Jahre auf eine durchschnittliche Weltproduktion von etwa 380—400 Mill. Dollars, wozu Transvaal 100—120 Mill. Dollars beitragen soll. Übrigens denkt man diese Produktion sogar noch längere Zeit aufrechterhalten zu können, auch nach Erschöpfung Transvaals, da ganz Südafrika für ungemein goldreich gilt, und man auch auf Korea, China ꝛc. große Hoffnungen setzt. — Nach diesem Prognostikon also, das unter andern von Leroy-Beaulieu aufgestellt ist, würde der Goldbesitz der Welt, der gegenwärtig ca. 11 Milliarden Dollars beträgt, jährlich eine Zunahme von 380—400 Millionen oder ca. $3^1/_2$—$3^5/_8$ % erfahren. Gegenüber früheren Jahrhunderten ist dieser Zuwachs auch relativ groß, er ist aber kleiner als in den fünfziger Jahren, wo er etwa $4^1/_2$ % betrug.

Es erübrigen noch einige statistische Bemerkungen über die Verwendung dieser Goldmenge. Nach den Tabellen des amerikanischen Münzdirektors betrug Ende 1900 der monetarische Goldvorrat in sämtlichen Ländern der Welt (alles Gold in den Banken und die umlaufenden Münzen) 4,9 Milliarden Dollars, also ca. 49 % des gesamten bis zu jener Zeit produzierten Goldes. Danach müssen 51 % teils industriell und kunstgewerblich verwertet, teils

durch Abnützung und auf andre Art verloren gegangen sein. Im Jahre 1873 betrug der monetarische Goldvorrat (damals allerdings nur auf Grund vager und nicht so umfassender Schätzungen erhoben) gar nur 1,2 Milliarden oder etwa 19% des bis dahin produzierten Goldes. Seither sind ja bekanntlich die meisten Staaten zur Goldwährung übergegangen. Seit jener Zeit hat sich also der monetare Goldvorrat um ca. 3,7 Milliarden Dollars, die Goldproduktion aber um ca. 4,9 Milliarden vermehrt, es hätten demnach 1,2 Milliarden Dollars für die industrielle Verwertung zur Verfügung gestanden, das ist etwa $^1/_4$ der Goldproduktion oder ca. 44 Millionen Dollars pro Jahr, das ist etwas weniger als die Umfragen des amerikanischen Münzamtes ergeben, nach denen etwa $^1/_3$—$^1/_4$ der jährlichen Produktion zu industriellen Zwecken verwendet werden, im Jahre 1900 z. B. 75 Millionen Dollars. Wenn man die Statistik der Ausmünzungen in Betracht zieht, dann ergeben sich gar sonderbare Widersprüche. Es sind z. B. in den Jahren 1873—1900 Münzen im Werte von 5,48 Milliarden Dollars geprägt worden, während die gesamte Produktion dieser Zeit nur 4,9 Milliarden Dollars betrug. Dies könnte damit erklärt werden, daß eben ältere Goldbestände zu Prägungen wie auch zur industriellen Verwertung herangezogen wurden. Da aber die Ausprägungen auch den vorhandenen monetarischen Goldvorrat um 600 Millionen Dollars übersteigen, so kann das nicht anders als durch teilweise Umprägungen der Goldmünzen erklärt werden. Es dürfte auch vielfach bereits geprägtes Gold von den Goldschmieden verwertet worden sein. Diese und ähnliche Inkongruenzen mahnen freilich zur Vorsicht in der Benützung der Goldstatistik, namentlich aus den Zeiten vor 1873, wo die methodischen Aufnahmen des amerikanischen Münzdirektors begannen; immerhin aber kann man folgende Schlüsse ziehen: Obwohl der industrielle Goldverbrauch von Jahr zu Jahr steigt, hält er doch mit dem Wachstum der Goldproduktion nicht gleichen Schritt und nimmt von der jährlichen Erzeugung eine viel kleinere Quote in Anspruch als in früheren Zeiten. Wäre das Gold nicht Geld, so müßte man von einer Überproduktion reden, und der Preis des Goldes wäre zweifellos gesunken. Anderseits erkennt man daran, daß das monetäre Gold nicht Barrengold bleibt, sondern daß so viele Prägungen und Umprägungen stattfinden, daß die Nachfrage nach dem Golde als Geld wirklich hinter der Produktion nicht zurückbleibt.

Außer dem monetären Goldvorrat von 4,9 Milliarden Dollars zu Ende 1900 gab es damals an Geld in der Welt noch: 3,8 Milliarden Silber, wovon 2,9 Milliarden mit voller Zahlkraft, und 3 Milliarden Dollars an unbedeckten Noten, insgesamt also etwa 11 Milliarden Dollars Geld.

Es folge nun eine kleine Ziffernzusammenstellung, welche illustrieren soll, wie wenig Gold und Geld mit Kapital identisch sind, einen wie kleinen Teil des angesammelten Kapitals das Goldkapital und einen wie kleinen Teil der jährlichen Kapitalsvermehrung die jährliche Goldproduktion repräsentiert.

Das Gesamtvermögen der wichtigsten Staaten (Nordamerikanische Union, Großbritannien, Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn, Rußland, Italien,

Belgien, Niederlande, die skandinavischen Reiche) betrug im Jahre 1890 etwa 250 Milliarden Dollars[1]), war also etwa dreißigmal so groß als die damals auf ca. 8 Milliarden geschätzte Goldproduktion der gesamten Welt seit Beginn aller Zeiten, annähernd auch etwa dreißigmal so groß als der damalige Geldvorrat und mehr als fünfzigmal so groß als der heutige Vorrat an monetarischem Golde. Das einkommensteuerpflichtige Vermögen Preußens allein wird pro 1902 mit 67 Milliarden Mark (= 15 Milliarden Dollars) ausgewiesen, ist also etwa dreimal so groß wie das monetarische Gold der Welt, fast anderthalbmal so groß wie alles jemals produzierte Gold der Welt oder — eine Ziffer, die zufällig zusammentrifft — wie alles Geld der Welt. Das jährliche (besteuerte) Einkommen Englands allein, ungefähr die Hälfte des wirklichen Einkommens, wurde im Jahre 1885 auf 630 Mill. Pfd. Sterl. = 3 Milliarden Dollars geschätzt, also auf das Zehnfache der heutigen jährlichen Goldproduktion, auf das Dreißigfache der damaligen Produktion. Das Einkommen Preußens wurde von Soetbeer im Jahre 1890 auf nahezu 10 Milliarden Mark (= 2,3 Milliarden Dollars) geschätzt, auf das Achtzehnfache der damaligen Weltproduktion in Gold, das Einkommen Frankreichs (1892) auf 25 Milliarden Franken (= nahezu 5 Milliarden Dollars). Der Gesamtwert einer guten Welternte in Cerealien beträgt durchschnittlich 5,23 Milliarden Dollars, ist also derzeit noch sechzehnmal so groß wie die Weltproduktion in Gold; deutsche Landwirte schätzten im Jahre 1904 den Wert des deutschen Viehstandes auf 8 Milliarden Mark (= 1,9 Milliarden Dollars), die jährliche Neuerzeugung auf 5 Milliarden Mark (= 1,12 Milliarden Dollars); man muß die Weltproduktion demnach zu mindest auf das Zehnfache schätzen, also auf das Dreißigfache des Wertes der Goldproduktion. Dagegen wird z. B. (1890) der Wert der Roheisenprodukte der wichtigsten Länder nur auf 405 Millionen Dollars, der Wert der Weltproduktion an Kohle (1889) nur auf 665 Mill. Dollars geschätzt.

II.

Wie kann eine Prosperitätsperiode entstehen? Prosperitätsperiode definiert als Periode rapider Kapitalvermehrung. Entweder infolge außerwirtschaftlicher Ursachen, z. B. eines Krieges. Hierher gehört die Vermehrung, die das deutsche Volksvermögen durch die französische Kriegsentschädigung nach dem siebziger Kriege erfuhr. Sie wurde in Geld fixiert, natürlich formell auch in Geld oder geldähnlichen Werten geleistet, faktisch aber in Kapital aller Art. Hierher gehört das Edelmetall, das die Konquistadoren aus Mexiko und Peru heimwärts schickten. Es war erraubt und erpreßt, die Produktionskosten also die denkbar geringsten, einige Holzstöße und ein bißchen Feuer, das war alles; es war also fast das ganze Gold und Silber, das damals nach Europa kam, Kapitalsvermehrung. Auf ähnliche Art wurden die Römer und alle Eroberervölker Kapitalisten. Selbstverständlich wird auf diese Art das gesamte Kapital in der Welt nicht vermehrt, meist sogar — durch die Verwüstungen des Krieges — vermindert, es findet nur eine Ver-

[1]) Berechnet auf Grund von Angaben Neumann-Spalarts.

schiebung des Kapitals zugunsten einer Nation statt. Eine wirkliche Kapitalsvermehrung kann nur im Rahmen der Volkswirtschaft stattfinden, und zwar entweder dadurch, daß mehr Güter produziert werden oder daß diese Güter an Wert gewinnen. Von einer rapiden Kapitalsvermehrung kann wohl nur dann die Rede sein, wenn beide Momente zusammentreffen. Es werden mehr Güter produziert, ohne daß der Wert des einzelnen Gutes so stark sinkt, daß der Gesamtwert der Güter trotzdem gleich bliebe. Oder es steigt aus irgendwelchen Ursachen der Wert gewisser Güter, und darum wird ihre Produktion in verstärktem Maße aufgenommen. Die Gütervermehrung kann fast ausschließlich von Zufällen abhängen, wie z. B. im Falle einer besonders glänzenden Ernte, oder — wie dies meistens, bei Industrieprodukten immer, der Fall ist — durch planmäßige Tätigkeit der Produzenten hervorgerufen sein. Jede Produktion ist auf Wertvermehrung gerichtet, und zuzeiten gelingt es eben, besonders große Wertvermehrungen, d. h. eine besondere Rentabilität, zu erreichen. Je mehr und plötzlicher der Nutzen der einzelnen Branchen steigt, desto größer ist die Kapitalsvermehrung. Bei dem Zusammenhang, in dem die Wirtschaftszweige untereinander stehen, kann unter Umständen schon eine einzelne umfangreiche und sehr profitable Industrie eine allgemeine Prosperität hervorrufen. Denn je größer ihr Erträgnis, desto mehr kommt sie als Konsument für die andern Industrien, welche ihr Rohmaterial, Maschinen ꝛc. liefern, kommen ihre Arbeiter als Konsumenten für Lebensmittel, ihre Eigner als Konsumenten für Luxusgegenstände in Betracht. Insoweit kann auch die Goldindustrie allein eine Prosperitätsperiode schaffen; es fragt sich nur, ob sie mehr als alle andern Industrien hierzu geeignet ist, ob sie eine so viel größere Rentabilität liefert, so viel mehr Kapital beschäftigen kann, so viel höhere Betriebskosten verträgt als andre Industrien.

Nun können auch Wertvermehrungen geschaffen werden, die sich weder als Reingewinn des Unternehmens äußern, das sie geschaffen hat, noch auch durch die Investitionen desselben hervorgerufen worden sind. Das Schulbeispiel hierfür sind die indirekten Wirkungen der Kommunikationen, insbesonders der Eisenbahnen. Die Terrains an und neben den Eisenbahnlinien steigen an Wert; Waren, welche bisher wegen mangelnder Absatzfähigkeit nahezu wertlos waren, gewinnen plötzlich einen Preis und können in die Produktion einbezogen werden. Engel hat den Versuch gemacht, diese indirekten Wirkungen der Eisenbahnen in Ziffern auszudrücken. Er kam zu einer Schätzung von 16 Milliarden Mark (3,8 Milliarden Dollars) jährlich.

Hat die Goldproduktion ähnliche indirekte Wirkungen, die sich an Wichtigkeit mit den Folgen der Eisenbahn auch nur vergleichen können?

Von einer solchen ungewollten Wirkung der Goldproduktion wird bekanntlich in sehr bestimmter und präziser Weise gesprochen: von der preissteigernden Wirkung des Goldes. Teils hat man die Vorstellung, daß der Wert des Goldes bei zunehmender Produktion direkt zurückgehen müsse wie der Wert andrer Waren im Falle einer Überproduktion, daß also die Warenpreise infolge starker Goldproduktion steigen müssen und dadurch ein starker Reiz auf die gesamte industrielle Produktion ausgeübt wird. Teils glaubt man,

daß diese Wirkung auf die Preise zwar nicht direkt, sondern indirekt durch das Medium des Zinsfußes erfolge; sollte aber auch die Wirkung auf die Preise ganz ausbleiben, so genüge schon die Erniedrigung des Zinsfußes für das Leihkapital allein, um die Produktion anzustacheln, die Güter zu vermehren und so der Volkswirtschaft der ganzen Welt zur Blüte zu verhelfen.

III.

Wollte man den direkten Nutzen rechnungsmäßig bestimmen, welche eine neue Industrie der Weltwirtschaft leistet, so müßte man eigentlich den Bruttonutzen dieser Industrie in Vergleich setzen mit dem Bruttonutzen, welchen das in ihr investierte Kapital sonst geleistet hätte. Meist wird solchen neuen Industrien das neuproduzierte, noch nicht verwendete Kapital zugewendet, in der Regel dürfte jedoch nach einer Reihe von Zwischentransaktionen das mindest ertragsreiche Kapital aus seiner Verwendung herausgezogen und in die neue Industrie übergeleitet werden. Es kann unter Umständen sein, daß das zur Verwendung gelangende Kapital der Volkswirtschaft gar keinen Nutzen erbracht hätte, gar nicht produktiv verwendet worden, wenngleich es natürlich unter keinen Umständen zinslos verblieben, wäre. Gesetzt z. B. den Fall, es wäre für das in einem Jahre produzierte Kapital eine Neuverwendung in der Produktion überhaupt nicht möglich, so würde dasselbe in Effekten oder Grund und Boden angelegt werden und deren Preise in die Höhe treiben; das ganze neue Kapital würde bloß Preiserhöhung darstellen und müßte sich mit dem alten Kapital in das bisherige Einkommen teilen, ohne dasselbe zu erhöhen; oder das neue Kapital würde z. B. den Banken zwecks Verwendung in Eskompte und Lombard zufließen, ohne dort gebraucht zu werden, und einen Teil der Reserve der Notenbanken in Ruhestand versetzen. In diesem Falle wäre der gesamte Bruttoertrag der neuen Produktion als Gewinn zu betrachten; es käme z. B. nicht nur der Kapitalsprofit in Betracht, welchen die Goldindustrie ermöglicht, sondern das produzierte Gold bezahlt auch Löhne, welche sonst nie bezahlt worden wären, es bezahlt — in Amortisationsquoten — die Maschinen und die sonstigen Ankäufe aus dem Anlagekapital, welche sonst nie gemacht worden wären. Es ist also nicht nur zu erwägen, ob die neue Industrie höhere Dividenden bezahlt als sonst möglich gewesen wären, sondern auch ob sie höhere Lohnsummen verteilt, höhere Betriebsspesen verträgt als die übrigen möglichen Verwendungsarten. — Aber nicht nur, daß immer erst im einzelnen Falle festgesetzt werden müßte, welche Sonderinvestitionen denn zurzeit möglich gewesen wären, es ist auch nicht möglich, für die verschiedenen Industrien etwa Durchschnittsproportionen zwischen Anlagekapital und Bruttoeinnahme herzustellen, da solche Ziffern, als praktisch uninteressant, nicht gesammelt werden. Die Durchschnittsproportionen zwischen Anlagekapital und Reingewinn hingegen werden annähernd durch die Dividendenstatistik gegeben. Es ist immerhin leichter, hierauf bezügliches Material zu erhalten und der Frage nahezutreten, ob die Goldindustrie in der Regel höhere Dividenden ergibt als andre Industrien, während die Frage, ob ihr Bruttonutzen ein höherer ist, ob sie mehr Arbeiter beschäftigt, mehr Industrien zu tun gibt, nur nach dem Augenmaße entschieden werden kann.

Soweit sich die Goldproduktion in den Händen einzelner Goldgräber befindet und unkapitalistisch betrieben wird, versagt die Statistik vollständig. Es war dies der Fall in der großen Zeit Kaliforniens, es geschieht dies noch in Kanada, auch in Australien findet sich eine ziemliche Anzahl Goldwäscher, welche ihre Freiheit der Arbeit in den Minen vorziehen, obgleich sie im Durchschnitt weniger verdienen als die Minenarbeiter. In allen Fällen gehören natürlich neue Terrains, in denen Gold erst vermutet wird, diesen privaten Goldgräbern, wenn auch jetzt Geologen und Bergingenieure ihnen äußerst rasch auf dem Fuße folgen. Man müßte nun etwa die Anzahl der kalifornischen Goldgräber in jedem Jahre und die durchschnittlichen Kosten ihrer Ausrüstung kennen und sie mit der gleichzeitigen Goldproduktion vergleichen, um zu erfahren, ob der durchschnittliche Ertrag ihrer Arbeit höher war als in andern Produktionen. Daß ihre subjektive Lage meist dadurch verschlechtert wurde, daß sie infolge ungenügender Ausrüstung in jenen zivilisationsfernen Gegenden von den nachmarschierenden Händlern ausgebeutet wurden und diesen der Hauptteil des Ertrages zufiel, ist für die allgemeine Beurteilung der Sache nicht von Bedeutung. Da es an den erwähnten statistischen Daten vollständig fehlt, so entzieht es sich jeder Erkenntnis, ob der durchschnittliche Bruttoertrag ihrer gefährlichen, aufreibenden und aleatorischen Arbeit größer war, als er bei regulärer Arbeit gewesen wäre. Liest man die Berichte aus jener Zeit, so hat man allerdings die Empfindung, als würden die reichen Gewinne der wenigen Glücklichen mit dem Elend, den Verlusten oder gar dem Untergang der großen Majorität keinen glücklichen Durchschnitt ergeben. Das aleatorische Moment war natürlich bei den selbständigen Goldgräbern, die, meist ohne alle Kenntnisse und Erfahrungen, dem lockenden Schein, der Hoffnung auf den Haupttreffer, nachgehen, viel größer als bei der kapitalistisch betriebenen Goldindustrie.

Die kapitalistische Goldindustrie, deren Typus im Transvaal am reinsten repräsentiert wird, ist bei dem heutigen Stand der Technik kaum in höherem Maße Glücksindustrie als etwa die Kohlen-, die Eisen- oder gar die Petroleumindustrie.

Hingegen hat sie vor diesen wie vor allen Industrien einen gewaltigen Vorteil, der nicht so sehr in der Werthöhe des Produktes, als in der Unerschütterlichkeit des Wertes, wenigstens des Geldwertes desselben, und in der Unbeschränktheit des Absatzes liegt. Sie braucht nicht zu fürchten, daß eine Zunahme der Produktion eine Ermäßigung der Preise zur Folge haben wird, braucht sich nicht absichtlich einzuschränken oder zu kontingentieren. Der Silberpreis konnte wenigstens im Verhältnis zum Gold alteriert werden, und aus diesem Grunde hat denn auch die enorme Zunahme der Silberproduktion im abgelaufenen Jahrhundert zur Entthronung dieses Münzmetalls geführt; vielleicht wird auch die Herrschaft des Goldes nicht ewig währen, aber bis jetzt deutet kein Anzeichen auf eine Gefährdung derselben hin, und für lange Zeit liegen alle Risken der Goldindustrie auf dem Gebiete der Erzeugung und der Erzeugungskosten, aber nicht auf dem des Absatzes.

Tatsächlich gibt es zahlreiche Minengesellschaften, welche eine ungewöhnlich hohe Rentabilität erzielen. Dividenden von 100 % sind bei afrikanischen oder

australischen Minen nichts Außergewöhnliches. Von den drei westaustralischen Gesellschaften haben in fünf Jahren an Dividenden gezahlt: die Great Boulder Proprietary 436, die Lake View Consolidated 352 und die Hannans Brown Hill 179 % des Kapitals. Die Great Fingal-Gesellschaft dürfte für das laufende Jahr 300 % bezahlen. In den Vereinigten Staaten hat die (Nevada) Consolidated California und Virginia in vierzig Jahren auf ein Kapital von 3,44 Mill. Dollars 84 Mill. Dollars und in Südafrika Crown Reef im Jahre 1898 240 % Dividende gezahlt, in den letzten sieben Jahren zusammengenommen, wiewohl infolge des Krieges zwei dividendenlose Jahre darunter waren, 780 %, in der gleichen Zeit die Wemmer Company bei drei dividendenlosen Jahren 725 %, darunter im Jahre 1902 allein 300 %.

Es handelt sich aber darum, die durchschnittliche Rentabilität und nicht die Rentabilität einiger Ausnahmegesellschaften zu bestimmen. Für die Transvaalgesellschaften besteht eine ziemlich zugängliche Dividendenstatistik. In den Jahren 1892/1898 inklusive sind ca. 72 Mill. Dollars (14,48 Mill. Pfund) an Dividenden bezahlt worden, etwa 23 % des während dieser Zeit produzierten Goldes. Unter geordneten Verhältnissen nimmt der Nettoertrag gegenüber dem Bruttoertrag der Goldproduktion von Jahr zu Jahr zu. Die Statistik lehrt, daß wohl der Goldgehalt der produzierten Erze abnimmt, daß die Reduktion der Betriebskosten aber noch viel größere Dimensionen annimmt. Nach einer Statistik Henry Duponts in der „Revue Sud-Africaine" ist z. B. der Reingewinn pro Tonne Erz in der Periode 1894/1898 von 11 sh 6 p auf 21 sh 2 p gestiegen. Es ist dies neben andern Umständen einfach die bekannte Konsequenz der größeren Produktion. Im Jahre 1898 z. B. allein wurde an Dividenden 22 Mill. Dollars (4,85 Mill. Pfd. Sterl.) verteilt, d. i. 32 % des erzeugten Goldwertes. Für 1903 sollen nach vorläufiger Schätzung Dividenden im Betrage von 14,6 Mill. Dollars (3 Mill. Pfund) zur Verteilung gelangen. Das stimmt so ziemlich mit der Präliminierung der Minensteuer im Budget von Transvaal. Diese — bekanntlich 10 % Reinertragssteuer — ist pro 1903 auf 340000 Pfd. Sterl. taxiert; sie setzt also eine Reingewinnsumme von 3,4 Mill. Pfund voraus, welche nach Abzug der Steuer 3 Mill. Pfund zur Disponibilität der Aktionäre läßt. Da indes auch bei den Minengesellschaften einiges zu Reservierungen, Abschreibungen, Tantiemen verwendet wird, muß der Reingewinn sogar höher sein, um die Verteilung von 3 Mill. Pfund als Dividende zuzulassen. Die Dividendenschätzung des Statistikers der Zeitschrift „Statist", Herrn Mabson, auf 4 Mill. Pfund dürfte wohl etwas zu optimistisch sein. Schon 3 Mill. Pfund (14,6 Mill. Dollars) bedeuten gegenüber einer Produktion von 61 Mill. Dollars einen Nettogewinn von 24 %.

In Westaustralien steigt der Nettogewinn mit zunehmender Produktion noch rapider. 1890/1894, bei noch geringer Produktion, variierte die Summe der verteilten Dividenden zwischen 1 und 8 % des produzierten Goldwertes, in der Periode 1895/1899 bereits zwischen 9 und 33 %. Im Jahre 1899, dem letzten Jahre, über das in der Statistik des amerikanischen Münzdirektors (1901) Dividendennachrichten enthalten sind, betrug die Gesamtdividende 10 Mill. Dollars (2,057 Mill. Pfd. Sterl.), also nahezu 33 % des erzeugten

Goldes. Wenn man daher annimmt, daß 20 % der gesamten Weltproduktion disponiblen Reingewinn darstellt, so dürfte diese Schätzung eher zu niedrig als zu hoch sein. Für das Jahr 1903 z. B. ergäbe das eine Dividendensumme von 66 Mill. Dollars.

Aber es kommt auf das Kapital an, das durch diese 66 Mill. Dollars verzinst wird. Wir wollen es versuchen, wenigstens für Transvaal eine Art von Rechnung aufzustellen. In den gebräuchlichsten Handbüchern und Kursverzeichnissen sind 132 Goldminengesellschaften mit einem autorisierten Aktienkapital von ca. 63 Mill. Pfd. Sterl. (306 Mill. Dollars) angegeben, von denen ca. 60 Gesellschaften kein Gold produzieren oder über deren Produktion keine Daten gegeben werden. Auf ein Kapital von 63 Mill. Pfund verteilt, gibt die Dividendensumme von 3 Mill. Pfund etwas weniger als 5 %. Diese einfache Rentabilitätsberechnung ist aber zugleich zu günstig und zu ungünstig. Die gegenwärtige Rentabilität des in der Mineninduſtrie von Transvaal investierten Kapitals ist zweifellos bedeutend geringer als 5 %. Es ist nämlich viel mehr Kapital in ihr investiert als oben angegeben. Die erwähnten Listen enthalten nur die an der Londoner Börse notierten Minenwerte; die Shares, für die sich die Börse noch nicht oder nicht mehr interessiert, sind nicht angegeben; es gibt eine ziemliche Anzahl von Gesellschaften, die, unmittelbar vor dem Krieg gegründet, mit ihren Arbeiten noch nicht begonnen haben; es gibt noch eine größere Anzahl, die gar keine oder gar zu arme Erze gefunden, ihren Betrieb eingestellt haben, sich in Liquidation befinden, einer finanziellen Rekonstruktion entgegensehen oder sich aus Minengesellschaften zu bloßen Landgesellschaften umgewandelt haben. Ferner ist zu berücksichtigen, daß auch bei den jetzt prosperierenden Gesellschaften mehrfach Rekonstruktionen stattgefunden haben, bei denen ein Teil des früheren Kapitals verloren ging; ferner wurde bei den favorisierten Gesellschaften ein Teil des Aktienkapitals mit Agio begeben, und das investierte Agio dürfte größer sein als die in Betracht kommende Gegenpost, jene Beträge des autorisierten Nominalkapitals, die bisher noch nicht zur Begebung gelangten. Eine Berechnung des in der Mineninduſtrie investierten Gesamtkapitals ist so schwierig und setzt solche Detailkenntnisse voraus, daß wir uns dieselbe versagen müssen. Aber wenn wir annehmen, daß die gegenwärtige Durchschnittsrentabilität des in den Goldminenaktien von Transvaal investierten Kapitals 3 – 3½ % beträgt, so ist das eher zu hoch als zu tief gegriffen. Bei den rhodesischen Minen ist die Verzinsung noch viel geringer.

Anderseits kommt es jedoch auf die gegenwärtige Rentabilität nicht so sehr an. Die Goldmineninduſtrie in Transvaal ist noch in der Entwicklung begriffen; viele der reichsten und höchstgeschätzten Minen produzieren noch gar nicht; die Aufschlußarbeiten und Experimente nehmen immer eine Anzahl von Jahren in Anspruch; hätte man die Rentabilitätsberechnung vor zehn Jahren gemacht, so wäre sie noch viel ungünstiger ausgefallen. Oder welche Verzinsung hätten gar die westaustralischen Shares noch vor wenigen Jahren ergeben? Bei den meisten Minengesellschaften von Transvaal ist das Vorhandensein und die entsprechende Reichhaltigkeit der Golderze konstatiert, aber die Schätze sind noch nicht gehoben. Will man sie bewerten, so hat man gar

kein andres Mittel als die Minenkurse. Zwar wird die Minenbörse in London, wie man weiß, ein „Zirkus“ genannt, in dem die Kurse herumgetrieben werden, Spekulation, Übertreibung, Schwindel spielen eine große Rolle; immerhin wirken aber bei der Kursbildung solche Faktoren mit, welche die Chancen und den Wert der betreffenden Unternehmungen am besten kennen. Wenn man also nicht die Hochkurse, die für das Publikum gemacht sind, in Betracht zieht, sondern die Tiefkurse, zu denen die Minenmagnaten die Shares zu allen Zeiten wieder aufgenommen haben, dürfte man wohl den Gegenwartswert der Minen eher etwas zu niedrig als zu hoch fixiert haben. Der Kurswert des oben erwähnten Aktienkapitals von 63 Mill. Pfund betrug nun — nach den Tiefkursen des Jahres 1903, die wohl zu den allertiefsten jemals berührten Kursen zählen dürften — ca. 147 Mill. Pfund. Der durchschnittliche Tiefkurs der Minenaktien beträgt demnach 230 %. Da man nun Minenerträgnisse sicherlich nicht auf einer Basis von 5 % kapitalisieren wird und überdies die relativ kurze Lebensdauer der Minen, d. h. die knappe Amortisationsfrist berücksichtigen muß, so kann man annehmen, daß das zukünftige Durchschnittserträgnis der Minen auf mindestens 15—20 % geschätzt wird. Freilich müßte man von dem obigen Kurswert das verloren gegangene Kapital, das in den Kursverzeichnissen gar nicht erscheint, zum Abzug bringen; das dürfte aber nicht gar so bedeutend sein, da selbst liquidierende Gesellschaften beim Verkauf ihrer Terrains oft das ganze Aktienkapital und sogar etwas darüber erzielen.

Bei diesem Anlasse sei auf die sehr reale Bedeutung dieser Kurssteigerungen hingewiesen. Wenn neue Unternehmungen Gewinn erzielen, welcher verspricht, sich regelmäßig zu wiederholen, so vermehrt nicht nur dieser Gewinn den Kapitalsreichtum, sondern es werden sofort alle zukünftigen Gewinne eskomptiert, d. h. kapitalisiert. Wird eine fünfprozentige Verzinsung als normaler Ertrag eines Industriekapitals angesehen, die Industrie wirft aber 10 % ab, so ist der glückliche Unternehmer nicht nur um diese 5 % mehr, sondern er ist gleich um 100 % reicher geworden; er kann sofort über den zwanzigfachen Jahresbetrag des neugeschaffenen Einkommens disponieren (bei einem Zinsfuß von 5 % und voraussichtlich langer Dauer des Unternehmens). Bei der Minenindustrie ist freilich, wie erwähnt, auf die Lebensdauer der Mine Rücksicht zu nehmen. Nimmt man z. B. eine durchschnittliche Lebensdauer der Mine selbst von 15 Jahren an, so dürfte man, wenn man faktisch 5 % verzehren und den Rest der Dividende wieder zum Aufbau des für den Kauf ausgegebenen Kapitals verwenden will, nur etwa das Zehneinhalbfache des Jahresertrags als Kaufpreis bezahlen. Aber wie nun immer die Kapitalisation vorgenommen wird: jedesfalls wurde durch die Goldindustrie in Transvaal, ob sie nun auch bisher jährlich kaum 3 Mill. Pfund dem Welteinkommen hinzugefügt hat, das Volksvermögen um mindestens 80 Mill. Pfund vermehrt. Diese Vermehrung und die rapide Art dieser Vermehrung ist wohl der stärkste Einfluß, den eine neue prosperierende Industrie hervorruft. Denn er tritt sofort und plötzlich ein, sobald die ersten derartigen Gewinne zutage treten; die Eskomptierung ist eine rapide. So z. B. in Transvaal im Jahre 1895; damals war die Kurssteigerung eine ungeheure. Minenshares im Nominalwerte von 50 Mill. Pfund hatten

damals einen Kurswert von 215 Mill. erreicht, sie notierten also durchschnittlich 430 %, und seither sind nur Abstriche von dieser Höhe gemacht worden, die erst langsam wieder erklommen werden kann. Diese Wirkung auf die Börse, dieser rasch wachsende und nicht sehr sichere Reichtum ist die am meisten in die Augen fallende Wirkung, und das ist ja der eine Grund, warum man der Goldproduktion jene welterschütternde Bedeutung beigelegt hat. Aber daß das hauptsächlich mit der Börse und nicht mit dem Gold als solchem zusammenhängt, mag man schon daraus ersehen, daß der rapide Aufschwung der Goldproduktion in Kanada, Alaska usw., weil er nicht großindustriell organisiert, weil er nicht börsenmäßig ausgenützt war, nie jene Wirkung gehabt hat wie der Aufschwung der Goldproduktion im Transvaal. Man kann aber wohl sagen, daß Goldaktien, wenn sie, wie es bei den Minenaktien der Fall war, durch ihre Stückelung als 1 Pfund und 5 Shilling-Aktien dem großen Publikum zugänglich sind, sich für das Börsenspiel besonders eignen; das Wort „Gold" und die großen Dividenden einzelner Gesellschaften üben einen magischen Reiz, und das aleatorische Moment, das bei der Goldproduktion selbst geringer geworden ist, spielt bei der Kapitalsbeschaffung für diese Produktion, bei der Bewertung des Eigentumsrechtes an den Minen noch immer die alte Rolle.

Aber gibt es denn in andern Unternehmungen nicht Dividenden ähnlicher Höhe? Wird in andern Industrien nicht die gleiche Rentabilität erzielt? Haben andre Effekten nicht ähnliche Kursbewegungen und Kursexzesse erzielt?

Nun wird allerdings zuzugeben sein, daß Dividenden von 100 und mehr Prozent in andern Industrien zu den größten Seltenheiten gehören. Von den Versicherungsgesellschaften muß abgesehen werden, nicht nur, weil ihr Gewinn ein abgeleitetes Einkommen darstellt und die Gesamtheit der Güter nicht vermehrt, sondern hauptsächlich, weil bei ihnen keine wirkliche Beziehung zwischen dem Kapital und dem Gewinn besteht, das Kapital nur den Zweck einer Garantie besitzt. Die Diamantindustrie gehört gleichfalls zu den erträgnisreichsten, dennoch hat z. B. die Debeers Company (Kapkolonie) bisher nie mehr als 40 % verteilt. Im Transvaal haben sich in den letzten drei Jahren zahlreiche kleine Gesellschaften zur Ausbeutung von Diamantgruben gebildet, von denen einige eine große Zukunft haben sollen, und für die der Transvaalreisende des „Statist", Mabson, ungeheuerliche Dividendenchancen herausrechnet. Die Aktien der Premiers Company, deren eingezahltes Aktienkapital 80 000 Pfd. Sterl. beträgt, haben denn auch bereits vorübergehend den Kurs von 40 Pfd. Sterl. (4000 %) erreicht, und die Gesellschaft hat im Jahre 1904 — noch vor der Auffindung des 3000 Karatdiamanten — einen Reingewinn von 800 % erzielt; aber es wird doch angezeigt sein, erst die zukünftigen Resultate abzuwarten. Jedenfalls hat die Diamantindustrie nicht die Garantie des unverrückbaren Geldpreises wie die Goldindustrie; bei großer Produktion würde der Diamantpreis in sehr empfindlicher Weise zurückgehen. Dann gibt es sehr große Dividenden bei Monopolgesellschaften. Die österreichische Auer-Gasglühlicht-Gesellschaft z. B. hat in ihren besten Zeiten, während der Geltung der Patente, 120 und 130 % verteilt, und ihr Aktienkapital in neun Jahren siebenfach zurückgezahlt. Die Dynamit Nobel hingegen hat niemals

über 25 % bezahlt. Die erste Pilsener Brauerei hat jahrelang Dividenden zwischen 40 und 50 % bezahlt; verschiedene deutsche Bergwerksgesellschaften bezahlen zwischen 30 und 40 %. Aber braucht es eines andern Beispiels als des der Standard Oil Company, die auf ein Aktienkapital von 110 Mill. Dollars in den letzten Jahren durchschnittlich 22 Mill. Dollars Dividenden bezahlte, also ungefähr ein Drittel des bisher höchsten Ertrags der gesamten Goldindustrie. Die Rentabilität der Produktion, die direkte Vermehrung des Volksvermögens ist also nichts, was der Entdeckung neuer Goldgebiete eine so überwiegende Bedeutung verleihen könnte. Desgleichen kommt die vehemente Börsenwirkung bekanntlich nicht allein den Goldaktien zu, im Gegenteil gibt es vielleicht gar keine Aktienkategorien, die nicht schon die Börse in Rausch und Betörung versetzten.

So sind es vielleicht die Kapitalsinvestitionen und die Betriebsausgaben der Goldindustrie, welche auf die andern Industrien so unvergleichlich belebend wirken? Wir haben oben gesagt, daß bei gleichem Kapital und gleicher Verzinsung die Industrie die volkswirtschaftlich nützlichere ist, welche den höheren Bruttoertrag liefert, welche die höhere Betriebsausgabe verträgt. In dieser Beziehung nimmt allerdings die Goldindustrie eine hervorragende Stellung ein. Wir haben unsre Dividendenberechnung auf Grund eines 20prozentigen Nettobetrages, also auf Grund eines Betriebskoeffizienten von 80 % angenommen. Der Betriebskoeffizient bei Eisenbahnen schwankt etwa zwischen 40 und 60 %. Freilich wird mit zunehmender Rentabilität auch bei den Minen der Betriebskoeffizient sich mindern. Hingegen, sofern es auf die Art dieser Ausgaben ankommt, ist die Goldindustrie nicht so hoch zu schätzen. Namentlich was das Anlagekapital betrifft. Von demselben entfallen drei Fünftel bis drei Viertel auf die Erwerbung von Claims und Ländereien, der Rest dient zum Ankauf von Bohrmaschinen, für die Anlage von Pochwerken, die Schaffung eines Betriebsfonds usw. Gewiß hat auch die Nachfrage nach Ländereien eine stimulierende Wirkung, aber die Produktion kann dadurch nicht angestachelt werden, denn Ländereien lassen sich nicht produzieren. Man kann wohl sagen, daß Gründungen umso stärker auf die Volkswirtschaft wirken, ein je größerer Teil des Anlagekapitals in beliebig vermehrbaren Gütern investiert wird, denn nur bei dieser ist eine Belebung der Produktion möglich. Das ist nun bei der Goldindustrie in sehr geringem, bei der Eisenbahnindustrie hingegen in außerordentlich hohem Maße der Fall. Was die Art der Betriebsauslagen anbelangt, so sollen etwa 34,5 % auf Honorare und Löhne von weißen, 24½ % auf Löhne und Nahrung von schwarzen Arbeitern entfallen, 11½ % auf die Kosten des Dynamits, 8½ % auf Brennstoffe usw. Dieses Verhältnis zwischen persönlichen und sachlichen Auslagen scheint an sich nicht ungünstig zu sein. Vielleicht ist es auch vorteilhaft, daß die Kaffern, früher, soweit sie nicht auf den Boersfarmen beschäftigt waren, brachliegende Kräfte für die Volkswirtschaft, zur Arbeit herangezogen wurden. Im August 1899, unmittelbar vor Kriegsausbruch, dem Zeitpunkt der bisher stärksten Produktion, waren in den Minen von Transvaal 100000 Schwarze und 12000 Weiße beschäftigt. Gegenwärtig beträgt die Zahl der eingeborenen Arbeiter ca. 70000. Freilich, wollte man

alle noch vorhandenen Pochwerke (stamps) in Betrieb setzen und auch die nichtproduzierenden Minen zur Entwicklung bringen, so brauchte man, nach dem Bericht der Arbeitskommission, der Ende 1903 erschienen ist, im ganzen 197000 Arbeiter, also um ca. 120000 Arbeiter mehr. Dazu ist ja der Import chinesischer Kulis in Aussicht genommen worden; der erste Transport ist bereits vor kurzem angelangt. Ob nun dies eine volkswirtschaftlich nützliche Art von Betriebsausgabe sein wird, mag dahingestellt bleiben, das wird die Zukunft noch entscheiden. Das wichtigste jedoch bei der Beurteilung der Wirkungen des Anlagekapitals und der Betriebsauslagen ist deren absolute Höhe. Nehmen wir das Anlagekapital der Transvaalminen mit 100 Mill. Pfund an und proportional das Anlagekapital, das in der Goldproduktion der Welt überhaupt investiert ist, mit 400 Mill. Pfund = 1,9 Milliarden Dollars; die Betriebsauslagen aber setzen wir gleich dem Bruttowert der Goldproduktion weniger dem berechneten Reingewinn von 66 Mill. Dollars, also für das Jahr 1902 etwa auf 200 Mill. Dollars. Was hat das zu bedeuten gegenüber dem Kapital von ca. 40 Milliarden Dollars, das z. B. Ende 1902 in den Eisenbahnen investiert war und gegenüber den Betriebsausgaben der wichtigsten europäischen und nordamerikanischen Eisenbahnen allein von 2,2 Milliarden Dollars jährlich? Danach ist also im Eisenbahnbau ein wenigstens zwanzigmal so großes Kapital investiert als in der Goldindustrie; die jährlichen Investitionen im Eisenbahnbau der Welt (etwa 1 Milliarde Dollars in den neunziger Jahren) betragen mehr als die Hälfte des Gesamtkapitals der Goldindustrie. Freilich könnte man sagen, wenn die Rentabilität der Goldindustrie größer ist als die der Eisenbahnen, wenn sie dabei noch höhere Betriebsauslagen verträgt, und wenn Gold noch in so außerordentlicher Menge vorhanden ist, dann ist es ja nur eine Frage der Zeit, daß auch die Goldindustrie einmal die Eisenbahnen an Bedeutung erreicht. Kann dies aber der Fall sein? Kann die Golderzeugung wirklich ohne Gefahr jemals eine solche Ausdehnung erreichen? Diese Frage wird später in einem andern Zusammenhange zur Beantwortung gelangen.

Das aber scheint doch Tatsache zu sein, daß alle Goldländer eine sehr rapide allgemeine wirtschaftliche Entwicklung genommen haben? Wenn Transvaal so rasch erblüht, wenn Kalifornien ein so reicher Staat geworden ist, so danken sie dies doch dem Golde? Es ist gewiß, Kalifornien ist jetzt ein Agrarstaat (Obstkultur). Seine Agrarproduktion hatte im Jahre 1900 einen Wert von 138 Mill. Dollars, um 122 Mill. Dollars mehr als seine jetzige Goldproduktion und um 52 Mill. Dollars mehr als der jemals erzielte Höchstwert seiner Goldproduktion; an Industrieprodukten erzeugt es einen Wert von ca. 213 Mill. Dollars. — Aber wenn also die Goldproduktion auch nur eine passagere Rolle spielt und wenn, wie erwähnt, auch ihre durchschnittliche Rentabilität nicht die größte war, so war sie doch Anstoß und Impuls? Wie in der Parabel der Alte auf dem Sterbebette sagt: „In meinem Garten liegt ein Schatz. Grabt nur danach!“ und die Söhne wohl keinen Schatz fanden, aber ihren Garten zu einem Schatze machten. Oder wie z. B. die Suche nach dem Stein der Weisen zur Entdeckung des Porzellans führte? Aber nein! Nicht einmal das. Kalifornien hat sich nicht rascher entwickelt als ein andrer Staat in Nord-

amerika. Städte, die von Goldgräbern errichtet wurden und von Goldgräbern lebten, sind einfach wieder aufgelassen worden als die Goldproduktion aufhörte, und erst nach und nach hat sich die geordnete Kolonisation wie in andern Staaten vollzogen. Freilich, zur Durchforschung des Landes haben die Goldgräber beigetragen. Transvaal war schon vor Auffindung der Goldminen ein kultivierter Staat, allerdings ein Agrarstaat, nicht allzu dicht bepflanzt, schwach bevölkert, ohne alle Industrie. In der Entwicklung dieses Landes spielt gewiß die Goldproduktion eine große Rolle. Die Terrains gewannen enorm an Wert, die Schwarzen wurden zu intensiver Arbeitsleistung herangezogen, und, wie erwähnt, sie genügt nicht, man ist auf den Import fremdrassiger Arbeiter angewiesen; die Einwanderung hat sich vermehrt, die Importe haben zugenommen. Aber was ist das Resultat? Noch heute sind im ganzen 300000 Weiße und 800000 Farbige im Lande. Die Importe betragen etwa 20 Mill. Pfund, wovon die Zölle 2 Millionen in Anspruch nehmen. Außer der Goldindustrie braucht nur die Landwirtschaft und die Eisenbahn Arbeiter. Das sind keine Ziffern, die auf den Weltreichtum von überwiegendem Einflusse sind.

IV.

Die Goldindustrie als Industrie ist es also nicht, die zur Entstehung einer Weltkonjunktur mehr beitragen kann als eine andre; aber vielleicht ist es das Produkt dieser Industrie, das Gold, das Geld, das „Blut des wirtschaftlichen Organismus", das mehr als jedes andre Gut die Weltwirtschaft fördert. Lange Zeit wurden die Meinungen der Praktiker von der Quantitätstheorie beherrscht. Danach sollte, so wie bei andern Waren, auch der Wert des Goldes bei zunehmender Quantität abnehmen, die Kaufkraft des Goldes, bezw. des Geldes sinken, die Warenpreise also steigen. Und diese Steigerung der Warenpreise, nahm man an, sei das bewegende Moment, das die Prosperitätsperiode einleite. Die hohen Warenpreise, welche große Profite ermöglichen, ermuntern die Industriellen zu verstärkter Produktion, ermöglichen ihnen eine Steigerung der Löhne usw. Es ist nun von Haus aus klar, daß diese Erklärung nicht zureichend ist. Denn wenn die zunehmende Quantität des Goldes automatisch die Preise der Waren steigert — infolge einer unerklärten Einsicht des Marktes in die Quantitätsverhältnisse —, so müßte die Preissteigerung gleichmäßig alle Warenpreise und Löhne treffen und könnte nicht als Motiv einer Produktionsförderung dienen, da die Rohmaterialpreise und die Betriebskosten sich genau im Verhältnisse zum Werte der Fabrikate erhöhen würden. Die Produktion kann nur dann angeregt werden, wenn die Preissteigerung partiell und lokal eintritt. Eine solche kann aber nicht durch die Quantitätstheorie, sondern muß aus speziellen Ursachen erklärt werden. Es müßte erklärt werden, wieso die Vermehrung des Goldes gerade da und dort diese und jene Preise in die Höhe treibt. Eine solche Erklärung aber konnte bis heute nicht gegeben werden. Warum soll denn der Aktionär, der seine Dividenden aus den Goldaktien bezieht, geneigt sein, irgendwelche Waren höher zu bezahlen als der Aktionär, der seinen Profit aus einer andern Industrie bezieht? Selbstverständlich vermehrt jede große Einkommenssteigerung die Kaufkraft des Betreffenden, er

kann im Notfalle, wenn es sein muß, für eine bestimmte Ware mehr ausgeben, als früher; aber das gilt für jede Einkommenssteigerung, ohne Rücksicht auf die Ursache, aus der sie erfolgte. Jede Vermehrung des Kapitals hat die Wirkung, den relativen Wert der Güter, welche nicht oder nicht in gleichem Maße vermehrt werden können, zu steigern, in erster Linie den Wert von Grund und Boden; die Preisbildung der andern Güter hängt in erster Linie von den Produktionsbedingungen dieser Güter selbst ab. Die kleinste technische Verbesserung der Produktivität der Landwirtschaft oder der Industrie ist imstande, die Wirkungen der Vermehrung des andern Kapitals auf den Preis aufzuheben. Insoweit hat die Quantitätstheorie recht: In der Regel mindert jede starke Produktionsvermehrung den Wert der Einheit dieser Ware. Aber die Preisregulierung erfolgt nicht von selbst, sondern auf dem Markte. Die Grenzwertstheorie ist die Form, in der die Quantitätstheorie die Einflüsse des Marktes berücksichtigt. Die Preisbildung auf dem Markte vollzieht sich nicht nach streng mathematischen Proportionen, der Mindestwert des einzelnen Stückes bestimmt den Wert aller Stücke, der Mindestpreis, zu dem die letzten Stücke der Ware angebracht werden können, ist der Marktpreis. Auf diese Art kommt der logische Widersinn sehr häufig vor, daß eine reichere Ernte nicht nur den gleichen, daß sie einen geringeren Geldwert hat als eine schlechtere Ernte. Der Markt übertreibt den Einfluß der Quantitätsverhältnisse. Beim Gold hingegen ist es eine andre Sache. Das Gold kommt nicht auf den Markt, es wird in die Banken geliefert gegen eine ganz bestimmte Menge Geldes in geprägtem Gold oder in Noten; der industriellen Verarbeitung fließt es nur zu, wenn diese geneigt ist, zumindest den Münzpreis zu bewilligen. Auf dem Wege von der Produktion zur Kapitalsbildung erleidet das Gold keine Wertveränderung, und, was dann eventuell auf die Preise wirkt, das ist nicht die Höhe des umlaufenden Geldes, sondern das ist das aus unzähligen Quellen zusammengeflossene, für Anlagen und Käufe aller Art zur Verfügung stehende Kapital. Die Quantitätstheoretiker z. B. haben auf die gewaltige Preissteigerung hingewiesen, die im 16. und 17. Jahrhundert nach der Entdeckung Amerikas und speziell nach der Erschließung der Silberminen von Potosi eingetreten ist, ferner auf die ebenfalls bedeutende Preissteigerung seit der Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Im 16. und 17. Jahrhundert mag tatsächlich die starke Vermehrung der Edelmetalle die Ursache der Teuerung gewesen sein. Damals bestand noch keine kapitalistische Industrie, die Landwirtschaft wurde noch nach alter Weise betrieben, und so mag damals die Vermehrung des europäischen Kapitals mit der Vermehrung des Goldes und Silbers ziemlich identisch gewesen sein, die Steigerung der Kaufkraft gewisser Kreise daher zum großen Teile auf der Edelmetallproduktion beruht haben, während anderseits eine Vermehrung der andern Güter nur in unzureichendem Maße eintrat. Die Steigerung der Preise nach den fünfziger Jahren dürfte aber aller Wahrscheinlichkeit nach auf die Eisenbahnbauten und nicht auf die Gold- und Silberproduktion zurückzuführen sein. Hier mag gleichzeitig der historische Beweis gegeben sein, daß der Bau der Eisenbahnen nicht von der kalifornischen Goldproduktion abhängig war. Im Jahre 1840 waren schon 7000 Kilometer Eisenbahnen gebaut, im

Jahre 1850 schon 38000 Kilometer; die stärksten Eisenbahnperioden waren allerdings 1870/1880, wo 163000, und 1880/1890, wo 245000 Kilometer gebaut wurden, davon 160000 in Amerika. Um diese Zeit war die Nachfrage nach Ländereien, nach Eisen, Kohle, menschlicher Arbeitskraft ungeheuer, und speziell England, auf dessen Kohle und Eisen, auf dessen Ingenieure das Festland angewiesen war, legte damals den Grund zu seinem ungeheuren Reichtum. Dieser konstanten Nachfrage ist wahrscheinlich das Steigen der Preise zuzuschreiben. Dafür, daß es die Goldproduktion nicht ist, welche die Preise in die Höhe treibt, liefern die letzten fünfzehn Jahre des 19. Jahrhunderts den endgültigen Beweis. Seit der Erschließung Transvaals ist die Goldproduktion der Welt absolut und — mit wenigen Ausnahmen auch — prozentuell in einem bis daher nicht erhörtem Maße gestiegen, und doch sind die Warenpreise nicht gestiegen, sondern zurückgegangen. Die Sauerbeckschen Ziffern geben für die Periode 1892/1901 den Index 66 gegen 100 in der Periode 1853/1877, 91,5 im Durchschnitt 1851/1861, 94,2 im Durchschnitt 1869/1871 und 99,9 im Durchschnitt 1874/1876.

Nun hat zwar die Sauerbeckschе Methode meines Erachtens den Fehler, daß sie bei den einzelnen Artikeln nicht auch die Quantität berücksichtigt, so daß z. B. Güter minderen Verbrauchs, minderen Werts und minderer Bedeutung für die allgemeine Lebenshaltung den Durchschnittspreis ebenso beeinflussen wie Roggen oder Fleisch; aber immerhin gibt die Tabelle sicherere Anhaltspunkte als die subjektiven Reden von der guten alten Zeit, von der steten Verteuerung der Lebensmittel. Übrigens mag in einzelnen östlichen Gegenden, z. B. noch in Wien, die Bewegung der Preise mit einiger Verspätung reflektiert werden; daß die Weltmarktpreise in den letzten Dezennien zurückgegangen sind, bleibt darum nicht weniger gewiß.

Dagegen ist die Wirkung der vermehrten Goldproduktion auf den Zinsfuß eine zweifellose und sichtbare.

V.

Alle Arten des Zinsfußes richten sich skalamäßig und automatisch nach dem Zinsfuß im Eskompte- und Lombardverkehr, der von der Geldzentrale des Landes, der Notenbank, dekretiert wird. Im Eskompte und Kreditverkehr wird flüssigstes, sofort disponibles Kapital gegen eine größere Quantität minder flüssigen, erst später — aber nicht allzu spät — disponiblen Kapitals vertauscht. Der Preis für diesen höheren Flüssigkeitsgrad des Kapitals richtet sich wie bei allen andern Waren nach Angebot und Nachfrage. Das Angebot besteht einesteils aus Kapitalien, die immer in diesem Flüssigkeitsgrade erhalten werden, die dauernd für den Lombard- und Eskompteverkehr bestimmt sind, hierher gehören in erster Linie Aktienkapital und Reserven der Notenbanken und gewisse Quoten des Kapitals der andern Mobiliarbanken. Andre Kapitalien werden jedoch nur vorübergehend dem kurzfristigen Kreditverkehr gewidmet. An sich kann Kapital jeder Art, aus jeder Quelle, ob es nun als Lohnersparnis oder Kapitalgewinn, ob es aus verkauften Zerealien, verkauften Industrieprodukten, aus Effekten oder Häusern usw. herrührt, wenn es nur disponibel ist, d. h. wenn es nicht wieder in andern Gütern fest-

gelegt, wenn das in Geld ausgedrückte Recht auf einen Teil des Volksvermögens noch nicht durch Wahl individualisiert worden ist, Leihkapital sein. Es wird bei den Banken deponiert und kann von diesen im Eskompte- und Lombardgeschäft — außer ihren eigenen Mitteln — verwendet werden. Dieses Kapital hat, seiner Herkunft nach, mit der Menge des vorhandenen Geldes gar keine Beziehung; aber Geld ist die flüssigste Form des Kapitals, und das flüssige Kapital muß wenigstens vorübergehend in Geld investiert werden können. Es wird nicht jeder eskomptierte Wechsel sofort in Geld einkassiert; oftmals hat der Wechselgläubiger nur die Absicht, Kapital, das erst in drei Monaten fällig wäre, in jederzeit fälliges zu verwandeln, und er läßt vielleicht den Erlös des Wechsels ganz oder teilweise als Depot bei einer Bank. Es ist auch zweifellos die Summe des für Leihzwecke disponibeln und verwendeten Kapitals wesentlich größer als der Geldvorrat eines Landes schon deshalb, weil jemand, der sofort flüssiges Kapital wirklich braucht, das erhaltene Geld auch „fließen" läßt, wobei es alsbald zurückströmt und zu ähnlichen Verwendungen wieder bereit ist. Aber zweifellos besteht eine noch nicht erfaßte, schwer erfaßbare und sicherlich sehr variable Proportion zwischen der Menge des flüssigen Kapitals und dem Geldumlauf. Praktisch haben sich alle Staaten darüber hinweggesetzt, indem sie einem Zentralinstitut gestatteten, dem Bedürfnisse des Handels entsprechend aus dem Nichts neues Geldkapital zu schaffen, es der Produktion und dem Handel auf dem Wege des Eskomptes zur Verfügung zu stellen. Allerdings mußte dieses Zentralinstitut sein ganzes Kapital in metallischem Geld investieren, und in fast allen Staaten wurde auch die Höhe des fiktiven Kapitals, das die Notenbank schaffen darf, mit der Höhe ihres Besitzes an metallischem Geld — jetzt bei den meisten Staaten an Gold — in Beziehung gebracht. Auf diese Art ist das Gold einer der wichtigsten Faktoren bei der Fixierung des Eskompte-Zinsfußes und dadurch aller andern Gattungen des Zinsfußes geworden.

Das neuproduzierte Gold, sofern es nicht dem Goldschmied zugeführt, wird in die Bank geschickt, und die Minenkompanie erhält dafür den gleichen Wert entweder in geprägtem Gold oder in Banknoten zurück. Der Betrag des jederzeit flüssigen Kapitals des Landes erhöht sich jedesfalls um den Betrag des neuproduzierten Goldes, ob dasselbe nun in der Bank bleibt und im Verkehr durch Noten repräsentiert wird oder direkt in den Verkehr kommt. Wenn das Gold aber in der Notenbank bleibt — und jede Bank hat Mittel, es an sich zu ziehen —, dann wird unter Umständen die Menge des verfügbaren flüssigen Kapitals noch in stärkerem Maße erhöht. Das hängt von dem Privilegium der Notenbank ab. In manchen Ländern (z. B. in England) ist das Recht der Notenbanken, ungedeckte Noten herauszugeben, auf einen bestimmt fixierten Betrag beschränkt; in diesem Falle wird die Summe des flüssigen Kapitals nur um den Betrag des neuzugeflossenen Goldes erhöht; in andern Ländern (z. B. in Deutschland und Österreich-Ungarn) dürfen die Notenbanken ein Vielfaches ihres Goldbesitzes (in Deutschland das Zweifache, in Österreich-Ungarn das Anderthalbfache) ohne Golddeckung in Noten emitieren; kommen also z. B. 100 Mill. Mark neuen Goldes in die deutsche

Reichsbank, wofür sie 100 Mill. Mark in Noten bezahlt hat, so darf sie noch überdies, falls es sich als nötig erweist, 200 Mill. Mark ungedeckter Noten mehr als früher ausgeben. Doch gilt dies, wie gesagt, nur für den Notfall. Auch in Deutschland und Österreich-Ungarn hatte die Gesetzgebung die Tendenz, das Privilegium der ungedeckten Notenemission in der Regel auf einen bestimmten Betrag zu beschränken, und deshalb wurde die Institution der steuerpflichtigen Notenreserven eingeführt. Nur ein bestimmter Teil der Notenreserve (in Deutschland 470 Mill. Mark, in Österreich-Ungarn 400 Mill. Kronen) ist steuerfrei; was darüber hinaus an ungedeckten Noten emitiert wird, unterliegt einer fünfprozentigen Steuer. Infolgedessen ergibt sich für die Banken die Notwendigkeit, bei Überschreitung der steuerfreien Grenze auch für ihre Eskomptierung eine Verzinsung von 5% zu verlangen, und ein Banksatz von 5% gilt in vorgeschrittenen Staaten schon immer für bedenklich, für ein Warnungszeichen. Daher bildet auch hier die steuerfreie Notenreserve das eigentliche Kontingent an ungedeckten Noten, und auch in diesen Staaten wirkt daher in der Regel nur das wirklich eingeströmte Gold, und nicht ein Vielfaches desselben, auf den Zinsfuß.

Wie vollzieht sich nun diese Wirkung? In Zeiten, wo der Geschäftsverkehr sehr lebhaft ist und der Zinsfuß steigende Tendenz hat, kann das einströmende Gold den Effekt haben, die allzu rasche Steigerung des Zinsfußes, vielleicht auch den allzu frühen Abbruch der Konjunktur zu hindern. Fällt jedoch der neue Goldzufluß in eine Zeit, wo das Angebot flüssigen Kapitals ohnehin größer ist als die Nachfrage, wo die Mobiliarbanken auf Basis der ihnen zuströmenden flüssigen Kapitalien der Notenbank Konkurrenz machen, weit davon entfernt, den Reeskompte der Notenbank in größerem Maße in Anspruch zu nehmen, dann wird der Goldzufluß dem Zentralinstitut direkt unangenehm sein, da das neue Gold die Ausgabe ungedeckter Noten entbehrlich macht und den Gewinn der Notenbank verkürzt. Es wird nun versuchen, sich durch Ermäßigung des Zinsfußes zu helfen, nicht um den Privatbanken die Kundschaft abzujagen, es weiß wohl, daß diese das gegebene Beispiel sofort befolgen werden – sondern aus zwei Gründen. Einerseits besteht die Erwartung, daß infolge des billigeren Kredits Kaufleute sich auf einen größeren Umsatz, Industrielle auf eine größere Produktion einlassen; daß Leute, die nur über geringes Betriebskapital verfügen, neue Geschäfte gründen werden. Auf der andern Seite soll das flüssige Kapital, das nicht Gold ist, aus dem Depositen- und Einlagekonto der Geldinstitute durch die Schmälerung des Zinseneinkommens aufgeschreckt und zu andern Anlagen, sei es in Industrieunternehmungen, Renten, Aktien, veranlaßt werden. Hat die Zinsfußermäßigung diesen doppelten Erfolg, dann ist sie zweifellos Veranlassung einer Prosperitätsperiode, und auf diese Art können Gold und Prosperität allerdings in einen Kausalnexus geraten. Nur daß dieser Kausalnexus nicht mit Notwendigkeit eintritt. Die Ermäßigung des Zinsfußes wirkt nicht annähernd so schnell und sicher auf die Belebung des Unternehmungsgeistes, wie die umgekehrte Maßnahme, die starke Anziehung der Zinsfußschraube, in Zeiten einer Überspekulation, die Abrüstung der Spekulation be-

wirkt. Aufbauen ist eben nicht so leicht als zerstören. Erleben doch wir in Österreich-Ungarn ein flagrantes Beispiel dieser Tatsache. Der Goldschatz der Österreichisch-Ungarischen Bank ist seit Jahren rapid angewachsen, da die Bank im Interesse der Durchführung der Goldwährung möglichst viel Gold an sich zog. Durch die Konkurrenz dieses Goldes, bezw. der dafür ausgegebenen Banknoten, wurde der Bedarf an ungedeckten Banknoten wesentlich verringert, zumal seit der deutschen Krise des Jahres 1900/01 die Nachfrage nach Leihkapital wesentlich gesunken war. Die Bank machte den Versuch, durch Ermäßigung des Zinsfußes auf das in Österreich-Ungarn noch nie erlebte Niveau von $3^1/_2$% den Geschäftsverkehr und ihren Gewinn zu heben. Dieser niedrige Zinssatz steht nunmehr schon seit zwei Jahren in Kraft, ohne daß er seinen Zweck erreicht hätte. Noch immer ist die steuerfreie Reserve der Bank außerordentlich groß. Es kommt also nicht nur darauf an, ob der Zinsfuß niedrig, ob die produktive Verwendung des Kapitals mit geringeren Kosten verbunden ist, es müssen auch lockende Verwendungsgelegenheiten vorhanden und bekannt sein. Bei dem heutigen Stande der Technik, den systematischen Erfindungen fehlt es wohl selten gänzlich an solchen Gelegenheiten. Treffen billiges Geld und lockende Verwendungsmöglichkeiten im großen Umfange zusammen, wie dies im Eisenbahnbauzeitalter (auf dem europäischen Kontingent hauptsächlich 1870—1880) der Fall war, dann freilich ist eine glänzende Konjunktur gegeben. Auch heute gibt es noch genug Eisenbahnen zu bauen, noch fehlt es Asien und Afrika an den meisten Hauptlinien, noch hat das Schienennetz in den meisten europäischen Staaten nur geringe Dichtigkeit. Aber noch immer hat man — trotz der Elektrotechnik, der Chemie und der Ausnützung der Wasserkräfte — keine Verwendungsmöglichkeiten gefunden, welche an Umfang und Wirkung dem Eisenbahnbau zu vergleichen sind. Es ist daher nicht ganz ausgeschlossen, daß nach einer gewissen Zeit die Verwendungsmöglichkeiten für Kapital, sei dieses selbst noch so billig, nicht mehr so zahlreich und lukrativ sein werden als sie es jetzt noch sind.

Tatsächlich aber steht die Sache folgendermaßen: So wirkungslos wie jetzt in Österreich-Ungarn kann ein niedriger Zinsfuß nur provisorisch und infolge ganz besondrer Unsicherheit der Verhältnisse und der Urteile sein. Im allgemeinen wird er entweder die industrielle Produktion anstacheln, oder er wird dies mangels Verwendungsgelegenheit nicht tun. Im ersteren Falle entsteht die vielbesprochene Prosperität, es steigen auch die Preise, weil die wachsende Produktion einen großen Bedarf an Rohmaterial, an Betriebsmitteln involviert; aber sobald der Produktionsprozeß absolviert ist und die Früchte der Produktion, eine vermehrte Anzahl von Gütern, auf den Markt kommen, dann sinken die Preise wieder und meist noch stärker als sie früher stiegen. Sofern also das Gold eine Prosperitätsperiode hervorruft, hat es im letzten Resultat eher eine Ermäßigung der Preise als eine Steigerung derselben zur Folge, und das hat sich denn auch seit den 1870er Jahren in der Praxis gezeigt.

Gesetzt aber den Fall, die industrielle Produktion wäre unfähig, auf den Stachel des billigen Zinsfußes zu reagieren, und es bestünde die allgemeine

Meinung, daß die Periode des sinkenden Zinsfußes lange anhalten werde — diese Meinung bestand in der ersten Hälfte der 1890er Jahre — dann wäre die Wirkung die einer Preissteigerung aller fruchtbringenden Werte und Titres. Das flüssige Kapital würde sich um das Miteigentum an den bereits bestehenden produktivsten Unternehmungen bewerben und den Preis dieses Eigentumsrechtes erhöhen, den relativen Ertrag reduzieren. Es würden Renten, Aktien, Grund und Boden steigen, bis ihre Rentabilität — beispielsweise von 4 auf 3% — gesunken wäre. Wahrscheinlich wird sich dieser gesteigerte Wettbewerb auch auf die Waren beziehen, deren Produktion nach der Voraussetzung nur unwesentlich gesteigert wird, und so könnten die Warenpreise gleichfalls eine Steigerung erfahren. Diese Steigerungen sind natürlich mit einer Börsenhausse verbunden, und man würde deshalb vielleicht an eine Prosperitätsperiode glauben. Diese Prosperität wäre jedoch nur eine scheinbare, nur der in Geld ausgedrückte Wert der Titres und Waren hätte sich erhöht. Nur insofern, als die Preiserhöhung sich langsam und successive auf alle Güter verbreitet, hätten die den Vorteil, die zuerst aus der Preissteigerung Nutzen ziehen, bevor dieselbe auch noch für andre Waren eingetreten ist.

Im Zusammenhange ergibt sich die interessante Spezialfrage: ob denn die Wirtschaft — bei abnehmender Möglichkeit fruchtbarer Kapitalsanlagen — einen fortwährenden Goldzuwachs vertragen kann, ob denn eine Ermäßigung des Zinsfußes in infinitum möglich ist, ob nicht das Gold auf diese Art seine Bedeutung für die Volkswirtschaft verlieren kann? Wir haben bereits am Beispiele Österreich-Ungarns gesehen, daß einer Notenbank der Zufluß des Goldes unangenehm sein kann. Bei der Erreichung eines gewissen Minimal-Diskontsatzes würde dies wohl bei jeder Bank der Fall sein. So z. B. ist noch keine Bank jemals unter einen Diskontsatz von 2% herabgegangen und würde sich wohl jede lange dagegen sträuben, auch wenn sie z. B. infolge der großen Menge des vorhandenen Leihkapitals nicht *eine* ungedeckte Banknote auf den Markt bringen könnte. In diesem Falle müßten wohl die Banken in ihrem Lebensinteresse verlangen, daß die Goldprägung beschränkt werde. Dann könnte allenfalls eine Entwertung des Goldes beginnen, die Versuchung würde erwachsen, nach einem neuen Konkurrenten für das Gold zu suchen oder die Währung ganz unabhängig vom Metallgeld zu machen. Vorläufig liegt die Gefahr nicht nahe, wenn auch die jährliche Goldproduktion tatsächlich auf 400 Mill. Dollars, wovon etwa 300 zur monetarischen Verwendung gelangen, ansteigen sollte. Derzeit ist in der Welt noch genug Platz für neues Gold; für große Gebiete steht noch der Übergang zur Goldwährung bevor, ganz abgesehen davon, daß neues Gold auch den alten Staaten sehr gelegen kommen wird, bis einmal die Periode der Depression endgültig überwunden ist. Gegenwärtig haben noch folgende Länder Silberwährung: China, Strait Settlements, Siam, Mexiko und die zentralamerikanischen Staaten. Davon haben China und Strait Settlements gar kein Gold (nach den Tabellen des amerikanischen Münzamtes pro 1900), Mexiko hat nur 0,28 Dollars Gold per Kopf der Bevölkerung. Auch von den Staaten der Goldwährung sind ganz ungenügend mit Gold versehen: Indien (0,15 Dollars per Kopf),

Japan (0,90), die südamerikanischen Staaten (1,83). Zum Vergleiche führen wir an, daß auf den Kopf der Bevölkerung an Gold entfallen: in Südafrika 26,54, Australien 24,26, Frankreich 21,05, Vereinigte Staaten 14,41, Deutschland 12,81, Großbritannien 12,34, Rußland 5,64, Österreich-Ungarn 4,88, Spanien 4,47, Italien 3,02. Merkwürdig ist es, daß Frankreich, wo doch das Silber noch unbeschränkte Zahlkraft genießt, einen so hervorragenden Platz einnimmt, mitten zwischen den goldproduzierenden Staaten. Nimmt man nun an, daß in jene exotischen Staaten ohne Gefahr Gold im Betrage von 3 Dollars per Kopf der Bevölkerung hereingepumpt werden kann, so ergibt sich für China allein ein Bedarf von 1 Milliarde, insgesamt ein Bedarf von über 2 Milliarden, oder der monetäre Anteil an der Produktion von etwa sieben Jahren. Nimmt man aber an, daß die ganze Welt ohne Schaden einen Goldbestand von 10 Dollars per Kopf vertragen kann, d. i. insgesamt ca. 14 Milliarden Dollars, gegenüber einem derzeitigen monetären Goldvorrat von ca. 4,9 Milliarden, so wäre noch Platz für etwa 9 Milliarden, d. i. für die Produktion der nächsten dreißig Jahre (unter Berücksichtigung der jährlichen Anforderungen der Goldindustrie). Die Herrschaft des Goldes dürfte daher noch einige Zeit ungefährdet bestehen bleiben, wenngleich es gewiß ist, daß die Goldproduktion nicht ungestraft — unter gleichbleibendem Preise — in den Himmel wachsen darf, wenngleich es ungereimt und unmöglich wäre, daß der Wert der jährlichen Goldproduktion den Wert der Welternte an Zerealien auch nur annähernd erreicht.

VI.

Die Goldproduktion als Industrie kann zur Blüte eines Landes beitragen, eventuell auch die Blüte eines solchen hervorrufen, aber nicht in höherem Maße als zahllose andre Industrien, die viel Kapital brauchen und bei guter Rentabilität große Produktionskosten lohnen. Sie reicht in dieser Beziehung nicht entfernt an die Bedeutung der Eisenbahnen für die Entwicklung eines Landes heran. Sie vermag diese Bedeutung auch nie zu erreichen, da sie nicht ins Unbegrenzte forciert werden kann, ohne die gefährlichste Verwirrung hervorzurufen.

Aktien von Goldgesellschaften können leichter einen Börsenrummel hervorrufen als andre, aber schließlich teilen sie auch diesen Effekt mit andern Aktien aller Art. Die Produktion des Goldes bewirkt in der Regel eine Ermäßigung des Zinsfußes — wenngleich sie auch hier nicht der einzige Faktor ist, der eine solche bewirkt — und kann auf diese Art tatsächlich zu einer Prosperitätsperiode Veranlassung geben, aber nur dann, wenn auch andre günstige Umstände von gleicher oder größerer ursachlicher Bedeutung vorhanden sind; ist dies nicht der Fall, so bewirkt der wachsende Goldreichtum durch das Medium des sinkenden Zinsfußes nur eine Scheinprosperität, ein Steigen der Effekten- und Warenpreise ohne wahrhaft wirtschaftlichen Nutzen.

Don Diego Velazquez.

Von

Walther Gensel.

Wenn in hundert Jahren ein Kunstforscher wieder einmal eine Biographie des Velazquez schreiben wird, so wird er schwerlich wie Herman Grimm bei seinem „Raphael" mit einem Kapitel über den Ruhm seines Helden in vier Jahrhunderten beginnen. Velazquez war und ist keine „Weltmacht" wie der Urbinate. Seine Bilder haben die Stecher nur wenig gereizt und sind darum nicht zum Wandschmuck der Bürgerhäuser geworden. Der „peintre le plus peintre qui ait jamais existé" ist ein Maler für Maler und für die seltenen Kunstfreunde geblieben, die rein malerische Vorzüge ganz auszukosten vermögen.

Noch im 18. Jahrhundert war Spanien viel zu abgelegen, als daß die volle Bedeutung seines großen Sohnes in Mitteleuropa hätte erkannt werden können. Die kurzen Abschnitte, die wir in französischen und englischen Büchern über ihn und seine Genossen finden, beruhen nicht auf eigener Anschauung der Verfasser, sondern sind Abschriften aus spanischen Schriftstellern, besonders dem Palomino. Aber auch die wenigen Bilder, die sich schon damals außerhalb der Grenzen Spaniens befanden, wurden nur wenig beachtet. So ist es bezeichnend, daß in Goethes „Italienischer Reise" des Bildnisses Innocenz' X. mit keinem Worte gedacht wird. Joshua Reynolds, also ein Maler, scheint der erste gewesen zu sein, der es in seinem vollen Werte, nämlich als das beste Porträt in Rom, erkannte. Was hätte er vor der Sammlung von Meisterwerken empfunden, die das königliche Schloß zu Madrid damals beherbergte! Ihrem Einfluß hatte sich nicht einmal Raphael Mengs entziehen können, der den Naturalismus sonst so von oben herab anzusehen gewohnt war. Er redet in seiner Abhandlung „Von dem Ursprung, Fortgang und Verfall der bildenden Künste" zwar von den „Unvollkommenheiten" des Velazquez und seiner Nachfolger, die er als echter Klassizist daraus erklärt, daß sie „keine richtigen Begriffe von dem Verdienst der griechischen Werke noch von der Schönheit und dem Ideal" besaßen, aber seine rein malerischen Vorzüge muß er doch gelten lassen.

Die Spanier selbst hatten nie an der Bedeutung ihres großen Landsmannes gezweifelt und bewahrten ihm auch durch alle Anfechtungen des Klassizismus hindurch die Treue. Die Würdigung, die ihm Ceau Bermudez 1800 in seinem „Diccionario“ angedeihen ließ, können wir auch heute noch vollkommen unterschreiben; sah er doch schon die Betonung des Hauptsächlichen (buscando sempre el efecto en las partes principales), die genaue Abstufung von Licht und Schatten in den Entfernungen, die Unterordnung der Lokalfarben unter den „tono dominante“, die vollkommene Wahrheit aller Töne, die Luft zwischen den Dingen. „Alles stellt sich mit jener unfehlbaren Wahrheit, der Tochter dieser Natürlichkeit, dar.“ In dieser Zeit, in der in Deutschland bereits fast aller Sinn für das eigentlich Malerische verloren gegangen war, stand an der Spitze der spanischen Maler allerdings Francisco Goya, in dem wir das vornehmste Zwischenglied zwischen Velazquez und der modernen Kunst zu sehen haben. Aber auch die nächste Generation, die doch ganz dem Einflusse der David-Schule unterworfen war, hielt an dem Nationalheros fest. Als 1826 das große lithographische Galeriewerk herausgegeben wurde — nächst dem Münchener wohl das beste aus der Zeit —, stellte man das Bildnis des Prinzen Baltasar Carlos an die Spitze. Und Madrazo, der Führer der Klassizisten, sprach in seiner Einleitung von dem Feuer und der maestria der Ausführung, die sich mit dem Vermögen verbinden, die vollkommenste Illusion der Gegenstände hervorzurufen, so wie sie unserm Auge in der geforderten Distanz erscheinen.

Das übrige Europa verhielt sich noch lange völlig teilnahmslos. Die wenigen Übersetzungen und Auszüge aus Bermudez, die hier erschienen — so in Deutschland besonders bei Fiorillo — scheinen auf die Kunstfreunde keinen Eindruck gemacht zu haben. Erst in den vierziger Jahren begann man sich ernsthaft dem Gegenstande zu widmen, und jetzt waren es die Engländer, die den Reigen eröffneten. Richard Ford schrieb 1843 seinen vortrefflichen, auch heute noch höchst lesenswerten Aufsatz für die „Penny Cyclopaedia“ und bearbeitete Spanien in musterhafter Weise für Murrays „Handbooks for travellers“, deren hohe Verdienste wir heute über denen der späteren leicht zu unterschätzen geneigt sind. Kurz darauf veröffentlichte Stirling-Maxwell in seinen „Annals of the Artists of Spain“ die erste, auf umfassenden Quellenforschungen und eingehenden Studien vor den Originalen beruhende Biographie des Meisters; was man ihm vorwerfen kann, ist sein zu geringes Eingehen auf das eigentlich Künstlerische. Dies blieb den Franzosen überlassen, vor allem Burger-Thoré, der die lange Zeit seiner Verbannung dazu benutzt hatte, um sich von einem schneidigen Vorkämpfer der fortschrittlichen jungen Malerschule seiner Heimat zu einem der feinsinnigsten Kenner der alten Kunst zu entwickeln. Wie er der erste gewesen war, der seine Landsleute zum echten Verständnis der Holländer geführt hatte, so diente er ihnen nun auch als Dolmetsch für die Kunst des Velazquez. Freilich hatte er seine Bewunderung des Meisters nicht aus Madrid, sondern aus den sechsundzwanzig Werken im englischen Privatbesitz geholt, die 1857 gelegentlich der Ausstellung in Manchester vereinigt waren.

Deutschland blieb lange im Hintertreffen. 1839 brachte das „Kunstblatt“ einen sehr hübschen und verständigen, E. L. gezeichneten Aufsatz aus Paris, den Nagler 1850 in seinem Lexikon nicht nur zitierte, sondern auch fast völlig übernahm. „Velazquez,“ heißt es da, „legte in das einfachste Porträt mehr Poesie und Schwung als viele andre Historienmaler in ihre symbolischen Kompositionen hineinlegen.“ Das war damals noch beinahe eine Ketzerei. Kugler widmete dagegen in der ersten Auflage seines Handbuches dem Meister nur sieben Zeilen, in denen er von hoher, energischer Anmut und einem eigentümlichen Adel spricht, durch die er „als zwischen Rubens und Tizian in der Mitte stehend erscheint“. Wir möchten den sehen, der sich daraus eine Vorstellung machen kann. Es sind Verlegenheitsphrasen eines Mannes, der von seinem Gegenstande keine Ahnung hat. Auch Springer behilft sich in der ersten Auflage (1853) noch mit einigen Allgemeinheiten, ohne in den Gallimatthias seines Vorgängers zu verfallen. Inzwischen war Passavant 1852 selbst in Spanien gewesen. Daß er die „Meninas“ für das außerordentlichste Werk erklärt und in den Landschaften „ein sehr originelles und anziehendes Talent“ entdeckt, zeigt, daß er seine Augen gut aufgemacht hat. Aber die Mythologien befremden ihn, der Apollo ist für ihn „eine armselige Gestalt, die Lachen erregt“. Sein Herz zog ihn zu Murillo, dem er mehr als den doppelten Raum widmet. Becker, der sich auf ihn und das inzwischen scheinbar ohne großen Erfolg ins Deutsche übersetzte Buch Stirlings beruft (1864), stößt ganz in sein Horn, nur noch kräftiger. Er bewundert in Velazquez den Maler der Noblesse, der Grandezza, des ritterlichen Anstandes, aber er nennt die Trinker eine „Mißgeburt des Humors“ und die Mythologien „Travestien in der Art der Blumauerschen Äneide“. Auch Waagen, dem es erst gegen das Ende seines reichen Lebens vergönnt gewesen war, Spanien zu sehen, spricht sich in einem nach seinem Tode in Zahns „Jahrbüchern“ veröffentlichten Aufsatze (1869) noch ungefähr in demselben Sinne aus. Der erste ausführliche deutsche Aufsatz, der allen Seiten des großen Spaniers gerecht wird, stammt aus der Feder von Hermann Lücke (in Dohmes „Kunst und Künstler“, 1880). Vortrefflich ist der Abschnitt in Woltmanns und Woermanns „Geschichte der Malerei“. „So wie er malt, meint man, müsse die Natur selbst malen, wenn sie es einmal vorzöge, ihre Gebilde auf eine Fläche zu werfen, anstatt sie in den Raum zu stellen.“ Das ist eins der hübschesten Worte, die je über Velazquez geschrieben worden sind.

Völlig zu seinem Rechte gelangte Velazquez den großen Italienern gegenüber erst durch das Buch Carl Justis (1888), das mit einer gewissen Berechtigung das beste kunstgeschichtliche Buch des 19. Jahrhunderts genannt worden ist. Justi hatte hier den Gipfel seiner Darstellungskunst erklommen. Aus einer unübersehbaren Fülle mit unendlicher Gewissenhaftigkeit durchgeführter Studien in Kunstsammlungen, Bibliotheken und Archiven war mit nie ermattender Meisterhand ein gewaltiges Kulturgemälde geschaffen. Was bisher schemenhaft vor unsrem Geiste geschwebt hatte, wurde zur greifbar deutlichen Wirklichkeit. Das ganze Spanien des 17. Jahrhunderts stand vor uns mit seinem äußeren Glanze und seiner inneren Fäulnis, mit seiner

geistigen Blüte in Dichtkunst und Malerei und seiner geistigen Dumpfheit. Wir wandelten mit Justi und Velazquez zwischen den Mauern des alten Alcazar von Madrid und durch das Lustschloß Buen Retiro, in die Jagdgründe des Pardo und hinauf zur grandiosen Einöde des Escorial und des Guaderramagebirges. Wir verkehrten im Geist mit Philipp IV. und dem ebenso gewissenlosen wie klugen Conde-Duque Olivarez, mit den Infanten und Infantinnen, mit allen den ernsten und grotesken Gestalten des Hofes. Wir blickten in das Atelier des Künstlers, sahen seine Bilder entstehen und teilten die Sorgen und Unannehmlichkeiten seines Hofamtes. Freilich einen Michelangelo oder Leonardo, deren übermenschliche Größe uns beinahe erdrückt, oder einen Rembrandt, bei dem wir „Menschliches, Allzumenschliches" im Innersten mitfühlen, sahen wir nicht vor uns erstehen. Vornehm, wie seine Werke sind, hielt sich auch ihr Meister zurück.

Jetzt ist nun, von allen Seiten mit herzlicher Freude begrüßt, die zweite Auflage des Buches erschienen[1]). Beim bloßen Durchblättern fallen keine merklichen Unterschiede von der ersten auf. Erst der tiefer Eindringende erkennt, wie viele wertvolle Ergänzungen und Berichtigungen das Werk erfahren hat, wie oft auch durch die andre Fassung eines Satzes oder die Ersetzung eines Wortes durch ein andres ein Urteil verschärft oder gemildert worden ist. Ich habe die beiden Bände wieder von der ersten bis zur letzten Seite gelesen und viele Stunden des höchsten Genusses dabei verlebt. Nur hin und wieder hat sich ein ganz leiser, kaum merklicher Widerspruch eingestellt. Nicht, daß meine Ansicht über den immensen Wert des Buches auch nur im mindesten davon berührt würde. Daß von einem so umfangreichen Werke überhaupt eine zweite Auflage nötig wurde, gereicht dem deutschen Publikum zur höchsten Ehre. Und aufs entschiedenste möchte ich mich dagegen verwahren, daß ich gegen den Mann undankbar sei, der uns aus der Fülle seines Geistes so überreich beschenkt hat, wenn ich im folgenden an einigen Punkten meine abweichende Meinung darzulegen versuche. Ein Werk wie das Justische ist ein wichtiges Dokument für die Kunstauffassung einer ganzen Zeit. Als es zum erstenmal erschien, faßte es nicht nur alles zusammen, was man über Velazquez wissen konnte, sondern es brachte auch die damalige Art der Kunstbetrachtung zur allerhöchsten Entfaltung. Seitdem ist eine geraume Spanne Zeit verflossen. Es ist, als sähen wir Jüngeren manches mit andern Augen an, als würden Saiten in uns angeregt, die damals noch nicht mitklangen, und blieben andre dafür stumm. Wir fragen heute nicht mehr so viel nach der Entstehung eines Bildes als nach der Wirkung, die es ausübt; wir kümmern uns nicht mehr so viel um den Gegenstand als um

[1]) Diego Velazquez und sein Jahrhundert. Von Carl Justi. Zweite, neubearbeitete Auflage. Bonn, Friedrich Cohen. 1903. — Weiterhin sind insbesondere herangezogen worden: A. de Beruete, Velazquez. Préface par Mr. Léon Bonnat. Paris 1898. — Emile Michel, Diego Velazquez. Revue des deux Mondes, 1er août, 15 août, 1er septembre 1894. — The Art of Velasquez. By R. A. M. Stevenson. London 1897. In verkürzter Form in Great Masters in Painting & Sculpture. London 1899. — Sir Walter Armstrong, Art and Life of Velasquez. London 1896.

das Licht, das den Gegenstand belebt, die Luft, die um und zwischen den Dingen kreist, die Harmonie der Töne. Und hier bleibt — zuweilen — ein Wunsch offen.

Justi selbst hat sein Buch nicht als endgültig, sondern als grundlegend bezeichnet; doch besagt dieser Ausdruck zu wenig. Er hat nicht nur die Fundamente gemauert, sondern auch den Bau emporgeführt und innen und außen ausgestattet. Wenn nun Spätere im Innern einige Änderungen vornehmen, so bleibt er doch der große Baumeister. Endgültige Bücher gibt es nicht, jede Zeit hat das Recht, die großen Männer mit eignen Augen anzusehen. Viel weniger als auf unser Werk aber paßt der Ausdruck „l'ouvrage définitif" allerdings auf das Buch A. de Beruetes, für das ihn Léon Bonnat in seiner enthusiastischen Vorrede anwendet. Ein unbedachtes Wort, von einem Manne ausgesprochen, der Justi vielleicht gar nicht kennt, und erfreut war, seine eignen Ansichten über den großen Spanier in so trefflicher Form niedergelegt zu sehen. Allein Justi hat das Wort, und nicht mit Unrecht, als kränkend empfunden. Nur wäre es vielleicht schöner gewesen, wenn andre es gebührend zurückgewiesen hätten. Daß er Beruete einmal das „Madrider Orakel" und Bonnat, der nicht nur einer der besten Bildnismaler des 19. Jahrhunderts, sondern auch ein feinsinniger Kunstfreund und Sammler ist, „seinen Pariser Porträtmaler" nennt, würden wir lieber missen. Auch über ein paar andre Stellen des Justischen Werkes liegt eine gewisse Mißstimmung, wie ein leichter Reif, den man gern vor der Sonne zerschmelzen sehen möchte.

Im übrigen ist Beruetes Buch zweifellos das wichtigste und wertvollste, das seit der ersten Auflage des Justischen über Velazquez erschienen ist. Spanier von Geburt und mit den Werken des großen Landsmannes seit Jahrzehnten aufs innigste vertraut, ja mit ihnen lebend, selbst Maler und jede Feinheit des Pinselstrichs daher aufs vollkommenste nachfühlend, war er wie wenige andre berufen, uns über seine Kunst Auskunft zu geben. Es ist ein ruhiges, klares, gediegenes Buch, das ohne lange historische, kulturhistorische und biographische Exkurse geraden Wegs das selbstgesteckte Ziel verfolgt: die echten Gemälde von den unechten zu scheiden und an den echten die Vorzüge und Eigentümlichkeiten des Meisters ins hellste Licht zu setzen. Es wohnt ihm eine merkwürdige Überzeugungskraft inne; wir vertrauen uns ihm an, wie sich der Schiffer vorm fremden Hafen in die Hände des Lotsen gibt. Der Wert des deutschen Buches wird natürlich keineswegs dadurch getrübt, daß wir geneigt sind, dem spanischen an einigen Stellen ihm gegenüber recht zu geben. Vielleicht verfährt Beruete zuweilen etwas schematisch. Nach ihm würde die Laufbahn des Meisters ein ununterbrochenes Aufsteigen zur Vollkommenheit sein. Wir wissen aber aus den Biographien andrer Künstler, daß Genies zuweilen Sprünge machen, daß sie in einer glücklichen Stunde eine ganze Strecke der Entwicklung vorausnehmen und umgekehrt mitten zwischen ihre Meisterwerke hinein Bilder schaffen, deren Stil von ihnen längst überwunden schien. Auch gibt es, um von Neueren zu reden, Werke von Manet oder Böcklin, die keineswegs die „Klaue des Löwen" zeigen, nach der Beruete alle Werke beurteilt. Es sei mir erlaubt, an das hübsche Wort Liebermanns zu

erinnern, daß die Kunsthistoriker schon deshalb unbedingt notwendig seien, um die mißlungenen Werke nachträglich für unecht zu erklären. Neben Bernete sei noch auf zwei kleine Schriften hingewiesen, die ganz besonders geeignet erscheinen, in Velazquez' Schaffen einzuführen. Das eine sind die Aufsätze, die der durch seine Werke über Rembrandt und Rubens auch in Deutschland bekannte Emile Michel 1894 in der „Revue des deux Mondes" erscheinen ließ. Im besten Französisch geschrieben, von einer Wärme der Begeisterung, die sich dem Leser mitteilt, und einer seltenen Anschaulichkeit der Darstellung, wird hier ein sich tief einprägendes Bild des großen Mannes entworfen. Das andre Buch hat den Engländer Stevenson zum Verfasser, der in höchst anregender Weise das Werk des Meisters in seiner Gesamtheit nach seiner Komposition, Raumgestaltung, nach Licht, Farbe usw. untersucht[1]). Erwähnt seien auch die Aufsätze Karl Woermanns in Spemanns „Museum" und das viele feine Bemerkungen enthaltende, aber auch manchmal zum Widerspruch herausfordernde Buch des Engländers Armstrong.

Alle diese Männer stehen in der rein künstlerischen Bewertung der Werke des Velazquez dem Empfinden der jüngeren Generation näher als Justi. Man fühlt es aus ihrer Darstellung heraus, auch wenn sie es nicht sagen, daß sie die moderne Bewegung mit Teilnahme verfolgen, ja daß ihnen vielleicht Erlebnisse mit modernen Bildern oder Gespräche mit deren Urhebern das Verständnis gewisser Eigentümlichkeiten des Meisters erschlossen haben. Justi gehört, wie aus einigen ziemlich herb absprechenden Bemerkungen in seinem Buche hervorgeht und wie wir auch sonst wissen, zu den Gegnern der modernen Kunst. Nun ist es ja richtig, daß im Lager einer gewissen Richtung, die besonders in Berlin viele Anhänger hat, mit dem großen Namen Mißbrauch getrieben wird. Viele unsrer Jungen befinden sich ohne Zweifel auf dem falschen Wege, wenn sie da anfangen, wo der Meister aufgehört hat. Sie glauben, in alle seine Geheimnisse eingedrungen zu sein und seine „maestria" zu besitzen, wenn sie ein oder zwei Werke von ihm kopiert haben. Velazquez aber hätte nie und nimmer diese maestria erreicht, wenn er nicht den langen und mühsamen Weg von den „Bodegones" über die „Trinker" und die „Schmiede des Vulkan" zurückgelegt hätte. Er würde ein Bild noch lange nicht für ein Meisterwerk angesehen haben, bei dem mit ein paar kühnen — um nicht zu sagen frechen — Pinselstrichen das ungefähr ähnliche Bild eines zufälligen Naturausschnitts auf die Leinwand geworfen ist. Manche der besten unter den verschrieenen „Modernen" aber — und um den großen Haufen braucht sich der Historiker doch wahrlich nicht zu kümmern — haben in redlichem und beharrlichem Studium „Kern und Geist" der Kunst des Meisters zu erfassen gesucht und sind in ihren besten Werken nicht allzuweit hinter ihm zurückgeblieben — jedenfalls weniger weit als manche der Gegner, die sich Tizian oder Raphael zu Vorbildern erkoren hatten. Ich denke hierbei nicht nur an die beiden großen Namen Manet und Whistler. Der Schotte John Lavery, ein etwas geringerer

[1] Inzwischen hat Frh. F. von Bodenhausen bei Bruckmann in München eine vortreffliche deutsche Übersetzung dieses Buches erscheinen lassen.

Künstler, dem aber keiner das Talent absprechen wird, erzählt, daß sechs Monate des eifrigsten Studiums und Kopierens nicht genügt hätten, um die Ursachen des wunderbaren Zaubers der Velazquezschen Werke zu ergründen, so daß er, im folgenden Jahre nach Madrid zurückgekehrt, vollkommen neue Schönheiten entdeckt habe. Ähnlich ist es dem Amerikaner Chase und manchen andern ergangen. Wie viele von uns haben darunter zu leiden, daß sie für alle Ausschreitungen verantwortlich gemacht werden, weil sie dem Neuen Verständnis und Liebe entgegenbringen! Wer die Entwicklung der letzten hundert Jahre verfolgt, wird erkennen, daß immer die ihren eignen Weg suchenden Künstler schließlich als die besten befunden worden sind. Ich möchte hier auch noch einmal auf das zurückweisen, was Otto Seeck im Novemberheft 1903 dieser Zeitschrift am Schlusse seines Aufsatzes über Rembrandt gesagt hat.

Welches ist aber nun das Wesen dieser reifsten Kunst des Velazquez, das uns unwiderstehlich anzieht, so zwar, daß wir andern Künstlern gegenüber oftmals beinahe ungerecht werden? Justi hält merkwürdigerweise an der alten Erklärung fest von der Weitsichtigkeit des Meisters im Alter und von der Notwendigkeit, bei den vielerlei Obliegenheiten seines Hofamtes möglichst rasch zu malen. Dann hätte er also aus Nöten Tugenden gemacht. Allein der erste Grund kann unmöglich stichhaltig sein. Seltsam! Wenn man bei vielen unsrer modernen Gemälde noch auf verhältnismäßig weite Entfernungen die Augen halb zukneifen muß, um aus einzelnen Strichen und Klecksen das Bild zusammenzuziehen, so führt man dies auf die Kurzsichtigkeit der Maler zurück, die in gewissem Abstand nur noch Massen und Tonwerte erkennen läßt. Und hier sollte aus dem umgekehrten Verhältnis die freie Behandlung resultieren? Keines von beiden ist zutreffend. Weder bei den „Spinnerinnen" noch bei den „Ehrenfräulein", noch bei irgend einem Hauptwerk seines tercer estilo tritt in der angemessenen Entfernung für normale Augen ein einzelner Strich störend hervor, sondern alles vereint sich zu dem Eindruck der vollkommensten Naturwahrheit. Der andre Grund aber leuchtet noch weniger ein. Mit demselben Recht könnte man sagen, Tacitus habe seinen Lapidarstil, bei dem jedes Wort wie ein Hammerschlag sitzt, erfunden, um mit den „Annalen" eher fertig zu werden. Ein hastiger Maler würde oftmals daneben hauen. Bei Velazquez aber entspringt jeder Strich der reichsten Erfahrung, dem sichersten Kalkül. Man hat, wenn man seine Technik im einzelnen verfolgt, etwa dasselbe Lustgefühl, wie wenn man einem Schützen zusieht, bei dem jeder Schuß ins Schwarze trifft. Wie sollte die Hast des Meisters auch mit seinem allseitig überlieferten Phlegma zusammenstimmen, das bei den Andalusiern allerdings nicht so häufig ist wie bei den Kastiliern.

Nochmals: seine Technik ist unbedingt notwendig zur Erreichung seines Zieles: lebende Menschen, umgeben von Licht und Luft vollkommen überzeugend darzustellen. Stevenson hat darauf hingewiesen, wie durchaus verschieden seine Kunst von den Tafelbildern der früheren Kunst ist. Bei den großen Italienern und ebenso Rubens, handelte es sich darum, einen gegebenen Raum, d. h. eine

Leinwand oder Holztafel, mit Linien und Farben zu schmücken. Velazquez geht vom Eindruck (Natureindruck oder Vision) aus und sucht sich für ihn die passende Leinwand. Will der Künstler aber einen dreidimensionalen Natureindruck auf zwei Dimensionen reduzieren und die volle Illusion erreichen, so muß er einen gewissen Abstand und einen gewissen Augenpunkt streng innehalten. Dann aber hat er gar keine Wahl mehr, ob er breit malen oder ins einzelne gehen will. Jede zu stark durchgeführte Einzelheit würde das Auge vom Gesamteindruck ablenken. Der Fehler so vieler Beschauer besteht darin, daß sie die Leinwand mit den Augen absuchen und das Ganze in Stücken auskosten möchten. Was sich aber einem Gentile da Fabriano oder einem Carpaccio gegenüber ziemt, ziemt sich nicht bei einem Velazquez. Velazquez war Impressionist, d. h. er malte die Dinge so, wie sie seinem Auge erschienen, nicht so, wie er wußte, daß sie sind.

Ich werde versuchen, dies noch näher an den „Ehrenfräulein" (Meninas) darzulegen, die eins der allergrößten Werke der gesamten Kunstgeschichte und das allergrößte in ihrer Art sind. Vorher aber sei es mir verstattet, ein paar Worte über die Nachbildungen seiner Werke einzufügen. Es ist für den, der Spanien nicht kennt, ganz außerordentlich schwer, wenn nicht unmöglich, sich einen richtigen Begriff von seiner Kunst zu machen. Die öffentlichen Sammlungen Deutschlands lassen uns fast gänzlich im Stiche. In Berlin wird eigentlich nur noch die sogenannte Juana de Miranda, gewiß keins seiner Meisterwerke, ziemlich unbestritten als eigenhändig betrachtet. Dresden besitzt zwei wundervolle Männerbildnisse, die uns aber weder die Farben noch die Luft des Velazquez ahnen lassen. Ähnlich steht es in München. In Frankfurt a. M. könnte die Infantin Margarita eine eigenhändige Wiederholung des Meisters sein, während der Borgia jetzt von den meisten fallen gelassen wird. Wien darf besonders auf den Besitz einiger herrlicher Kinderbildnisse stolz sein. Das Louvre hat eine der schönsten Infantinnen, daneben aber so viele zweifelhafte oder zweifellos unechte Bilder, daß der Besucher gar zu leicht irregeführt wird. Rom besitzt nur ein Bild von der Hand des Velazquez, aber eine Perle, Petersburg zwei prächtige Studienköpfe und ein noch aus der Sevillaner Zeit stammendes „Frühstück". Verhältnismäßig günstig ist es um den Meister in London bestellt. Aber das Glas über den Bildern, das auch bei andern störend wirkt, beeinträchtigt gerade ihren Genuß besonders empfindlich. Wenn einer eine Rundreise durch ganz Europa ohne Spanien machte und selbst zu allen Privatsammlungen Zutritt fände, er würde nur Teile „ohne das geistige Band" mit nach Hause bringen.

Ohne die Originale aber steht man einfach hilflos da. Es ist schon oft gesagt worden, daß kein Meister in der photographischen Wiedergabe soviel verliert wie gerade Velazquez. Allein er verliert nicht nur, er bekommt auch Eigenschaften, die er gar nicht besitzt. Vor mir liegt eine große Photographie der berühmten Firma Braun nach den Meninas, die in ihren dunklen saucigen Tönen beinahe wie eine Karikatur dieses lichten Bildes wirkt. Noch viel unzureichender sind freilich die Zinkätzungen, die Bruckmann vor ein paar Jahren mit einem Texte von Karl Voll herausgegeben hat. Justi hat sich sogar mit den auch für damalige Verhältnisse recht bescheidenen Holzschnitten seiner ersten

Auflage begnügt, aus dem Gefühl heraus, daß sie nur Anhaltspunkte für das Gedächtnis bilden, nicht aber das Interesse von dem Texte ablenken sollen. Das beste, was ich bis jetzt von Reproduktionen gesehen habe, sind einige Blätter von einem ungenannten Liebhaber in Madrid. Dieser hat insbesondre — wie übrigens auch Laurent und Braun — einige Einzelaufnahmen gemacht, aus denen man jeden Pinselstreich des Meisters herauslesen kann.

Zu erwägen wäre, ob man hier nicht einmal den Wunsch Herman Grimms erfüllen und eine Anzahl guter Kopien für die Berliner Museen in Auftrag geben könnte. Freilich dürfte man nur ganz besonders begabte Leute dafür heranziehen. Wie schwer der Meister zu kopieren ist, dafür bieten die „Lanzen“ in der École des Beaux-Arts zu Paris von Henri Regnault ein schlagendes Beispiel. Obwohl dieser mit der größten Begeisterung ans Werk gegangen war und „mit unermüdlichem Eifer täglich von 8½—6 daran gearbeitet hatte“, wirkt sein Gemälde steif und gezwungen. Aber die genannten Chase und Lavery, dann der Berliner Arthur Kampf und einige andre deutsche Künstler haben schon sehr Tüchtiges geleistet. Und bei der jetzt unter der jüngeren Generation herrschenden Begeisterung für Velazquez würde sich wohl mancher bereit finden, als Entgelt für ein sorgenfreies Studienjahr in Spanien zwei oder drei Kopien heimzubringen.

Man hat die erste Hälfte der langen Galerie des Pradomuseums durchschritten und wendet sich nun links in das Oktogon, den Saal des Velazquez. Geradeaus grüßen uns die „Lanzen“, diese vornehmste unter allen jemals auf einen Sieger gedichteten Epopöen, in der sich die Schrecken des Krieges in einen Akt edelster Ritterlichkeit auflösen; rechts erblicken wir die fröhlichen Gesichter der „Trinker“ und die verdutzten rauchgeschwärzten nackten Kerle, denen Apollo die skabröse Botschaft vom ehelichen Unglück ihres Herrn bringt; links fällt der Blick auf das wunderbare Licht- und Farbenspiel der „Spinnerinnen“. Und dazwischen stehen die ganze königliche Familie und der Hofstaat Philipps IV., der König und die Infanten zu Roß, im Jagdkostüm und im Hofkleid, der Kanzler Olivarez, die Königin und die Infantinnen in ihren mächtigen Reifröcken, die Narren und Zwerge. Kein Maler der Welt hat einen Raum wie diesen, in dem sein ganzes Schaffen in allen seinen Höhepunkten vereinigt ist. Und alles, was man eben gesehen und bewundert hat, die Marterszenen des Ribera und die himmlischen Erscheinungen des Murillo, die Bacchanale des Tizian und die Mythologien des Rubens, scheinen wesenlos zu werden vor diesen Gestalten, deren Odem wir zu spüren vermeinen. Und dann gehen wir weiter und treten wieder links in ein kleines Seitengemach. Und nun — ja nun ereignet sich etwas, was wir nie erlebt haben und nirgends wieder erleben können. Ist es Traum, ist es Wirklichkeit? Wir machen unwillkürlich einen Schritt zurück wie geblendet. Vor uns steht, in einem hohen Raume, von Licht und Luft umflossen, eine Gruppe Menschen; ein Kind von zwei lieblichen Jungfräulein umgeben, ein Maler mit seiner Staffelei, zwei häßliche Zwerge und einige Nebenpersonen, greifbar wie die Natur selbst und doch ganz anders als die

Natur, natürlicher, lebensvoller als sie — so lebensvoll, daß die wirklichen Menschen, die etwa noch im Raum anwesend sind, gekünstelt daneben erscheinen: Die Meninas des Velazquez. Und wieder scheint alles, was wir eben bewundert, in nichts zu zerfließen.

Vergegenwärtigen wir uns, was auf dem Gemälde dargestellt ist. Während Velazquez damit beschäftigt ist, den König Philipp IV. und die Königin zu malen, wird, wohl zur Unterhaltung des hohen Paares, ihr Augapfel, ihr dreijähriges Töchterchen Margarita Maria hereingeführt. Dieser Augenblick ist vom Künstler festgehalten worden. Aber er hat das Bild nun nicht von seinem Standpunkt, sondern von dem des königlichen Paares aus gemalt. Dieses selbst erblicken wir nur an der gegenüberliegenden Wand in einem Spiegel. Links ragt die riesige Leinwand des Künstlers, auf ein einfaches Holzgestell gespannt, von hinten gesehen in das Bild herein. Neben ihr, etwas weiter nach dem Hintergrund zu, steht der Künstler selbst, mit seinem durchdringenden Malerauge das Königspaar fixierend. Den Mittelpunkt des Bildes nimmt das Königskind mit seinen Ehrenjungfrauen oder Meninas ein, zwei reizenden jungen Mädchen, von denen das eine, Doña Maria Augustina Sarmiento, ihm knieend auf einem Tablett ein Kännchen reicht, während das andre, Doña Isabel de Velasco, ein wenig zurückgetreten ist und vor dem erlauchten Paare einen zierlichen Knix zu machen scheint. Rechts im Vordergrund stehen die Zwerge des Hofstaats der kleinen Prinzessin, die wasserköpfige, dicke und kurze Mari Bárbola und der nicht ganz so mißgestaltete Liliputaner Nicolasito Pertusato, im Begriff, mit seinem kleinen Bein einer prächtigen langausgestreckten Dogge einen Tritt zu versetzen. Dahinter erblickt man in würdevoller Haltung den Hofmeister und eine Frau in Nonnentracht. Das Licht fällt von der rechten Seite her voll auf die Mittelgruppe. Eine zweite Lichtquelle bildet die sich im Hintergrunde auf eine Treppe öffnende Tür, hinter der ein weiteres Mitglied des Hofstaates erscheint. Alle die geschilderten Personen aber füllen noch nicht die Hälfte des Gemäldes. Der ganze obere Teil wird von den mit Bildern geschmückten Wänden des Zimmers und der Decke in Anspruch genommen.

Alles, was sonst unversöhnlich einander zu widerstreiten scheint, ist auf diesem Bilde vereint: edelste Vornehmheit und Schilderung der gewöhnlichsten Natur, Verherrlichung holdester Anmut und schärfste, fast brutale Charakterisierung des Häßlichen. Velazquez offenbart sich in ihm nicht nur als der große Porträtmaler, als den wir ihn sonst kennen, sondern auch als ein Interieurmaler, der von keinem Holländer übertroffen wird, als ein Stoffmaler sondergleichen und als ein gewaltiger Tiermaler. Das Bild ist eine impressionistische Momentmalerei im eigentlichsten Sinne und trägt doch den Stempel des Ewigen. Es ist das treueste Bild einer Zeit und wirkt doch zeitlos. Velazquez hat in ihm alle Errungenschaften seiner Vorgänger vereinigt und zugleich alle Entdeckungen, die nach ihm und bis auf unsre Zeit gemacht worden sind, vorausgeahnt, wenn nicht übertroffen. Man fürchtet, einem ungläubigen Kopfschütteln zu begegnen oder lächerlich zu werden und kann doch nur in Dithyramben darüber reden.

Naturalismus ist diese scheinbar gänzlich wahllose Nachahmung der Natur, die Häßliches mit Hübschem sorglos zusammenwirft, Naturalismus diese Zwergin mit dem aufgedunsenen Gesicht, die in schlechten Nachbildungen gegen das ganze Gemälde verstimmt, dieser trübe Spiegel, in dem die Bilder des Königspaares verschwimmen, diese Riesenleinwand, durch die graue Ölflecke durchschimmern. Es ist das hohe Lied des Naturalismus, Natur und nichts als Natur. Aber über diese Natur ist durch das Licht, das in den Raum fällt und um und zwischen den Figuren spielt, durch die Farbe, die Anordnung und vor allem durch das, was Feuerbach „Stil" nannte, durch die Weglassung des Nebensächlichen, die Unterordnung der Nebensachen unter die Hauptsache zugleich ein Schimmer der höchsten Idealität gegossen.

Die größte Bewunderung hat von jeher die Mittelgruppe, die beiden Ehrenfräulein mit dem Königskinde gefunden. Man pflegt zu sagen, daß die Mädchen des Velazquez schön seien trotz ihres abscheulichen Kopfputzes und der grotesken Tracht. Vielleicht klingt es paradox, wenn ich sage, daß ich dieses „trotz" nur bedingt berechtigt finde. Sind denn die Kleider seiner Infantinnen häßlicher als die engen Mieder und die „Zuckerhüte" der Französinnen und Niederländerinnen des 15. Jahrhunderts oder die Krinolinen des zweiten Kaiserreichs, aus denen Arthur Stevens wahre Gedichte zu machen verstand? Was Mode ist, wirkt eigentlich niemals ganz häßlich. Häßlich würde es sein, wenn mitten in unsrer Gesellschaft einer plötzlich als alter Grieche oder als Troubadour auftauchte. Ungewohnt oder meinetwegen seltsam würde der richtige Ausdruck sein. Und daß der Meister uns dieses Seltsame als ganz natürlich hinnehmen läßt, ist allerdings wunderbar. Wer sich in die Welt seiner Gestalten hineingelebt hat, kann sich seine Frauen überhaupt gar nicht mehr anders gekleidet vorstellen. Und daß diese Tracht keineswegs die natürliche Grazie der Südländerinnen zu hemmen vermochte, das beweisen eben unsre Meninas. Ich kann mir überhaupt keinen graziöseren Knix vorstellen als den, den sie machen. Eine habsburgische Prinzessin dagegen, der ein derartiges Gestell völlig ungewohnt war, mag darin allerdings eine ziemlich unglückliche Figur gespielt haben. Velazquez hat dies bei seinen Bildnissen der Königin Marianne, dieser „kleinen, kindischen, unwissenden und eigensinnigen Person", mit seiner unerschütterlichen Wahrheitsliebe deutlich gezeigt.

Das entzückendste in dieser Gruppe wieder aber ist unstreitig die kleine Prinzessin, die so kindlich in die Welt hineinblickt und der man doch anmerkt, daß sie schon Huldigungen entgegenzunehmen gewohnt ist. Auf dem Original konzentriert sich das Interesse noch mehr auf diese Figur als die Abbildungen ahnen lassen, so zwar, daß man beinahe von einem Porträt der Infantin Margarita Maria mit Nebenfiguren sprechen könnte. „An jedem beliebigen Gegenstande", sagte Théodore Rousseau einmal zu einem seiner Schüler, „gibt es ein Hauptobjekt, auf dem Ihre Augen fortwährend ruhen; die andern Objekte sind nur seine Ergänzung; sie fesseln Sie weniger; weiterhin gibt es nichts mehr für Ihr Auge: Da haben Sie die wahre Grenze des Gemäldes." Daß man ein Bild nicht von einem Ende bis zum andern mit derselben Sorgfalt ausführen dürfe, davon wußten die älteren Italiener noch

nichts. Bei Velazquez klingt das Gemälde nach dem Rande zu aus, wird die Durchführung flüchtiger, den Wellen eines Teiches vergleichbar, in den man einen Stein geworfen hat. Einerseits wird auf diese Weise die Prinzessin so über alle Maßen lebendig, daß wir uns von ihrem Anblick kaum losreißen können und von dem Bilde beständig verfolgt werden, anderseits erreicht der Meister dadurch, daß die im kühlen Dämmerlichte stehenden Zwerge, insbesondre die über das erlaubte Maß häßliche Mari Bárbola, völlig zurückgedrängt erscheinen und die Harmonie des Ganzen nicht zu stören vermögen.

Velazquez hat bekanntlich eine ganze Reihe solcher Zwerge und Idioten gemalt. Justi gibt uns in einem Kapitel eine feine und eingehende Erörterung über die Entstehung der seltsamen Liebhaberei, solche Leute an den Höfen zu halten, über ihre Stellung und ihre Funktionen. Aber bei ihrer ästhetischen Würdigung weicht unser Gefühl nicht ganz unerheblich von dem seinigen ab. Bei seinen Königsbildern, seinen Infanten und Infantinnen war der Künstler immer an gewisse und zeremonielle Vorschriften oder besondre Wünsche der Dargestellten gebunden, durfte er selten eine gewisse höfische Grandezza außer acht lassen. Hier dagegen konnte er seinem Genius freien Lauf lassen. Ohne Rücksichten irgend welcher Art zu nehmen, gab er sich ganz den Bewegungsmotiven, dem Rhythmus der Linien, dem Spiel des Lichtes und der Farbe hin. Ich glaube nicht, daß jemand von uns Jüngeren bei dem „Truhan" Pablillos an den „ohne Zweifel explodierenden Erfolg des aus dem trocken einfältigen Gesichte erschallenden grotesken Wortes" denkt. Oder, daß der Don Juan d'Austria „auf die Öffnung der Tür durch den Portier seiner Exzellenz zu harren scheint, die ihn damit trösten wird, daß Ehre der Sold des Spaniers ist". Oder beim Primo, daß der Foliant ein genealogisches Werk sein könnte. Nein, wir denken wenigstens in erster Linie beim Pablillo an die Lebendigkeit der Bewegung, an die unbeschreibliche Kunst, wie sich diese bewegte Silhouette von der Wand loslöst und wie aus einem Nichts von Farbe der Eindruck vollkommener Farbigkeit entsteht; beim Juan an die köstliche Zusammenstellung von Rot und Schwarz, beim Primo an die erstaunliche Darstellung des Schwarz in der Landschaft und an die verblüffende Natürlichkeit, mit der der Foliant gegeben ist. Das Beiwerk, das nicht nur zur Charakterisierung der betreffenden Personen, sondern vor allem zur Gewinnung farbiger Kontraste dient, ist überall nur skizziert, aber mit einer Sicherheit, bei der immer wieder zu betonen ist, daß bei Velazquez nie von einem absichtlichen Zurschaustellen der Geschicklichkeit, von einem Prunken mit überwundenen Schwierigkeiten die Rede sein kann. Alles dies wird bei Justi kaum erwähnt. Es ist nicht leicht, von der einen Betrachtungsart zur andern eine Brücke zu finden. Und so erklärt es sich wohl auch, daß ohne Absicht oder gar bösen Willen die ältere Generation das, was unsre jungen Maler wollen, oft nicht versteht oder gar mißversteht.

Beruete spricht hier von einem „Triumph des Häßlichen". Allein was ist häßlich? Im gewöhnlichen Leben bezeichnen wir das Abnorme so. In der Kunst aber könnte man sagen: Nichts ist an und für sich weder schön noch häßlich; der Maler macht es erst dazu. Dabei ist zu erwägen, daß

Velazquez diese Leute wahrscheinlich gar nicht als so über die Maßen häßlich empfunden hat, wie wir sie empfinden würden, wenn sie plötzlich vor uns hinträten. Velazquez sah sie fortwährend um sich. Wenn sie vor ihm saßen, dann verschwanden ihre Gebrechen, und er sah nur Linien und Farben, aus denen es ein Kunstwerk zu weben galt.

Über die Nebenpersonen bei den „Meninas" brauchen wir nichts zu sagen. Aber des Hundes sei kurz gedacht. Velazquez war nicht nur ein großer Pferdemaler, sondern auch ein Hundemaler, der in der Geschichte seinesgleichen sucht. Seine schönsten Hunde befinden sich wohl auf dem Bildnis des kleinen Baltasar Carlos im Jagdanzug. Die wahrhaft großen Maler können es in allen „Genres" mit jedem Spezialisten aufnehmen. Die Löwen von Delacroix sind denen Landseers mindestens ebenbürtig, und Rembrandts ausgeweideter Ochse im Louvre wiegt sämtliche holländische Stilleben auf. Das sollten diejenigen bedenken, die über jedes moderne Stilleben gleich in Extase geraten. Ein großer Künstler macht auch aus einem Bund Spargel ein bewundernswertes Kunstwerk, aber nicht jeder, der ein Bund Spargel gut malt, ist darum ein großer Künstler.

Etwas ganz Neues bedeutet nun auch die Farbengebung des Bildes. Die Venezianer, von denen Velazquez besonders Veronese und Tintoretto hochschätzte, geben ein festliches Schauspiel leuchtender Farben; Ribera arbeitete mit bräunlichen Tinten aus dem Dunkeln ins Helle. Bei Velazquez ist alles hell, sind wie bei den modernen Impressionisten auch die Schatten nur mattere Farben. Whistler würde das Bild eine „Symphonie in Grau" genannt haben. Und in der Tat dominiert das Grau vollständig und wird durch die andern Farben eigentlich nur „gehöht". Justi spottet über die Vorliebe der Modernen für dieses Grau, „als ob diese völlig indifferente Farbe an sich einen besondren Wert, einen raffinierten Reiz, einen emotionellen Gehalt besitze. Grau ist nie weder „köstlich" noch ehrwürdig, noch scheußlich". Was ist denn Grau? Eine Mischung von Schwarz und Weiß. Aus der Negation und der Summe aller Farben aber kann man doch eigentlich nichts mischen. Wie es — bei unsern chemischen Farben — streng genommen kein Schwarz oder Weiß gibt, so gibt es auch kein absolutes und darum kein indifferentes Grau. Grau ist der Schleier, den das kühle Tageslicht über die Lokalfarben legt, um sie harmonisch zusammenzustimmen. Das Grün der Bäume, das Rot der Ziegeldächer und das Blau des Himmels, alles bekommt dadurch eine feine Mattigkeit. Gewisse Nuancen des Grau werden allerdings die Assoziation des Schmutzigen oder gar der Verwesung hervorrufen, vermählt es sich aber mit Silber oder Blau oder Rosa, so wird unwillkürlich der Gedanke an etwas Feines oder Zartes entstehen. Wie sicher Velazquez die grauen Töne in der Natur erfaßt hatte, beweisen seine Landschaften. Erst Constable und vor allem Camille Corot, der wohl nie eins dieser Bilder geschaut hat, dessen Verwandtschaft mit unserm Meister aber z. B. auch in der Darstellung des Laubes der Bäume ganz überraschend ist, hat diese zarten verts gris und gris argentés wieder gemalt. Die Landschafter des 18. Jahrhunderts von Watteau bis Gainsborough erscheinen daneben konventionell.

Das erste und wichtigste Element unsres Bildes ist also eine Stufenleiter vom lichtesten Grau bis zum dunkelsten Schwarz. Von den unendlichen Feinheiten dieser Abstufungen vermag das Wort natürlich keinen Begriff zu geben. Allein im Hellgrau sind mindestens sechs verschiedene Nuancen deutlich wahrzunehmen. Bald spielt es ins Gelbliche, bald ins Silbrige, bald ins Bläuliche. Ebenso hat das Schwarz bald einen rötlich-braunen, bald einen bläulichen Schimmer. Über diese verschiedenen Grau ist nun zur Aufmunterung hie und da ein freundliches, aber nicht grelles, sondern ebenfalls zum Gesamtton herabgestimmtes Rot ausgegossen. Es sitzt im Haar der Prinzessin, in den Schleifchen an ihrem Halse, auf ihren Ärmeln und den Schleifen des einen Hoffräuleins, auf der Palette und der Brust des Malers und auf dem Wams des Zwerges. Dazu kommen zwei grüne Kleider und etwas Braun. Blau und Gelb sind fast gar nicht vorhanden.

Man wird es uns nicht nehmen können, daß wir diese kühle Harmonie als köstlich und vornehm empfinden. Zurückhaltung, auch in der Farbe, ist mit unserm Begriff der Vornehmheit einmal unzertrennlich verbunden. Justi erklärt sie gewissermaßen aus einer Verlegenheit des Künstlers heraus, der für die farblosen Gewänder seiner Personen eine neutrale Folie brauchte. Allein ein Koloriſt hätte die grünen Gewänder, von einem warmen Goldton überglänzt, in den Vordergrund stellen und zur Dominante einer prächtigen Skala machen können. Und übrigens ist Velazquez auch in dieser seiner dritten Manier nicht immer so asketisch in der Farbe gewesen. Bei den Spinnerinnen, bei denen es sich um Frauen aus dem Volke handelt, finden wir im Vordergrund ein paar sehr kräftige Farben. Das Bildnis der Infantin Margarita ist eine wundervolle Zusammenstellung verschiedener Rot mit Silbergrau. Bei den mythologischen Figuren liebte er den Fleischtönen ein silbriges Blau und Rosa beizugesellen. Und auf der Krönung der Maria herrscht ein höchst aparter Akkord von Purpur, Violett und Blau vor, der lange Zeit die Beschauer befremdete, bis uns Degas wieder an ähnliche Zusammenstellungen gewöhnt hat. So schlägt also auch hier wieder die moderne Kunst eine Brücke zum Verständnis der alten.

Die Anordnung der Farben bildet nun ein wesentliches Moment bei der Komposition unsres Bildes. Die beiden mittelsten Figuren sind grau mit ein wenig rot. Links und rechts davon halten sich die beiden grünen das Gegengewicht, von denen die eine im Lichte stehende mit Gelb erwärmt ist, während die nach dem Fenster zu im kühlen Halblicht stehende ins Bläuliche spielt. Dem dunklen Anzug des Malers entsprechen die beiden Figuren im Hintergrunde rechts; das Rot auf dem Jäckchen des Zwerges kehrt bei dem Maler wieder; der bräunliche Rahmen der Staffelei findet in dem Fell des Hundes und hinten in dem Holze der Tür sein Echo. Alle Farben aber setzen sich fort, durchdringen sich und verflüchtigen sich in der oberen Hälfte des Gemäldes, an den Wänden und an der Decke.

Diese obere, größere Hälfte hat von jeher Verwunderung erregt. Sie war so ungewohnt und schien auch so ungerechtfertigt zu sein. Sonderbar: bei den Flachlandschaften Ruysdaels oder den Marinen van Goyens hatte

man sich nie darüber aufgeregt, daß der Himmel zwei Drittel oder selbst drei Viertel des ganzen Raumes einnimmt. Und doch ist er bei ihnen keineswegs die Hauptsache wie etwa auf den Bildern Duprés, bei denen die Erde gewissermaßen nur das repoussoir für ihn ist. Heute verstehen wir den Meister. Unsre Landschafter bringen keine vorgefaßten Meinungen über die Art mit, wie der Raum eines Bildes auszufüllen ist. Je nachdem sie der Natureindruck getroffen hat, legen sie den Horizont tief oder hoch oder selbst über den Rahmen des Bildes hinaus. Velazquez malte nicht eine Gruppe mit Hintergrund, sondern er gab den Eindruck wieder, der ihn frappiert hatte: Den hohen weiten Raum mit seiner Luft und seinem Licht, die die Figuren umhüllen. Also auch hier gibt uns die moderne Malerei den Schlüssel. Um sich von der Notwendigkeit dieser oberen Hälfte zu überzeugen, braucht man sie nur ganz oder teilweise zuzudenken: sofort bekommt die ganze untere Gruppe etwas Unruhiges und Zerfahrenes. Das eben ist die Kunst unsres Meisters, daß alles aufs sorgfältigste gegeneinander abgewogen ist, eines das andre bedingt und doch alles vollkommen zwanglos, wie zufällig an seinen Platz gestellt erscheint.

Das Licht, in dem die Figuren gebadet sind, die Luft, in der sie sich bewegen: ohne sie würde die schärfste Charakterisierung, die vortrefflichste Anordnung, die geschmackvollste Farbengebung nicht hinreichen, den vollen Eindruck des Lebens zu erzielen. Und hier zeigt sich die Kunst unsres Meisters in ihrem allerhöchsten Glanze. Niemand vor ihm und vielleicht auch niemand nach ihm hat die Luft zwischen den Dingen, das ambiante. die respiracion oder wie man es sonst nennen mag, in dem Maße zu geben vermocht. Wir fühlen förmlich die Luft zwischen den einzelnen Gestalten. Velazquez hat sich dabei eines genialen Kunstgriffes bedient, der zweiten Lichtquelle, die im Hintergrunde durch die offene Tür dringt. Eine auch von hinten erhellte Figur wird sich natürlich noch körperlicher loslösen, als eine gegen einen dunklen Hintergrund gestellte. Velazquez hat hier aber auch sich selbst übertroffen. Die „Trinker" sind eine ins Freie versetzte Kellerszene. Auch bei den großen Reiterbildnissen hat man zuweilen das Gefühl, daß Atelierstudien in die freie Natur übertragen sind. Und selbst die „Lanzen" erwecken zuweilen noch diesen Gedanken. Eine gewiß höchst bewundernswerte Lichtstudie ist die „Schmiede des Vulkan" mit ihrer Mischung von Tageslicht, Schmiedefeuer und überirdischem Strahlenglanz. Aber gerade diese Mischung hat etwas Gekünsteltes; man fühlt: so könnte das aussehen, aber man fühlt nicht, so müßte es aussehen. Ähnliche Empfindungen hat man den „Spinnerinnen" gegenüber. Der Gegensatz zwischen dem dämmrigen Vorraum und dem hell erleuchteten Podium mit den Teppichen ist aufs geschickteste durchgeführt und höchst packend, aber doch zu konstruiert, um ganz unmittelbar zu wirken. Bei den „Meninas" gab der Meister die allereinfachste und allernatürlichste Lösung, und wie von einem Zauberschlage gerührt stehen wir davor.

Es ist vielleicht überflüssig, aber um jedem Mißverständnisse zu begegnen, sei nochmals betont, daß die Natürlichkeit unsres Meisters nichts mit Sinnestäuschung zu tun hat. Die berühmten Spatzen des Apelles würden nicht ver-

suchen sich unter der Decke des Ateliers in seinen „Meninas" einzunisten. Und daß der König Philipp IV. einmal, als er zu dem Maler kam, ein Porträt ansprach, war, wenn es wahr ist, sicherlich nur ein feines Kompliment. Wirklicher Kunstgenuß ist nur möglich, wenn das Bewußtsein vorhanden ist, daß man ein Kunstwerk vor sich hat. Und gerade die „Meninas" sind trotz aller Natürlichkeit durchaus in eine ideale Sphäre gehoben.

Hat man das Gemälde so in seiner Gesamterscheinung bewundert — stundenlang, vielleicht tagelang —, so regt sich unwillkürlich wohl auch der Wunsch zu erfahren, mit welchen Mitteln der Meister diese außerordentliche Lebenswahrheit erreicht hat. Wir nähern uns also dem Bilde und gewahren zu unsrem Erstaunen, daß, je näher wir kommen, die Deutlichkeit nicht zunimmt, sondern sich verflüchtigt, bis zuletzt nichts weiter übrig bleibt als breite, fast zusammenhanglos erscheinende Pinselstriche. Velazquez war eben Impressionist in dem ursprünglichen Sinne des Wortes, daß der Maler, anstatt von der Staffelei zum Modell und vom Modell zur Staffelei ängstlich hin und her zu gehen, um jede Einzelheit zu notieren, nur das wiedergibt, was er von seinem Standpunkte aus gewahrt. „Die Impressionisten," sagt Stevenson mit Recht, „kämpfen denselben Kampf wie einst die Perspektivisten; sie wollen die Dinge nicht zeigen wie sie sind, sondern wie sie dem Auge erscheinen." Ganz so verfährt Velazquez. Und da ereignet sich nun das merkwürdige, daß, während im Leben die Einzelheiten in einer gewissen Entfernung verschwinden, wir umgekehrt auf seinen Bildern erst dann alle Einzelheiten wahrzunehmen glauben. Sie wirken suggestiv im allerhöchsten Grade. Wer hat naturwahrere, lebensvollere, greifendere Hände gemalt als er? Und nun sehe man sich diese Hände in der Nähe an: flüchtige Farbenstriche, die breit anheben, dann dünner werdend sich wie ein Hauch in nichts verlieren. Oder man betrachte das seidenweiche Haar der Prinzessin: ein paar breite gelbe Striche, über die ein paar weiße ganz leicht hingelegt sind. „Velazquez malte nur mit den Gedanken", hat einmal ein großer Maler gesagt. Hier scheint dieses Wort zum Ereignis geworden zu sein. Weder Holbein noch Dürer haben mit all ihrer Kunst so den Eindruck der Naturwahrheit erreicht. Man möchte leise mit der Hand über dieses Haar hinstreichen. Ähnlich verhält es sich mit den Stoffen, Sammet, Seide, Tuch. Ein Schneider könnte berechnen, wieviel von jedem von ihnen heutzutage das Meter kosten würde, und wieder sind es nur einige Striche, ein, zwei, ja wohl noch mehr Zentimeter breit. Am Holz der Tür und des Rahmens kann man diese Betrachtungen fortsetzen. Vielleicht noch erstaunlicher äußert sich diese Kunst der Abbreviation bei den an der Wand hängenden Bildern, bei denen man aus wenigen Tupfen mythologische Szenen herauslesen zu können vermeint. Daß einige Kunsthistoriker dies wirklich versucht haben, zeugt allerdings von einer Pedanterie, die Velazquez selbst nie verstanden haben würde. Und den höchsten Triumph feiert der Impressionismus bei den Spiegelbildern des Königspaares. Auch hier kann man weiter nichts als ein paar Farbenflecke entdecken, und doch

gewinnt man beim Zurücktreten den Eindruck vollkommener Porträtähnlichkeit.

Damit ist das Aussehen seiner Werke, aber nicht die Art ihrer Entstehung erklärt. Wie viele moderne Maler haben versucht, ihren Bildern ein ähnlich spontanes Aussehen zu verleihen. So ist Anders Zorn nicht zufrieden, wenn ihm nicht eine ganze, selbst lebensgroße Figur in einem Zuge gelingt. Aber wie vieler Zeichnungen, Farbenstudien und Proben bedarf es bei ihm dazu! Corot dagegen führte wenigstens seine größeren Bilder aufs solideste aus, um dann in einer letzten Sitzung noch einige Drucker aufzusetzen und so den Eindruck des aus einem Gusse Entstandenen zu erzielen. Bei Velazquez scheint beides nicht oder nur bis zu einem gewissen Grade der Fall zu sein. Studien und Zeichnungen fehlen bei ihm fast ganz (gerade von den „Meninas" besitzen wir allerdings eine Studie), und eine kräftige Untermalung finden wir nur bei seinen früheren Werken. Auf einer dünnen, braunen Untermalung sind, wie Justi uns lehrt, die Figuren der Meninas in grauen mit weiß gemischten Flächen angelegt, „dann wurde ihrem dämmerhaften Dasein, oft mit wenigen scharfen Strichen, volle körperliche Wirklichkeit, Lebenspuls verliehen". Welch ungeheure Sicherheit des Auges und der Hand dazu gehört, wird nur der Künstler ganz verstehen. Dabei arbeitete aber Velazquez durchaus nicht nach feststehenden Rezepten, sondern jeder neue Vorwurf führte ihn zu einer neuen Art der Pinselführung. Wenn Moderne ähnliches versucht haben, so haben sie es doch fast nie vermocht, das Handwerkliche so verschwinden zu lassen, die Pinselstriche — in der richtigen Entfernung — so fürs Auge zu verschmelzen. Bei Velazquez steht das Handwerk stets nur im Dienst der Kunst. Es ist hier also das Ideal Whistlers erreicht, der ein Gemälde nur dann für vollendet erklärte, wenn jede Spur der zur Erreichung des Ergebnisses angewandten Mittel verschwunden sei, und nach dem kein Werk eines Meisters „nach dem Schweiß seiner Stirne riechen" solle. Trotzdem dürfen wir keineswegs denken, daß der Meister unter allen Umständen gleich das Richtige traf und nie sich selbst zu korrigieren hatte. Nicht wenige seiner Köpfe zeigen heute noch deutlich Spuren solcher Verbesserungen, einige hat er sogar nach Jahren noch einmal vorgenommen und übermalt. Zuweilen hat er seine Leinwand auch noch angestückt, um den Figuren mehr Ellbogenfreiheit zu geben. So ist der am leichtesten schaffende aller Künstler auch ein Lehrer der äußersten künstlerischen Gewissenhaftigkeit.

„Was sagt Ihr zu unserm Raphael? Haltet Ihr ihn nicht auch für den besten, jetzt, wo Ihr das Gute und Schöne in Italien gesehen habt?" So soll Velazquez in Rom von Salvator Rosa gefragt worden sein. Er aber wiegte etwas zeremoniös das Haupt und erwiderte: „Raphael (um Euch die Wahrheit zu sagen, denn ich bin gern freimütig und offen), muß ich gestehen, gefällt mir gar nicht."[1])

[1]) Lu storse el cao cirimoniosamente
E disse: Rafael (a dirve el vero;
Piasendome esser libero e sinciero)
Stago per dir, que nol me piase niente.
Marco Boschini, La Carta del Navegar. Venetia 1660. p. 58.

Dieses offene Wort ist den Biographen natürlich von jeher unbequem gewesen. Man hat daran zu drehen und zu deuteln versucht, und hat es wohl auch ganz abgeleugnet. Allein der Künstler hat ein Recht darauf, einseitig zu sein. Hat Michelangelo nicht höchst absprechend über Raphael geurteilt? Oder was hat Böcklin im intimen Kreise alles gesagt! Man kann sich von den Ateliergesprächen der heutigen Jugend, die Raphael am liebsten zum alten Eisen werfen möchten, im höchsten Grade abgestoßen fühlen und doch eingestehen, daß manchem von uns das richtige Verhältnis zu vielen seiner Schöpfungen fehlt. Es sollte uns zu denken geben, daß wenige Jahre vor dem in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz „Raphael als Weltmacht“[1]), den man das Testament unsres Herman Grimm nennen könnte, Wölfflin es für nötig erachtet hatte, gewissermaßen eine Verteidigungsschrift der klassischen Kunst zu schreiben, also auch der raphaelischen.

Allein es ist müßig, zwischen zwei so grundverschiedenen Männern wie Raphael und Velazquez Vergleiche und Wertunterschiede aufstellen zu wollen. Dieser hätte nie die „Schule von Athen“, jener nie die „Meninas“ malen können. Velazquez ist der größte aller Meister in der Darstellung der Wirklichkeit. Und da unsre Kunst, trotz aller Gegenströmungen, noch immer in erster Linie auf die Wiedergabe des gegenwärtigen Lebens gerichtet ist, so ist er für sie das erhabenste und fruchtbarste Vorbild.

[1]) Deutsche Rundschau, 1901, Bd. CVIII, S. 263 ff.

Im „Roten Spatz".

Erinnerungen eines Verstorbenen.

Wir haben es wieder in den jüngsten Tagen erlebt, daß die Erinnerungen eines längst Verstorbenen, als sie endlich an das Licht der Öffentlichkeit traten, nach vermeintlich zureichender Verjährungsfrist für alle persönlichen Interessen, die davon empfindlich berührt werden könnten — zu heftigen Entgegnungen Anlaß gaben von allerhand Enden her, an die niemand gedacht hatte. Je mehr die Ereignisse und Menschen, die den Gegenstand solcher Aufzeichnungen bilden, der lebendigen Gegenwart nahetreten, um so größer ist die Gefahr solcher Konflikte. Es gibt sogar nicht wenige Publikationen, die sich gleichsam an den Schweif eines Kometen anhängen, der unter den Tageserscheinungen in besonderem Lichte gestrahlt hat, indem sie dadurch den Reiz ihrer Mitteilungen zu erhöhen, ja den ganzen Reiz daraus abzuleiten trachten. Das Persönliche ist hier der Ausgangspunkt, das Persönliche bringt auch mit sich den Gegensatz zu andrem Persönlichen.

Die folgenden bescheidenen Blätter möchten alles Derartige vermeiden. Sie beabsichtigen Eindrücke von Zuständen zu geben, die ein Menschenalter, ja ein halbes Jahrhundert rückwärts liegen, von Menschen, die jenseits der Grenze des Reiches ihr Dasein gehabt, die ziemlich abseits gestanden haben von den Taten und den Kämpfen des Tages, zum mindesten in den Jahren, die uns hier beschäftigen. Wir werden keine Namen nennen, und die ungenannten Persönlichkeiten werden für sich die Rechtswohltat in Anspruch nehmen, ein Gemenge von Dichtung und Wahrheit zu sein. Jede der etwa mit scheinbarer Deutlichkeit auftretenden Gestalten wird sich in den Nebel der Phantasie verflüchtigen, so oft jemand versucht sein sollte, ihr auf den Leib zu rücken.

Alte Städte haben eine verschiedene Entwicklung gehabt. Die einen haben die neue Zeit überhaupt nicht hereingelassen. Der Fremde besucht sie, um eine Kuriosität des Mittelalters zu beschauen. Andre sind vielmehr so gänzlich in den Strom des fortschreitenden Lebens gerissen worden, daß ihre alte Gestalt immer mehr vor den neuen Bedürfnissen zurückgewichen ist, da jedes Jahr-

hundert seine eigenen Anforderungen und Erweiterungen schuf, so daß am Ende der Schwerpunkt völlig hinausverlegt war aus den ursprünglichen Ringmauern. Die großen Weltstädte sind die vollendetsten Beispiele davon. Paris weit mehr noch als die Hauptstadt der Engländer. Dort nur noch Merkwürdigkeiten und Denkmäler des mittelalterlichen Paris; hier doch wenigstens die alte Stadt, nach allen Erweiterungen in die Breite, nach aller Verlegung des Schwerpunktes in den Westen hinaus für die genießende, in den Osten für die arbeitende Bevölkerung — die alte Stadt der Kern des großen Geschäftslebens und einer eigenartigen Selbstverwaltung geblieben, ungefähr mit Bewahrung der Gestalt, die sie am Ende des Mittelalters besessen. Unsre Stadt — keine Weltstadt oder eine sehr kleine Weltstadt, von mäßiger Größe, aber in neuester Zeit doch mächtig von den Wogen des Jahrhunderts bespült, hat sich in einer anständigen Mitte halten können, so daß der alte Kern heute noch, nach allen Erweiterungen in die schöne Landschaft hinaus, der Mittelpunkt geblieben ist wie vor einem halben Jahrtausend. Die Natur ist jung geblieben in ihrer zauberhaften Eigenart; an ihr hat sich nichts geändert; heute wie zu der Römer Zeiten fließt hier der grüne Strom stürmisch hindurch, und zu seinen Seiten erheben sich die Anhöhen, auf denen einst das Kastell des klassischen Weltreiches, dann das Münster Kaiser Karls des Großen und die Wohnungen der Chorherren erbaut wurden, später das stattliche Rathaus im Stile und Zeitalter Ludwigs XIV., um heute dem emsigen Treiben des gegenwärtigen Lebens für seine neuen Formen Raum an alter Stätte zu bieten. Hier laufen gar reizvolle Gassen von der Höhe zum Strome herab, schmal, zwischen himmelhohen Häusern der Vergangenheit, die das Licht des Mondes oder der Sonne nur sparsam hereinlassen, aber desto freigebiger die durstigen Menschen in das Geheimnis ihrer dunklen Gaststuben und behaglichen Winkel.

In einer solchen Gasse war es, wo in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Bierhaus stand, das erste, das in diesem Weinlande sich entfaltete. Wie alle Fortschritte der Kultur in alten und jungen Zeiten, so ist auch das Bier aus dem Lande seiner Erfindung und neueren Vervollkommnung nach und nach in andre Länder gewandert. Am merkwürdigsten sind die Eroberungen, die es im Laufe des 19. Jahrhunderts und immer noch weiter in den Landschaften gemacht, die der Segen des Himmels seit langen Zeiten mit der Gabe des Dionysos ausgestattet hat. Im deutschen Südwesten, in der Schweiz, in Frankreich, in Italien hat König Gambrinus Eroberungszüge unternommen, die noch lange nicht ihr Ziel erreicht haben. Indessen, wie immer, ist auch hierbei die Masse des Volkes das beharrende Element, die oberen Klassen, die bewegliche Schar der Fremden das neuerungssüchtige. So kam es, daß jenes Haus, dem Geschmacke der eingewanderten Deutschen zu genügen, von einem Postschaffner begründet wurde, der bei seinen Fahrten nach Bayern hinüber sich gewöhnt hatte, in seiner Postkutsche manch ein Fäßlein Bier heimzubringen, und da er sich nun zur Ruhe setzte, ein stehendes Gewerbe aus dem machte, was so lange ein Nebenerwerb oder eine Gefälligkeit gewesen. Das deutsche Bier zog zunächst die Deutschen an, deren es immer etliche in der Stadt gegeben hatte, die hier ihr Gewerbe trieben, zu denen

neuerdings andre kamen, die an die jungen Hochschulen berufen waren. Zumal aber mehrte sich der Kreis durch die politischen Unruhen der dreißiger und vierziger Jahre, deren übler Ausgang allerhand politische Neuerer über die Grenze des alten Vaterlandes warf.

Da gab es Opfer der Demagogenverfolgung, die in ihren Studentenjahren ausgewandert waren und im Nachbarlande eine neue Heimat gefunden hatten, dieser als Arzt, jener als Advokat. Da gab es eine Schar von Mitkämpfern oder Anhängern der Revolution, die aus Nötigung oder Mißbehagen davon gegangen waren, große und kleine Lichter, studierte und unstudierte, Künstler, deren Name heute den Weltkreis erfüllt, neben entgleisten Existenzen, die viel erreichten, wenn sie ein rechtschaffnes Brot für ihre zahlreiche Familie fanden. Verfolgte der Hinckeldeys oder Hassenpflugs, Kompromittierte des Maiaufstandes, Freischärler von der Pfalz neben friedfertigen Patrioten, welche der Meinung waren, ihr habliches Haus in dem fremden Lande freier und freundlicher bauen zu können als in dem Deutschland der fünfziger Jahre.

Wie nun selbst in der kleinsten Gemeinschaft sich Parteien und Fraktionen zu bilden pflegen, so geschah es auch hier. Eine Linke löste sich von einer Rechten. Die Linke suchte Anlehnungen internationaler Art und berührte sich mit dem italienischen Verschwörertum. So kam es, daß nach dem Attentate auf das Kaiserpaar in Paris dessen Held Orsini der Schutzheilige wurde, dem zu Ehren man sein Bildnis in der Zimmerecke aufhängte, in der die Linke sich alltäglich zum Biere versammelte. Der Name dieses wunderlichen Heiligen wurde für die Tafelrunde alsbald der Name des Hauses, bis am Ende die übrige Welt das gleiche tat und der Wirt andächtig das Bildnis an der alten Stelle bewahrte, als er einen Umbau vornahm und den Namen des Heiligen schlankweg auf die Stirn des erneuten Hauses setzte.

Minder verschwörerisch war die Tafelrunde der Rechten. Sie fand sich allgemach in sittsamer Weise zu der Stunde vor dem Abendbrote, das einen jeden am häuslichen Herde erwartete, an einem runden Tische ein, wo die einheimischen Notabilitäten sich freundlich mit den fremden Elementen vermischten. Da saß der Professor der Gottesgelahrtheit, der einstige Lieblingsschüler Schleiermachers, eine zusammengefaßte Persönlichkeit voll Maß und Besonnenheit. Daneben der Sproß eines uralten Stadtgeschlechts, der den Namen des Stadtschreibers wie ein lebendiger Zeuge des Mittelalters weitertrug in die wunderlich veränderte Umgebung. Dazwischen hie und da ein Zeuge des neuesten Zeitalters, der entartete Enkel des Patriziats, der in Politik und Religion zu den kühnsten Konsequenzen vorgedrungen war. Solche Mischungen zu dem deutschen Element waren indes nur desto mehr geeignet, einen gewissen halblauten Ton zu dem alles beherrschenden zu machen, der für den Frieden sorgte. Selbst das öftere Erscheinen des durch seine Explosionen wie durch seine Schriften berühmten Dichters änderte daran im ganzen wenig. Die Explosionen pflegten erst zu späterer Stunde zu erfolgen.

Dafür gab es nun etwas andres. Das war der „Rote Spatz“. Woher der Name gekommen, dessen wußten sich selbst die ältesten Mitglieder nicht zu entsinnen. Gelegentlich wurde, wenn der sonstige Stoff erschöpft war,

darüber geredet; man gelangte aber zu keinem befriedigenden Ergebnisse. Genug, daß dieses nun einmal der Name war. Nach dem Orte seiner allwöchentlichen Wiederkehr hätte man eher auf ein Konventikel von politischen Verschwörern schließen dürfen. Denn wenn jenes alte Haus im eigentlichsten Sinne ein Bierhaus war, da es durch alle Stockwerke hindurch seine dürftigen Räume für allerhand Biergesellschaften bestimmt hatte, so war der oberste, engste und niedrigste Raum, erreichbar am Ende von vier bis fünf halsbrecherischen Treppen, der Schauplatz des „Roten Spatz". An jedem Dienstag nach dem Abendbrot versammelte sich hier ein ziemlich eng umschriebener Kreis von deutschen Landsleuten, der Mehrzahl nach in höheren Jahren, so daß sie zwar zu dem in dem dürftigen Zimmer wogenden Tabaksqualm ihr reichlich Teil beitrugen, dagegen immer auf das lebhafteste Verwahrung einlegten, so oft ein Neuling den Wunsch zu äußern wagte, ob nicht ein Abfluß von Qualm und Hitze durch Öffnung eines Fensters sich vielleicht empfehlen möchte. So war denn die fabelhafte Luft dieses Raumes das erste Element seiner Eigentümlichkeit.

Das zweite war die Zusammensetzung der Gesellschaft selber. Denn sie war durchaus verschieden von dem friedlichen Stammtisch des Erdgeschosses, der ein Stammtisch war, wie es deren gar viele gegeben hat und noch immer gibt. Eine Gesellschaft wie diejenige unsres Kreises hat es nie zuvor gegeben und wird es niemals wieder geben. Wie ein genialer Kochkünstler Mischungen zuwege bringt, die ihm kein andrer nachmacht, so ist das Schicksal der Menschen und Völker der größte Künstler, indem es aus Zeitläuften, Erlebnissen, Wandlungen von Ort und Zeit eigenartige Bildungen schafft, die so nur einmal sich ereignen können.

Hier war vielerlei durcheinander gerüttelt. Als grundlegender Stoff die Landsmannschaft im fremden Lande. Die Empfindung dieser Landsmannschaft, ihr Bewußtsein gegenüber der fremden Umgebung war im Laufe der Jahre merkwürdig gewandelt. Sie waren gekommen meist unter Umständen, die ihnen nach üblichem Verstande geboten, dem Lande zu danken, das sie gastlich aufgenommen, als das alte Vaterland sie verstoßen oder doch sich ihnen von der minder freundlichen Seite gezeigt hatte. Jene Gastlichkeit war nichts Zufälliges; sie war das Erzeugnis eines politischen Gemeinwesens, das auf dem europäischen Festlande im kleinen als ein Land der Freiheit glänzte wie jenseits des Kanals England, wie jenseits des Weltmeeres die Vereinigten Staaten von Amerika im großen. Nahe grenzend an Deutschland, Österreich, Frankreich, Italien, diente die kleine Republik als Zufluchtsort für viele von denen, die in den Jahren der politischen Drangsal daheim nicht bleiben konnten. Man kam in dieses Land mit der entsprechenden Stimmung. Aber solche Stimmung des ersten, jungen Glückes pflegt nicht vorzuhalten. Die Alltäglichkeit tritt sehr bald in ihre Rechte. Sie meldet sich, wenn es gilt, die Bedingungen des neuen Lebens sicherzustellen, Brot zu erwerben, mit den Menschen des fremden Landes in berufsmäßige Beziehungen zu treten, den Kampf des Lebens zu kämpfen, Freunde zu gewinnen, Feinde zu überwinden. Die Atmosphäre verändert sich, der ganze Hintergrund des Daseins ist bald

vergessen. Das fremde Land der Zuflucht lag einst im Goldglanz der neuen Erwartungen; aber was entfernt gewesen, ist jetzt nahe geworden, und allmählich dreht sich Nähe und Ferne um. Mancherlei Enttäuschungen, mancherlei bittere Erlebnisse kehren den Sinn zurück in die alte Heimat. Das Heimweh klopft an die Tür der Fremde; und da nun vollends daheim die staatlichen Zustände eine ganz andre Gestalt annehmen als diejenigen waren, um derentwillen man das Vaterland verlassen hat, so ist man wohl durch die Bande des bürgerlichen Lebens festgeschlagen in den Kreis des ausländischen Gemeinwesens, ja mancher hat gar die Gattin gefunden im Schoße der fremden Familien — aber der goldene Schimmer liegt jetzt doppelt stark über der alten Heimat mit ihren neuen Herrlichkeiten.

So entsteht ein widerspruchsvolles Wesen. Festgebannt von der einen Seite in das fremde Land durch die Notwendigkeiten der Existenz, ja selbst ohne diese durch die Gewohnheit langer Jahre, durch Besitztum und Verwandtschaft, durch einen reichen Freundeskreis und was sonst das Leben vermehrt. Aber so fest die Wurzeln in diesen Boden gewachsen sein mögen, auch die Sehnsucht nach der alten Heimat wächst mit der Stärke ihrer neuen Größe. Bei einzelnen tritt dieser Widerspruch mit ganzer Macht hervor wie bei einem Gefangenen, der die Ketten zerreißen will. Andre lassen sich an der Resignation genügen, die mit gleichgestimmten Seelen das Herz erleichtern will, wohl wissend, es sei hier nichts weiter zu ändern. Eine eigene Art der Aussöhnung mit dem also gewordenen Zustande liegt für diesen und jenen darin, daß seine Kinder, zumal die Kinder einer Mutter aus dem fremden Lande, den Zwiespalt überwunden haben, überwunden dadurch, daß sie sich ganz und allein als Söhne des fremden Landes fühlen, ja im Gegensatz zu dem Vaterlande des Vaters. Indessen ein hartes Auskunftsmittel, zweckmäßig vielleicht für die Kinder, desto bitterer für den Vater. Wenn die Deutschen, die nach Frankreich, England, Amerika auswandern, schon in der ersten Generation sich dagegen zu wehren haben, daß die bestrickende Gewalt der fremden Nationalität und Kultur ihrer Herr werde und sie zur Abtrünnigkeit verleite, so trat bei diesen deutschen Patrioten ganz das Gegenteil ein. Sie empfanden den Gegensatz zu der Bevölkerung des fremden Landes immer schärfer, je länger sie in deren Mitte lebten.

Das war der Untergrund des „Roten Spatz“. Es sollte, bei dem endlichen Auferstehen von Kaiser und Reich, eine Oase sein, in der deutsche Patrioten aus vollen Zügen den erquickenden Trank ihrer wechselseitigen Reden schlürften. Inmitten einer Volksart lebend, wo man in schweigsamer Gemessenheit seinen Abendschoppen zu trinken pflegt, wo oft selbst der größere Kreis der Stammtischgenossen sich nichts andres zu sagen hat als „Guten Abend“ — hier ging es lebhafter zu. Die Fülle der Beredsamkeit floß so unwiderstehlich, daß in der Regel drei bis vier auf einmal sprachen. Der siegesgewohnte Rhetoriker, Dichter und einst Freiheitskämpfer — ohnehin ein Ketzer in dieser Runde — kam nicht gern wieder, da ihm das unentbehrliche andächtige Schweigen der Zuhörer fehlte. Die andren, die eigentlichen Säulen des Abends, die hieb- und stichfesten Patrioten, waren weniger anspruchsvoll.

Durch den schmetternden Klang ihrer Stimmen suchten sie einander zu übertönen. Beinahe noch kräftiger war die Offenheit („im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist"), mit der man sich gegenseitig behandelte. Dieses war nicht wenig beeinflußt durch die Antipathien, die im einzelnen bestanden, und durch ein langes Menschenleben hindurchgeschleppt unter Menschen, die nun einmal sich regelmäßig begegnen, öfters gleich einer schleichenden Krankheit wirken, die dann zu heftigen Ausbrüchen führt. Über alledem lag aber doch eine breite Schicht unerschütterlicher Biederkeit und Solidarität.

Ein milderndes Moment in jener widerspruchsvollen Mischung bildeten die Gelehrten, die an die Hochschulen der Stadt aus Deutschland berufen waren und durch die Landsmannschaft mehr oder weniger sich angezogen fühlten. Sie kamen, aber sie gingen bald ins Vaterland zurück. Sie standen dem Widerspruch der seßhaften Patrioten sozusagen harmlos gegenüber, etwa wie Ferienreisende, welche im fremden Lande bei den Bekannten einsprechen. Selbst von den durch das Jahr 1848 kompromittierten Gelehrten wurden wohl mehrere über die Grenze verschlagen, doch dank ihrer wissenschaftlichen Bedeutung bald wieder zurückgerufen. Andre hatten den Anschluß verpaßt bei dem Zuge nach dem Vaterlande und waren hier sitzen geblieben. Einer der alten Konquistadores hat gesagt: „Llega el hombre fasta donde puede y no fasta donde quiere" — der Mensch kommt so weit als er kann, und nicht so weit als er will. Aber der Mensch ist ein seltsames Geschöpf, er sieht die am nächsten liegende Wahrheit nicht oder bekennt sie nicht. Statt zu sagen: Mir ist nicht mehr gegeben worden, und daher habe ich weniger erreicht als ich einstmals gehofft habe, und jetzt habe ich meinen Frieden gemacht — wollen sie durchaus die Märtyrer sein, und so ging es auch im „Roten Spatz". Der eine rief entrüstet: Warum ich keinen Ruf nach Deutschland bekommen habe? Weil ich rote Haare habe wie mein großer Landsmann Schiller! Der andre führte den Grund auf die seltene Lauterkeit seines Charakters zurück, der sich niemals dazu habe bequemen können, die bekannten Hintertreppen zu betreten, die in solchem Falle unvermeidlich zur Erreichung des Zieles gehören.

Einen wissenschaftlichen Charakter hatte darum die Gesellschaft keineswegs. Es lag vielmehr in dem politisierenden Wesen der Unterhaltung, daß, sofern über andres als Politisches gesprochen wurde, jeder am liebsten über das redete, wovon er am wenigsten verstand. Oder es wurde jedermanns Meinung zum besten gegeben über das, was in der wissenschaftlichen Welt Sache des Fachmanns ist. In dem bunten Durcheinander von Meinungen und Behauptungen beschränkte sich einer, der überhaupt wenig zu sagen wußte, auf die fruchtbare Rolle, immer das zu bezweifeln, was ein andrer sagte. Da viel Zweifelhaftes behauptet wurde, errang er auf diesem ökonomischen Wege den Preis überlegener Weisheit.

Das merkwürdigste aber war, daß über dieser Atmosphäre aller Wunderlichkeiten doch ein eigenartiger Zauber webte, der dem historischen Charakter dieser Gemeinschaft, dann der persönlichen Bedeutung mehrerer hier erwähnter Männer entsprach. Selbst die, denen man eine solche Bedeutung nicht zu-

sprechen konnte, brachten den Reiz ihrer seltenen Sonderart mit. Da war einer (sein bester Freund gab ihm sein Porträt in den Worten: „Du bist von oben Bismarck, von unten Lasker“, der hatte die Märzrevolution in Berlin mitgemacht, hatte Arm in Arm mit Bettina von Arnim an Volksversammlungen in den Zelten teilgenommen, hatte hier Reden gehalten, darunter eine, in der er das Volk aufgefordert hatte, „die Schiffe der alten Zeit hinter sich zu verbrennen und in den Ozean der neuen Freiheit beherzt hinauszusegeln“. Auch in der Pfalz war er unter den Freischaren gewesen, um dann in der Fremde ein neues Leben und Lernen zu beginnen. Er war Advokat geworden und erzählte im „Roten Spatz“ gern von der Schar seiner Klienten. „Ich habe keine Zeit, die Leitartikel zu lesen; nur die Tatsachen lese ich; die Leitartikel mache ich mir selber.“ Ein genialer Architekt, der die Sonne am Himmel leugnete, wenn jemand, den er nicht leiden konnte, ihr Dasein behauptete, antwortete ihm: „Ich will die Leitartikel lesen; die Tatsachen mache ich mir selber.“ Er bildete gleichsam die äußerste Rechte in dieser Orthodoxie der Bismarck-Anbeter. Vorahnend hatte er, ein Jahrzehnt vor Bismarcks Auftreten, nach dem fremden Lande den Samen des diesem sehr unbekannten Korpsstudententumes aus der alten Heimat hinübertragen helfen und behielt bis in die höchsten Jahre eine rührende Anhänglichkeit dafür.

Ein andrer hatte an den Wiener Barrikadenkämpfen teilgenommen, nachdem er mancherlei Drangsal hinter sich gelassen, die im Halbdunkel lag. Er gehörte zu jener einstmals nicht seltenen Spezies von aleatorisch-spekulativen Geistern, die zugleich soziale Apostel sein wollten. Er war ein kleiner Saint-Simon. So begann er auch in dem fremden Lande allerlei Dinge und Unternehmungen; darunter war der Versuch, an der kleinen Universität, die es nicht schwer machte, als Privatdozent aufzutreten. Bei der ohnehin damals geringen Zahl der Studenten war er nicht der einzige, der in seinem Hörsaal selten Zuhörer fand. Man ging dann in einem nahegelegenen Wirtshause sich erholen, und die Landsleute, die dort saßen, mußten die verhaltene Vorlesung über sich ergehen lassen. Ein schlichter Buchdrucker aus Hessen klagte eines Tages: „Wenn die Herre da obe keine Zuhörer finden, müsse wir arme Bürgersleut es ausbaden.“ Im „Roten Spatz“ schlug er alle durch die Kraft seiner Stimme. Er hatte sein Leben lang vergebens danach getrachtet, Schätze zu erwerben. Dafür schwelgte seine Phantasie in Zahlen von Reichtümern, die er einstmals oder sein Vater besessen hatte. „In jenem Jahre“, erzählte er eines Abends, „hatte mein Vater eine Million Taler!“ — „Rente?“ rief einer ihm fragend zu. — „Rente!“ antwortete er, harmlos lächelnd darüber, daß er als ein harmloser Aufschneider erkannt war. Er fand übrigens allmählich eine geordnete Existenz, indem aus all den schwankenden Versuchen zuletzt das feste Land eines Eisenbahndirektorpostens erobert wurde.

Wenn man die Menschheit nach einem der zahlreichen möglichen Gesichtspunkte einteilt in Objekte und Subjekte des Humors, so könnte man den eben geschilderten Persönlichkeiten als Objekten einige Subjekte aus unserm Kreise gegenüberstellen. Wir versuchen es mit den hervorragendsten.

In Obersachsen gab es ein altes Gelehrtengeschlecht, das für die Universität Wittenberg, dann für Halle und Leipzig eine Reihe von Lehrern und Leuchten gestellt hatte. Es hatte sich vor jenen Zeiten mit der Familie Conrings, später Christian Wolffs verschwägert. Zu wiederholten Malen hatte es sich mit dem Blute hugenottischer und italienischer Herkunft vermischt. Zuletzt war daraus eine ganz ungewöhnliche Menschenart entsprossen: von einer seltsamen Beweglichkeit des Geistes, die es liebte, das Unvereinbare zu vereinen, das Unmögliche zu behaupten, kühn jeder Arbeitsteilung der Wissenschaften (mindestens in der Unterhaltung) zu spotten, die verwegensten Paradoxen zu äußern und immer aufs neue zu wiederholen, dieses aber nicht nur als die individuelle Ansicht des einzelnen, sondern als eine Art von Gesamtüberzeugung oder gar Gesamtwissen, wovon die ganze Familie wie von einer Religion erfüllt war.

Zeit und Umstände fügten es, daß der Stoff dieser Geistesrichtung vorzugsweise der politische war, in dem die Gewöhnung zu einem eisernen Inventar von Paradoxen sich alltäglich betätigen und immer aufs neue in einer reichen Mannigfaltigkeit von Ereignissen tummeln konnte. Das Leben erschuf immer neue Fälle; jene Grundwahrheiten blieben bestehen und bewährten sich alle Tage. Eine seltsame Mischung von Bismarck-Kultus und radikal-demokratischer Gesinnung, die aber wiederum an den Proben in der nächsten Umgebung am wenigsten Stich halten wollte. Ein wilder Naturalismus und Darwinismus als Gegensatz zu den neueren sozialreformatorischen Richtungen, der aber mit einer liebenswürdigen geistigen Freiheit sich von sich selber losriß, um dann abermals in einen wehmütigen Pessimismus zurückzusinken. Paradoxen über Paradoxen, die doch alle miteinander den Reiz eines originellen Geistes an sich trugen und daher stets aufs neue ein Ferment zu heiterer, selbst ernster Widerrede wurden.

Gerade dieser Mann, eines der ältesten und treuesten Mitglieder des „Roten Spatz", war durch die extreme Entwicklung seiner Art weniger als seine nächsten Verwandten zum eigentlichen Gelehrtenberuf geschaffen. Jener Beruf fordert in erster Reihe das, was unser Freund nicht hatte oder nicht haben wollte: jener Beruf legt wenig Wert auf das, was der hauptsächliche Besitz und die Stärke dieser Persönlichkeit war. Zumal in der neueren Wissenschaft kommt es vor allem auf geduldige, methodische Handwerksarbeit an; wer solche Arbeit leistet in einem gewissen Grade von — nicht Vollkommenheit, sondern durchschnittsmäßiger Beschaffenheit, füllt seinen Platz aus und gelangt zu seinem Posten. Sprühender Geist, paradoxe Kühnheit, überraschende Gesichtspunkte, neue Durchblicke sind allerdings das, was darüber hinausführt und also geartete Geister in Leistung und Geltung höher hebt als die Mehrzahl der durchschnittsmäßigen Arbeiter. Aber dieses ist doch nur unter der Bedingung möglich, daß sich solche höheren Qualitäten vereinigen mit der methodischen Zucht des Faches und nicht völlig über die Stränge schlagen. Am wenigsten aber genügt es dem Urteil der kompetenten Richterschaft, wenn solch zügelloser Geist seine eigenen Wege geht und zur eigentlichen Facharbeit überhaupt nur selten gelangt.

Das hindert nun nicht, daß eine Persönlichkeit der Art sich desto freier und liebenswürdiger entfaltet, wie es umgekehrt feststeht, ja, heutzutage durch eine stets wachsende Zahl von Erfahrungen bestätigt wird, daß in dem durchschnittsmäßigen Gelehrtentum Geist und geistige Kultur im spezifischen Sinne sich eine immer spärlichere Stelle gefallen lassen müssen oder in den berufsmäßigen Trägern der Wissenschaft entsprechende Persönlichkeiten immer seltener zu ihrem Schauplatze wählen dürfen.

Unser Freund wurde auf diese Weise von innen her zu dem geführt, was von außen durch die Schicksale seines Lebens obenein an ihn herangetragen wurde. Für den Beruf des Naturforschers vorgebildet, ja, bereits als Universitätslehrer habilitiert, kam er zu der praktischen Berufswahl, die hier andre deutsche Landesgenossen vor ihm getroffen hatten: er wurde Arzt. Und zwar einer der angesehensten und gesuchtesten in Stadt und Landschaft. Dabei behielt er, sozusagen im Nebenamt, als Rechtsverwahrung seiner wissenschaftlichen Neigung und Herkunft, eine mäßige Lehrtätigkeit bei, die an sich selber den Stoff zu mancher schnurrigen Unterhaltung und Erheiterung bot.

In seinem Hause, dessen äußere Gestalt gleichfalls ein Paradoxon war — ein uralter Turm aus der ältesten Befestigung der Stadt (aus der Römerzeit, liebte er zu sagen) hergerichtet zu einer menschlichen Wohnung mit Hühnerstiegen, mit Zimmern, in denen man nicht aufrecht stehen konnte —, in seinem Hause selber herrschte ein republikanisches Regime. Wenn draußen die jungen Leute von zwanzig oder achtzehn Jahren das Stimmrecht für Staat und Gemeinde besaßen, hier im Hause und am Tische der Familie hatte jedes Kind Stimmrecht, sobald es sprechen konnte. Es war eine eigene, auch sonst schon öfter versuchte Erziehungsweise, welche gleich allen Mitteln radikaler Art zum mindesten dazu geeignet sind, zu zeigen, was die menschliche Natur aushalten kann, um mit dem guten, alten Bräsig zu reden. Die Erfolge in diesem Falle waren mannigfaltige. Ein günstiges Ergebnis war unter anderm die frühzeitige Erwerbung einer Fertigkeit, die in deutschen Landen selten ist, die bezeichnenderweise in den Ländern der Freiheit und des öffentlichen Lebens, in England, den Vereinigten Staaten, der Schweiz, um so verbreiteter ist, — die Fähigkeit, öffentlich hinzutreten und eine unbefangene Rede an die Leute zu richten. Es ist ein lehrreiches Zeugnis für die Macht der Gewöhnung und der Umgebung, daß in jenen Ländern der schlichte Mann aus dem Volke, der inhaltlich wenig zu sagen hat, in dessen Geiste keine neuen Gedanken entspringen, doch, wo immer er Anlaß hat, öffentlich aufzutreten, etwas zu sagen versteht, was Hand und Fuß hat, daß dagegen in unserm lieben Deutschland nach einem halben Jahrhundert (und mehr) des parlamentarischen Zeitalters nicht nur geistvolle Männer oft der einfachen Unbefangenheit entbehren, die den Mann zu Männern reden läßt, sondern daß selbst die dazu berufenen leitenden Persönlichkeiten des Staatslebens dieser ersten Anforderung ihres Amtes nicht immer genügen.

Im „Grauen Turm“ (so hieß das wunderliche Haus) war der Familientisch die Pflanzstätte, in der der eiserne Hausrat der Paradoxen weitergegeben wurde an die folgende und weiterfolgende Generation. Schon hier — zufolge

der republikanisch-demokratischen Verfassung des Hauses — rief er heftige Debatten hervor und gelangte zu den jüngeren Geschlechtern nicht ohne einige Friktionen. Am belebendsten wurden die Paradoxen aber im „Roten Spatz". Bismarck hatte eine seiner großen Reden gehalten, die selber der paradoxen Zutaten nicht ermangelten; die Tagesordnung des heutigen Abends war damit gegeben. Und das entsprechende Paradoxon gab der parlamentarischen (oder unparlamentarischen) Debatte des „Roten Spatzes" den erforderlichen Ruck. Nun tummelte sich Rede und Gegenrede in dem, was er so gern das „laute Denken" nannte, das einen hauptsächlichen Charakterzug dieses Kreises bildete. Das „laute Denken" bedeutete, daß man hier immer dasjenige offen sagte, was andre Europäer sorgsam im Busen verwahren, die das Schweigen als das Sicherheitsschloß gebrauchen, hinter dem sie die Kostbarkeiten ihres Geistes und Herzens vor räuberischen Einblicken verstecken. Hier wurde nicht bloß aus dem eigenen Herzen herausgeredet, es wurde auch aus den fremden Herzen das, was sie selbst nicht offenbaren wollten, herausgeredet.

Dann gab es Erlebnisse aus dem persönlichen Dasein. Sie wurden erzählt und wurden diskutiert. Er litt an Schmerzen, die freilich ihm manche Nachtruhe raubten und zuletzt sein Leben abkürzten um manches Jahr, das ein so lebensfreudiger Mann noch hätte genießen sollen. Da stellte er eines Abends — und dann wiederholt an mehreren Abenden — einen Plan zur Diskussion. Er wolle sich das Leben nehmen; er könne die Schmerzen nicht mehr ertragen; er, der tugendhafteste Mensch, sei jetzt so weit gekommen, daß er zur Betäubung seiner nächtlichen Schmerzen große Mengen des landesüblichen Weines hinuntergieße (was er in erstaunlichen Proben durch die Tat bekräftigte). Aber das helfe auch nichts mehr. Dem Selbstmord stehe die Klausel der Lebensversicherung im Wege, deren ansehnlichen Betrag er seinen Hinterbliebenen nicht entziehen dürfe. Er wolle daher in das Tageblatt eine Annonce setzen, des Inhalts: „Ein Raubmörder wird gesucht! Am Mittwoch früh vor Morgengrauen wird ein älterer, schwächlicher Herr, der eine ansehnliche Summe in Banknoten, auch eine goldne Uhr bei sich trägt, den Bocksberg auf dem üblichen Wege hinaufsteigen." Da ging nun die Debatte los, erstens über die Frage, ob in solchem Falle der Selbstmord sittlich erlaubt sei; zweitens über die juristische Seite der Sache: ob nach dem Gelingen eines solchen Anschlages die Versicherungsgesellschaft verpflichtet sei, die Versicherungssumme auszuzahlen. Daran schloß sich eine Erörterung über die Beseitigung der Selbstmordklausel in den Lebensversicherungspolicen. Am letzten Ende war man zu dem praktischen Falle der überwiegenden Ansicht, daß alles das nur einer der kuriosen Einfälle des alten Genossen und ein Beispiel seines wunderlichen lauten Denkens war.

Er besaß vielen haushälterischen Sinn, und die Gattin unterstützte ihn dabei mit rüstiger Tatkraft; ja, sie übertraf ihn. Kamen seine Späße und eigenartigen Freuden in Frage, so zeigte sich ein fröhlicher Widerspruch des einen zu dem andern. Man machte Sonntags einen Ausflug über das Wasser. Das Dampfboot hatte die Kasse, an der die Billette gelöst werden mußten, hart am Schiffsrande: er erhielt auf einen größeren Geldschein den

Rest heraus; eine große Silbermünze rollte dabei ins Wasser; die daneben-stehende Gattin entrüstete sich über den Verlust und über des Gatten Un-geschicklichkeit. Er aber jauchzte über die Entrüstung der Gattin.

Wen der Schlaf in der Nacht flieht, dem ist er willkommen zu jeder Stunde, da er sich einstellt. So geht es zumal dem gealterten Manne. Unser Freund schien den Schlaf am ehesten zu finden in der Geselligkeit, die er so sehr liebte. Freilich eine geräuschvolle Geselligkeit — wie die des „Roten Spatz“ — eignete sich weniger dazu. Desto mehr die zahlreiche Gegenwart der Menschen in einem Zuhörerraume, wenn die Rede des Vortragenden sanft wie ein Bächlein dahinplätscherte. Nachdem er auf diesem Felde günstige Er-fahrungen gemacht, besuchte er planmäßig die Vorlesungen der Hochschullehrer, die am meisten gehört wurden, oder jene Veranstaltungen, in denen die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft für weitere Kreise verständlich gemacht wurden. Nicht etwa daß er dann das Opfer der Wahrheit brachte, wie der Rest der gesitteten Europäer, und dem Redner seinen wärmsten Dank ab-stattete für den ebenso anregenden wie schönen Vortrag, — sein lautes Denken überhob ihn dessen, und er schüttelte dem Redner kräftig die Hand mit der Versicherung, daß er besonders gut in dieser Stunde geschlafen habe. Gelang es ihm aber in wachen Augenblicken bei solcher Gelegenheit eine Blüte aus den Worten des Redners zu pflücken, so wurde dieses wiederum ihm eine be-sondere Freude. Erst dem Redner selber, dann aller Welt erzählte er, wie herrlich es gewesen, als jener begonnen habe: „In den glühendsten Farben grau in grau gemalt.“ Und daraus wurde dann ein geflügeltes Wort für ihn und andre auf lange Zeit.

Ein andres der Art. Es wurde, wie so manches Mal, von norddeutscher und süddeutscher Art gesprochen. Er sprach das große Wort: Die Süddeutschen scheinen gemütlich, sind es aber nicht; die Norddeutschen scheinen nicht gemütlich, sind es aber.“ Ein Jüngerer, ein Süddeutscher, entgegnete: „Dies scheint geistreich, ist es aber nicht.“ — Er replizierte: „Das scheint grob und ist grob.“ Unendliche Male wurde nun dieses jeu d'esprit im lauten Denken reproduziert.

Um unsern Freund hatte sich im Laufe der Jahre eine Kolonie von Schwestern, Basen, Schwägerinnen und Tanten gelagert, die ihn stetig umgaben und bewachten. Unter den Tanten war eine, die zur Zeit der großen Revo-lution in Paris gelebt als Hausgenossin einer Familie der alten Aristokratie, mit dieser von den Schreckensmännern ins Gefängnis geworfen und nur durch einen Zufall dem Schafott entronnen war. Sie erfreute sich bis zu ihrem Tode einer besonderen Autorität in der Verwandtschaft und machte davon einen energischen Gebrauch. Dem unterdessen gleichfalls in höhere Jahre gerückten Neffen blieb sie die strenge Tante, die ihn wie einen Sausewind behandelte, und dem „Roten Spatz“ traute sie gar wenig. „Da gehst du wieder hin“, sagte sie zu ihm eines Tages, „und feierst dort deine Orgien!“ (wobei sie das letztere Wort französisch betonte).

Indessen, wie einst im Leben, so müssen wir uns auch zu dieser Stunde von dem alten Freunde trennen, um eines andern zu gedenken, den längst der grüne Rasen deckt.

Vor den Toren der berühmten Universitätsstadt Göttingen liegen etliche Klostergüter, welche zu ihrer Zeit die Reformation aus Klosterbesitz in weltliches Gut verwandelt hat, das fortan den Zwecken des Staates gewidmet sein sollte. Auf einem der Klostergüter saß vor hundert Jahren ein Amtmann, der zwei Söhne hatte. Der ältere der beiden studierte in Göttingen in den Jahren, da auch Bismarck hier das Leben zu genießen begann, nicht ahnend, daß man einstmals von diesen wenigen Semestern des akademischen Lebensgenusses in Göttingen und sonst in deutschen Landen so viel Aufhebens machen würde. Der damalige Ruhm Göttingens war das Erzeugnis sehr verschiedener Momente. Auf dem Hintergrunde tiefster Verkommenheit der mittelalterlichen Universitäten gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstanden, war der Glanz der neuen Universität zum erheblichen Teile die Kontrastwirkung jenes Dunkels der meisten übrigen. Goethe schreibt (1785) an Kestner: „Die Capuciner auf dem Gotthart, die sich meiner erinnerten, haben auf Bitte ihrer Mayländischen Freunde an mich geschrieben, und da ich ihnen als ein berühmter Mann bekannt war, so glaubten sie, ich könne nichts anders als ein Professor in Göttingen sein.“ Aber was gab es in Göttingen wohl an Berühmtheiten, die sich mit Goethe vergleichen konnten oder mit irgendeinem höheren Maßstabe der Berühmtheit? Kaum einen. Erklärlich wird der Ruhm auf eine andre, nach heutigen Begriffen freilich seltsame Weise. Es war die Universität der Prinzen und Grafen. In den Vorlesungsräumen war eine vorderste Bank für sie vorbehalten, die Grafenbank. Dafür zahlten sie ein doppeltes Kolleggeld. Ja, der Unterricht selber war auf sie eingerichtet, auf Erlernen der neueren Sprachen, auf Reiten und Fechten (der Reitlehrer erhielt eine etatsmäßige Professur), auf allerhand Fertigkeiten, die ihrem Berufe nützlich werden sollten. So vornehme Gesellschaft wollte sich jugendlich tummeln und — nach der Weise der Zeit — herzhaft roh. Vornan die königlichen Prinzen von Großbritannien und Hannover. Dieses Getümmel erzeugte ein vielfarbiges Verbindungsleben, mit Farben und ohne Farben. Darunter gab es eine farblose Verbindung der „Selbstmörder“ — wie sie sich nannten. Ein Dutzend wilder, lebenslustiger und lebensstrotzender Gesellen, die sich auf das Prinzip zusammengetan hatten, das Leben durch alle wirksamen Mittel des Lebensgenusses abzukürzen. Alle andern gelangten bald zu ihrem Zwecke. Ein einziger blieb übrig, der Amtmannssohn, und wurde die Zierde des „Roten Spatz“. Er erreichte die Mitte der Achtzig.

Ein wohlbekanntes Poem aus den Jahren seiner jungen Zeit hat ihn verewigt und konterfeit,

dessen Gesicht
Ein Stammbuch, worin mit Hieben
Die akademischen Feinde sich
Recht leserlich eingeschrieben.

Von der Universität war er nach Köln am Rhein verschlagen worden, durch wechselnde Schicksale — Festungshaft wegen Zweikampfes, Hauslehrerberuf, Journalistik. In Köln als Zeitungsschreiber war er ein lustiger Gegenpart und Kneipgenosse des damaligen Zensors, des späteren Ministers des

Innern, eines geistvollen Mannes und einer freien Natur, die der seinigen homogen war. Mitten aus diesem Leben zog ihn die Verführung (wie er sich gern ausdrückte) durch eine Dame, mit der er seinen Hausstand begründete und ein bürgerlich geordnetes Leben begann. In die Paulskirche wurde er darauf gewählt. Als er seine erste Rede gehalten, trat ein Universitätsfreund auf ihn hin, den er jahrzehntelang nicht gesehen, und rief ihm zu: „Ich habe dich gleich wiedererkannt an deinem unverschämten Maul!“ Dann folgte die trübselige Zeit im öffentlichen Leben, und er gehorchte einem inneren, keinem äußeren Drucke, der ihn ins Ausland trieb. Hier kaufte er ein herrliches ländliches Besitztum, das lange in Händen des städtischen Patriziats gelegen. Mit der hochbegabten Gattin gemeinsam machte er daraus eine Herberge der Gerechtigkeit für alles Bemerkenswerte, was in seinen Gesichtskreis trat. Im Laufe fast eines halben Jahrhunderts war eine lange Reihe von Menschen und Stunden hier vorübergezogen, deren Namen weit in die Welt hinausgegangen waren. Es war in unsern letzten Jahren, daß der Reichskanzler im deutschen Reichstage von einem Gespräch des Hauptes der polnischen Emigration mit dem deutschen Freiheitskämpfer erzählte. Die Geschichte hat sich in diesem Hause zugetragen. Aber von all den Händen, durch die sie gegangen, bis sie an den Erzähler gelangte, hat sie — wie das so zu geschehen pflegt — ihre echte Gestalt verloren. Es war nicht der deutsche Patriot, der das deutsche Gebiet gegen den Landhunger der Polen in Schutz nahm; es war der in Phantasien lebende Präsident der Deutschen Republik in partibus, der dem Haupte der polnischen Emigranten, gleichsam in einer diplomatischen Verhandlung, zurief: „Nein, Danzig, Herr Graf, Danzig kann ich Ihnen nicht geben“ (wie wenn er überhaupt in der Lage gewesen wäre, irgendein Stück deutschen Landes zu geben).

Hier, in diesem Hause am See, fand jener große Musiker Zuflucht und Hilfe, dessen Töne damals bei einer sehr kleinen Gemeinde Anklang fanden, um dann allmählich und viel später die Welt weit über den Ozean hin zu erobern — Zuflucht und Hilfe in der tiefsten Bedrängnis, damals, als nur *einer* felsenfest an seine große Zukunft glaubte — er selber. Tage und Nächte hat er hier seine Nöte geklagt in Worten und Beschwörungen, wovon die jetzt ans Licht gelangten Briefe nur eine sanft verschleierte Kunde bringen.

Und der „Rote Spatz“! Zum Dienstagabend war unser Freund der erste, der zum Stelldichein erschien. Bei vorrückenden Jahren und in der schlechten Jahreszeit war es oft der einzige Wochentag, an dem er in die Stadt kam. Er verband damit allerhand Geschäfte; er ging aufs „Museum“, wo eine Fülle des Lesbaren zu finden war und eine andächtige Stille herrschte von Lesenden und nicht Redenden. Aus diesem Elysium des Schweigens stieg er den Berg und die Treppen hinauf in den Turm der Beredsamkeit. Innerhalb des hier blühenden Bismarck-Kultus vertrat er eine eigne Spielart, die an die einstigen persönlichen Berührungen in der Universitätszeit — und abermals in der Zeit des preußischen Verfassungskonfliktes — anknüpfte; ja, auch eine Art von entfernter Verwandtschaft hatte sich im Laufe der Jahre dazugefunden.

Er war, wenn man es so ausdrücken will, das gelungenste oder behaglichste Exemplar dieser ganzen Gesellschaft. Denn er war die merkwürdigste Erscheinung des Widerspruches, der das Wesen dieser Menschen ausmachte. Er war in den fünfziger Jahren hergekommen, ohne durch irgendeine äußere Bedrängnis dazu getrieben zu sein. Nur das epidemische Mißbehagen, das damals über dem Vaterlande lag, dann auch die Gelegenheit, die sich bot, ein schönes Besitztum draußen zwischen Wasser und Gebirge zu erwerben —, das waren die Anlässe, die ihn hierhergeführt. In so unabhängiger Vermögenslage, daß er jederzeit seine Zelte wieder abbrechen konnte, war er nun doch geblieben, trotz der Schicksale, die dem deutschen Vaterlande mit seinem Jugendfreunde Bismarck aufgegangen und die von ihm, wie er mit Recht sich rühmte, als einem der ersten erkannt worden waren. Dabei — neben mancherlei wissenschaftlichen und schöngeistigen Bestrebungen — ein lebhafter Anteil an allem öffentlichen Leben, der wie von selber durch die Hindernisse der Stammes- und Sprachverschiedenheit hindurch selbst in der fremden Umgebung sich zu betätigen strebte, der aber noch weit mehr über die Grenzen des Vaterlandes zurück in dessen große neue Veränderungen einzugreifen trachtete. Das wurde nun immer mächtiger; zu gleicher Zeit wuchs er mit Haus und Familie immer fester an den neuen Boden an. Aber an den Wurzeln zerrte es wie von selber mit jeder neuen Botschaft, die aus dem Reiche kam. Aus jeder jener hinreißenden Reden des großen Kanzlers kam ein Sturmwind, der die Wurzeln zerreißen wollte.

Und dennoch blieb er. Vielleicht hatte die süße Gewohnheit des Daseins, wie es nun einmal geworden war, Macht über ihn gewonnen. Vielleicht war die Richtung dieser behaglichen Natur auf das Beharren in dem nun einmal Gewählten und Gewachsenen das Entscheidende, trotz aller Gegensätze der Umgebung, trotz alles Mißbehagens, das diese im politischen, im nationalen Sinne ihm einflößen wollte.

Die Engländer haben ein Wort, das seine aus englischem Stamme entsprossene Gattin gerne brauchte: „Nothing is so delicious as the nonsense of a wise man, but fools must not hear it“ — dieses Wort war aus dem Wesen seiner eigenen Existenz entnommen. So liebte er das Leben, so lebte er. Im „Roten Spatz“ hatte das nicht ganz seinen Platz, es sei denn, daß der Zufall der Stunde eine kleine Zahl von auserlesenen Freunden zusammenführte.

Selten und im Laufe der Jahre immer seltener erschien der Dichter dieses Landes, bis er zuletzt verschwand, um nie wieder zu kommen, wie er verschwand an so vielen Orten, an denen er gewohnt war zu erscheinen. Je mehr in die jungen Jahre zurück, desto geselliger, ob auch immer ein Schweiger ersten Ranges. Seltene Goldkörner entrollten dem knurrenden Gehege der Zähne. Eruptionen zu späterer Stunde blieben vorbehalten. Im engen und engsten Kreise ging es am leidlichsten. Hier war es denn, wo etliche jener Goldkörner aufbewahrt wurden, die hier zur Welt gekommen, weil es ihm hier heimlich zu Mute war.

Er war ein lehrreiches Beispiel von jener Wahrheit, daß der Mensch nicht, im Sinne der abstrakten Lehre von der sittlichen Freiheit, hoch über allen

äußeren Bedingnissen ein vollkommenes Wesen zu sein berufen und fähig ist, sondern daß er je nach Änderung der Umstände selber ein andrer wird. So hatte dieser seltene Mann, wie man wohl wußte, in jüngeren Jahren durch Not und Leichtsinn hindurchgelebt, von Schulden belastet, ja, bis ins reife Mannesalter hinein. Ein Staatsamt, das ihm die Freunde endlich schafften, stellte ihn erst auf die Füße, und er wurde völlig ein andrer. Alle Rechtschaffenheit, zu der seine Natur angelegt war, kam jetzt zur Entfaltung. Aber auf dieser Höhe behielt er so viel historische Gerechtigkeit für sich selber und seinen Lebensgang, daß er eines Nachts philosophierte: „Ein rechter Kerl muß den Mut haben, Schulden zu machen.“

So war er auch in andern Fragen ein tapfrer Anwalt seines eignen Geschickes. Wie in einer seiner schönsten Novellen, so focht er für den Junggesellenstand auch im Leben. Es kam in diesen kleinen Kreis ein Jüngerer, der wohl auf Freiersfüßen ging. Der erzählte, wie er in seiner Nachbarschaft eben den jungen Familienvater habe heimkehren sehen von dem Berufe unten in der Stadt, wie dieser von Frau und Kindern in seinem Garten begrüßt wurde, wie doch der kleinste Mann in dieser Umgebung einem kleinen Könige zu vergleichen sei; und ähnliche Empfindungen mehr. „Jawohl,“ sagte unser Dichter; „so ein Lump hat das nötig; unsereiner braucht es nicht.“ Er war ein Freund guter Küche, ging darum gern in ein Wirtshaus, wo er sie fand. Zu Hause kochte die Schwester gar zu volkstümlich. Die Schwester eines andern hatte ihm für den Winter einen großen Topf mit Preißelbeeren bereitet (und ein Exemplar seiner Dichtungen mit seinem Dank für die „hochpreislichen Preißelbeeren“ ist noch jetzt in deren Händen) — da bemerkte er: „Meine Schwester kann so etwas nicht; wenn es meine Frau wäre, würde ich sie hauen; aber eine Schwester darf man nicht hauen — die ist einem von Gott gegeben.“

Er hat von den Leckerbissen, die er am liebsten in der Wirtschaft des Zunfthauses am grünen Strome fand, ein Denkmal in seinen Novellen gesetzt mit sinniger Vermischung des Feinschmeckertums der Zunge und des Ohres. Er ließ sich eines Abends Erdbeertörtli geben, und ein aufmerksamer Kenner rief ihm zu: „Nun weiß ich, warum Frau Litumlei Erdbeertörtli ißt.“ — „Nein, die ißt Himbeertörtli,“ berichtigte er. „Und warum gerade Himbeertörtli?“ lautete die Gegenfrage. „Das klingt lustiger.“

Es ist auch mal vorgekommen, daß ein andrer gegen ihn explodierte und nicht er gegen die andern. Das geschah in den Jahren, da er nur selten noch unter die Leute ging. Einer jener freundlichen Herren kam in die Stadt, die selber zwar auf dem Parnaß keinen Platz haben finden können, die aber nun wenigstens den Wunsch haben, die Glücklicheren ihre Freunde zu nennen. Er erschien mit solchen Wünschen im „Roten Spatz“, eingeführt durch einen Gönner. Wenige andre waren dabei. Diese waren besorgt, wie es werden würde; der Gegenstand des Ehrgeizes war immer unnahbarer und explosiver geworden. Indessen, es gelang — zu aller Überraschung. Oder es schien zu gelingen. Der Schaumwein floß in Strömen; in wenigen Stunden hatten die beiden, die den Siebzig näher waren als den Sechzig, Brüderschaft getrunken — kaum daß die andern es merkten. Der wein- und wonnetrunkene Mäcen umarmte

in endloser Zärtlichkeit das Ziel seiner Wünsche. Aber plötzlich war etwas Furchtbares geschehen. Der Umarmte hatte gegen diese Zärtlichkeit protestiert mit einem mot terrible, und Mäcenas erhob sich zu fürchterlichen Flüchen. Still und erschreckt saß der Dichter dabei; das Neue dieser Situation schloß ihm den Mund, und er ging schweigsam nach Hause.

Solche Ereignisse waren selten im „Roten Spatz". Ja, ihr Schauplatz war ein andrer, sozusagen in dem Verhältnis einer Personalunion zu ihm. Es gab allerhand Anbauten, wie sie bei alten Kirchen oder Staatsgebäuden im Laufe der Zeiten sich entwickeln, launisch und buntscheckig, aber doch in einem organischen Zusammenhange mit dem Hauptstück. So gab es einen Lomber-Klub, der nur einzelne der Männer des „Roten Spatz" vereinigte, dafür andre umschloß, die nicht zu jener Tafelrunde gehörten. Das kam so. Das Kartenspiel in seiner gemäßigten Erscheinung ist für resignierte Leute gemacht, die von der Last der Berufsgeschäfte ausruhen wollen oder ihr Denken auf andre Dinge richten als die täglich wiederkehrenden Pflichten. So haben einst unsre größten Männer Karten gespielt — Kant, Goethe, Moltke und manche andre ihresgleichen. Dafür aber ist es ein Spiel auch für rechtschaffene Leute, die weit davon entfernt sind, es jenen in irgendeinem Sinne gleichtun zu wollen. Ja, wer zu jung und zu geistreich ist (so hieß es im „Roten Spatz"), gehört in den Lomber nicht hinein. Indessen, etwas Jugendlichkeit und Geistreichtum war in diesem Falle doch dabei. Der eigenartige Reiz dieser Kartengesellschaft bestand in dem seltsamen Gemisch eines ernsten Kultus des alten spanischen Spiels (von dem der vulgäre „Skat" nur eine minderwertige Verdeutschung ist) und einer immer wieder mitten durch den Ernst der Karten hindurchbrechenden Lustigkeit und Überfülle an tollen Einfällen. Mit Staunen hörten dann die Männer zu, die nach ihrer Beschaffenheit nicht unter die wahren Mitglieder des „Roten Spatz" aufgenommen werden konnten oder wollten. Da war einer darunter, eine ehrenfeste Natur vom Niederrhein, den man nach der zutreffenden Empfindung von seiner Persönlichkeit in freier Willkür als Herr Kommerzienrat titulierte, und der es sich gefallen ließ, Kommerzienrat zu heißen — „nicht durch die Laune eines Despoten" (so wurde er an der Tafel eines Lomber-Festes gefeiert), sondern durch die Liebe eines freien Volkes. So erschien ein andrer Mann dabei, verehrt von seinen Standesgenossen ob seines großen Reichtums, der im Bürgerstolz des reichen Kaufmanns einst das deutsche Vaterland hinter sich gelassen hatte zur Zeit des preußischen Verfassungskonfliktes, um hier draußen in der Republik ein glühender deutscher Patriot zu werden, aber hier festzuwurzeln, wie so viele andre, soweit hier ein Festwurzeln möglich war. Allmählich zurückgezogen von den Geschäften, setzte er den preußischen Kulturkampf auf eigene Rechnung mit literarischen Mitteln fort, nachdem Bismarck ihn längst im Leben beendigt hatte. Kühner in der Bekämpfung der römischen Kirche oder ihrer Übergriffe als im Lomber-Spiel, dessen rechter, d. h. vorsichtigster Flügel er war. Denn das pflegt das Erbteil der reichen Leute zu sein, daß sie den Spruch beherzigen: „Halte, was du hast!"

Die eigentliche Säule dieses Klubs aber war ein ehrwürdiger Veteran, der im Jahr 1848 und während der voraufgehenden Jahre in der Hauptstadt eine bedeutende Rolle gespielt hatte. Philolog von Fach, war er Privatdozent gewesen, hatte unter dem Deckblatte seines Faches öffentliche Vorlesungen in der Universität gehalten, welche die politischen Tagesfragen behandelten und starken Zulauf fanden, bis man ihn unter dem Deckblatte hervorholte und ihm die venia legendi entzog. An den Stürmen der Revolutionszeit nahm er tätigen Anteil, landete danach in dem uns bekannten Kreise von Landesgenossen, thronte im „Roten Spatz“ als eine der stattlichsten Figuren und eines der ehrwürdigsten Häupter, wenig von sich gebend, aber erfüllt von Gesinnung, mild und freundlich an Sitten, desto unbeugsamer in seinen republikanischen Überzeugungen. Als das Alter kam, wurde das Gehör schwach; im „Roten Spatz“ sah man ihn immer seltener; desto zuverlässiger war er der erste und letzte an jedem Lomber-Abend. Der wurde ihm ein Kultus und der Lichtpunkt seines bescheidenen Lebens. Er suchte seine Lomber-Gemeinde zu vermehren und jubelte, wenn ein „Rekrut“ gewonnen wurde oder auch ein Eingeweihter, der von draußen kam. Er war der Depositar aller Scherze und überlieferten Denksprüche, die sich an diesen nun auch zu Jahren gekommenen Klub knüpften, — Grabsteine zugleich für eine Reihe von Freunden, die längst begraben waren.

Bei den letzten, wehmütigen Worten ist die Feder aus der Hand gefallen, die das Obige geschrieben hat; der sie geführt, ist auch gestorben. Er übergab das kleine Manuskript einem Freunde, der es nach seinem Tode veröffentlichen sollte. Dieses ist hier geschehen.

Ein Gerücht.

Von

Marie von Bunsen.

Die abendlich abflauende Brise reichte noch eben aus, die „Wasserschlange" konnte bis zum Klubhaus in Grünau gelangen. Kuno von Beerendal ließ das Boot in den Wind schießen, befestigte es an der Boje; etwas steif vom langen Stillsitzen am Ruder, bot ihm das Abtakeln eine willkommene Arbeit. Sowie alles seefest untergebracht war, ließ er sich vom Bootwart an Land setzen, und nahm den nächsten Zug nach Berlin.

Auf dem Bahnhof hörte er, wie ein eben ankommendes Klubmitglied seinen ihn begleitenden Damen zuflüsterte: „Seht ihr den da in Hellgrau? Das ist Kuno Dal." Diesen kleinen Popularitätsbeweis vergaß er jedoch rasch; er las nicht die gekaufte Zeitung, zurückgelehnt, mit geschlossenen Augen, gedachte er der eben verflossenen vier Tage und vier Nächte auf dem Wasser.

Wie wunderhübsch war doch alles wieder verlaufen! Gleich am ersten Abend die unglaublich leuchtende rosa und lila Glut, am nächsten Morgen das Schwimmen, wobei er sich, odysseusgleich, im Schilf verstecken mußte, als ein mit Schnitterinnen beladener Kahn vorbeikam. Anstrengend war ja der darauffolgende Teil gewesen, als er zweiundeinehalbe Stunde lang die kleine Jolle am hohen Waldufer an das Schlepptau nehmen mußte. Aber wie gemütlich nachher das Mittagessen im Krug mit der Wirtsfamilie, wie rasch war er mit den Leuten bekannt geworden, glaubte in deren Verhältnisse und Charakter einen gewissen Einblick gewonnen zu haben. Darauf, am zweiten Tage, nach dem ermüdenden Ankreuzen des Bindower Fließes, diese famose Fahrt mit Topsegel, mit Fock und Klüver. Wieder einmal berechnete er gewissenhaft und stolz, zu wievielen Kilometern er es in der Stunde gebracht hätte. Dann, nach der Rast im stillen Teupitzer See, die waldumstandene Duberow, schließlich die Neue Mühle, die Schleuse mit dem wenig freundlichen Schleusenmeister und darauf zurück in das buntbewegte Gebiet der Villen, der Berliner Boote.

In angenehmer Müdigkeit dahingestreckt, vergegenwärtigte er sich den Zauber, die physische Empfindung des Segelns. Das nervöse Vibrieren der

Schoten in den Händen, die rauschenden Segel, die wie lebende Wesen sich blähen, der Schwung einer harten Böe, unter deren Anprall die Jolle sich biegt, das Deck unter Wasser taucht. Dann die anregende, ja aufregende Beobachtung, die geschickte Ausnutzung aller günstigen Umstände. Vor allem die unvergeßlichen Nächte unter dem Segeldach, rings umher schweigsame Sterne, zischelndes Schilf, weiches, einschmeichelndes Wassergeplätscher. In der Frühe der feierliche Sonnenaufgang mit dem Morgenchoral der Vögel.

Wie weit hatte er sich in diesen wenigen Tagen vom Lärm, vom Alltagsstaub, von der Werkelarbeit entfernt. Städte, Eisenbahnen, Zeitungen hatte es für ihn nicht gegeben, wohl aber Dörfer, einsame Gehöfte, Landleute, freier Himmel, schimmernde Wasserflächen, Wiesen und Wald.

Nun, jetzt war das vorbei, erst in drei bis vier Wochen durfte er wieder an einen solchen Ausflug denken; bis dahin hätte er dann seinen Roman bis zur ersten Reinschrift gebracht.

In der Friedrichstraße stieg er aus, war bald in seiner Junggesellenwohnung in der Hedemannstraße angelangt. Ein Stoß von Postsachen lag auf dem Schreibtisch. Neben den üblichen Drucksachen und geschäftlichen Mitteilungen gab es eine ungewöhnliche Anzahl von Briefen — Briefen, deren Äußeres auf freundschaftliche Mitteilungen zu deuten schienen. Er nahm einen nach dem andern auf, las einen nach dem andern in steigernder Erregung.

Sie lauteten:

(Magistratsassessor Richard Klinzing.)

Lieber Kuno!

Soeben komme ich auf diese Notiz. (Ein Zeitungsausschnitt war hier eingeklebt worden und verkündete:) „Lebhaftes Interesse erweckt die gestern bekanntgegebene Verlobung des auch bei unserm Leserkreis beliebten Schriftstellers Kuno Dal — unter diesem Pseudonym schreibt Herr Kuno von Beerendal — mit der in der Berliner Gesellschaft allseits bekannten und gefeierten Frau Jutta Fries." Natürlich überraschte es mich, diese Nachricht erst durch die Zeitung erfahren zu müssen, natürlich bin ich aber nicht gekränkt; wenn man von der Sexta an sich auf derselben Schulbank herumgedrückt hat, kommt das nicht vor. Ich suchte Bartels auf, der aus den Wolken fiel und noch gar nichts wußte. Darauf begegnen wir Deinem Berliner Anzeiger-Kollegen — sein Name ist mir entfallen, es ist der große, dunkle — und erfahren: Ja gewiß, es wäre eine gänzlich authentische Nachricht, im übrigen habe alle Welt sie bereits seit langer Zeit erwartet. Es sähe Euch beiden doch nur ähnlich, keine Verlobungsanzeigen zu verschicken; wie verlautet, wärt Ihr in Baden-Baden.

Da ich somit keinen Grund habe, die Richtigkeit der Zeitungsnotiz zu bezweifeln, wünsche ich Dir herzlich Glück. Durch mich wurdest Du ja bei Frau Jutta eingeführt; so weiß ich besser als viele andre, eine wie anziehende und geistvolle Frau Dir das Jawort gibt.

Möge alles, was Du erhoffst, in Erfüllung gehen.

Stets, mein guter alter Kuno,

Dein treuer
Richard Klinzing.

(Frau Amalie von Plauen, geb. von Rednitz.)

Mein lieber Kuno!

Mögest Du der Freundin Deiner geliebten seligen Mutter einige ernste, nach langer, schlafloser Nacht, unter Gebeten erwogene Worte nicht verargen!

Wie oft hast Du bei der alten Tante Amalie gesessen, hast Dich verziehen lassen, hast ihr als Student, als Referendar, als Literat allerhand erzählt und gebeichtet. Wäre ich aber nicht zufälligerweise in der Lage gewesen, von einem mir befreundeten Ehepaar, dem Justizrat und der Justizrätin Klein, die genauesten Einzelheiten über Deine Braut zu erfahren, würde ich doch nicht den Mut haben, Dich jetzt noch zu beschwören, von dieser Verlobung abzustehen. Der Justizrat war Hausfreund bei der Familie Fries, kennt die Frau Jutta seit ihrer Verlobung mit dem Emil Fries, also seit achtzehn Jahren; glaube aber nicht, daß die Kleins durch den späteren Ehezwist verleitet worden wären, Partei gegen die Frau zu nehmen. Nein, sie räumen bereitwillig ein, daß der Emil, neben seiner Häßlichkeit, derb, unbedeutend und tölpelhaft gewesen sei, daß er seine Frau weder verstanden hätte noch sie irgendwie zu nehmen wußte. Sie lassen ihr volle Gerechtigkeit widerfahren, schilderten mir ihre traurige Jugend, der Vater wegen einer Wechselgeschichte im Zuchthaus, die Mutter mit großer Energie und Tüchtigkeit eine elegante Berliner Pension leitend, um sich und ihre Kinder zu ernähren. In diesen Verhältnissen Jutta als ungewöhnliche Erscheinung, mit ungewöhnlichen Talenten heranreifend, ihre schwierige Lage als Tochter einer gebildeten, vormals angesehenen Familie, jetzt in der etwas bedenklichen Atmosphäre einer recht flotten Pension. Als sie mit neunzehn Jahren sich mit diesem fatalen jüngsten Sohn des Kommerzienrates Fries verlobte, begriff man, daß sie hierin nur eine Versorgung erblickte. Natürlich war die Friessche Familie wenig erfreut über die Verbindung, aber jeder gab zu, daß die Braut sich eines makellosen Rufs erfreue und ein überaus reizvolles Mädchen sei. Sie wurde als junge Frau ausnehmend gefeiert; bald munkelte man allerlei, ein Bankier, ein großer Arzt wurden genannt, schließlich trennte sich der Gatte und klagte auf Scheidung wegen ihres Verhältnisses mit dem Heldmann, der ja durch ihr Porträt sich zuerst einen Namen gemacht hatte. Dann starb Emil Fries, ehe es zum Richterspruch kam, ohne sein früheres Testament umgestoßen zu haben, und sie wurde eine reiche, unabhängige Witwe. Von nun an hatten die Kleins sie aus den Augen verloren, hörten nur ab und zu von ihr, als von einer der beliebtesten Damen des literarisch-künstlerischen Tiergartenkreises. Daß ihre Führung eine schlechte sei, wurde den Kleins gegenüber nie behauptet, aber mehr oder minder wurde wohl als selbstverständlich angenommen, daß, wie ihre Vergangenheit nicht intakt gewesen, so auch ihr jetziges Leben nur äußerlich einwandsfrei wäre.

Lieber Kuno, es geht mir sehr nahe, dies alles über Deine jetzige Braut niederzuschreiben. Wenn Du jedoch diese Angaben nachprüfst, wirst Du sie zutreffend finden, und dies rechtfertigt meinen Schritt.

Jede aufgehobene Verlobung ist eine peinliche Sache, aber eine unwürdige Ehe ist noch tausendmal schlimmer. Ich kenne Dich gut, und wenn Du auch

mit vielen Anschauungen und Vorurteilen Deiner Kreise gebrochen hast, bist Du doch der Sohn Deiner Eltern geblieben, und nur eine Frau, die Du von Herzen achtest, wird Dich auf die Dauer beglücken.

In alter Anhänglichkeit und mit heißen Gebeten

Deine Tante Amalie.

(Siegbert Grünbaum und Elma Grünbaum, geb. Rafaelli.)

Teurer Freund!

Noch ehe der Tag vorübergeht, müssen Sie unsern Jubel erfahren. Es ist erquickend, es ist erlösend, an Euren Herzensbund zu denken. Hier sprach nicht glatte Konvention, hier führte keine täppische, groteske Zufälligkeit Euch zusammen, hier erkannten sich zwei Edelnaturen am gleichen goldnen Klang, hier einte sich der Herzschlag zweier Vollmenschen in befreiender Kraft.

Wir kennen Jutta schon lange, gehörten wir doch zum Kreis, den sie bereits als Jungvermählte um sich bildete. Damals bereits war sie im höchsten Grade fesselnd, aber noch hatte sie ihr eigenes Ich nicht gefunden. Erst intime Konflikte vermochten die wertvollsten, eigenartigsten Schattierungen ihrer Persönlichkeit auszulösen. Schicksalsschläge, denen eine gewöhnliche Frau erlegen wäre, sie ebneten ihr die Bahn, sie formten aus ihr eine der befreiten, ausgereiften, vollkommenen Frauen unsrer Zeit.

Sie hatte sich ein schönes Dasein errichtet, aber wir wünschten ihr noch das tiefste Lebensglück; es wäre ein trauriger Gedanke gewesen, wenn ihre Jahre ohne große Leidenschaft verlaufen wären. Doch schien eine Ehe unwahrscheinlich. Nun ist es gekommen, nun reicht Ihr beiden Euch die Hände, und wir sehen zu Euch empor, als zu den begnadeten Führern, die ein neues, edleres Menschentum suchen.

In liebender Bewunderung Siegbert und Elma Grünbaum.

(Ulrich Bawetzky, Schriftsteller.)

Verehrter Kuno Dal!

Ich habe Sie immer für den mutigsten Mann meiner Bekanntschaft gehalten — jetzt mehr denn je.

Dem Kühnen gehört die Welt. Allheil und nochmals Allheil!

Anerkennend Ihr

Ulrich Bawetzky, genannt der Löwenbräu-Frechling.

(Frau Jutta Fries, geb. Glaubitz.)

Baden-Baden.

Lieber Freund!

Der „Berliner Anzeiger" brachte gestern in seiner Morgennummer diese befremdende Nachricht. (Der betreffende Ausschnitt war hier befestigt worden.) Infolgedessen regnen Briefe und Telegramme auf mich ein, nur von Ihnen

fehlt jedes aufklärende Wort. Ich habe bei dem „Berliner Anzeiger“ telephonisch angefragt und höre, daß ein von Ihnen unterzeichnetes Telegramm aus Baden-Baden der Redaktion die Nachricht mit der Bitte um Veröffentlichung brachte; keinerlei Berichtigung wäre eingegangen, in Ihrer Wohnung erfuhr man nur, daß Sie auf vier Tage verreist seien.

Unsre Freundschaft, die Gemeinschaft unsrer Interessen und Sympathien ist zu bekannt, man hat uns in Berlin zu oft zusammengesehen, sei es in derselben Theaterloge oder am selben Soupertisch, als daß wir niemals „zusammengesprochen“ worden wären. Warum sollte die spitzfindige Neugierde der Mitmenschen gerade uns auch verschonen? Immerhin habe ich keinen Anlaß, irgend jemandem eine so böswillig erfundene Veröffentlichung zuzuschreiben.

Wir beide brauchen uns über kein Gerücht aufzuregen, noch weniger über ein Gerücht, das zwei innerlich so verwandte Menschen nicht verletzen könnte. Ebenbürtig stehen wir auf einer hohen Warte, ein jeder frei, ein jeder gleichberechtigt, in befruchtender Seelengemeinschaft. Aber in einer solchen Lage, einer solchen taktlosen Erfindung gegenüber, hört die Gleichheit auf, ist die Frau, jetzt wie früher, der jedem Geschoß ausgesetzte schwächere Teil.

Auch ohne meine Worte werden Sie ja begriffen haben, wie mich diese Veröffentlichung verletzt hat, wie intim ich trotz meiner äußerlich gewahrten Gleichgültigkeit leide.

Ich schicke diesen Brief ab, erwarte jedoch Nachricht von Ihnen, ehe er in Ihre Hände gelangt. Ich weiß bestimmt, daß Ihre Worte mir wohltun werden.

In steter Freundschaft Ihre Jutta Fries.

(Hauptmann Ernst von Beerendal.)

Lieber Kuno!

Da ich nichts von Dir gehört habe, darf ich wohl annehmen, daß die Verlobungsnachricht des „Berliner Anzeigers“ zum mindesten verfrüht ist. Das gibt mir den Mut, offen mit Dir zu sprechen, wie das einem Bruder zukommt.

Nach allem, was Du uns über Frau Fries erzählt hast, muß sie ebenso interessant als anziehend sein; wahrscheinlich bist Du in sie verliebt, und es ist eine recht undankbare Sache, einem Verliebten Vernunft predigen zu wollen. Hier handelt es sich jedoch nicht nur um Vernunft, sondern auch um Pflicht.

Du hast Dich ja sehr verändert, seitdem Du als Regierungsreferendar plötzlich den Eltern mitteiltest, Du wolltest Schriftsteller werden. Du hättest durch Vermittlung eines Bekannten eine bescheidene Wirksamkeit am „Berliner Anzeiger“ gefunden, Dein erster Roman sei in Westermanns Monatsheften aufgenommen worden, so glaubtest Du Deinen Weg zu machen. Bis dahin warst Du einer von uns gewesen, ein klein wenig liberaler angehaucht, mit etwas mehr Hinneigung zu „gemischten“ Kreisen, mit einem ausgesprochenen Interesse für Literatur und für Kunst. Im großen und ganzen teiltest Du jedoch unsre Anschauungen, Lebensgewohnheiten, ja auch Vorurteile, wie auch

die dadurch bedingte Auffassung unsrer Sonderpflichten dem Staat und der Gesellschaft gegenüber. Seitdem hast Du Dich, wie gesagt, verändert; aber stärker als das Trennende erwies sich doch immer das Band der gemeinsamen Kinderstube wie der Familientraditionen. Du sagtest es manchmal, auch wenn es Dir in Deinem anregenden Berliner Leben gut ginge, könntest Du es nicht aushalten ohne den festen Rückhalt an der alten Görlitzer Heimat. Waren die Eltern auch nicht mehr, fühltest Du Dich bei Hedwig und mir heimisch, inmitten der alten Möbel, der alten Bilder, vom alten Gärtchen umgeben. Wir freuten uns immer Deines Interesses an unsern Kindern, wie auch bei Lotta und Elsbeth, in Neudorf und Westerkirchen „Onkel Kuno" eine große Rolle in der dortigen Kinderschar spielte.

Hast Du Dir klar gemacht, daß diese Heirat dem allen ein Ende machen würde?

Ganz gewiß haben wir nie erwartet, daß Du eine Görlitzer Oberstentochter oder ein junges Mädchen unsrer Nachbarschaft wählen würdest. Natürlich hätte so eine nicht zu Dir gepaßt; wir erwarteten eine Berliner Schwägerin, vermutlich eine aus bürgerlichen Kreisen. Sie mußte ja mit Deinem dortigen Leben harmonieren, mußte es verstehen, mit Deinen, wie Du es selber schildertest, teilweise etwas sonderbaren Freunden, den Arnheims und Bawetzkys, gut weiterzukommen. Aber, lieber Kuno, es muß klipp und klar gesagt werden, eine Frau mit einer solchen Vergangenheit würden wir niemals als Schwägerin anerkennen, würden nicht zur Hochzeit kommen, würden es vermeiden, Euch beiden zu begegnen. Dies klingt hart und lieblos; wir können nicht anders.

Vergegenwärtige Dir die Frauen unsres Namens, vor allem gedenke unsrer Mutter. Sie war nicht nur, wie unsre Großmütter, Tanten, Cousinen, Schwestern, rechtschaffen, fromm und allseitig geachtet, sie war außerdem noch eine interessante Persönlichkeit. Am letzten Weihnachten erzähltest Du noch Hedwig ausführlich von ihrer Schwiegermutter, die sie ja leider nicht mehr gekannt hat. Du verstehst es besser als ich, darum freute ich mich so, daß sie aus Deinem beredten Mund hörte, wie sich unter dem stillen, unscheinbaren Wesen der sorgsamen Hausfrau eines nicht mit Gütern gesegneten pensionierten Generals eine ungewöhnliche geistige Regsamkeit, ein schönheitsfreudiges Temperament sich mit einem fast exaltierten Pflichtgefühl verband. Oft haben wir von Deiner Schilderung gesprochen!

Und jetzt gedenkst Du, ihr Lieblingskind, der Du ihr am nächsten standest, eine Frau zu heiraten, deren frühere Liebhaber man aufzählt, deren freies Wesen, wenn auch bewundert, so doch überaus auffällt, deren Familie einer fernstehenden gesellschaftlichen Schicht entstammt, deren Mutter oder Großmutter eine Jüdin war, deren Vater im Zuchthaus saß. Diese soll den Namen unsrer Mutter tragen, soll die Mutter Deiner Kinder sein, falls bei der achtunddreißigjährigen kinderlosen Frau, die Du, der sechs Jahre jüngere Mann, in der Blüte Deiner Jahre heiratest, dieses befürchtet werden müßte. Die Einzelheiten haben wir aus Deinem Mund; so hast Du sie uns vor einigen Jahren geschildert, Du wirst Dich dessen erinnern.

Lieber Kuno, Frau Fries hat gewiß seltene Vorzüge, welche all diese Nachteile in Deinen Augen aufgewogen haben. Denn keinen Augenblick glaube ich, daß ihr Vermögen den Ausschlag gab; wir Beerendals erwerben uns das tägliche Brot, wir erheiraten es uns nicht. Doch bedeutet Deine Ehe mit ihr einen vollständigen Bruch. Einen Bruch mit den Überlieferungen unsres Namens, der auf vielen schönen Seiten unsrer Kriegsgeschichte steht, den unser Vater als dritter Regimentskommandeur trug, einen Bruch mit einer glücklichen Jugend, der Du das Beste Deines Wesens verdankst, einen Bruch mit Deinen Geschwistern, Deinen Verwandten, mit der heranwachsenden Generation Deines Blutes.

Dieses mußte ich, notgedrungen, Dir schreiben.

Dein treuer Bruder
Ernst.

(Frau Sanitätsrätin Luise Rössing.)

Verehrter Herr von Beerendal!

Als Juttas älteste Freundin drängt es mich, ohne erst die offizielle Benachrichtigung abzuwarten, Ihnen meine innigste Freude auszusprechen.

Ich hatte die heranreifenden seelischen Beziehungen schon lange mit wahrer Genugtuung beobachtet, wünschte für Sie beide ein gemeinsames Glück, hatte das bestimmte Gefühl, daß Sie füreinander geschaffen worden wären.

Nicht, daß ich die Schattenseiten übersehen hätte. Sie, verehrter Herr von Beerendal, entstammen einer recht andern Welt; auch wenn Sie mit Jutta dieselbe Sprache unsrer schöngeistigen Kreise reden, dasselbe ästhetische Glaubensbekenntnis beschwören, so hörte ich bei Ihnen oft den Nachklang einer ganz andern Kinderstube und Überlieferung heraus. Aber diese Welt, in der Sie sich heute bewegen, ist, davon bin ich überzeugt, die einzige, in der Sie sich jetzt noch wohlfühlen könnten. Mögen Sie sich ihr hier und da kritisch gegenüberstellen, niemals könnten Sie dieselbe entbehren. Ihre Frau müßte dieser Atmosphäre entspringen, um Sie voll zu würdigen und zu verstehen; Jutta wird nicht nur das Weib ihrer Sinne, sondern auch das Weib Ihrer Seele sein.

Allerdings sehe ich noch andre Bedenken. Jutta steht im sechsunddreißigsten Lebensjahr, ist also doch wohl drei oder vier Jahre älter als Sie. Dies ist ein tatsächlicher Nachteil; noch bedenklicher erscheint mir ein andrer Punkt. Juttas Vergangenheit entspricht nicht den strengen Anforderungen strenger Kreise. Man hat unendlich viel Unwahres über sie verbreitet, ich kann sie jedoch nicht von allen Beschuldigungen freisprechen.

Sie werden sich gewiß wundern, daß ich, ihre Freundin, dieses ausspreche. Ich tue es mit solcher rückhaltsloser Offenheit, damit ich um so eindringlicher Ihnen nahelegen kann, daß es sich um einen wirklich edlen und bedeutenden Charakter handelt. Sie hat sich in schwierigen Lagen befunden und ist manchmal den Versuchungen unterlegen. Ich bin ihr in bösen wie in guten Tagen nahe gewesen und habe sie in den Prüfungen der Verwöhnungen

wie der Verkennung beobachten können. Sie hat immer vom Leben gelernt, hat sich nicht nur ihre eigene, bemerkenswerte Stellung erschaffen, sondern auch ihre eigene Individualität gestaltet, ausgebildet und von Schlacken befreit. Gewiß hat sie ihre Fehler und Schwächen, aber ich sage es mit voller Überzeugung, sie ist nicht nur jene glänzende Frau, die alle kennen, sie ist auch eine gute Frau, welche die Liebe und Treue eines guten Mannes verdient.

Im letzten Jahre bemerkte ich eine Änderung in Juttas Wesen, entdeckte die Zeichen einer keimenden Neigung, die sie stolz und demütig machte. Diese Demut stand ihr, der Verzogenen, Bewunderten so gut! Ängstlich suchte ich nun, Herr von Beerendal, Ihre Gefühle zu erspähen. Sie waren gleichmäßig freundschaftlich, mit jener selbstverständlichen Huldigung aller Herren, welche Jutta umgeben. Oft zitterte ich; gerade Jutta würde unerwiderte Neigung als eine kaum erträgliche Schmach empfinden.

Nun hat sich alles so schön gewendet. Von ganzem Herzen wünsche ich Euch jenes reiche Glück, das nur reichen, sich vereinigenden Naturen zuteil werden kann.

Freundlichst Eure
Luise Rössing.

Kuno von Beerendal legte diese Briefe mechanisch zusammen. Gequält, unschlüssig ging er auf und ab.

Die militärische Bedeutung der Niederlande für Deutschland.

Die „Westminster Gazette“ hat in einem verhältnismäßig ruhig und sachlich gehaltenen Artikel kürzlich klipp und klar behauptet: „Wir haben den Argwohn, Deutschland wünsche Holland aufzusaugen, um seine Seeküste auszudehnen.“ Es scheint nach anderweitigen Äußerungen der englischen Presse, als ob sich diese Ansicht in weiterem Umfange in englischen Köpfen festzusetzen beginnt; deshalb dürfte es an der Zeit sein, deutlich auszuführen, ob und inwieweit sie berechtigt ist.

Von vornherein ist nun nicht abzustreiten, daß politisch naive Deutsche, wenn sie sehen, daß der Rhein in den Niederlanden ins Meer fließt, wenn sie hören, daß die holländische Sprache nicht mehr als die andern niederdeutschen Dialekte von der deutschen Schriftsprache abweicht, und wenn sie erwägen, daß die Niederlande bis vor wenigen Jahrhunderten zum Deutschen Reiche gerechnet wurden, den Wunsch in sich rege fühlen, die Niederländer möchten in die deutsche Gemeinbürgschaft zurückkehren; ebenso ist es bei den Zuständen in unserm Zeitungswesen nicht verwunderlich, daß sich auch in den Tagesblättern gelegentlich solche Stimmen vernehmen lassen; allein, politisch reife Menschen — und die haben denn doch in den maßgebenden Kreisen nicht nur der Regierung, sondern auch der Volksvertretung und der Presse die Entscheidung in der Hand — sind schon ganz im allgemeinen von der Überzeugung durchdrungen, daß nur ein Zusammenschluß derjenigen Volksstämme Wert hat und Dauer verheißt, der von der weit überwiegenden Mehrzahl der beiderseitigen Volksgenossen getragen wird. Im besonderen wissen sie, daß die Holländer trotz aller einzelnen guten Worte keine Neigung dazu haben, und auf unsrer Seite muß der kühl abwägende Verstand zu dem Schlusse kommen, daß für absehbare Zeit dadurch ein Machtzuwachs für uns nicht zu erwarten ist.

Um dies klarzustellen, muß man zunächst in Kürze die Nationalökonomen darüber zu Worte kommen lassen, ob sich wirtschaftliche Vorteile für Deutschland aus einer Angliederung der Niederlande ergeben würden; denn eine wirtschaftliche Stärkung im Frieden würde auch für einen späteren Krieg von Bedeutung sein.

Die Finanzwissenschaft sieht nun Deutschland als einen Schutzzollstaat an, und alles weist darauf hin, daß es sowohl für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse als auch für eine ganze Reihe von Industriewaren dabei sein Bewenden behalten wird; die Niederlande aber sind im wesentlichen ein Freihandelsstaat, und ihre Zölle können im allgemeinen nur als Finanzzölle angesprochen werden. Der Handel und vornehmlich der Durchgangsverkehr sind die Quelle des Wohlstandes; Landwirtschaft und Industrie stehen erst in zweiter Linie, besonders was den Einfluß in den entscheidenden politischen Körperschaften betrifft; haben doch von jeher die holländischen Kaufherren politisch das Heft in der Hand gehabt. Ein Zollbündnis zwischen Deutschland und den Niederlanden würde nun in den letzteren einen gänzlichen Umschwung aller Verhältnisse herbeiführen, denn die 5 Millionen Niederländer müßten sich von den 60 Millionen des Deutschen Reiches zum Schutzzoll bekehren lassen. Aber hätte Deutschland davon Vorteile zu erwarten? Voraussichtlich in keiner Weise. Das eben wieder aufblühende Emden wie Bremen und selbst Hamburg würden durch die holländischen Häfen ganz wesentlichen Abbruch erfahren, da die Zollgemeinschaft auch eine Tarifgemeinschaft der Eisenbahnen im Gefolge haben würde, und ganz zweifellos würde Rotterdam statt Hamburgs der erste Hafen des europäischen Festlandes werden. In seiner Nähe und der der andern holländischen Häfen würde sich aber dann auch bald durch Eröffnung eines weiten zollfreien Absatzfeldes in Deutschland eine blühende

Industrie entwickeln, die der deutschen in vielen Dingen den Wind aus den Segeln nehmen würde; ja, selbst die rheinische und westfälische Landwirtschaft würde die Konkurrenz der holländischen Marschen in Lieferung von Schlachtvieh zu fühlen bekommen. Aber sogar unsre Rheinhäfen würden dabei kaum gewinnen, denn schon seit längerer Zeit legen die Niederlande in wohlverstandenem eigenen Interesse dem Rhein-Seehandel keine Hindernisse mehr in den Weg. Sollte es für alle diese Dinge noch eines Beweises bedürfen, so wäre es der Bau des Mittellandkanals vom Rhein ins Elbgebiet. Der würde doch sicherlich nicht gebaut werden, wenn man auf einen Zollanschluß der Niederlande rechnete. Er soll vielmehr Massengütern der deutschen Nordseehäfen ein größeres Hinterland und darunter durch den Rhein auch Süddeutschland erschließen. Oder sollten wir etwa das viele Geld dafür ausgeben, daß Rotterdam Mitteldeutschland besser mit Handelsgütern versorgen könnte als Bremen oder Emden?

Nun ist es ja freilich trotz aller augenblicklich vorliegenden Hindernisse denkbar, daß die europäischen Festlandstaaten den Engländern in den bei ihnen sich ausbreitenden Tendenzen folgten, mit ihren Kolonien oder sich ihnen sonst anschließenden transozeanischen Ländern geschlossene Handelsgebiete zu bilden, und daß dann später eine Zeit kommt, wo die Niederlande Angliederung an ein größeres Zollganzes zu suchen gezwungen wären und da zunächst an Deutschland dächten, mit dem sie schon jetzt weitaus den größten Handelsverkehr haben; aber wären dann nicht gerade die Engländer diejenigen, die das wirtschaftliche Aufgehen der Niederlande in Deutschland veranlaßt hätten?

Daß in einem solchen Falle die Deutschen eigene materielle Opfer in Kauf nehmen würden, um einen Bruderstamm nicht vor den Kopf zu stoßen, ist allerdings wohl wahrscheinlich, aber die Erweiterung des Zollgebietes wäre dann auch eben keine wirtschaftliche Stärkung Deutschlands, die ihm für seine Kriege mehr Mittel zur Verfügung stellte, denn an sich ist mit einem wirtschaftlichen Bündnis ein militärisches Bündnis noch lange nicht verbunden. Luxemburg ist seit langem im Deutschen Zollverein, und es ist doch nicht zu einem politischen Bündnis gekommen, obwohl der Feldzug 1870 an seinen Grenzen geführt wurde, vielmehr haben sowohl Deutschland wie Frankreich die Neutralität des kleinen Landes sorgfältig geachtet.

Aber man scheint in England zu glauben, daß die wirtschaftliche Auffaugung der Niederlande nur eine Vorstufe auch zur militärischen sei, und wir wollen deshalb nun eine solche eingehender erwägen.

Wenn die Niederlande ihr Heer und ihre Flotte ganz nach deutschem Muster einrichteten, um gleich den günstigsten Fall für Deutschland in Rechnung zu stellen, so würden sie zu den 48 Infanteriedivisionen erster Linie Deutschlands 4, zu den 38 Hochseepanzerschiffen des deutschen Flottenplans 6 hinzufügen in Anbetracht, daß auf ungefähr 60 Millionen Deutsche 5 Millionen Niederländer und auf 3 283 000 Registertons zählende deutsche Seeschiffe nach Lloyds Schiffsstatistik für 1904 569 000 Registertons ladende niederländische kommen. Es würde jedoch mindestens ein Jahrzehnt dauern, ehe diese Formationen denselben Kriegswert haben als die deutschen; denn gegenwärtig besteht das niederländische Heer zur Hälfte aus meist lange dienenden, geworbenen Freiwilligen, zur Hälfte aus Milizen, die bei den wesentlich allein in Frage kommenden Fußtruppen nur 8 1/2 und teilweise sogar nur 4 Monate fortlaufende Unterweisung genossen haben. Diese Mannschaften sind daher weder in den Linien- noch später in den Landwehrformationen als gleichwertig mit den deutschen zu betrachten. Ebenso ist die jetzige niederländische Kriegsflotte lediglich für den Kreuzer- und den Küstenschutzdienst ausgebaut und eingerichtet, und auch ein großer Teil der Besatzungen hat nur eine vergleichsweise geringe Dienstzeit in der Flotte hinter sich. Für ein Hochseepanzergeschwader müßte daher Material wie Personal ganz von Grund aus neugeschaffen werden. Nehmen wir aber selbst an, die mit den deutschen Streitkräften gleichmäßige Ausbildung aller niederländischen hätte bereits jahrzehntelang ihre Wirkung ausgeübt, und es beständen auch nicht die allergeringsten Reibungen zwischen den verbündeten nieder-

ländischen und deutschen Heeren und Flotten: so läßt sich doch leicht nachweisen, daß in der weitaus größten Zahl der möglichen Kriegsfälle der Eintritt der Niederländer uns zur Seite keine Stärkung, sondern eher eine Herabsetzung der Erfolgsaussichten für uns bedeuten würde, womit jedoch natürlich nicht gesagt ist, daß uns die Freundschaft der Niederländer im Kriege gleichgültig wäre; vielmehr wird dargelegt werden, daß uns gerade eine wohlwollende Neutralität derselben von hohem Werte ist, und daß wir darauf jederzeit zu zählen uns gemäß unsern eigenen Gesinnungen gegen sie wohlberechtigt glauben.

Alle großen Kriege, welche unser Jahrhundert sehen wird, werden Land- und Seekriege zugleich sein, und wenn sie etwa als reine Landkriege beginnen sollten, wird doch bald auch zur See gefochten werden, denn die Großmächte sind sämtlich auch im Besitze von Küstenstrecken, und die Unterbrechung der Seehandelsbeziehungen wirkt auf die ganze Arbeitstätigkeit der Nation zurück. Besonders für die Niederlande wäre die Blockierung des Hafens von Rotterdam oder eine — wenn auch nur kurze — Besetzung dieser Stadt oder einer andern größeren Handelsstadt eine Kalamität, deren Folgen sie noch jahrelang fühlen würden. Um das zu verhüten, müssen an den bedeutenderen Küstenpunkten selbst starke Vortruppen stehen und weiter rückwärts Zentralreserven bereitgehalten werden, welche rasch per Bahn oder Fußmarsch an die bedrohten Stellen hingeworfen werden können. Nehmen wir dazu, daß an dem großen Kriegshafen von Helder sowie in den vielfachen andern Küstenbefestigungen erhebliche Streitkräfte gefesselt sind[1]), so wird zugegeben werden müssen, daß nicht nur die Divisionen der ersten Linie, sondern auch alle niederländischen Reserve- und Landwehrtruppen zur Abwehr von Landungsversuchen großen Stiles kaum genügen dürften, sondern daß mit der Möglichkeit der Heranziehung von Unterstützungen aus dem Deutschen Reiche zu rechnen wäre. Zu einem Volkskriege mit Durchstechung der Dämme, wie in der großen Zeit der Abschüttelung des spanischen Joches, hätten die Holländer gewiß auch heute noch die Tatkraft und die Zähigkeit, aber die dadurch zerstörten Werte wären so groß, daß man darauf doch nur im alleräußersten Notfall zurückgreifen möchte.

Ähnlich wie mit den niederländischen Landtruppen verhält es sich auch mit der Verteilung der Seestreitkräfte. Mit Seeminen, Torpedo- und Unterseebooten allein ist eine lange Küstenlinie ebensowenig zu verteidigen wie eine lange Landgrenze durch einen Fortsgürtel. Dazu gehören auch mehr aktive Abwehrmittel, in unserm Falle ein Panzergeschwader, das die Fortschritte der feindlichen Flotte verzögert, bis an die bedrohten Küstenorte die erforderlichen Landtruppen herangeeilt sind. Schon zur Verhinderung von Demonstrationen, wie Beschießungen von Hafenstädten, müssen immer einige Hochseepanzerschiffe die Küste bewachen; ist wirklich ein großer Geschwaderangriff des Feindes zu besorgen, so muß die deutsche Schlachtflotte herbeidampfen.

Nun sind ja allerdings Kriegslagen für eine Koalition Deutschland-Holland denkbar, bei denen zunächst eine Bedrohung der holländischen Küste ausgeschlossen erscheint. Aber gerade die jüngsten Vorgänge des russisch-japanischen Krieges zeigen, wie schnell neutrale Seemächte in einen Seekrieg verwickelt werden können, und mit welcher verblüffenden Plötzlichkeit Secoperationen ins Werk zu setzen sind, da große Teile der Flotten jederzeit gefechtsbereit gehalten werden. Deshalb dürfte die holländische Küste nie ohne Schutz gelassen werden, für eigene Häfen möchte Deutschland immerhin einmal sorglos verfahren, den Bundesgenossen verböte die Ehre jemals schweren Gefahren auszusetzen.

Aber selbst wenn man unter Umständen 1—2 niederländische Divisionen auf andern Kriegsschauplätzen verwenden dürfte, was will das bedeuten für Deutschland, das neben seinen Infanteriedivisionen erster Linie noch so viel Reserve- und Landwehrformationen aufstellt, daß es mindestens mit 80 Infanteriedivisionen rechnet! Und

[1]) Um Amsterdam herum sind allein fast dreißig Forts, und die Festungen Brielle, Hellevoetsluis, Willemstadt sowie das Nieuwe Maasmond-Fort, die Rotterdam, wenn auch unvollkommen, schützen, fordern ebenfalls sehr bedeutende Besatzungen.

bei einem Bestande von 38 Hochseepanzerschiffen des deutschen Flottenplanes wiegen 2—3 niederländische auch nicht viel. Ganz andre und wesentlich gewichtigere Vorteile bietet uns dagegen ein neutrales Holland. Nicht nur brauchen wir dann nicht an seinen Schutz zu denken, sondern eine ernste Gefahr in unserm inneren sozialen Leben während eines großen Krieges ist dann von uns fernergerückt.

Wenn der Verkehr über unsre Häfen unterbunden werden sollte, so würde unsre Industrie, die fast die Hälfte aller Deutschen ernährt, die geregelte Zufuhr von Nahrungsmitteln und ganz besonders diejenige der zu berarbeitenden Rohstoffe entbehren sowie den Absatz ihrer Erzeugnisse erschwert sehen. Müssen viele Fabriken in den gewerbsreichen Gebieten geschlossen werden, weil sie den Wettbewerb mit dem Auslande nicht mehr auszuhalten vermögen, so kann das Heer der Arbeitslosen in den großen Städten in einer Weise anschwellen, daß keine Mittel mehr aufzufinden sind, sie nutzbringend zu beschäftigen. Es werden ja freilich durch die Einberufungen zur Fahne manche Stellen frei, und neue Industrien werden entstehen für die Ernährung und Ausstattung der Truppen im Felde, aber was ist das im Vergleich zu den Millionen von Arbeitern, denen das Steigen der Baumwollpreise oder die mangelnde Abfuhr der Stahl- und Eisenwaren das Brot vom Munde wegnimmt? Man kann sie nicht von heut zu morgen zu Landarbeitern machen oder von ihnen Kanäle oder andre Meliorationen ausführen lassen.

Gerade hier kann uns nun niemand besser helfen als der neutrale niederländische Seehandel, der durch seine Wasserverbindung mit unserm industriellen Westen den Verkehr über unsre Nordseehäfen zu ersetzen vermag, besonders wenn ihm entsprechende Tarifvorteile oder Zollermäßigungen bewilligt werden. Unter niederländischer oder andrer neutraler Flagge würden die Rheinseeschiffe den Fluß bis Köln bedecken und die Rotterdamer Leichter würden eine gewaltige Arbeit zu bewältigen haben. Belgien kommt hierfür erst in zweiter Linie in Betracht, weil es keine Wasserstraße nach Deutschland hat; Ostende ist nicht sehr leistungsfähig, und Antwerpen könnte von einem Feinde der Niederlande unter allerlei Vorwänden lahmgelegt werden, da die Schelde zwischen niederländischen Küsten mündet und Rechte der Neutralen im Seekriege der verschiedensten Auslegung fähig sind.

Wenn man nun aus den vorstehenden Gründen für die Defensive die Vorteile eines neutralen Hollands für Deutschland auch zugäbe, so könnte man dagegen behaupten, daß der Bund Niederlande-Deutschland doch auch eine solche Seemacht darstellen könnte, daß er zur Offensive überzugehen vermöchte und daß dafür sowohl die günstige Lage der holländischen Häfen wie die Verstärkung, welche ein niederländisches Geschwader darböte, ganz wesentlich in Betracht kämen. Sehen wir zu, wie sich die Sache bei genauerer Überlegung stellt, selbst wenn eine Überlegenheit zur See vorhanden wäre, die auf die Vorteile, an der eigenen Küste die Entscheidung fallen zu sehen, zu verzichten imstande wäre!

Handelt es sich um einen Seekrieg jenseits des Ozeans, so werden die Operationslinien so lang, daß es offenbar gar nicht ins Gewicht fällt, ob die Operationsbasis der Flotte sich von Wilhelmshaven bis nach Helder oder bis Vließingen ausdehnt und ob diese Häfen als eigene oder als neutrale Häfen benutzt werden. Aber auch bei Operationen in der Nähe der holländischen Küste würde man heutzutage immer genug neutrale Schiffe gegen gutes Geld finden, die einem den Liebesdienst leisten, Kohlen aus Ruhrort oder selbst Munition aus Köln heranzuschaffen; haben sich ja doch englische Schiffe nicht gescheut, englische Kohlen für die russische Flotte zu liefern, und die Agenten englischer Geschützfabriken bemühen sich in Petersburg um Bestellungen; ja, selbst nach Port Arthur führten Schiffe unter englischer Flagge Lebensmittel und das alles, obwohl ein Bündnis zwischen England und Japan in Kraft steht. Solange also die deutsche Flotte vorwärts der holländischen Küste operierte, könnte sie die neutralen niederländischen Häfen, wenn auch vielleicht zu etwas höheren Preisen, doch im allgemeinen wie eigene benutzen; müßte sie aber zurück, so fänden schwerbeschädigte Schiffe auch in neutralen niederländischen

Häfen Unterschlupf bis zum Ausgang des Krieges, die andern aber würden weit vorteilhafter in die östliche Nordsee zurückdampfen, wo sie ihre Hauptstützpunkte haben.

Es bliebe noch der eventuelle Zuwachs durch das niederländische Panzergeschwader zu erörtern, wenn ein solches aus Hochseeschlachtschiffen, ähnlich den deutschen, bestände. Dieses wäre nun fürwahr nicht gering anzuschlagen, denn die niederländischen Seeleute würden sich gewiß ihrer Altvordern würdig schlagen; aber wir müssen hier nun noch eine neue Rechnung aufmachen, die sowohl diesen Vorteil des Bündnisses für Deutschland, als auch alle andern, die etwa bei den vorhergehenden Erwägungen noch übersehen sein sollten, als aufgehoben erscheinen lassen — das ist die Rechnung, betreffend den Schutz der Kolonien.

Für die deutschen außereuropäischen Besitzungen braucht da zunächst nichts Besonderes vorgesorgt zu werden. Die Hafenstädte werden auch noch auf längere Zeit durch ein Bombardement oder durch zeitweilige feindliche Besetzung keine unersetzlichen Verluste erleiden; die geringen Schutztruppen ziehen sich ins Innere zurück, wohin ihnen wohl niemand folgen wird; unter keinen Umständen braucht für sie ein erstklassiges Hochseepanzerschiff von der Schlachtflotte hergegeben zu werden. Ähnlich würden sich die Niederländer betreffs ihrer westindischen Kolonien bescheiden können; indessen, für ihren äußerst wertvollen ostindischen Besitz muß sofort ein starkes Geschwader bereit sein. Sind Sabang, Batavia, Surabaja einmal in Feindes Hand, so ist die Art an die Wurzel des holländischen Wohlstandes gelegt. Dem Geschwader im Sunda-Archipel würden aber auch fortdauernd Verstärkungen nachgesandt werden müssen, was für die weite Fahrt um so schwieriger ist, weil keine bedeutenden Flottenstützpunkte unterwegs zur Verfügung stehen, während alle großen Seemächte in der Nähe Holländisch-Ostindiens gewaltige See- und Landstreitkräfte, für deren Ausrüstung alles Nötige bereitgehalten wird, jederzeit in Bewegung setzen können. Zum mindesten muß man einsehen, daß weit mehr Schiffe, als die Niederlande zu stellen vermöchten, von vornherein zur Verteidigung ihres Ostindiens abgezweigt werden müßten, ehe der entscheidende Schlag der Kriegsflotten auf ihrem Hauptschlachtgebiet gefallen ist.

Wenn nun auch hiermit der Beweis erbracht ist, daß ein militärisches Bündnis zwischen Deutschland und den Niederlanden für das Deutsche Reich mehr Lasten und Rücksichten als Gewinne in Aussicht stellt, wenn vielmehr die Neutralität der Niederlande für uns der wünschenswerteste Zustand ist, so ist damit natürlich nicht gesagt, daß wir nicht auf jedes Gesuch der Niederländer bereitwillig das letzte Schiff und den letzten Mann einsetzen würden, um ihnen ihre Heimat und ihren ostindischen Besitz verteidigen zu helfen, und es wäre dann wohl nach einem langen, schweren gemeinsamen Feldzuge nicht unwahrscheinlich, daß die einmal bewährte Waffenbrüderschaft durch den Zug der Herzen für alle Zeiten festgelegt würde. Allein, es wäre dann doch wieder gerade Englands Schuld, daß es eine drohende Vergewaltigung der Niederländer geduldet hätte; denn das bringt seine seit einem Jahrhundert bestehende übermächtige Seegeltung mit sich, daß ohne seine laute oder stillschweigende Zustimmung kein Seekrieg geführt wird, und dies Verhältnis dürfte sich auch in absehbarer Zeit schwerlich ändern.

Solange die Niederlande nicht angegriffen werden, solange dürfen die Engländer also ihren Argwohn ruhen lassen, daß eine Aufsaugung der holländischen Küste in Deutschland stattfinden könnte. Der Erste Lord der Admiralität hat kürzlich ausgesprochen, daß die deutsche Marine von den Umständen so begünstigt sei, daß sie fast ihre gesamten Streitkräfte in ihren Heimatshäfen in der Versammlung zu halten vermöge. Die Deutschen haben sich dies seit langem schon selbst gesagt und werden gewiß freiwillig nichts tun, um diese Gunst der Verhältnisse zu verscherzen; der bloße Schein der Verstärkung durch Hinzurechnung der möglichen Machtentfaltung eines kleinen angrenzenden Landes wird sie nicht verlocken, so nahe sie sich auch mit diesem durch die Bande des Blutes verwandt fühlen.

Freiburg i. Br. Geest, Generalleutnant z. D.

Die Aussichten des Automobils.

Auf ein Beispiel der unreifen Technik möchten wir heute die Blicke lenken. Unreif ist — wohl nach dem Urteil auch ihrer besten Freunde — die Technik des Automobils. Unreif ist sie wegen ihrer technischen Unfertigkeit in mancherlei Hinsicht; unreif ist sie namentlich wegen der großen Unklarheit über ihre Einordnung in das sonstige Verkehrswesen und dessen einzelne Mittel. Die sehr notwendige technische Vervollkommnung des Automobils überlassen wir der Technik. Das Problem seiner Einordnung in den Kreis der vorhandenen Verkehrsmittel wollen wir hier beleuchten.

Es ist bald ein Jahrhundert her, daß der Dampfwagen auf offener Straße in London sein Glück versuchte und seine Triumphe gegen die eben emporkommende Dampfeisenbahn ausspielte. Aber es hat merkwürdig lange gedauert, daß dieses Vorspiel derartige technische Fortschritte machte, wie wir sie in den letzten Jahren als Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit kennen gelernt haben, als einen Gegenstand, der anscheinend eine große Zukunft für sich in Anspruch nimmt. Ganz anders als die „Dampfdroschke", welche vor einigen Jahrzehnten als flüchtiges Experiment in Berlin periodisch auftauchte und wieder verschwand. Die Anwendung des Automobils, wie wir sie heutzutage kennen, ist, ökonomisch angesehen, eine zweifache. Einmal dient es dem Luxus und dem Sport. Vermögende oder reiche Leute brauchen es, nicht sowohl für ernsthafte Zwecke der Fortbewegung auf große oder kleine Wegestrecken als vielmehr im Dienste einer Modelaune, für gesteigerte Geschwindigkeit, obenein mit dem Reize der Gefährlichkeit und mit dem für die Mode reicher Leute wesentlichen Gefühl der Exklusivität. Die zweite Art des Gebrauchs ist diejenige, welche im Dienste des alltäglichen Nutzens sich vollzieht, welche daher, wenn sie durchdringt, wegen der so viel breiteren Masse der Interessenten eine ernsthafte und wichtige Stellung innerhalb des Verkehrswesens einzunehmen fähig ist. Solcher Art ist der Gebrauch in Reihe und Glied mit den Droschken (oder an deren Stelle); solcher Art ist der Gebrauch ähnlicher Vehikel für den Dienst von Warenhäusern, Fabriken u. dgl. m. In dieser Richtung liegt wahrscheinlich vor allem die Zukunft des Automobils; vielleicht liegt seine Zukunft darin allein. Es wird darauf ankommen, welche Erfahrungen man weiterhin mit ihrer Verwendung für solche Zwecke macht, welche Kosten, welche Vorteile damit verbunden sind, welchen Vorzug sie daher vor den bisher üblichen Fuhrwerken mit Pferdekraft verdienen. Fragwürdiger erscheint die Zukunft des Automobils als Mittel des modischen Luxus. Die Mode hat nichts, was sie so sehr kennzeichnet, wie die Eigenschaft, die sie mit gewissen Tiergattungen gemein hat, — daß sie ihre eigenen Kinder frißt. Das Geschöpf der heutigen Mode ist übermorgen das Opfer der Mode. Dieser Eigensinn des beständigen Wechsels ist wiederum am stärksten entwickelt auf der Spitze des Reichtums und des Lebensgenusses. Von der nüchternen Zweckmäßigkeit lebt eine Technik des breiten Bedarfs und des prosaischen Alltags; der Luxus braucht den Reiz der Neuheit, des ruhelosen Wechsels, des Immer-voran-seins mit dem Neuesten. Auch die bewährteste Technik, die dem Modeluxus dient, ist daher dazu bestimmt, von ihm verleugnet zu werden, wenn sie zu Jahren kommt. Gerade die Reife einer modernen Technik ist das, was grundsätzlich ihm entgegensteht. So ist es dem Fahrrad ergangen, und es ist immer mehr ein schlicht-bürgerliches Handwerkszeug geworden, das um ebensoviel unter die Höhen des Modeluxus herabgerückt ist, wie es in den Bereich des alltäglichen Nutzens gelangt ist. Das Automobil ist in seiner Funktion für den Modeluxus in jedem Falle problematisch — als unreife Technik und als reife Technik. Als unreife Technik erscheint es jetzt nicht nur in der Unfertigkeit, Gefährlichkeit, der grausigen Vermummung, die den damit Fahrenden am schönsten Sommertage vor Staub und Wetter schützen soll; unreif ist es namentlich durch sein Verhältnis zu dem Verkehr auf den öffentlichen Straßen, sei es der Städte,

sei es des Landes. Leute, die nichts Besseres auf der Welt zu schaffen haben, als ihr Leben ohne ernsten Zweck daran zu setzen, werden durch unsre Rechtsordnung nicht daran gehindert, sich diesen Wunsch zu erfüllen; was aber nicht geduldet werden kann, ist eine gemeingefährliche Benutzung der öffentlichen Straßen zu frivolen oder selbst zu ernsteren Zwecken. Die bloße Begegnung mit einem solchen Fahrzeug auf offener Landstraße, wenn es wild einherrast, Massen Staubes aufwirbelt, nur mühsam das Ausweichen für andre Fahrzeuge, für Pferde oder Fußwanderer gestattet, — die bloße Begegnung gibt uns die unmittelbare Empfindung von seinem gemeingefährlichen Übergriffe auf das Recht der öffentlichen Straße, und das Rechtsgefühl der ländlichen Bevölkerung hat dem zu öfteren Malen mit volksmäßiger Derbheit Ausdruck gegeben.

Man denke sich nun gar, der jetzige Zustand dieser unreifen Technik entwickelte sich zu einer reifen Technik. Es gelänge zumal, eine, wo nicht ähnliche, doch annähernde Wohlfeilheit zu erreichen, wie diejenige ist, die wir an dem Fahrrad längst kennen. Die Folge würde dann die sein, daß einerseits der Modeluxus seine Vornehmheit und damit seinen Charakter verlöre, anderseits nach dem Gesetz der Mode desto breitere Schichten des Bedarfs sich an seine Stelle drängten und nun unsre öffentlichen Straßen erfüllt würden von der Menge dieser gefährlichen, einherrasenden Instrumente. Was müßte jetzt geschehen? Es wäre der Punkt erreicht, wo man nicht mehr über ein etwa einzubringendes Reichs- oder Landesgesetz eine Reihe von Jahren lang Erwägungen anstellte, sondern wo die Unerträglichkeit eines solchen Zustandes eine strenge Ordnung für diese Verkehrsmittel verlangte. Sie würden sonst die öffentliche Straße für andre Verkehrsmittel unbrauchbar, sie würden sie zu ihrer privaten Straße machen, und hier unter sich würden sie sich gegenseitig zu Tode fahren. Was wäre also der Ausweg? Nicht nur eine andre Ordnung des Rechts, sondern vor allem eine andre Ordnung der Technik. Von der Eisenspur hat sich dieser wilde Emporkömmling losgerissen — zur Eisenspur muß er zurück, wenn Ordnung und Sicherheit des Verkehrs herrschen soll. Erst dadurch herrscht Ordnung auf der Straße; aber nur so, daß die Straße die eigene Straße, die Eisenbahn wird und die öffentliche Straße für die übrigen Verkehrsmittel davon befreit wird. Erst hiermit kommt auch die Ordnung für diejenigen, welche sich des Fahrzeuges bedienen: Einheit des Betriebes, Einheit des Fahrplanes, Zentralisation des ganzen Verkehrssystems. Wir sind in diesem Kreislauf angelangt bei dem, was wir längst haben, — bei der Eisenbahn. Der entlaufene Junge ist in das Haus seiner Familie zurückgeführt.

Ein Wort bleibt noch übrig für den Lokalverkehr der Großstädte. Man hat neulich gemeint, das Automobil sei dazu bestimmt, den Straßenverkehr von Berlin ꝛc. zu entlasten, indem es an Stelle der Straßenbahnen tritt. Eine seltsame Idee! Die Konzentration der großen Verkehrsmassen, welche durch die elektrische Straßenbahn möglich wird, ist vielmehr das einzige Mittel, so viele Personen auf einmal auf verhältnismäßig engstem Raum zu befördern. Man löse diese Konzentration in eine Unzahl von kleinen Vehikeln (Omnibus u. dgl.) auf, und man wird sehen, wie viel größer die Unordnung, die Gefährlichkeit, ja, die Unmöglichkeit wird, so große Massen zu befördern. Der gegebene Straßenboden ist durch die konzentrierte Beförderungsweise aufs zweckmäßigste ausgenutzt; eine Verbesserung ist allein möglich durch Hinzugewinnung neuen Straßenbodens — also der Untergrundbahn (London, Berlin, Paris, New York ꝛc.) und der Hochbahn (New York, Berlin). Jener akademische Reitlehrer dozierte bekanntlich, das Pferd könne man betrachten in seiner Bewegung auf der Erde, über der Erde, unter der Erde; aber der dritte Fall komme nicht vor. In unserm Straßenbahnwesen kommen alle drei Fälle vor und müssen alle drei Fälle vorkommen. Für das Automobil aber bleibt auch hier nur ein bescheidener Platz — eben deshalb, weil es keine Straßenbahn ist, weil es nicht einheitlich organisiert ist, weil es eine Kraft- und Raumvergeudung ist, sofern große Massen zu befördern sind.

δ.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Februar.

Die mit Rußland, Rumänien, Belgien, Italien, der Schweiz, Serbien und zuletzt mit Österreich-Ungarn vereinbarten Handelsverträge sind dem deutschen Reichstage zur Genehmigung vorgelegt worden. Bei der Mannigfaltigkeit der Interessen, die durch diese Verträge berührt werden, kann es nicht überraschen, daß hier und da sich Widerspruch regt. Namentlich sind in den Kreisen der deutschen Industriellen darüber Beschwerden erhoben, daß in dem mit Österreich-Ungarn vereinbarten Vertrage die deutsche Ausfuhr nicht genügend berücksichtigt worden sei. Freilich mußte man von vornherein damit rechnen, daß die ackerbautreibenden Staaten durch die Festsetzung der deutschen Minimalzölle auf Getreide veranlaßt werden würden, ihrerseits die Erzeugnisse der deutschen Industrie im allgemeinen mit höheren Zöllen zu belegen. Trotzdem sind die sieben, gleichsam in einem Bündel dem Reichstage übermittelten Verträge so ausgefallen, daß ihre Annahme als gesichert gelten kann. Mag immerhin bei einzelnen dieser Verträge der Widerspruch, sei es von schutzzöllnerischer, sei es von freihändlerischer Seite, sich entschiedener regen, so ist der Reichstag doch nicht in der Lage, Veränderungen vorzunehmen. Vor die Alternative gestellt, die einzelnen Verträge zu genehmigen oder zu verwerfen, wird er den vom Bundesrat mit Einstimmigkeit angenommenen Handelsverträgen seine Zustimmung nicht versagen.

Da vor der Vereinbarung dieser Verträge vielfach die Auffassung sich geltend machte, durch die Fixierung der Minimalzölle auf Getreide würden die hauptsächlich in Betracht kommenden fremden Staaten sich veranlaßt sehen, es eher auf einen Zollkrieg ankommen zu lassen als solche die Ausfuhr ihrer Zerealien erschwerenden Bedingungen anzunehmen, mußte das von Rußland gegebene Beispiel für die übrigen ackerbautreibenden Länder vorbildlich sein. Herr von Witte darf das Verdienst beanspruchen, durch die persönlichen Verhandlungen, die er in Norderney mit dem Grafen von Bülow führte, und die dann in Berlin zum formellen Abschlusse gebracht wurden, auf russischer Seite den handelspolitischen Ausgleich zwischen den beiden Nachbarstaaten gefördert zu haben. Auf deutscher Seite gebührt dem Reichskanzler, dem Grafen von Posadowsky, dem Staatssekretär im Auswärtigen Amte, Freiherrn von Richthofen, und dem Unterstaatssekretär Dr. von Mühlberg volle Anerkennung für die Durchführung des schwierigen Vertragswerkes. Daß die Dauer der Verträge gleichmäßig bis zum 31. Dezember 1917 erstreckt ist, muß auch von der deutschen Industrie mit Genugtuung begrüßt werden, da sie auf diese Weise in den Stand gesetzt ist, innerhalb dieser langen Frist durch Fortschritte der bewährten deutschen Technik nach Möglichkeit die Einbußen auszugleichen, die sie durch die Erhöhung der fremden Zollsätze erleidet.

Bemerkenswert sind auch einige Zugeständnisse, die von russischer Seite in einem Zusatzvertrage zum Handelsvertrage gemacht worden sind. Ungemein lästig wurde es in Deutschland empfunden, daß für die Veräußerung der Liegenschaften der Ausländer in Rußland nur eine Frist von drei Jahren festgesetzt war. Immer von

neuem wurde Klage darüber erhoben, daß die Ausländer vom Grunderwerb in den westlichen Gouvernements Rußlands ausgeschlossen waren, und daß der Zwang bestand, durch Erbgang oder Heirat erworbene Güter wegen der kurzen Frist oft recht ungünstig zu veräußern. Durch die Verlängerung der dreijährigen Frist auf zehn Jahre ist nun für diese Beschwerden einigermaßen Abhilfe geschaffen worden. Die russische Regierung hat auch in einem besonderen Artikel ihre Bereitschaft erklärt, binnen drei Jahren nach dem Inkrafttreten des Handelsvertrages mit Deutschland die Verhandlungen über ein Sonderabkommen zum Schutze des Urheberrechts einzuleiten. Hervorgehoben zu werden verdient also, daß, abgesehen von den politischen und handelspolitischen Beziehungen, die zwischen Rußland und Deutschland bestehen, künftig auch die literarischen Verhältnisse beider Staaten zueinander auf eine feste Basis gestellt werden.

So mannigfaltig ist die nun durch den neuen Handelsvertrag bekräftigte wirtschaftliche Interessengemeinschaft der beiden Reiche, daß nichts dringender zu wünschen wäre, als daß die Ruhestörungen und die Ausstandsbewegung in Rußland bald durch geordnete Zustände abgelöst werden möchten. Tief beklagenswert waren die aus Anlaß der Straßenkundgebungen in St. Petersburg und andern Städten gemeldeten Opfer an Menschenleben. Wie sehr die Gesamtlage Rußlands nach Reformen drängt, erhellte bereits aus dem vor den jüngsten bedauernswerten Vorgängen veröffentlichten kaiserlichen Erlaß über den Entwurf zur Vervollkommnung der Staatsordnung. Die Arbeiterzustände in den verschiedensten Teilen des Landes zeigen deutlich, daß vor allem eine schleunige Regelung der Arbeitsverhältnisse nottut. Dem Kaiser Nikolaus II. ist denn auch eine amtliche Denkschrift überreicht worden, in der umfassende Vorschläge in dieser Beziehung gemacht werden. Als unumgänglich notwendig wird die Regelung der wechselseitigen Beziehungen zwischen den Arbeitgebern und den Arbeitern, und zwar auf legislativem Wege, gefordert, so daß die Behörden genötigt sein sollen, sich den Gesetzen gemäß zu verhalten. Die Arbeiter sollen das gesetzliche Recht erhalten, an den Maßnahmen zur Verbesserung ihrer Lage mitzuwirken. Zu diesem Behufe wird die Errichtung bestimmter Organisationen vorgeschlagen. Krankenkassen sollen begründet werden unter gemeinsamer Leitung durch Vertreter der Fabrikanten und gewählte Delegierte der Arbeiter. Die Beiträge würden zum Teil von den Fabrikanten, zum Teil von den Arbeitern geleistet werden. Nicht minder bedeutsam sind die aus Vertretern beider Kategorien zu schaffenden Bureaus für die Beratung und Lösung von Lohnangelegenheiten sowie andern auf die Verbesserung der Lage der Arbeiter bezüglichen Fragen. Bestimmungen über die Arbeitszeit werden diesen Bureaus ebenfalls zur Prüfung unterliegen. Durch rasche Durchführung dieser und ähnlicher sozialpolitischer Reformen könnte vielen Beschwerden der Arbeiter die Spitze genommen werden.

Daß das vom Zaren selbst angekündigte Reformwerk sich auch auf die inneren politischen Verhältnisse erstrecken soll, ist bereits in dem kaiserlichen Erlasse anerkannt worden. Die Schwierigkeit wird nur darin liegen, daß die Bureaukratie verhindert werden muß, die guten Absichten des Zaren zu vereiteln. Das Ministerkomitee, das mit der Aufgabe betraut ist, die geeigneten Mittel für eine schnelle und vollständige Verwirklichung dieser Reformen in Erwägung zu ziehen, würde sich unzweifelhaft um Rußlands Zukunft wohlverdient machen, wenn es, frei von jeder Engherzigkeit, den Übergriffen der Bureaukratie für die Zukunft eine Schranke setzte.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Regelung der Rechtsverhältnisse der Presse. Die geltenden Bestimmungen über das Zensurwesen haben sich in keiner Weise bewährt, und hier nützlichen Wandel zu schaffen, wird die Spezialkonferenz für die Umarbeitung der Zensur- und Preßgesetze sich angelegen sein lassen. Da das Mitglied des Reichsrats Koleko, der zugleich der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften angehört, zum Vorsitzenden dieser Spezialkonferenz ernannt worden ist, hegt man in dieser Hinsicht die besten Hoffnungen. Daß es gelingen könnte, die Präventivzensur für Zeitungen völlig zu beseitigen, muß bis auf weiteres als unwahrscheinlich angesehen

werden. Und doch läge es gerade im Interesse des Staatswesens, daß die unleugbaren mannigfachen Mißstände freimütig zur Sprache gebracht werden könnten.

Die jüngsten Vorgänge in Rußland sind nicht ohne Nachwirkung in dem verbündeten und benachbarten Frankreich geblieben. Nur darf man dem Korybantenlärm der sozialistischen Presse eine übertriebene Bedeutung nicht beimessen. Mögen Jaurès, Anatole France in der Deputiertenkammer oder in Volksversammlungen immerhin die Allianz mit Rußland befehden, darüber kann doch kein Zweifel obwalten, daß die französische Regierung ihre auswärtige Politik nach wie vor in derselben Richtung orientieren wird. Alle französischen Organe, mit denen der Minister des Auswärtigen Beziehungen unterhält, lassen sich in diesem Sinne vernehmen. Ungemein bezeichnend ist ein sicherlich auf hochoffiziösen Ursprung zurückführender Aufsatz: „La France et l'alliance russe", der in diplomatischen wie politischen Kreisen lebhaft erörtert worden ist. Anknüpfend an den von sozialistischer Seite gemachten Vorschlag, den Zweibund durch einen neuen Dreibund zwischen Frankreich, Großbritannien und Italien zu ersetzen, wird die Ausführung eines solchen Vorschlages als ein Sophismus bezeichnet, dessen Ausführung weder wünschenswert noch wahrscheinlich, noch möglich sei. Wohl wird anerkannt, daß die Annäherung an England und die an Italien sehr glückliche Ereignisse für die französische Republik gewesen sind, aber wie bedeutend die Resultate dieser Annäherung auch sein mögen, so wird in der allem Anschein nach von Herrn Delcassé selbst ausgehenden oder doch beeinflußten Kundgebung zugunsten des französisch-russischen Bündnisses doch betont, daß zwischen den in Betracht kommenden Mächten zwar Vertrauen und Freundschaft hergestellt, nicht aber Bündnisse geschlossen worden seien. Darin soll nun der wichtige prinzipielle Unterschied im Hinblick auf Frankreichs Beziehungen zu Rußland liegen. Italien habe zwar die Annäherung an Frankreich vollzogen, sei trotzdem aber im Dreibunde geblieben, ja, habe den bezüglichen Vertrag inzwischen erneuert. England anderseits habe die Versöhnung mit Frankreich dort verwirklicht, wo die englischen Kaufleute, gerade wie umgekehrt die französischen in Großbritannien, sich günstige Aussichten für ihren Handel versprächen. Allgemeine Verpflichtungen für die Zukunft oder ein aktives Zusammenwirken seien indessen nicht in Betracht gekommen. Von einem Bündnisse könne mithin weder in dem einen noch in dem andern Falle die Rede sein.

Bemerkenswert sind die Erwägungen, aus denen in Frankreich selbst ein Bündnis mit Italien oder mit England auch für die Zukunft als ausgeschlossen gilt. Was Italien anlangt, so wird auf die Tradition des Hauses Savoyen hingewiesen, das, zwischen Zentraleuropa und dem Westen dieses Erdteils, gleichsam eine Schaukelpolitik zur Richtschnur nehmend, eine relative Unabhängigkeit bewahren solle, die man in der Physik als Gleichgewicht, in der Politik als freie Hand bezeichne. In bezug auf England wird die Frage aufgeworfen, welchen Anhalt man dafür besitze, daß diese Macht daran gedacht habe, auf ihre Isolierung zu verzichten und eine Allianz mit der französischen Republik oder mit andern zu schließen. Lord Cranborne hat es vor einigen Monaten schon offen ausgesprochen, daß kein englischer Minister seinem Lande eine andre europäische Allianz gewünscht habe als die mit Portugal. In der Erinnerung an die Geschichte der Vergangenheit hegt denn auch der Verfasser genannten Aufsatzes wenig Vertrauen auf die Wirksamkeit eines Bündnisses mit Großbritannien. So bleibt denn nur die Allianz mit Rußland, wenn anders die französische Republik nicht wieder der Isolierung preisgegeben werden soll, die früher sich als verhängnisvoll erwies.

Auch historische Gründe alten Datums werden neben den realistischen der Gegenwart zugunsten der Aufrechterhaltung des Zweibundes angeführt: „Diejenigen, für die die Geschichte nach Jahrhunderten noch ihren Sinn und ihren Wert behält, vergessen nicht, daß Frankreich als Kontinentalmacht sich stets im Widerstreit oder in Rivalität mit seinen östlichen Nachbarn, früher Österreich, in unsern Tagen Deutschland, befand, und daß es, um diesen Rivalen oder diesen Feind

in Respekt zu halten, stets im Osten Europas Bundesgenossen suchte, Türken, Schweden, Polen vorzeiten, Russen heute. Im Jahre 1717 bereits sprach Peter der Große die Wahrheit aus, als er, Philipp von Orléans sein Bündnis anbietend, ihm sagte: ‚Ich werde Ihnen Polen, die Türkei und Schweden ersetzen.' Bismarck erkannte im Jahre 1856 ebenfalls diese Wahrheit, als er erklärte, daß das französisch-russische Bündnis sich aus der Natur der Verhältnisse ergebe. Und deshalb vollzogen das russische Kaiserreich und die französische Republik an dem Tage, an dem sie über die tiefen Verschiedenheiten ihrer inneren Régimes hinweggingen und ihre Politik in einer Vernunftehe vereinigten, die durch das Volksempfinden geweiht wurde, ein fruchtbringendes Werk, indem sie in den Allianzvertrag die dauernde Gemeinschaft ihrer ständigen Interessen eintrugen."

Diese offiziöse Verlautbarung erhält noch eine besondere Tragweite dadurch, daß gegenüber den sozialistischen Behauptungen, wonach ein schriftlicher Allianzvertrag zwischen Rußland und Frankreich überhaupt nicht bestehen soll, festgestellt wird, es sei in diesen Vertrag „la communauté durable de leurs intérêts permanents" eingetragen worden. „Enregistrer" lautet der bezeichnende Ausdruck, und zugleich wird betont, daß hier die tiefe Grundlage des Zweibundes gefunden werden müsse. Auch die bereits erzielten Ergebnisse des französisch-russischen Bündnisses werden hervorgehoben. An die Adresse Rußlands wird die Versicherung gerichtet, daß ohne Frankreichs finanzielle und moralische Mitwirkung Rußland nicht die Widerstandskraft besessen hätte, die es seit einem Jahre an den Tag legt. Dafür wird von französischer Seite zugestanden: „Hätten wir ohne die russische Diplomatie den Ring der Isolierung gebrochen, in dem uns Bismarck eingeschlossen hielt, und hätten wir jene Freundschaften gewonnen, auf die wir mit Recht stolz sind?" Aus allen diesen Gründen werden die Franzosen davor gewarnt, eine andre Orientierung der auswärtigen Politik zu suchen. Auf diesen festen Entschluß der französischen Regierung, am russischen Bündnis festzuhalten, kann darum nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. Auch die deutsche Politik muß unter allen Umständen mit der Tatsache rechnen, daß Rußland, welches auch immer der Ausgang des blutigen Krieges im äußersten Orient sein möge, seine Weltmachtstellung behaupten wird.

In Frankreich hat das Ministerium Combes seine Entlassung genommen und ist durch ein Kabinett Rouvier ersetzt worden. Da die „Kulturkampf"-Regierung nicht durch eine parlamentarische Abstimmung gestürzt wurde, das letzte Votum der Deputiertenkammer vielmehr zugunsten des Ministeriums Combes ausgefallen war, betonten die radikalen Organe unmittelbar nach dem Ausbruche der Krisis, daß der Präsident der Republik nur ein Mitglied des früheren „bloc" mit der Neubildung des Kabinetts betrauen könne, und daß dieses sich aus Elementen der alten Majorität zusammensetzen müsse. Tatsächlich wurden auch die dissidenten Republikaner und die sogenannten „progressistes" vom Schlage Mélines ausgeschaltet. Und trotzdem ist das Kabinett Rouvier von seinem Vorgänger wesentlich unterschieden. Bereits zu der Zeit, in der Herr Rouvier der Regierung als Finanzminister angehörte, galt er im Feldlager der äußersten Linken als ein Gegner des „Kulturkampfes". Ihm und dem Minister des Auswärtigen, Delcassé, der auf seinem Posten verblieben ist, wurde vielmehr die Absicht zugeschrieben, die unterbrochenen Beziehungen der Republik zum Vatikan wiederherzustellen. Nun sind es aber drei Punkte, die, wie sie in den republikanischen Wahlprogrammen figurierten, von der parlamentarischen Mehrheit des Herrn Combes aufrechterhalten wurden. Die Trennung der Kirche vom Staat befand sich an erster Stelle, während die Einführung der Einkommensteuer und die Durchführung der Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter folgten. Da die Sozialisten bisher ablehnten, die Arbeiter selbst durch Beiträge für diese Pensionskassen zur Mitwirkung heranzuziehen, mußte die längst geplante sozialistische Reform scheitern. Anderseits hat auch das Projekt der Einkommensteuer wenig Aussicht; weit in die Reihen der Republikaner hinein erstreckt sich das Vorurteil, daß eine solche Steuer bei der Veranlagung zu unerträglichen Belästigungen führen müsse.

Um so lebhafter wird daher der Kampf um die hauptsächliche Reform, die Trennung der Kirche vom Staat, entbrennen. Die Kündigung des Konkordats soll diese Reform besiegeln. Es wird sich daher sehr bald zeigen, ob der neue Conseilpräsident und der Minister des Auswärtigen in der Tat vor solchen Entschließungen zurückschrecken, die den Bruch mit dem Vatikan endgültig und unwiderruflich gestalten würden. Nicht weniger als zehn Diözesen entbehren der Leitung eines Bischofs, weshalb, wenn das Konkordat fortbestehen soll, eine Lösung herbeigeführt werden müßte. Es fehlt jedoch nicht an Anzeichen, aus denen geschlossen werden darf, daß Herr Rouvier jede Entscheidung verzögern will. Auch kann er sich darauf berufen, daß vor allem das Budget für 1905 erledigt werden muß, nachdem bereits einige Zwölftel des Staatshaushalts provisorisch bewilligt worden sind. Der Minister des Auswärtigen geht wohl noch weiter als der Conseilpräsident. Wäre die Auffassung des Herrn Delcassé maßgebend, so würden die diplomatischen Beziehungen zwischen der französischen Republik und dem päpstlichen Stuhle sehr bald wiederhergestellt sein. Vor einiger Zeit wurde bereits der frühere Geschäftsträger beim Vatikan, Herr von Courcel, unter dem Vorwande nach Rom gesendet, daß er die unter dem Schutze der französischen Regierung stehenden wohltätigen Institutionen beaufsichtigen solle. Doch könnte Herr von Courcel im psychologischen Augenblicke wohl berufen sein, die abgerissenen diplomatischen Fäden wieder anzuknüpfen. Hinzugefügt wird von wohlunterrichteter Seite, daß der junge Diplomat im Vatikan zugleich persona grata ist. Der französische Minister des Auswärtigen betont nun auch bei jeder Gelegenheit, daß wichtige Interessen der Republik, namentlich das Protektorat im Orient, durch die Unterbrechung der diplomatischen Beziehungen zwischen Frankreich und dem Vatikan beeinträchtigt werden. Im Hinblick auf die im nächsten Jahre bevorstehenden allgemeinen Neuwahlen für die Deputiertenkammer wird jedoch von seiten der Gegner des „Kulturkampfes" mit großer Vorsicht alles vermieden, was die eigenen Wahlaussichten gefährden könnte.

In Ungarn ist durch den für die Liberalen ungünstigen Ausfall der Wahlen eine Kabinettskrise hervorgerufen worden, deren Lösung große Schwierigkeiten bietet. Als der markanteste Zug dieser Krise darf der Empfang des Führers der Unabhängigkeitspartei, Franz Kossuth, durch den Kaiser Franz Josef gelten. Daß das Programm dieser seiner Partei in absehbarer Zeit ausgeführt werden könnte, glaubt Franz Kossuth selbst nicht. Der Dualismus, den die Unabhängigkeitspartei durch eine Personalunion ersetzt sehen möchte, wird nach wie vor für die beiden Reichshälften maßgebend bleiben.

Zu einer bemerkenswerten Kundgebung im Sinne einer englisch-deutschen Annäherung auf handelspolitischem Gebiete gestaltete sich die Ansprache, die Sir Thomas Barclay bei dem Festessen des Deutschen Handelstages in Berlin hielt. Der Präsident der englischen Handelskammer in Paris gilt als ein Vertrauensmann des Königs Eduard VII., wie er denn auch um das Zustandekommen der von England abgeschlossenen Schiedsgerichtsverträge sich große Verdienste erworben hat. Die Ausführungen Sir Thomas Barclays gipfelten in dem Schlusse, daß es im gemeinsamen Interesse Englands wie Deutschlands liege, eine enge Verbindung der westlichen Völker für die Erhaltung guter, friedlicher Beziehungen herbeizuführen.

Literarische Rundschau.

Das Leben Luthers.

Luthers Leben. Von Adolf Hausrath. Zwei Bände. Berlin, G. Grote. 1904.

„Zu den lebendigen Kräften, die den Protestantismus von heute zusammenhalten, gehört in erster Reihe die gemeinsame Verehrung für Luthers heldenhafte Persönlichkeit. In ihm sieht der Liberale den großen Freiheitsmann, der das Joch des Papsttums zerbrochen hat, und der Altgläubige sieht in ihm den Erneuerer des biblischen Glaubenslebens, das unter mittelalterlicher Menschenlehre begraben lag; der Gebildete beugt sich vor dem Schöpfer der protestantischen Kultur, das Volk erbaut sich an Luthers Bibel und Luthers Liedern. So hat das Bekenntnis zu Luther in unsern Tagen mehr verbindende Kraft als jene offiziellen Bekenntnisse, die mehr oder weniger der Vergangenheit angehören. Wo wären heute die Christen, die durch das Lesen der Bekenntnisschriften bekehrt wurden? Aber Luthers heldenhafte Persönlichkeit hat Millionen zu guten Protestanten gemacht. Die Angriffe der Gegner richten sich auch darum nicht auf das protestantische Bekenntnis, sondern immer aufs neue gegen Luthers Persönlichkeit. Für uns erwächst daraus die Pflicht, die schöne, sympathische Gestalt des Reformators in Schutz zu nehmen gegen die Verleumdungen, deren Hartnäckigkeit am besten beweist, wie auch der Feind erkannt hat, daß hier der Schlüssel der Stellung ist, die er zu nehmen beabsichtigt."

Mit diesen schönen und treffenden Worten leitet der berühmte Heidelberger Theologe, der den Lesern dieser Zeitschrift längst ein lieber und werter Bekannter geworden ist, die zweibändige Luther-Biographie ein, die er dem deutschen Volke auf den Weihnachtstisch gelegt hat. Wir haben ja gewiß eine Anzahl gediegener Werke über Luthers Leben; um nur die neuesten, und unter ihnen die besten, zu nennen, wir haben Julius Köstlins „Martin Luther" (Elberfeld, Friderichs) und Theodor Koldes ganz gleich betiteltes Buch (Gotha, Perthes). Aber die Größe und Vielseitigkeit des Reformators sind so überwiegend, daß er in den verschiedensten Beleuchtungen immer neue Reflexe wirft, und dann: Köstlin und Kolde gehören im ganzen doch der evangelischen Rechten an, so daß eine Lösung der Aufgabe von der linken Seite neben ihnen so Raum wie Recht hat. Dazu kommt, daß in Adolf Hausrath nicht bloß ein Theologe, sondern auch ein feinfühlender und wirkungsvoller Dichter steckt, der seinen Stoff eben mit Gestalten schaffendem, künstlerischem Blick anschaut; an Lebendigkeit der Zeichnung, an Wärme und Fülle des Ausdrucks überragt Hausrath den bei aller Gediegenheit und umfassender Sachkenntnis etwas trockenen Köstlin und stellt sich auch eigenartig neben Koldes schlichte Kraft. Wie wunderbar versteht er es in der schon erwähnten Vorrede, Luthers tausend Strahlen werfendes Bild zu erfassen und es sozusagen als Ersatz für eine (leider dem Buche fehlende) Abbildung des großen Mannes in den Torweg seines Buches zu stellen! „Auch Luthers

Person gibt uns hundert Rätsel auf. Unter allen großen Männern ist er der paradoxeste. Schon diese Verbindung von Tiefsinn und Mutterwitz, die für ihn so charakteristisch war, ist einzigartig. Sein übermütiger Humor scheint nicht selten gelaunt, mit der ganzen Welt Fangball zu spielen; aber dieser ausgelassene Humorist empfindet dann wieder eine Last drückender Schwermut, daß er nicht aus noch ein weiß, Qualen, die er nur denen der verdammten Seelen vergleichen kann. Er ist ein geistesgewaltiger, streitbarer Held, sobald er in die Öffentlichkeit hinaustritt, und doch wieder ein treuherziges, naives Kind in allen Dingen des täglichen Lebens. Die arme, gedrückte Jugend und die mönchische Gewöhnung haben ihn zum demütigsten Klosterbruder erzogen; aber in einer Falte seines Herzens sitzt ein dämonischer Trotz, der, gereizt, den unterwürfigen Mönch zu Ausbrüchen hinreißt, die er selbst als Eingebungen einer fremden Macht empfindet, die stärker ist als seine festesten Vorsätze. Er war der größte Revolutionär des Jahrhunderts und doch ein konservativer Theologe, konservativ bis zur Hartnäckigkeit . . . Er vermochte die Massen zu beherrschen, sein Volk vorwärtszutreiben und es wieder zu bändigen; aber dem einzelnen gegenüber nennt er sich selbst ein Schaf, weil nichts leichter war als seine Arglosigkeit zu täuschen und sein gutes Herz zu betrügen . . . Er schlug allen Autoritäten ins Angesicht; aber die Autorität, vor der er sich beugte, durfte ihm gebieten, Holzäpfel zu essen, und er aß sie. Er bestand zuweilen auf dem Buchstaben, als ob an ihm das ganze Heil der Kirche hänge, und konnte dann wieder ganze biblische Bücher verwerfen und ihnen den apostolischen Geist absprechen. Die Vernunft ist ihm Frau Hulda aus dem Venusberg, eine feile Dirne, der Verstand ein Schuft, der dem lieben Ich beweist, was es bewiesen haben möchte; und mit derselben Vernunft und demselben Verstande hat er alle Fehden des langen Glaubensstreites durchgefochten und den Gescheiten und Hochgebildeten den Boden unter den Füßen weggezogen. Er beugt sich ganz ehrlich vor der hohen Einsicht seines Fürsten und dessen Räten; das Ende aber lehrte, daß er die Lage immer richtiger durchschaut hatte als jene. Er ist kein Gelehrter und zerreißt doch mit seiner mächtigen Faust alle Nebel, die die Vergangenheit bedecken, und leistet der geschichtlichen Erkenntnis in zehn Jahren größere Dienste als alle gelehrten Historiker vor ihm in Jahrhunderten. Wo alles um ihn Verse schmiedete und dichtete, ist er stumm, und als seine Kirche sie braucht, singt er Lieder, von denen eine neue Schule des Kirchengesanges ausging. So war er, wie sein Freund Myconius ihn nennt, der Wundermann Gottes, der alles vermochte. Einen großen Mann nennen wir den, der in einer Schicksalsstunde, an der die ganze Zukunft hängt, nicht versagt, der bei dem Dammbruch der öffentlichen Ordnung die Fluten zurückzustauen versteht, der die Ereignisse sich dienstbar macht und niemals ihr Knecht wird, der, im Besitze der Macht, nicht an seinen eigenen Vorteil denkt, sondern an sein Volk; und nun zeige man uns einen, auf den das alles mehr zuträfe als auf Martin Luther!"

Wir haben dem Verfasser das Wort länger gelassen, weil jeder Satz, den wir unterdrückt hätten, uns ein Unrecht schien an Luther, an Hausrath, am Leser. Wir haben damit es schon ausgesprochen, daß wir jedes Wort dieser meisterhaften antithetischen Charakteristik für richtig halten und, wie wir ihre Wahrheit anerkennen, so ihre Schönheit bewundern. Das Urteil gilt für das ganze Buch; es ist eine köstliche Gabe geschichtlicher Wissenschaft, evangelischer Überzeugungswärme und schriftstellerischer Kunst, welche unsern größten Mann, neben den nur Friedrich der Große, Goethe und Bismarck zu treten würdig sind (aber doch tertio propiores quam primo!), dem deutschen Volke aufs neue lieb, wert und verständlich machen und damit sein eigenstes Wesen vertiefen wird. Ungern verzichten wir darauf, eine größere Zahl von interessanten Einzelheiten dem Leser nahezubringen; nur einiges möge Platz finden. Vor allem ist die Gerechtigkeit hervorzuheben, mit der Hausrath auch die Gegner behandelt, und die Eleganz und Anschaulichkeit seiner Charakteristik, von der wir schon Proben gaben, zu rühmen. So heißt es S. 157 von Tetzel: „Man darf sich den Leipziger Prior nicht bloß als geistlichen Marktschreier und gewöhn-

lichen Bettelmönch vorstellen. Wie es auch mit seiner persönlichen Würdigkeit stehen mochte, die würdevollen Formen eines höheren Prälaten hatte er sich mit Erfolg angeeignet; man rühmte an ihm, daß er Ernst und Freundlichkeit zu vereinigen wisse ... Im ganzen hat man doch den Eindruck, daß er bei dem gemeinen Mann eine gewisse Popularität genoß. Ein dicker Mann, ein guter Mann, der sich an den Grundsatz hielt: wollt ihr das Volk betrügen, so macht es nur nicht fein." Bezüglich des Ablaßhandels ist zu bedauern, daß das Buch von Professor Dr. Aloys Schulte in Bonn: „Die Fugger in Rom" (Leipzig 1904) erst erschien, nachdem der betreffende Abschnitt bei Hausrath schon gedruckt war; wir wissen jetzt, daß der Erzbischof Albrecht, um neben Mainz auch Magdeburg und Halberstadt behalten zu dürfen, sich bei der Kurie sehr bemüht hat, daß man in Rom dieses unerhörte Begehren nach der „Kumulation" von drei Bistümern ausgenutzt hat, um für Halberstadt 10000 Dukaten von Albrecht zu fordern, und daß man ihm zur Einbringung seiner Kosten „einen Plenarablaß wie den livländischen" versprochen hat: daß also der ganze skandalöse Handel, der sich als die qualifizierteste Simonie darstellt, als unverhüllter Verkauf kirchlicher Ämter, nicht auf Albrecht, sondern auf die habgierigen Finanzmänner der Kurie und Leo X. selbst, dann wohl auch auf die Fugger zurückgeht; diese verdienten bei allen solchen Geschäften als päpstliche Bankiers immer etwas Rundes. — Luthers Verhalten in Worms wird S. 440 sehr fein so charakterisiert (unter Hinweis auf die Unsicherheit über den genaueren Wortlaut): „Ohnehin ist Luthers Ruhm nicht, daß er sprach: ‚Hier stehe ich,' sondern daß er stand. Darüber aber waren Freund und Feind einig. Er hatte getroster geredet, als den Päpstlichen lieb war, bezeugt Spalatin. Die anwesenden Spanier konnten ihre Wut in der Tat kaum zähmen; sie verfolgten den Abgehenden mit Zischen und Höhnen." Über Luthers Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Bauern" sagt Hausrath (Bd. II, S. 56 und 59): „Er erhob das Landgeschrei, wie die alten Rechte bei Einbruch eines Wolfs oder Landesfeinds verlangen. Man hat es ihm gewaltig verdacht, daß er, der Theologe und Prediger, hier zum Hauen und Stechen aufforderte; aber sollte er zum Singen und Beten auffordern, da die Bauern morgen vor Weimar und in einer Woche vor Wittenberg stehen konnten? Man war eben auf beiden Seiten in der leidenschaftlichsten Erbitterung; selbst einer so milden Persönlichkeit wie Melanchthon tat die furchtbare Bestrafung von Thomas Münzer noch immer nicht genug." Luthers Verhalten gegenüber der Doppelehe des Landgrafen Philipp wird (Bd. II, S. 391 bis 404) ausführlich und gut entwickelt; „Politik, Biblizismus, Unklarheit, Übereilung, Furcht vor dem heranziehenden neuen Reichstag, das alles spielt bei dem Sündenfall Luthers eine Rolle." Ich weiß doch nicht, ob der Ausdruck „Sündenfall" nicht zu stark ist: so viel steht fest, daß Luther die Einzelehe nicht als unbedingte göttliche Ordnung ansah, da doch Abraham und David in mehrfacher Ehe gelebt hatten; was er fürchtete, war eher menschliche Entrüstung als Gottes Zorn.

G. Egelhaaf.

Die Welt als Tat.

Die Welt als Tat. Umrisse einer Weltansicht auf naturwissenschaftlicher Grundlage. Von Dr. J. Reinke, Professor der Botanik an der Universität Kiel. Dritte Auflage. Mit sechs Abbildungen im Text. Berlin. Gebrüder Paetel. 1903.

Reinkes „Welt als Tat" liegt mir in dritter Auflage vor; es sollte mich, da ich mit diesen Zeilen längere Zeit, als erwünscht und recht war, gezögert habe, nicht wundern, wenn inzwischen eine vierte Auflage schon erschienen oder in Vorbereitung

wäre. Denn das Buch ist für viele ein nützliches und ein angenehmes Buch; vor allem aber: es ist ein aufklärendes Buch. Denn aufklärend wirkt jede Untersuchung, die ein festgewordenes, als selbstverständlich geltendes Dogma auf seine Gründe und seine Berechtigung prüft. Das Dogma ist in diesem Falle das von dem alles umfassenden, alles gestaltenden, alles beherrschenden Mechanismus äußerer Ursachen; daß der bloß äußere Zusammenhang von mechanischer Art nicht ausreicht, die Erscheinungen im Gebiete des Lebendigen zu erklären, das ist dem gegenüber das aufklärende Ergebnis, bei dem Reinke als Forscher auf dem Gebiete der Biologie anlangt. Nun ist das Lebendige doch wohl nicht etwas, was in der Welt, wie sie vor uns liegt, unter anderm auch vorkommt; vielmehr es ist der eigentliche und wesentliche Inhalt der Welt. Wir selber, die denkenden und forschenden Menschen, sind lebendig und fühlen uns mit allem Lebendigen, das uns entgegenkommt, eng verwandt. Jedenfalls sind wir uns selber die erste und nächste unter allen Erscheinungen; daß wir empfinden, vorstellen, denken, wollen, ist die erste aller Tatsachen. Damit ist der Antrieb gegeben zu dem, was in Reinkes Anschauungsweise das Unterscheidende und am meisten Eigentümliche ist, und was er zum Ausdruck bringt, indem er die Welt als Tat bezeichnet. Kann man die ganze Fülle der Erscheinung des Lebendigen von der äußerlichen Gestaltung der Leiber an bis zu den höchsten seelischen und geistigen Lebensäußerungen auf die Wirksamkeit rein äußerlicher Kräfte und Ursachen zurückführen? Das ist die Frage, die eine weitverbreitete, zur Herrschaft gelangte Ansicht mit voller Entschiedenheit bejaht, und die Reinke mit ebenso großer Entschiedenheit verneint, weil eine solche Annahme alles Verständnis der erfahrungsmäßigen Tatsachen unmöglich mache. Dieses Bedürfnis, die Tatsachen verständlich zu machen, ist es, was unserm Forscher den Zwang auferlegt, neben der in der Materie wirksamen Energie noch ein Zweites anzunehmen, was als Element in alle Gestaltung und alle Lebensprozesse eingeht, die Intelligenz, die nicht blind, sondern zweckätig wirkt, und die zunächst über allen verschiedenen einzelnen Intelligenzen als einheitliche Weltvernunft gebietet (S. 458 ff.). Diese Weltvernunft erkennen wir aus ihrem Wirken. Darum sind wir gerade nach den Gesetzen der Kausalität des Daseins Gottes so sicher wie des Daseins der Natur (S. 465 ff.). Daraus ergibt sich dann, daß die belebte Natur eine Äußerung Gottes ist, durch die er in seiner Sprache zu uns redet, und daß Gott als immanent in der Natur wirkend zu denken ist, die einzige Ansicht, die für den Naturforscher möglich sei (S. 470 ff.). Denn daß wir die Natur bis zu einem gewissen Grade erkennen können, beruht eben darauf, daß Gott das Organ unsres Erkennens vernünftig eingerichtet hat. Und so weiß Reinke auch die mosaische Schöpfungslegende nach ihrem Ideengehalte zu würdigen. Sie bedeutet den wichtigsten Fortschritt menschlicher Erkenntnis, während der Atheismus der Rückfall ist in die ursprüngliche Barbarei (S. 479 ff.). Bewältigung und Handhabung der Energien durch Intelligenz aber heißt Tat. So darf denn Reinke sein Buch mit dem Satze als dem letzten Ergebnis schließen: Im Anfang war die Tat, und dadurch dem Titel „Die Welt als Tat" die rechte Begründung verleihen.

Den Lesern der „Deutschen Rundschau" brauchen die Vorzüge der Art, wie sich Reinke sein Problem stellt, und wie er es löst, nicht erst vorgeführt zu werden; es genügt an den in diesen Blättern (Jahrgang XXIX, Heft 6, S. 358—375) erschienenen Aufsatz: „Das energetische Weltbild" zu erinnern. Die gleichen Vorzüge in Gedankengang und Darstellung wird der Leser auch in dem schönen Werke von Reinke: „Einleitung in die theoretische Biologie" (Berlin, Gebrüder Paetel. 1901) wiederfinden. Hier gibt Reinke eine Theorie des Lebens auf Grund der Ergebnisse der biologischen Forschung; er gibt sie zunächst als eine Einleitung und Anregung für künftige Weiterbildung. Die Grundanschauung aber ist dieselbe wie in der „Welt als Tat", und die Motive der Reinke eigentümlichen Gedankenbildung haben sich nicht geändert. Was in jener „Einleitung" hinzukommt, ist die Fülle der biologischen Tatsachen im einzelnen und die umständlichere Erörterung

ihrer Bedeutung für die Gesamtauffassung der Lebenserscheinungen und damit des Zusammenhanges der Dinge überhaupt. So sind beide Werke wohl geeignet, sich gegenseitig zu bekräftigen und zu stützen.

Wie in jeder Maschine ein unsichtbarer Werkmeister steckt, ein Dämon, den menschliche Intelligenz hineingebracht hat, so kann nach Reinkes Ansicht die Fülle von Vorrichtungen, die schon die einfache Zelle mit staunenswerter Präzision immer von neuem wiederholt, kann diese ganze Reihe harmonischer, rhythmischer Bewegungen nur mittelst einer Maschinenstruktur vollzogen werden, die in sie hineingelegt ist. Aber die Organismen sind Maschinen von unendlich höherer Ordnung mit unendlich verwickelteren Wachstums- und Entwicklungseinrichtungen (S. 274). So wird denn auch die Entstehung der Organismen erklärbar nicht durch spontane Urzeugung, sondern durch die Wirksamkeit der die Welt durchdringenden Vernunft und der intelligenten Kräfte, die, aus ihr stammend, den mechanischen und chemischen Kräften ihre Richtung anweisen (S. 324).

Für diese die Richtungen der Energien bestimmenden Formursachen hat Reinke den bezeichnenden Namen der Dominanten gewählt. Sie sind selber keine Energien und können durch Energien nicht ersetzt werden; aber sie beherrschen die Energien innerhalb der Wirksamkeit der unabänderlichen Naturgesetze. Sie sind einander über- und untergeordnet; sie verrichten als Arbeitsdominanten vorzugsweise chemische Leistungen; als Gestaltungsdominanten bauen sie die Körper der Pflanzen und Tiere; immer ist ihre Wirksamkeit den Leistungen einer vielseitigen, sicheren und außerordentlich hohen Intelligenz vergleichbar (S. 287). So wird die unklare Vorstellung von einer „Lebenskraft", in der manche vorzeiten eine Aushilfe suchten, ersetzt durch den klareren Begriff der Formursache, der, die Begriffe von Form und Zweck verschmelzend, einfach den beobachteten Tatsachen gedanklichen Ausdruck leiht und genau ebenso verständlich und anschaulich ist wie etwa die Schwerkraft oder sonst irgendeine der Energien, die unsre Physik oder Chemie als Grund der Erscheinungen gelten läßt. Daraus zieht Reinke dann auch die Konsequenzen für die große Frage, die seit Jahrzehnten die Gemüter unter allen biologischen Problemen am meisten beschäftigt, für die Würdigung der Deszendenzlehre. Für Reinkes Anschauung ist von der größten Bedeutung die Tatsache, daß in der Mannigfaltigkeit der Formen des Lebendigen, sei es der jetzt lebenden, sei es der uns fossil erhaltenen Pflanzen und Tiere, fest umgrenzte Typen herrschen, so daß wohl Gattungen und Arten ausgestorben und durch andre ersetzt worden sind, die Grundtypen aber sich von den ältesten Formationen an bis in die Gegenwart erhalten haben. Wenn nun die vorliegenden Tatsachen eine Stammesentwicklung der Organismen wahrscheinlich machen, ja geradezu fordern, so reicht das Gesetz der Analogie ohne ausdrückliche Blutsverwandtschaft und Gemeinsamkeit der Abstammung zur Erklärung kaum aus. Reinke ist deshalb sehr geneigt, die Abstammungslehre gelten zu lassen, freilich nicht als eine Lehre vom ungeregelten Spiel äußerer Kräfte und Bedingungen. Er zieht es vor, die Entwicklung der verschiedenen Stämme des Organischen auseinander auf innere Triebkräfte, auf Entwicklungsdominanten zurückzuführen, die die Mannigfaltigkeit der äußeren Ursachen und Bedingungen zu bestimmtem Ziele leiten. Schöpfung und Entwicklung bilden sonach keinen Gegensatz; der Versuch, die Entwicklung des Lebendigen durch rein mechanische Ursachen begreiflich zu machen, führt nicht zum Ziele. Aus geistiger Arbeit sind die Organismen hervorgegangen; ob man sich solche Entstehung wie durch Zauberschlag, ob man sie sich durch langsame Entwicklung und Umbildung geschehen denkt, ist daneben unwesentlich. Für letzteres sprechen jedenfalls die Tatsachen der Paläontologie. Die schaffende Weltvernunft hat eben im Rahmen der Naturgesetze gewirkt, wie der Mechaniker die Maschine arbeiten läßt, nachdem er sie hergestellt hat (S. 449). Auch darin bewährt sich die Welt als Tat, als das durchdachte Werk schöpferischer Vernunft. —

Reinke selber hat mit diesen Ausführungen eine gute und bedeutsame Tat vollbracht. Sein Werk wird weiterwirken auch in der Weise, daß es der Naturforschung selber neue Anregungen gibt. Die Leute haben sich im allgemeinen zu sehr ge-

wöhnt, die Welt bloß von hinten anzusehen. Sie denken, sie hätten der Aufgabe genügt, wenn sie nur das regelmäßige Spiel der Ursachen aufzeigen, welche die Wirkungen hervorbringen. Sie sollten aber darüber nicht versäumen, sich die Welt auch einmal von vorne anzusehen und ihren Wunderbau auf sich wirken zu lassen. Dann sind eben jene Wirkungen das Erste, die Ursachen das Zweite, und die Wirkungen sind nicht bloß durch die Ursachen, sondern es sind auch die Ursachen durch die Wirkungen gesetzt. So gefaßt sind aber die Wirkungen Zwecke und die Ursachen Mittel für diese Zwecke. Sich auf die eine Betrachtungsweise zu beschränken, ist offenbar eine Einseitigkeit. Wer die Kausalität denkt, muß sich bewußt werden, daß er damit zugleich und unabtrennbar das Verhältnis von Zweck und Mitteln denkt. Das Verhältnis von Ursache und Wirkung ist selber ein gesetzliches und damit ein gedankliches Verhältnis; denn wo wir Allgemeines haben, da haben wir es mit Gedanken zu tun. In einer Welt, wo das gesetzliche Verhältnis von Ursache und Wirkung waltet, herrscht der Gedanke, ist der Geist und seine Zwecke das Erste, das Selbständige, und alles äußere Dasein ein Zweites, Abhängiges und Abgeleitetes. Am Organischen, Lebendigen haben wir die nächste Demonstration des Waltens der Vernunft in der Welt; aber damit erweist sich auch alles andre als das System der Mittel für das Lebendige und für den Zweck der Zwecke, der sich im sittlichen Leben darstellt. Die mechanistische Betrachtung beruht auf methodischer Abstraktion und ist als solche vom höchsten Wert; sie stellt eine machtvolle Vereinfachung der unendlich verwickelten Probleme dar, die die Erscheinung bietet, und hat auf diese Weise unschätzbare Ergebnisse an Erkenntnis ermöglicht. Aber das letzte Wort über den Zusammenhang der Dinge in dieser lebensvollen Welt vernünftiger Gestalten gebührt ihr nicht; die vorläufige Methode, die als solche ihre Berechtigung hat, darf sich nicht für die endgültige Theorie ausgeben. Darauf die Aufmerksamkeit gelenkt zu haben, ist Reinkes großes Verdienst. Er hat alte, vergessene Wahrheit wieder ans Licht gestellt, und, was besonders dankenswert ist, er hat diese alte Wahrheit als die rechte Konsequenz der besten modernen Erkenntnis aufgezeigt.

Friedenau-Berlin. Adolf Lasson.

Begegnungen und Erinnerungsblätter.

Begegnungen. Erinnerungsblätter (1819—1899). Von H. Rollett. Wien, L. Rosner. 1903.

Mit Spannung schlägt man ein Buch auf, in dem ein Veteran persönliche Begegnungen mit Grillparzer (S. 56), Lenau (S. 87), Gutzkow (S. 100), Ronge (S. 131), Arndt (S. 137), Schopenhauer (S. 140), Halm (S. 184), Ada Christen (S. 191), Karl Beck (S. 74) und andern berichten will. Indes wird man meist enttäuscht: es sind Begegnungen, wie sie jeder Autographensammler und Zelebritätenjäger haben kann: ein paar Worte mit Kaulbach (S. 105) oder ein paar Briefe, mit dem Journalisten Schuselka (S. 122) gewechselt; ein paar vage Ausdrücke über Eckermann (S. 152: „Er war in manchen Dingen recht eigentümlich, aber eine durch und durch gediegene, wirklich brauchbare Natur, und es erscheint sofort begreiflich, daß er in seiner Weise ganz zu Goethe paßte“ . . .!) — Dergleichen hätte wohl wegbleiben mögen, so gut wie die in den ersten Aufsätzen ein dutzendmal wiederkehrende Versicherung, Rolletts Vater sei ein vielbeschäftigter Arzt in Baden bei Wien gewesen. Doch mag man einem so alten Herrn die Bequemlichkeit, mit der er alle Zeitungsaufsätze einfach zusammenklebt, natürlich eher verzeihen als den Jüngsten, die zum Wegstreichen von Satzdubletten auch keine Zeit haben.

Ein hübsches Büchlein hätten wir erhalten, wenn der Sammler sich etwa auf folgende Nummern beschränkt hätte:

1. Kaiser Franz (S. 7) — anschauliche Schilderung seiner kühlen Gemütlichkeit.

2. Helmina v. Chézy (S. 11) — in ihrer Aufgeregtheit gut beobachtet, — die reine Hermine v. Preuschen.

3. Metternich (S. 29) — hübsche Anekdote.

4. Kaiser Ferdinand (S. 44) — der intellektuelle Rettungsversuch wirkt so erheiternd, daß wir ihn nicht missen möchten.

5. F. Raimund (S. 49) — die grausige Geschichte seines Selbstmordes und der zu wissenschaftlichen Zwecken konfiszierten Schädeldecke.

6. Grillparzer (S. 56) — gute Beschreibung seiner äußeren Haltung und Sprechweise.

7. Ernst v. Feuchtersleben (S. 76) — sein großer Brief an den lyrischen Anfänger ist objektiv wohl das wertvollste Stück des ganzen Buches. Was er über die Gefahr des ersten Gedrucktwerdens sagt, ist so treffend wie seine Ahnung, das Warnen werde auch diesmals nichts nützen.

8. Dingelstedt (S. 83) — der gutmütige Rollett wird in diesen Begegnungen freilich wohl besser charakterisiert als der scharfe „Nachtwächter".

9. Lenau und Anastasius Grün (S. 87) — hübsches Momentbild.

10. O. L. B. Wolff (S. 97) — eine nicht unbedeutende Persönlichkeit wird uns durch kleine Züge nähergebracht.

11. K. Gutzkow (S. 100) — ein lyrischer Moment aus dem Leben des Unlyrischen, ein liebenswürdiger aus dem des Unliebenswürdigen: die hoffnungsfreudige erste Vorlesung des „Uriel Acosta" nach der Heimkehr aus Paris.

12. Justinus Kerner (S. 108) — nichts Neues, aber erfüllt von der Herzlichkeit des Geistersehers von Weinsberg.

13. D. Fr. Strauß (S. 113) — etwas zu „liebenswürdig", ein Porträt in W. Hensels Art, aber doch immer mit Porträtähnlichkeit.

14. Wolfgang Menzel (S. 119) — gibt ebenfalls ein „zu freundliches" Bild, das aber als Gegengewicht gegen schroffere Umrißzeichnungen Wert hat.

15. Robert Blum (S. 162) — charakteristische Momentbilder aus der Revolutionszeit. Wie Blum, Ruge, Althaus und Rollett einen Aktionsplan für die Umwälzung entwerfen — zwei große Agitatoren und zwei stille Gemütsmenschen! — das ist eine Szene von weltgeschichtlicher Tragikomik.

16. Richard Wagner (S. 171) — so sehr ins Herbe verzeichnet wie Dingelstedt oder Menzel ins Weiche, aber nicht ohne Beobachtung der lebendigen Aktion des komponierenden Künstlers.

17. Robert Schumann (S. 177) — wieder, wie bei Raimund, merkwürdige Nachrichten über die letzten Momente.

18. Fr. Halm (S. 184) — neben Feuchtersleben der wertvollste Beitrag. Rollett überreicht eine Tragödie „Dido" — Halm fragt, warum er kein Lustspiel daraus gemacht habe. Rollett ist sprachlos und versteht das noch nach dreißig Jahren nicht. Wie bezeichnend aber ist der Wink für den klugen Modernisator! Wie deutet er auf Shakespeares „Troilus und Cressida" oder Holbergs „Ulysses von Ithacia" zurück, auf die „Rosamunde" in Heyses „Merlin" und ähnliche Travestien vor!

19. Ferdinand Kürnberger (S. 189) — kurze, aber höchst lebensvolle Schilderung des unglücklich-unruhigen, verblüffend formlosen Kritikers.

Die 31 Nummern, die das Buch noch enthält, kann man ohne Schaden überspringen — und ebenso leider meist die von Rollett mit eitler Pietät mitgeteilten eigenen Gedichte an die geschilderten Personen. — Es bleibt so doch ein hübsches Museum von Porträts und Autographen, während das ganze Buch ein Kuriositätenkabinett voller Unwichtigkeiten bildet, wie das von Rollett allzu oft erwähnte in Baden bei Wien gewesen zu sein scheint.

Richard M. Meyer.

„Die jungschweizerische Dichterschule.“

Herr J. C. Heer ersucht uns um Aufnahme nachstehender Erklärung:

„Die ‚Deutsche Rundschau‘ vom 1. Dezember 1904 enthält einen Aufsatz ‚Die jungschweizerische Dichterschule‘, deren Verfasser, Herr Platzhoff-Lejeune in Lausanne, auch meine literarische Persönlichkeit bespricht. Der Inhalt des mir gewidmeten Abschnittes nötigt zu einer tatsächlichen Richtigstellung. Herr Platzhoff sagt, ich hätte mich nicht gescheut, in dem Roman ‚Felix Notvest‘ wirkliche Personen und Dinge in photographischer Nachbildung zu bringen, und drückt damit den Roman in das Reich geringer Sensationskunst hernieder. Der Satz ist richtig, wenn man das ‚nicht‘ beseitigt, ihn also in sein Gegenteil verkehrt. Der Roman enthält keine einzige Photographie, seine Gestalten samt und sonders stehen dichterisch frei, ebenso die geschilderten Dinge — der Wirklichkeit entspricht nichts als die geschichtliche Stimmung einer schwer bewegten Zeit im Kanton Zürich, dazu die Verwendung einer Anzahl Motive nach dichterischem Recht.“

Hierzu bemerkt Herr Dr. Platzhoff-Lejeune, dem wir obiges mitgeteilt haben:

„Das Wort ‚photographisch‘ nehme ich gern zurück. Daß aber tatsächliche Vorkommnisse, über die man besser geschwiegen hätte, im Roman behandelt werden, weiß in Zürich jedermann.“

γ. **August Schneegans** (1835—1898). Memoiren, ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Übergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor in Würzburg. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Wir stehen nicht an, diese Denkwürdigkeiten zu den interessantesten Büchern über die Geschichte der letzten Jahrzehnte zu zählen. Der Verfasser, vor 1870 französischer Journalist und Politiker, hat nach 1870 zu den Männern gehört, die mit offenem Blick und festem Willen die Dinge so nahmen, wie sie einmal waren, und aus der Tatsache, daß Frankreich im Frankfurter Frieden das Elsaß an Deutschland abgetreten und es somit seinem Schicksal überlassen hatte, schweren Herzens, aber bestimmt und klar die Folgerung zogen, daß das Elsaß nunmehr auch von Frankreich absehen und für sich selbst sorgen müsse. Er hat deshalb aus allen Kräften für die Bildung der sog. „Autonomistenpartei" gewirkt, welche 1877 mit allen ihren fünf Kandidaten für den Reichstag (darunter auch Schneegans) durchdrang und trotz mancher harter Rückschläge das Reichsland schließlich zu dem von ihr erstrebten Ziele geführt hat. Mit welchen Schwierigkeiten dabei gekämpft werden mußte, wie namentlich die ultramontanen Einflüsse damals gegen die deutschfreundlichen und besonders die evangelischen Kandidaten wirkten, das möge man in dem (auch formell vorzüglich, fesselnd und anschaulich geschriebenen) Buche selbst nachlesen. Als 1879 der Autonomist Klein den ihm angebotenen Posten eines Unterstaatssekretärs ablehnte und die Autonomisten sich von den notgedrungen zur positiven Arbeit bekehrten Klerikalen übers Ohr hauen ließen und mit ihnen zusammenzugehen sich entschlossen, da fühlte Schneegans, daß er vorerst isoliert sei, und trat als Generalkonsul von Messina ins Auswärtige Amt ein. „Ich habe," sagt er bezeichnend, „in acht Jahren einen Weg durchlaufen, den meine elsässischen Landsleute vielleicht erst nach fünfzig Jahren hinter sich haben werden." Eine Heliogravüre zeigt uns die schönen, männlichen Züge des tapferen Mannes, dem der Sohn durch die Zusammenstellung und Übersetzung seiner Memoiren das beste Denkmal gesetzt hat.

γ. **Reformationsgeschichtliche Streitfragen.** Ein Wort zur Verständigung aus Anlaß des Prozesses Berlichingen. Von Sebastian Merkle, o. ö. Professor der Kirchengeschichte an der Universität Würzburg. München, Kirchheim. 1904.

Im Herbst 1902 hielt der Konvertit und frühere Jesuitenpater Freiherr v. Berlichingen in Würzburg öffentliche Vorträge über Reformation, Revolution und Dreißigjährigen Krieg; sie wurden nachher in etlichen 20 Heften und mehr als 400 Seiten herausgegeben. Obwohl er versichert hatte, daß er so ruhig, so leidenschaftslos und so unparteiisch wie möglich sprechen und nur die reine Wahrheit, aber auch die volle Wahrheit vortragen werde, so erregten die Vorträge durch ihre Maßlosigkeit doch auf protestantischer Seite solche Entrüstung, daß eine Anzahl protestantischer Gelehrter (wie Th. Kolde) in Würzburg Gegenvorträge veranstaltete und ein sehr gut unterrichteter protestantischer Volksschullehrer, Jakob Bryhl, eine Gegenschrift unter dem Titel „Ultramontane Geschichtslügen" herausgab. Da Berlichingen ihm Lüge vorwarf, so klagte Bryhl, und das Gericht beschloß, einen Sachverständigen zu Rate zu ziehen, eben den Professor der Kirchengeschichte in der katholisch-theologischen Fakultät zu Würzburg, Sebastian Merkle, einen geborenen Württemberger. Dessen Gutachten fiel ebenso günstig für Bryhl wie vernichtend für Berlichingen aus, der daraufhin eine beträchtliche Geldstrafe verurteilt wurde. Die ultramontane Presse — und leider sogar der Bischof von Würzburg — verübelte dem ehrlichen, wahrheitsliebenden Professor sein Gutachten sehr: und um sich gegen jene zu wehren, flüchtete sich Merkle in die Öffentlichkeit und gab die oben verzeichnete, 76 Seiten starke Flugschrift heraus, die wir geradehin als ein Dokument der Zeit bezeichnen dürfen. Sie beweist zweierlei: 1. daß Berlichingen auch von den bescheidensten methodologischen Grundsätzen keine Ahnung hat und auf Grund veralteter oder von Haus aus ungenügender Vorlagen (Quellen kann man gar nicht einmal sagen) arbeitet, und 2. daß die ultramontane Presse in ihrer übergroßen Mehrheit dem kritiklosen Hetzer kritiklos zujubelt und es Merkle schwer verübelt, daß er der Wahrheit die Ehre gegeben hat. Sapienti sat.

δ. **La politique protectionniste en Angleterre.** Un nouveau danger pour la France. Par Georges Blondel. Paris, Librairie Victor Lecoffre. 1904.

Seit einer Reihe von Jahren hat der Herr Verfasser die verdienstvolle Aufgabe erfüllt, ein friedlicher Vermittler zu sein zwischen den Erscheinungen der wirtschaftspolitischen und sozialpolitischen Literatur von Deutschland, Frankreich, England — als Manifestationen ihrer neuesten politischen Entwicklung. Zumal hat er sich verdient gemacht durch die rege Mitarbeit an den Bestrebungen, seinen französischen Landsleuten ein Verständnis für das neue Deutschland zu erwecken, nachdem er damit begonnen hatte, auf dem Gebiete des deutschen Mittelalters fachmäßig zu arbeiten. — Das jetzt vorliegende Buch behandelt die für Deutschland und Frankreich so wichtige Schutzzollbewegung, die unter Führung von Chamberlain im letzten Jahre ganz und gar in den Mittelpunkt der englischen Politik getreten ist. Blondel faßt die gesamte neueste Literatur zumal aus den Fachzeitschriften zusammen und gibt in anziehender Form ein Bild der heutigen Situation und der daran sich knüpfenden ferneren Aussichten. Diese letzteren deuten — nach der Ansicht Blondels — auf einen Umschwung der englischen Handelspolitik vom Freihandel, der seit einem halben Jahrhundert dort geherrscht hat, hinüber zu dem die ganze sonstige Welt beherrschenden Schutzzollsystem: nicht etwa deshalb, weil er diesen Umschwung als gerechtfertigt ansieht und noch weniger als erwünscht für Frankreich, sondern

weil er glaubt, daß die Agitation Chamberlains eine Saite von mächtiger demagogischer Kraft angeschlagen hat. — Wir erwähnen die treffliche Schrift des Herrn Verfassers in der „Deutschen Rundschau“ um so lieber, weil er im Geiste unsrer Zeitschrift seit vielen Jahren dazu mitgeholfen hat, den friedlichen und Frieden fördernden Geistesaustausch der deutschen und der französischen Nation zu vermehren. In der Gegenwart sind die Früchte dieser Bemühungen immer sichtbarer geworden. Die „Intellektuellen“ beider großen Völker sind mehr und mehr die Bürgen eines ungestörten Nebeneinanderwirkens geworden für die Werte der ideellen und materiellen Kultur.

γ. **Reisen im westindischen Mittelmeer.** Fahrten und Studien in den Antillen, Colombia, Panama und Costarica. Von Dr. Georg Wegener. Mit 45 Abbildungen und 4 Kartenskizzen. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1904.

Das vorliegende Buch enthält Berichte über Reisen in Westindien, die der Verfasser im Jahre 1903 unternommen hat. Er ging von Hamburg nach der dänischen Insel St. Thomas, von da nach Martinique, wo er den Krater des Mont Pelé besuchte, dann nach der Mündung des Magdalenenflusses, von hier nach Panama und schließlich nach Costarica, wo er die Hauptstadt San José besuchte und den Vulkan Irazu bestieg. Die Berichte sind in hohem Grade anziehend und lehrreich. Besonders gilt das von dem Aufsatz über den Panamakanal, der auf siebzig Seiten einen sehr übersichtlichen Bericht über die Entstehungsgeschichte des Unternehmens (das schon der Eroberer Mexikos, Cortez, geplant hat) enthält und dann den Befund wiedergibt, wie er sich Wegener bei seinem Besuch darstellte. Er ist der Überzeugung, daß der Panamakanal von jeher, wie das auch der Pariser Fachkongreß 1879 aussprach, den unbedingten Vorzug vor dem Nicaraguakanal verdient hat, weil er nur 75, dieser 300 km lang sein wird, und weil er ein Niveaukanal sein kann, während der Nicaraguakanal, da der See von Nicaragua 33 m über Meer liegt, immer eine Schleusentreppe werden müßte. Wer da weiß, wie schwierig die Durchfahrt durch lange Kanäle ist, wie das selbst beim Kaiser-Wilhelms-Kanal (96,5 km) und vollends beim Suezkanal (160 km) sich zeigt, der weiß den Vorzug der Kürze zu schätzen. Seit die Vereinigten Staaten sich 1903 Panamas versichert haben und die französische Panamagesellschaft sich 1904 (im April) zur Abtretung ihrer Anlagen und Rechte an die Vereinigten Staaten entschlossen hat, ist die Vollendung dieses Kanals, wozu noch 600 Mill. Mark gehören, in greifbare Nähe gerückt. Wegener erinnert daran, daß schon Goethe diesen Ausgang gegen Eckermann 1827 vorhergesagt hat.

βλ. **Un Divorce.** Par Paul Bourget. Paris, Plon-Nourrit & Co. 1904.

Wenn zugestanden wird, was wir selbst nicht zuzugestehen vermögen, daß Bourget das von ihm behandelte Problem nach richtigen psychologischen Voraussetzungen konstruiert hat, so verdient sein neuester Roman das Interesse, das er erweckt. Er schildert Persönlichkeiten, von denen jede in ihrer Art anziehend und interessant ist. In der heutigen Literatur wird ein solches Vergnügen dem Leser nicht oft zuteil. In den Liebesepisoden insbesondere hat der Autor sein Bestes gegeben. Seiner Absicht, aus dem Buch eine Anklageschrift gegen die moderne Auffassung der Ehe zu machen, pflichten wir in der Hauptsache durchaus bei. Unsre Einschränkung bezieht sich darauf, daß die Hauptfigur des Romans, der Kantianer Darras, mit einem Zugeständnis beginnt, das seiner starren Logik durchaus widerspricht. Warum gesteht er seiner in religiösen Fragen noch gänzlich gleichgültigen Gattin, bei Schließung der Zivilehe mit ihr, die katholische Erziehung der künftigen Kinder zu? So wie Bourget diese Frau schildert, würde sie, die auf kirchliche Trauung verzichtete, auch auf dieser Bedingung damals nicht bestanden haben. Sie gibt es ja anstandslos zu, daß er ihren Sohn aus erster Ehe nach seinen nicht nur antikirchlichen, sondern antichristlichen Grundsätzen erzieht Und die Seele des eignen Kindes soll er so gering werten, daß er diese Tochter „dem katholischen Aberglauben ‘und Fanatismus“ widerstandslos überläßt? Aber freilich, damit ist der Konflikt gegeben, auf dem Bourgets Roman im wesentlichen beruht. Wir müssen die Unwahrscheinlichkeit hinnehmen, um den „Divorce“ zu erhalten; um so besser ist die Schilderung des Stiefsohnes gelungen, der den Adoptivvater mit seinen eignen Waffen schlägt und die „freie Liebe“, ohne den Zuspruch des Herrn Bürgermeisters mit der Schärpe, wählt. Er hat das letzte Vorurteil, das der bürgerlichen Ehrbarkeit, überwunden.

ζ. **Rußland.** Europäisches Rußland, Eisenbahnen in Russ.-Asien, Teheran, Peking. Handbuch für Reisende. Von K. Bädeker. Mit 20 Karten, 40 Plänen und 11 Grundrissen. 6. Aufl. Leipzig, Karl Bädeker. 1904.

Nordamerika. Die Vereinigten Staaten nebst einem Ausflug nach Mexiko. Handbuch für Reisende. Von K. Bädeker. Mit 25 Karten, 32 Plänen und 4 Grundrissen. 2. Aufl. Leipzig, Karl Bädeker. 1904.

Die Bädekerschen Reisebücher haben sich in jedem Betracht als so mustergültig erwiesen, daß man, so oft sie neu erscheinen, immer nur das Beste erwartet. Die beiden Bände, die uns vorliegen und zu gleicher Zeit herausgegeben wurden, entsprechen jedoch in noch höherem Maße als sonst einem allgemein empfundenen Bedürfnis. Rußland ist durch den Ausbau der sibirischen Bahn und den Ausbruch des japanischen Krieges ebenso wie Nordamerika durch den Aufschwung des industriellen Lebens und die Weltausstellung in St. Louis in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt worden. Hier wie dort sind die Dinge einem so raschen Wechsel unterworfen, daß es keiner geringen Sorgfalt und Geschicklichkeit bedurfte, in diesen Handbüchern Überflüssiges oder Veraltetes auszuscheiden und den gegenwärtigen Stand der Dinge in allen Einzelheiten genau zu berücksichtigen. Dieser Aufgabe ist der Verlag jedoch so vollständig gerecht geworden, daß jede Seite die Spuren der gewissenhaften Durcharbeitung aufweist. In dem Werke über Rußland sind fünf

zehn Stadtpläne, eine Karte von Südsibirien und Turkestan sowie vier Grundrisse hinzugekommen. Zwei Abschnitte sind völlig neu. Der eine enthält die Beschreibung der Fahrt von Baku im Kaukasus nach Teheran sowie eine Schilderung der Hauptstadt von Persien, die nach einer Zeiteinteilung von sechs Tagen mit ihren Sehenswürdigkeiten an uns vorüberzieht. Der andre Teil beschäftigt sich mit der mandschurischen Eisenbahn auf der Strecke von Charbin bis nach Dalnij und Port Arthur, wobei der Schauplatz des gegenwärtigen Krieges genau hervorgehoben wird. Hieran schließen sich eine Führung von Daschijjao über Jukou nach Peking und wertvolle Angaben über die Gasthäuser und Beförderungsmittel, die Geschichte und Bevölkerung, die Tempel, Türme und wissenschaftlichen Anstalten in der chinesischen Kaiserstadt nebst Ausflügen in deren Umgebung. Auch das übrige asiatische sowie das europäische Rußland lassen die bessernde Hand bei der Behandlung der Städte und Reisewege überall erkennen. Dasselbe Lob kann auch in vollem Umfang auf das Reisebuch über die Vereinigten Staaten übertragen werden. Da es sich um Verhältnisse handelt, die trotz der Verwandtschaft der Nationen von den europäischen wesentlich abweichen, war es ein glücklicher Gedanke, nicht nur über Reisekosten, Ausrüstung, Paß, Zoll, Sprache, Überfahrt und Eisenbahnen, sondern auch über die geographischen Eigentümlichkeiten und das Deutschtum in Nordamerika orientierende Bemerkungen vorausgehen zu lassen, die aus der Feder des leider kürzlich verstorbenen Friedrich Ratzel herrühren. Acht Karten und zehn Stadtpläne sind neu hinzugekommen, die sich über das Riesengebiet der Vereinigten Staaten verteilen. Auf 104 Routen wird das Land vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean, von Alaska bis zum Meerbusen von Mexiko durchstreift, und überhaupt werden für den Aufenthalt in den Hotels, auf den Eisenbahnen und Schiffen Winke gegeben, die, wie sich das bei Bädeker von selbst versteht, durchaus zuverlässig sind. Endlich sei auch die Sorgfalt hervorgehoben, die sowohl in dem Buch über Rußland wie in dem über die Vereinigten Staaten auf die richtige Schreibart und Aussprache der geographischen Bezeichnungen verwendet worden ist, so daß dem Reisenden, der sich sein Ziel östlich im Zarenreiche oder westlich jenseits des Atlantischen Ozeans steckt, der eine oder andre dieser Bände ein willkommener Begleiter sein wird.

βγ. **Die Geschichte eines Soldatenlebens.** Von Feldmarschall Viscount Wolseley. Autorisierte Übersetzung. Mit Porträt und Plänen. 2 Bände. Berlin, Karl Siegismund. 1905.

Das Werk enthält den Bericht des Verfassers über seine Jugendjahre, seine erste militärische Verwendung als Fähnrich in Birma, seine schwere Verwundung beim Sturm auf die befestigte Stellung einer Dakoitbande und seine Teilnahme am Krimkriege, in dem er acht Tage vor dem erfolgreichen Sturm auf Sewastopol in den Laufgräben zum zweitenmale schwer verwundet wird. Nach kurzem Aufenthalt in der Heimat wird sein Bataillon nach China kommandiert, aber wegen des Ausbruches des Sepoi-Aufstandes nach Indien dirigiert; er macht dort den Entsatz von Lukknow und die Feldzüge in Oudh bis zum Mai 1859 mit. Am Feldzug in China 1860 nimmt Oberstleutnant Wolseley im Stabe Sir Hope Grants, des Oberbefehlshabers, teil. Im Jahre 1862 wird er nach Kanada geschickt, wo man durch die Trentaffäre (die Wegnahme zweier Agenten der Südstaaten durch ein amerikanisches Kriegsschiff von Bord eines englischen Postdampfers) auf die Notwendigkeit aufmerksam geworden war, mehr als bisher, namentlich durch die bessere Ausbildung der Milizen für die Verteidigung der Kolonie zu sorgen. Er benutzt die Gelegenheit zu einem Ausfluge in das Lager der südstaatlichen Armee, den er wohl, obgleich das nicht gesagt wird, in höherem Auftrage unternimmt, um über die dortigen militärischen Aussichten zu berichten. Dann wohnt er dem kindischen Einfall der Fenier in Kanada 1866 bei und wird 1870 mit der Unterdrückung des von Louis Riel mit französischen Mestizen im Gebiet der Hudsongesellschaft in Szene gesetzten sogenannten Redriveraufstandes beauftragt. Nach großen, gut überwundenen Schwierigkeiten erreicht er ohne Verluste Fort Garry, den Hauptsitz der Aufständischen, um diese geflohen zu finden. Den Führer Riel ereilte sein Schicksal erst fünfzehn Jahre später, als er bei einem neuen Aufstandversuch in Manitoba gefangen und geheult wurde. Nach England zurückgekehrt, nimmt der Verfasser im großen Generalstabe der Armee an der durch die Ereignisse von 1870 hervorgerufenen, von dem Kriegsminister Mr. Cardwell geleiteten Reorganisation der englischen Armee teil, erhält, nunmehr als Oberst Sir Garnet Wolseley, den Oberbefehl über die Expedition gegen König Koffu von Aschanti, die er 1874 mit der Eroberung von der Hauptstadt Kumassi siegreich beendet. Mit seiner Rückkehr nach London, wo er alle seine Habseligkeiten verbrannt findet, schließt das Werk. Erwähnt soll hier aber noch werden, daß ihm für diese Expedition das Parlament den Dank der Nation aussprach und eine Dotation von 500000 Mk. bewilligte, während die City von London ihm das Ehrenbürgerrecht und ein Ehrenschwert verlieh. — Der Leser hat in den vorliegenden beiden Bänden mit einem reichen militärischen Leben zu tun, dem freilich ein fast noch reicheres folgte, denn Sir Garnet war 1879 Oberbefehlshaber in Südafrika, 1882 in Ägypten und 1884—85 im Sudan, bei welchen Anlässen er Gelegenheit hatte, neue Proben seines großen organisatorischen Talents zu geben, das sich bei der Redriverexpedition und dem Aschantifeldzuge so glänzend bewährt hatte. Aber auch der nicht militärische Leser wird vieles finden, das ihn interessiert, wenngleich manche wie es scheint überflüssige und unnötig harten Urteile über Vorgesetzte und Kameraden, die längst aufgehört haben eine Rolle zu spielen, dem Buche das gewisse Etwas nehmen, das Lord Roberts „Einundvierzig Jahre in Indien" zu einer so sympathischen Lektüre machte.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Richard Wagner. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien. Von Guido Adler. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Altmann. — Richard Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Meisters. Von Wilhelm Altmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Apollon und Dionysos. — Ein Beitrag zur dualistischen Weltanschauung. Dem Andenken Otto Weiningers. Berlin, Richard Schröder. 1905.

Azoury. — Le réveil de la nation Arabe dans l'Asie turque. Par Negil Azoury. Paris, Plon. 1905.

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. VII. Band. Vom 1. Januar bis 31. Dezember 1902 Mit dem Bildnis von Rudolf Virchow in Heliogravüre. Berlin, Georg Reimer. 1905.

Bjerre. — Der geniale Wahnsinn. Studie zu Nietzsches Gedächtnis. Von Paul Bjerre. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen. Leipzig, J. G. Naumann. O. J.

Braasch. — Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von H. Braasch. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Bresciano. — Il vero Edgardo Poe. Di Raffaele Bresciano. Palermo-Roma, Fr. Ganguzza Lajosa. 1904.

Calderon de la Barca. — Jeder hüte sein Geheimnis. Ein Mantel- und Degenstück in drei Aufzügen. Von Calderon de la Barca. Deutsch von Heinrich Werner. Baden-Baden, Pet. Weber. 1904.

Cartellieri. — Über Wesen und Gliederung der Geschichtswissenschaft. Akademische Antrittsrede von Alexander Cartellieri. Leipzig, Dyksche Buchhandlung. 1905.

Cohn. — Über Fakultäten, deren Vereinigung und Trennung. Antwort auf die Festrede von Felix Klein „Über die Aufgaben und die Zukunft der philosophischen Fakultät". Von Gustav Cohn. Leipzig, Duncker & Humblot. 1905.

Collection des plus belles pages. — Gérard de Nerval. Avec une notice et un portrait. Deuxième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Collection des plus belles pages. — Rétif de la Bretonne. Avec une notice et un portrait. Deuxième édition. Paris, Société du Mercure de France. 1905.

Cornelius. — Literarische Werke von Peter Cornelius. Erste Gesamtausgabe, im Auftrage seiner Familie herausgegeben. IV. Gedichte, gesammelt und herausgegeben von Adolf Stern. Mit einem Bildnis. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1905.

Damrosch. — Der Kupferdreier oder Treue um Treue. Ein unmodernes Drama in fünf Akten. Von Joseph H. Damrosch. Berlin, Alfred Unger. 1905.

Diest. — Aus der Zeit der Not und Befreiung Deutschlands in den Jahren 1806 bis 1815. Herausgegeben von Gustav v. Diest. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1905.

Dobschütz. — Das apostolische Zeitalter. Von E. v. Dobschütz. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. Erste Reihe, 9. Heft.) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Dungern. — Frische Blüten. Lieder von Otto Freiherrn von Dungern. Zeichnungen von August von Meißl. Regensburg, W. Wunderling. 1905.

Eckart. — Luther im Urteile bedeutender Männer. Zusammengestellt und herausgegeben von Rudolf Eckart. Berlin, Albert Kohler. 1905.

Ferri-Pisani. — Les pervertis. Roman d'un Potache. Paris, Librairie Universelle (S. a.)

Fuchs. — Heimatschutz einer Volkswirtschaft. Von Carl Joh. Fuchs. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Funck-Brentano. — Les sophistes français et la révolution européenne. Par Th. Funck-Brentano. Paris, Plon. 1905.

Gander. — Die Tierseele. Von P. Martin Gander, O. S. B. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1905.

Goethes sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe in 40 Bänden. Neunter Band. Zeitdramen. Gelegenheitsdichtungen. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Otto Pniower. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf.

Govone. — Mémoires. (1818—1870.) Mis en ordre et publiés par son fils le chevélier U. Govone. Traduits de l'italien par le commandant M. H. Weil. Édition française augmentée de documents inédits. Préface de M. Jules Clarétie. Avec portrait et une carte. Paris, Albert Fontemoing. 1905.

delle Grazie. — Sämtliche Werke von M. E. delle Grazie. Neunter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1904.

Grimm. — Auswahl aus den kleinen Schriften von Jakob Grimm Mit einem Bildnis Jakob Grimms. Hamburg, im Gutenberg-Verlag Dr Ernst Schultze. 1904.

Hackmann. — Vom Omi bis Bhamo. Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma. Von Liz. H. Hartmann. Illustriert von Alfred Wefsner. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Hanotaux. — Geschichte des zeitgenössischen Frankreich. Von Gabriel Hanotaux. Autorisierte Übersetzung. Zweiter Band. Erster Teil. Berlin, G. Grote. 1905.

Harnack. — Die Notwendigkeit der Erhaltung des alten Gymnasiums in der modernen Zeit. Vortrag von Adolf Harnack. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1905.

Harnack. — Schiller. Von Otto Harnack. Mit zehn Bildnissen und einer Handschrift. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1905.

Heinrichs. — Die Lohengrin-Dichtung und ihre Deutung. Von Richard Heinrichs. Hamm i. W., Breer & Thiemann. 1905.

Hennig. — Wunder und Wissenschaft. Eine Kritik und Erklärung der aktuellen Phänomene. Von Richard Hennig. Hamburg, im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze. 1904.

Herriot. — Madame Récamier et ses amis. D'après de nombreux documents inédits. Par Edouard Herriot. Paris, Plon 1904.

Hillger. — Die Länder und Staaten der Erde 1905. Geographisch-statistisches Handbuch von Hermann Hillger. Berlin, Leipzig, Chicago, Hermann Hillger Verlag.

Hilprecht. — Die Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien. Geschildert von Hermann W. Hilprecht. Erster Teil. Mit 50 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1904.

Hilty. — Studien. Ausgewählte Aufsätze aus dem Politischen Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Carl Hilty. Bern, K. J. Wyß. 1905.

Hollmann. — Welche Religion hatten die Juden, als Jesus auftrat? Von G. Hollmann. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. Erste Reihe, 7. Heft.) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Humpert. — Herzenskämpfe. Bekenntnisse und Mahnungen. Von Th. Humpert. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Jacobi. — Die Bedeutung der Farben im Tierreiche. Von Arnold Jacobi. Mit zwei Abbildungen. Bradwede i. W., Breitenbach & Hoerster. 1904.

Jeremias. — Babylonisches im Neuen Testament. Von Alfred Jeremias. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung 1905.

Jeremias. — Monotheistische Strömungen innerhalb der babylonischen Religion. Von Alfred Jeremias. Leipzig, J. C. Hinrichs. 1904.

Immanuel. — Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung dargestellt von Immanuel. Zweites Heft. Mit sieben Zeichnungen und einer Übersichtskarte. Berlin, Richard Schröder. 1905.

Johannes. — Aus dunklen Gärten. Skizzen von Adolf Johannes. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Justi. — Hessisches Trachtenbuch. Herausgegeben von F. Justi Vierte (Schlufs-) Lieferung. Marburg, J. N. Elwert. 1905.

Kurze. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation und der Religionskriege. Von F. Kurze. Leipzig, G. J. Göschen. 1904.

Lanz-Liebenfels. — Theozoologie oder die Kunde von den Sodoms-Äfflingen und dem Götter-Elektron. Eine Einführung in die älteste und neueste Weltanschauung und eine Rechtfertigung des Fürstentums und des Adels. (Mit 45 Bildern.) Von J. Lanz-Liebenfels. Wien, Leipzig, Budapest, Moderner Verlag. O. J.

Latin. — Une confédération orientale comme solution de la question d'Orient. Par un Latin. Paris, Plon. 1905.

Loewenberg. — Deutsche Dichterabende. Eine Sammlung von Vorträgen über neuere deutsche Literatur von J. Loewenberg. Mit einem Bildnis Detlevs von Liliencron. Hamburg, im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze. 1904.

Loewenberg. — Von Strand und Straße. Gedichte von J. Loewenberg. Hamburg, M. Glogau jr. 1905.

Löhr. — Seelenkämpfe und Glaubensnöte vor 2000 Jahren. Von Max Löhr. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. Zweite Reihe, 1. Heft.) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1904.

Lucka. — Otto Weiningen. Sein Werk und seine Persönlichkeit. Von Emil Lucka. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüllor. 1905.

Martin. — Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von M. Martin. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Matter. — Bismarck ot son temps. Par Paul Matter. Paris, Alcan. 1905.

Meisterwerke der Malerei. — Herausgegeben von Wilhelm Bode und Fritz Knapp. Alte Meister. Bis zur vierundzwanzigsten Lieferung. Berlin, Rich. Bong.

Meurer. — Der russisch-japanische Krieg in seinen Rückwirkungen auf den Weltfrieden. Von Julius Meurer. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Mielke. — Geschichte des deutschen Romans. Von Hellmuth Mielke. Leipzig, G. J. Göschen. 1904.

Moderner Cicerone. — Mailand und die Certosa di Pavia. Von Paul Schuhring. Mit 244 Abbildungen und 4 Grundrissen. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft. O. J.

Montaigne. — Über Erziehung. Deutsch von Maximilian Kohn. Hamburg, Johannes Kriebel. O. J.

Moy. — Das Wahlrecht der Geistlichen. Von Ernst Graf von Moy. München, Carl Haushalter. 1905.

Niedner. — Carl Michael Bellmann, der schwedische Anakreon. Von Felix Niedner. Mit dem Bildnis Bellmanns. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1905.

Olbert. — Geld! Trauerspiel in einem Aufzuge. Von Karl Olbert. Berlin, Hugo Steinitz. 1904.

Parlow. — Um Danebrog und Schwarz-Weiß-Rot. Seeroman von Hans Parlow. Berlin, Boll & Pickerdt. O. J.

Poppe. — Auch eine Philosophie oder Religion? Aus dem Nachlaß des Frankfurter Mathematikers Dr. **, herausgegeben von Theodor Poppe. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. O. J.

Protest! — Der Kampf des kirchlichen Liberalismus. Zum Fall Fischer. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Radziwill. — Meine Erinnerungen. Von Catharine Prinzessin Radziwill. Dritte Auflage. Leipzig, Schmidt & Günther. 1905.

Raesfeldt. — Viel Glück zum Feste! Dichtungen aus der Familie für die Familie gesammelt von Anna Freiin von Raesfeldt. München, Louis Finsterlin. 1905.

Rathgen. — Die Japaner und ihr Wirtschaftsleben. Von K. Rathgen. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Read. — Ein Yankee des Westens. Roman von Orie Read. Aus dem Amerikanischen. Autorisierte Übersetzung von A. Gröning. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Reinhard. — Herzenstöne. Gedichte von A. Reinhart. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Rosen. — Der Sünde Sold. Roman von Franz Rosen. Stuttgart, Strecker & Schröder. 1904.

Rudert. — Skizze eines Moralsystems als praktische Grundlage der künftigen Weltreligion. Gemeinverständliche Ausführungen zum „Letzten Wort der Philosophie". Von Th. Rudert. Leipzig, Th. Knaur. 1905.

Rudolf. — Die neue Frauentracht. Von M. Rudolf. Mit vier Abbildungen. Nochlitz i. S., Rud. Zimmermann. 1905.

Ruland. — Änuchen von Godesberg, ein Rheinlandsang aus unseren Tagen. Von Wilhelm Ruland. Mit Buchschmuck von Gertrud Schubring. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. O. J.

Sabatier. — Examen de quelques travaux récents sur les opuscules de Saint-François. Par Paul Sabatier. Paris, Fischbacher. 1904.

Scherf. — Einsame Gänge. Von Johann Christian Scherf. Leipzig, Georg Merseburger. 1905.

Schilling. — Jugendsünden eines modernen Idealisten. Von Hermann Schilling. Leipzig, Verlag moderner Belletristik. O. J.

Schirmacher. — Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick von Dr. Kaethe Schirmacher. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1905.

Schneider. — L'Ombrie. L'âme des cités et des paysages. Par René Schneider. Paris, Hachette & Cie. 1905.

Schœn. — Hermann Sudermann. Poète dramatique et romancier. Par Henri Schœn. Paris, Henri Didier. 1904.

Schriftstellerbibliothek. — Nr. 3. Verlegerlisten für Schriftsteller. Herausgegeben von der Redaktion der „Feder". Berlin, Federverlag. O. J.

Schultzky. — Schauspiele von O. Schultzky. Zwei Bände. Druck der Mainzer Verlagsanstalt. O. J.

Sociological papers. By Francis Galton, E. Westermarck, P. Geddes, E. Durkheim, Harold H. Mann and V. V. Brandford. With an introductory address by James Bryce. London, Macmillan & Co. 1905.

v. Soden. — Die wichtigsten Fragen im Leben Jesu. (Ferienkursvorträge.) Von D. Hermann Frhrn. von Soden. Berlin, Alexander Duncker. 1905.

v. Soden. — Urchristliche Literaturgeschichte. (Die Schriften des Neuen Testaments.) Von D. Hermann Frhrn. von Soden. Berlin, Alexander Duncker. 1905.

Stern. — Positivistische Begründung des philosophischen Strafrechts (nach Wilhelm Stern). Von Bruno Stern. Berlin, Hermann Walther. 1905.

Stryienski. — Soirées du Stendhal Club. Documents inédits. Par Casimir Stryienski. Préface de L. Bélugon. Paris, Société du Mercure de France. 1904.

Suess-Rath. — Die Frau. Eine Studie aus dem Leben. Von Helene Suess-Rath. Wien, F. und O. Greipel. O. J.

de la Tour. — Les origines de la réforme. La France moderne. Par P. Imbart de la Tour. Paris, Hachette et Cie. 1905.

Türkheim. — Zur Psychologie des Geistes. Tier- und Menschengeist. Von J. Türkheim. Leipzig, C. G. Naumann. O. J.

Vischer. — Die Paulusbriefe. Von Eberhard Vischer. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. Erste Reihe, 4. Heft.) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1904.

Walcker. — Der Tierschutz und die Tierquälereien. Einleitende Betrachtungen von Karl Walcker. Sondershausen, Fr. Aug. Eupel. 1905.

Wangerin. — Verhandlungen der Breslauer Naturforscher-Versammlung über den naturwissenschaftlichen und mathematischen Unterricht an den höheren Schulen. Herausgegeben von A. Wangerin. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1905.

Wasserburger. — Liebesstürme. Drei Novellen aus dem klassischen Hellas. Von Paula von Wasserburger. Buchschmuck von Oskar Brüch. Wien, Karl Geroldś Sohn. 1905.

Weilheim. — Katalog einer Wiener Grillparzer-Sammlung. Von Adolf Weilheim. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller. 1905.

Wittstock. — Das Hohelied der Natur. Von Albert Wittstock. Mit Buchschmuck von H. Meyer-Cassel. Leipzig, Georg Wigand. O. J.

Wrede. — Paulus. Von W. Wrede. (Religionsgeschichtliche Volksbücher. Erste Reihe, 5. u. 6. Heft.) Halle a. S., Gebauer-Schwetschke. 1905.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Walter Paetow** in Berlin-Friedenau.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.122

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY